Wege der Verstetigung –

Die Institutionalisierung der Soziologie(n) in der Schweiz

DISSERTATION
Der Universität St. Gallen,
Hochschule für Wirtschafts-,
Rechts- und Sozialwissenschaften,
Internationale Beziehungen und Informatik (HSG),
zur Erlangung der Würde eines
Doktors der Sozialwissenschaften

vorgelegt von

Niklaus Reichle

von

Rorschach (St.Gallen) und St. Gallen

Genehmigt auf Antrag der Herren

Prof. Dr. Thomas S. Eberle

und

Prof. Dr. Franz Schultheis

Dissertation Nr. 5194

Difo-Druck GmbH, Untersiemau 2022

Die Universität St.Gallen, Hochschule für Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften, Internationale Beziehungen und Informatik (HSG), gestattet hiermit die Drucklegung der vorliegenden Dissertation, ohne damit zu den darin ausgesprochenen Anschauungen Stellung zu nehmen.

St.Gallen, 21. Oktober 2021

Der Rektor:

Prof. Dr. Bernhard Ehrenzeller

Prolog

Eigentlich hatte ich zunächst etwas ganz Anderes im Sinn. Bevor ich mich im Feld der Soziologiegeschichte wiederfand, plante ich ‹Dinge› wie die Ethnographie eines Asylzentrums oder die Untersuchung der jungen Filmszene in Teheran. Mir war es wichtig ein Phänomen zu betrachten, das einen engen Bezug zu aktuellen Geschehnissen aufweist und von einer gewissen Relevanz für die Gegenwart ist. Wie kommt man mit einer derartigen Absicht auf die Idee, sich ins Feld der Soziologiegeschichte zu ‹verirren›? Genau kann ich es Ihnen, werte Leser/-in, ehrlich gesagt nicht erklären. Sicher bin ich mir aber, dass ich in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Soziologie und der Soziologinnen in der Schweiz beides vorgefunden habe: einen unverkennbaren Gegenwartsbezug sowie die Gewissheit, dass die vorliegenden rund 640 Seiten durchaus bedeutsam für das aktuelle Tätigsein von Soziologen und Soziologinnen sind. Der Blick zurück, der Gang in Archive und die Auseinandersetzung mit den Soziologinnen von ‹gestern›, die teilweise noch heute unter uns weilen, sind – wenn man sie sorgsam vornimmt – alles andere als Nostalgie.

Obwohl die Regeln des akademischen Betriebs dies ausdrücklich fordern, sind wissenschaftliche Arbeiten wie die vorliegende kaum je das Resultat eines einzelnen Geistes. Zwar war ich es, der diese Dissertation in die Form geschriebener Worte gebracht hat, indes gründet ihr Inhalt im Austausch mit Vielen, zehrt von der Unterstützung durch Kollegen, Freunde und Familie und ist Ausdruck meiner Bereicherung durch andere. Gedankengänge, Argumente und Ideen mögen im stillen Kämmerchen Gestalt annehmen, nicht selten gründen sie aber im gemeinsamen Alltag mit anderen.

Zentrale Gewissheiten in meinem Leben, vieles von dem, was ich weiss, verdanke ich meiner Frau Eleonora. Sie hat mich während der vergangenen Jahre getragen, gestützt, geduldet, immer wieder von Neuem inspiriert, geliebt und vor dem Abdriften ins Extreme bewahrt. Zusammen mit ihr ist mir das Beste gelungen, was ich je hervorgebracht habe: Unsere Familie. Vor allem unsere Kinder Milo und Rosa zeigen mir jeden Tag, dass der Fokus auf Beruf und Karriere – wie wichtig er bisweilen erscheinen mag – letztlich nur einer von vielen möglichen und keineswegs der einzig richtige ist.

Für die umsichtige, sorgfältige und wertvolle Begleitung möchte ich mich bei meinem Referenten Thomas S. Eberle und meinem Korreferenten Franz Schultheis bedanken. Ersterem verdanke ich einen spezifischen soziologischen Blick, die Sensibilität für das Subtile und ganz generell die biographische Wendung, die mich zur Soziologie gebracht hat. Hätte ich im ersten Semester meines Studiums an der auf Wirtschafts- und Rechtswissenschaften ausgerichteten Universität St.Gallen – nicht den Weg in seine Lehrveranstaltung zur Soziologie der Kommunikation gefunden, wäre ich heute wohl ganz wo anders. Im Rahmen dieser Arbeit hat mich Thomas Eberle mit viel Geduld und grossem Einsatz begleitet. Franz Schultheis verdanke ich einen ersten Ausflug in die Welt der Empirie. Im Sinne eines forschenden Lernens hat er mich in einem Doktorandenseminar dazu ermutigt, die sozialen Phänomene um mich herum ethnographisch zu erkunden.

Ganz herzlich möchte ich mich auch bei Florian Elliker, ständigem Dozenten für Soziologie an der Universität St. Gallen, bedanken, der mir stets Vertrauen entgegenbringt, mir Raum zur Entfaltung bietet und über die letzten Jahre in vielen Belangen ein Weggefährte im Geiste geworden ist. Viele Stunden, die in diese Arbeit geflossen sind, verdanke ich seinem Wohlwollen. Die Sicherheit, diese Arbeit trotz prekärer Umstände meistern zu können, gründet in seiner Nachsicht.

Diese Arbeit ist in vielen Räumen und im Kontext mancher Unwägbarkeit entstanden. In Ermangelung eines festen Büros war ich immer wieder auf das Wohlwollen Dritter angewiesen. Unterschlupf und bisweilen einen Tisch zur konzentrierten Arbeit gewährt haben mir die Zwischennutzung im ehemaligen Italienischen Konsulat in St. Gallen, das Haus meiner verstorbenen Grosseltern Rosmarie und Karl Burger in Tufertschwil, die Familie Nissen und mein lieber Freund Philipp Grob.

Für ermutigende Gespräche und das Aushalten meiner Launen bedanke ich mich bei Ronny Hunger sowie meinen Ateliergefährten Michael Bolliger und Mariel Zambellis. Überhaupt hat mir Michael bei vielem geholfen: Meinen Computer gerettet, wenn dieser nicht mehr wollte, mich mit frischem Kaffee versorgt und mir beim einsamen Schreiben Gesellschaft geleistet. Über die Mittagsstunden lauschte ich am Pult immer wieder dem Klavierspiel von Thomas Scherrer, der mir über die Teilhabe an seiner

eigenen biographischen Erfahrung im Zusammenhang mit dem Promovieren bisweilen ermutigte, auf die Zähne zu beissen. Danken möchte ich auch meinem Kollegen Thomas Telios. Wenn andere schliefen, war er für einen Umtrunk zu haben und spornte mich an verschiedenen Tresen dieser Stadt an, ‹endlich› vorwärts zu machen.

Für wertvolle Anregungen, einen stets kritischen und zugleich ungemein sorgsamen Blick, aber vor allem begeisternde Gespräche und vitalisierende Zusammenkünfte möchte ich mich bei meinem Freund Oliver Kerrison bedanken. Immer wieder zeigt er mir von Neuem, wie wenig akademische Titel eine zwingende Voraussetzung für intellektuelle Höhenflüge sowie forschende Neugierde sind und wie leicht es eigentlich wäre, Bestehendes anders als gewohnt zu betrachten.

In schwierigen Momenten hörte mir Katharina Woog von der psychologischen Beratungsstelle der Universität St. Gallen zu. Sie half mir in entscheidenden Augenblicken, Mut und Energie zu fassen. Für eine umsichtige Lektüre, wertvolle Einwände und Korrekturen, aber vor allem ein grösstes Mass an Flexibilität und feinfühlige Rückmeldungen möchte ich mich bei Patricia Holder bedanken.

Die theoretische Verortung und das methodische Verfahren dieser Dissertation gehen in vielen Belangen zurück auf meine Mitarbeit in einem Forschungsprojekt von Michaela Pfadenhauer und Tilo Grenz zu den Wiener Kreisen der Zwischenkriegszeit. Den beiden verdanke ich zentrale Anregungen, die mir geholfen haben, eine Systematik in die Fülle des aufgefundenen Datenmaterials zu bringen und ganz generell, um eine praktikable Handhabe für den Blick zurück in die Vergangenheit zu erarbeiten. Vor allem Tilo Grenz hat mir bei der Ausarbeitung des methodischen Schlüssels für diese Dissertation entscheidend geholfen. Auch zu erwähnen sind Raphaela Casata, Christopher Schlembach und Ingeborg Helling mit denen ich in Wien im betreffenden Projekt erste Ausflüge in die Soziologiegeschichte unternahm.

Ganz besonders möchte ich mich bei meiner Familie bedanken, die mir seit meiner Geburt ein wunderbares Zuhause ist. Meine Eltern und Geschwister begleiteten mich von Beginn weg auf meinem Lebensweg. Mein Bruder Sebastian Reichle ist seit dem ersten Tag an der Universität mein gedanklicher Sparringpartner. Auch wenn uns unsere Wege an gänzlich andere Orte geführt haben, bin ich mir heute noch sicher, dass

er da ist, wenn ich seine Hilfe benötige. Meine Eltern und Schwiegereltern unterstützen mich mit viel Liebe und Hingabe in einer Phase in der das Arbeiten an der Dissertation mit der Geburt zweier Kinder zusammenfiel. Dank ihnen gelang es mir auch in schwierigen Momenten die Balance zwischen Familie, Beruf und Dissertation zu halten. Ebenfalls möchte ich mich bei meinen Schwestern Jolanda und Eva Reichle bedanken, die mir in den letzten Jahren in vielen Belangen neue Wege und Einsichten eröffnet haben.

Dank gebührt auch den vielen Archivaren und Archivarinnen, die mir beim Erschliessen von Datenbeständen halfen, mir in Archiven Orientierung vermittelten und sich ganz generell, um die Aufbewahrung und Erschliessung dessen bemühen, was ansonsten dem Vergessen anheim fallen würde.

Besonders erwähnt seien letztlich jenen Personen, die sich mir bereitwillig für Gespräche und Interviews zur Verfügung stellten und damit Fenster in die Vergangenheit eröffneten. Ohne sie wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen. Einige sind mittlerweile verstorben. Ich wünsche mir, dass das hier geschriebene auch in ihrem Sinne ist.

St. Gallen
am 4. Juni 2021 Niklaus Reichle

Inhaltsverzeichnis

Prolog ..... **ii**

1. Den vergangenen Alltag im Blick: soziologiegeschichtliche Annäherung an die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz nach 1945 ..... **1**

1.1. Forschungsinteresse 2

1.2. Struktur der Arbeit 4

1.3. Ein weisser Flecken im Feld der Soziologiegeschichte 6

1.4. Gegenwartsbezogene Potenziale der Soziologiegeschichte 10

1.5. Schwierigkeiten beim Erklären von Institutionalisierungsverläufen 11

1.6. Die Notwendigkeit einer Innensicht 17

2. **Theoretischer Rahmen** **21**

2.1. Institutionalisierung von Eigenständigkeit 21

2.2. Institutionalisierungsprozesse in handlungstheoretischer Perspektive 33

2.3. Die historisch-soziologische Rekonstruktion vergangener Alltagswelten 37

2.3.1. Ein alltagsgeschichtlicher Zugriff auf frühere Wissenskulturen 44

2.4. Institutionalisierungsprozesse im Spannungsfeld zwischen Struktur und Handlungszusammenhängen 51

2.4.1. Ein sozialkonstruktivistischer Zugang zu vergangenen Institutionalisierungsprozessen 52

2.4.2. Das Wechselspiel von Handlung und Struktur 56

2.4.3. Die Organisation sozialen Handelns als Ausgangspunkt 61

2.4.4. Die Strukturierung sozialen Handelns in Organisationen 63

2.5. Die Erforschung von Wissenskulturen 64

2.5.1. Zur Bedeutung von Kultur im Kontext von Struktur & Handlung .. 65
2.5.2. Die soziale und kulturelle Bedingtheit von Wissen 68
2.5.3. Wissenskulturen, Denkkollektive und Denkstile 70
2.5.4. Kultur und Praktiken 72
2.5.5. Ein empirischer Zugang zu Wissenskulturen 75
2.6. Zusammenfassung 81

3. Methodische Herausforderungen eines alltagsgeschichtlichen Zugangs zu vergangenen Wissenskulturen 83

3.1. Überblick über das Vorgehen 84
3.1.1. Etische Betrachtung: Die Rekonstruktion von Institutionalisierungsprozessen mittels Publikationen und Archivdaten 88
3.1.2. Zwischenebene: Die Annäherung an die Innenwelten von Wissenskulturen vermittels Schriftenreihen 89
3.1.3. Emische Betrachtung: Die Rekonstruktion vergangenen Alltags mittels der Darstellungsstrategie der dichten Beschreibung 91
3.2. Vorhandenes Datenmaterial 92
3.3. Methodische Herausforderungen d. Annäherung an vergangenen Alltag .. 97
3.3.1. Die Annäherung an die Binnenperspektive der Akteure im Feld 98
3.3.2. Subjektorientierte Soziologiegeschichte 100
3.3.3. Selbstzeugnisse 102
3.3.4. Forschungspraktische Konsequenzen: Die Notwendigkeit zur Verschränkung verschiedener Selbstzeugnisse 112
3.3.5. Prozessproduzierte Daten 116

3.3.6. Forschungspraktische Konsequenzen: Die Notwendigkeit des Zusammenführens von prozessproduzierten Daten und Selbstzeugnissen 121

3.3.7. Die Verschränkung von Selbstzeugnissen und prozessproduzierten Daten zu dichten Beschreibungen 123

3.4. Zusammenfassung 128

4. Die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz nach 1945 133

4.1. Die kontextuellen Rahmenbedingungen: Der «Sonderfall Schweiz» 138

4.2. Universität Genf (Genève) 143

4.3. Universität Lausanne 144

4.4. Universität Neuenburg (Neuchâtel) 146

4.5. Universität Freiburg i.Ue. (Fribourg) 146

4.6. Universität Bern 147

4.7. Universität Zürich 153

4.8. Universität Basel 156

4.9. ETH Zürich 159

4.10. EPFL Lausanne 160

4.11. Università della Svizzera italiana 161

4.12. Universität Luzern 161

4.13. Zusammenfassung 162

5. Die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität St. Gallen 163

5.1. Frühe Präsenz als Lehrfach in der Zwischenkriegszeit – Die Soziologie im Dienste von Korporatismus und freier Marktwirtschaft 165

5.1.1. Die erste soziologische Vorlesung – Der Nationalökonom Paul Keller unterrichtet Soziologie im Nebenamt 165

5.1.2. Kurzwährende Kontinuität im Lehrbetrieb: Walter Adolf Jöhr als Nachfolger von Paul Keller 168

5.1.3. Die Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft – zur Bedeutung der Soziologie im wissenschaftlichen Werk von Paul Keller und Walter Adolf Jöhr 171

5.1.4. Entwicklung zwischen 1941 und 1951 – Die Soziologie verschwindet aus dem Lehrbetrieb 184

5.2. Wissenschaftspolitisches Engagement und Verankerung der Soziologie als Lehrfach in der Nachkriegszeit 185

5.2.1. Anläufe zur Begründung des Beizugs der Soziologie durch die Nationalökonomie vor dem Hintergrund der Transformation der Schweizerischen Volkswirtschaft zur sozialen Marktwirtschaft ... 185

5.2.2. Wie die Soziologie wieder Eingang in den Lehrbetrieb der Handels-Hochschule findet – Die Auseinandersetzung mit der Formierung der Kollektivinteressen 188

5.2.3. Die Institutionalisierung der Soziologie an der HSG – Die Forderung einer Synthese von Nationalökonomie und Soziologie 193

5.2.4. Die Begründung einer Synthese zwischen Soziologie und National-ökonomie in der SGVS und in wissenschaftspolitischen Aufsätzen 194

5.3. Die Errichtung eines Extraordinariats für Soziologie – ein Umweg über die Volkswirtschaftslehre 202

5.3.1. Die Institutionalisierung der Soziologie als Teil des Umbaus der Handels-Hochschule zu einer Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 208

5.3.2. Die systematische Verankerung der Soziologie in der Studienordnung der Handels-Hochschule 211

5.3.3. Die Schaffung u. Besetzung der ersten Professur für Soziologie .. 212

5.4. Die Wirkungsphase des ersten Extraordinarius für Soziologie 217

5.4.1. Das Soziologieverständnis von Emil J. Walter 217

5.4.2. Walters späte Hinwendung zur Empirie und die erste Nennung des Seminars für Soziologie 220

5.4.3. Ein Plan zum Ausbau der Soziologie 228

5.5. Der Ausbau der Soziologie in den 1960er Jahren 229

5.6. Stagnierende Entwicklung unter dem ersten Ordinarius für Soziologie ... 231

5.7. Die Entwicklung der Soziologie in St. Gallen nach Andreas Millers Emeritierung 234

5.7.1. Die Soziologie als Lehrfach nach 1988 236

5.8. Zwischenfazit 237

5.9. Limitierungen einer etischen Betrachtungsweise 242

6. Unter der Oberfläche organisationaler Verfestigung – Schriftenreihen als Ausgangspunkt zur Beschreibung soziologischer Wissenskulturen 247

6.1.1. Die soziologische Publikationslandschaft der Nachkriegszeit 249

6.1.2. Ein Mangel an Publikationsorganen und das Fehlen adäquater Bibliographien 251

6.1.3. Das Vermitteln von Orientierung im Feld – über die Wichtigkeit von Bibliographien für die Entwicklung einer Disziplin 253

6.1.4. Die Möglichkeit zu publizieren – Fehlende Publikationsinstrumente 259

6.1.5. Eine Analyse der Publikationslandschaft im Feld der Soziologie in der Schweiz zwischen 1945 und 1980 basierend auf Bibliographien 261

6.2. Schriftenreihen als Abbilder von Wissenschaftskultur 270

6.2.1. René König in Zürich – die «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» 274

6.2.2. Richard Behrendt i. Bern – die «Berner Beiträge für Soziologie» 302

6.2.3. Heinrich Popitz in Basel – Texte und Dokumente z. Soziologie... 323

6.2.4. Paul Trappe in Basel – «Social Strategies«..... 344

6.2.5. Eine Buchreihe der SGS – «Soziologie in der Schweiz»..... 376

6.2.6. Erkenntnisse aus den Vergleichen..... 395

6.2.7. Zusammenfassung..... 410

7. **Wissenskulturen im Vergleich – die Institutionalisierung der Soziologie in Zürich und St. Gallen** **412**

7.1. Der zeithistorische Kontext 413

7.1.1. Die 68er Bewegung 414

7.1.2. Der Übergang zur Massenuniversität 415

7.2. Zwischen Persönlichkeit und Beziehungsgefüge – Der (unvermeidliche) Fokus auf Ordinarien 416

7.2.1. Kontextualisierung der Position des Ordinarius im alltäglichen Interaktionsgeschehen 417

7.2.2. Die Frage der Vergleichbarkeit der beiden Fälle 420

7.3. Der retrospektive Zugriff auf Wissenskulturen mittels dichter Beschreibungen 421

7.4. Wissenskulturen im Vergleich 422

7.4.1. Durch Fakultäten, Politik und Verwaltung vorgegebene Bedingungen 422

7.4.2. Die Studierenden und ihre Erwartungen 467

7.4.3. Das Unterrichten der Soziologie 482

7.4.4. Das Aufbauen und Führen eines Instituts 498

7.4.5. Die Soziologische Forschung 548

7.4.6. Das Publizieren und Kommunizieren soziologischer Inhalte: 567

7.4.7. Ergänzung: Die quantitative Ausrichtung der Wissenskultur um Peter Heintz 585

7.5. Zusammenhänge zwischen Institutionalisierungsverläufen und Wissenskulturen 589

7.5.1. Die Institutionalisierungsverläufe an den beiden Hochschulen im Vergleich 589

7.5.2. Dichte Beschreibungen der beiden Wissenskulturen 592

7.6. Zentrale Schlussfolgerungen aus dem Vergleich 605

8. Schlussbetrachtung 612

8.1. Die Arbeit im Überblick 615

8.2. Theoretische Verortung und methodisches Vorgehen 616

8.3. Die Hauptergebnisse der Arbeit 618

8.4. Zusammenhänge zwischen strukturellen Rahmenbedingungen und der Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz 625

8.5. Zusammenfassung, Einschränkungen und Ausblick 627

9. Epilog – Die Relevanz einer mikrohistorischen Betrachtung vergangener Wissenskulturen für die Gegenwart 630

Abkürzungsverzeichnis 635

Quellenverzeichnis 636

Literaturverzeichnis 647

Zusammenfassung
Zwischen 1945 und 1980 wandelt sich die Soziologie in der Schweiz von einer mehrheitlich im Nebenamt unterrichteten Fachrichtung zu einer etablierten universitären Disziplin mit Lehrstühlen und Instituten. Erstaunlicherweise ist diese für die Entwicklung der Soziologie in der Schweiz zentrale Phase bislang kaum wissenschaftsgeschichtlich untersucht worden.

In dieser Dissertation wird der bezeichnete Zeitraum erstmals tiefgehend und systematisch soziologiegeschichtlich betrachtet. Im Fokus ist die lokale Institutionalisierung der Soziologie an verschiedenen Universitäten. Im Unterschied zu den wenigen bisherigen Arbeiten zur Soziologiegeschichte der Schweiz liegt das Augenmerk auf der Mikroebene. Untersucht wird der Alltag vergangener Wissenskulturen an soziologischen Instituten und Seminaren an Universitäten in der Deutschschweiz. Dazu wurde eine wissenssoziologische Perspektive mit einem alltagsgeschichtlichen Fokus verschränkt. Als Fallbeispiel steht die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität St. Gallen und als Kontrastfall jene an der Universität Zürich im Vordergrund.

Beleuchtet wird vor allem das Verhältnis zwischen Institutionalisierungsverläufen und Wissenskulturen mit der Frage, inwiefern sich Unterschiede in der Verstetigung der Soziologie an verschiedenen Universitäten mit spezifischen Eigenheiten lokaler Wissenskulturen erklären lassen. Die Arbeit zeigt, dass ein enger Zusammenhang zwischen der organisatorischen Struktur der Universität, dem Handeln einzelner Akteure vor dem Hintergrund spezifischer mikropolitischer Konstellationen, der Herausbildung von Wissenskulturen und dem Verlauf von Institutionalisierungsprozessen besteht. Vor dem Hintergrund relativ gleichartiger Strukturen bildeten sich an verschiedenen Universitäten bedingt durch Handlungen und Entscheidungen zentraler Akteure spezifische Wissenskulturen heraus, die die Institutionalisierung der Soziologie mancherorts beförderten, andernorts indes hemmten. Zentral war hierbei vor allem die Nutzung von Freiräumen im Strukturgefüge der Universität.

Speziell hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang das historische Spezifikum, dass die Soziologie im untersuchten Zeitraum an den betreffenden Universitäten hauptsächlich und grösstenteils durch einen Ordinarius vertreten war.

Summary

Between 1945 and 1980, sociology in Switzerland was transformed from a rather marginal subject taught mostly in a part-time capacity into an established university discipline with chairs and institutes. Surprisingly, this phase, which was central to the establishment of sociology in Switzerland, has hardly been studied in the history of science.

This dissertation is the first to take a systematic in-depth look at this period in the history of sociology. The focus is on the local institutionalisation of sociology at various universities in German-speaking Switzerland. In contrast to the few previous works on the history of sociology in Switzerland, institutionalisation processes are examined at the micro level. The everyday life of past knowledge cultures at sociological institutes and seminars at various universities in German-speaking Switzerland is examined. For this purpose, a sociological perspective on knowledge was combined with a focus on everyday life history. As a case study, the focus is on the institutionalization of sociology at the University of St. Gallen and, as a contrasting case, that at the University of Zurich.

The relationship between institutionalisation processes and knowledge cultures was examined in particular, with the question of the extent to which differences in the consolidation of sociology at different universities can be explained by specific characteristics of local knowledge cultures.

The work shows that there is a close connection between the organisational structure of the university, the actions of individual actors against the background of specific micropolitical constellations, the formation of knowledge cultures and the course of institutionalisation processes. Against the backdrop of relatively similar university structures, specific knowledge cultures emerged at different universities as a result of the actions and decisions of central actors, which promoted the institutionalisation of sociology in some places, but inhibited it at certain universities. Central to this was the use of free space in the structural fabric of the university.

In this context, the historical specificity that sociology was mainly and mostly represented by one single full professor at the universities in question during the period studied should be emphasized.

Hinweis gendergerechte Sprache

Zur besseren Lesbarkeit wird in der vorliegenden Arbeit auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Es wurde, wenn immer möglich eine neutrale Form gewählt, dabei sind beide Geschlechter gleichermaßen gemeint. An einigen Stellen findet sich dennoch lediglich die männliche Form. Dies ist nicht der Ignoranz des Autors geschuldert, sondern der Männerlastigkeit der Geschichte der Soziologie in der Schweiz im untersuchten Zeitraum. Sämtliche Professuren und Assistierendenstellen an den untersuchten Instituten und Seminaren waren durch Männer besetzt. Anders sah die Geschlechterverteilung lediglich auf der Stufe der damaligen Studierenden aus. Entsprechend wurde bei der Auswahl der Interviewees darauf geachtet auch die Perspektive von Studentinnen jener Jahre zu berücksichtigen.

1. Den vergangenen Alltag im Blick: eine soziologiegeschichtliche Annäherung an die Institutionalisierung der Soziologie in der Deutschschweiz nach 1945

Dass Soziologie an Schweizer Universitäten studiert werden kann, ist heute für die meisten Studierenden eine Selbstverständlichkeit.[1] Auch dass an Schweizer Hochschulen und in privatwirtschaftlichen Einrichtungen soziologische Forschung betrieben wird dürfte kaum überraschen. Die Soziologie hat hierzulande als Disziplin scheinbar einen festen Platz im Fächerkanon. Richtet man den Blick nur wenige Jahrzehnte zurück, so zeigt sich indes ein gänzlich anderes Bild.

Obwohl die Soziologie an den meisten schweizerischen Universitäten bereits seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert präsent gewesen war und insbesondere in der französischsprachigen Schweiz rasch an Bedeutung gewonnen hatte, stagnierte ihre Entwicklung bald. Die frühen Bemühungen, die Disziplin an mehreren Hochschulen der Schweiz zu etablieren, waren in den Zwischenkriegsjahren grösstenteils zum Erliegen gekommen. Um 1950 war die Schweiz, studiert man die Stundenpläne, Curricula und Jahresberichte der einzelnen Universitäten, mehrheitlich soziologisches Niemandsland. An den Deutschschweizer Hochschulen gab es weder Lehrstühle für Soziologie noch entsprechende Studienrichtungen oder Forschungsprojekte. Nebst sporadischen, im Nebenamt oder unter prekären Bedingungen angebotenen Lehrveranstaltungen und vereinzelten Forschungsvorhaben, war die Soziologie kaum vertreten. Und auch ausserhalb der Universitäten hatte sie nicht Fuss fassen können. Weder bestand eine soziologische Fachgesellschaft, noch existierte eine dezidiert soziologische Fachzeitschrift, in der sich am Fach interessierte Personen hätten austauschen können.

[1] Zumindest auf Ebene der Hochschulbildung erscheint die Soziologie relativ etabliert. Betrachtet man hingegen die Bildungslandschaft auf Stufe der Sekundarschule bzw. der Gymnasien, so zeigt sich die Situation ganz anders.

Auf die Stagnation folgte Anfang der 1950er Jahre eine Phase des vergleichsweise raschen Ausbaus. Innerhalb von drei Jahrzehnten wandelte sich die Soziologie von einem Fach, das mehrheitlich von Ökonomen, Rechts- und Staatswissenschaftlern unterrichtet worden war, zu einer an den meisten Schweizer Universitäten mit Lehrstühlen, Instituten und Studiengängen vertretenen Disziplin. Erstaunlicherweise ist diese für die Etablierung der Soziologie in der Schweiz zentrale Phase bislang kaum wissenschaftsgeschichtlich untersucht worden. Über die Entwicklung der Soziologie an den Universitäten der Schweiz im besagten Zeitraum gibt es bis heute keine umfassende Publikation. Mit dieser Arbeit soll sich dies ändern.

1.1. Forschungsinteresse

In der vorliegenden Dissertation werden Institutionalisierungsprozesse an verschiedenen Universitäten der Schweiz im Zeitraum von 1945 bis 1980 untersucht und damit eine Lücke in der Soziologiegeschichte der Schweiz angegangen. Mit Institutionalisierung ist die Entwicklung der Soziologie hin zu einer eigenständigen Fachdisziplin und damit nicht zuletzt auch ihre Ausdifferenzierung aus anderen Disziplinen gemeint. Die bezeichnete Periode liegt im Fokus der Betrachtung, da in ihr zentrale Institutionalisierungsschritte erfolgten. Innert weniger Jahre etablierte sich die Soziologie in der Schweiz. Sie entwickelte sich von einer Disziplin, die in der schweizerischen Hochschullandschaft kaum vertreten war, zu einem relativ gefestigten Wissenschaftsgebiet mit Professuren, Instituten und Studiengängen bzw. -vertiefungen an den meisten damals bestehenden Universitäten (Eberle & Reichle 2018b).[2] Diese bemerkenswerte Wandlung wirft eine Reihe von Fragen auf. Wie hat sich die Institutionalisierung der Soziologie an verschiedenen Universitäten vollzogen? Wie lässt sie

[2] Mitte der 1950er Jahre wurde eine Schweizerische soziologische Fachgesellschaft gegründet, die fortan regelmässig Fachtagungen organisierte. 1960 bestand an sämtlichen Schweizer Universitäten ein Lehrstuhl für Soziologie. 1969 verfügte jede Universität über ein soziologisches Institut bzw. ein Seminar. In den 1970ern folgten schliesslich die Begründung einer soziologischen Zeitschrift und der Einzug in die Eidgenössisch-technischen Hochschulen.

sich besser verstehen? Welche gesellschaftlichen Entwicklungen haben sie begünstigt oder gehemmt? Wie hat sie intern funktioniert?

In den wenigen soziologiegeschichtlichen Arbeiten und Analysen, die sich mit der Institutionalisierung im untersuchten Zeitraum beschäftigten, wurden Gründe und Erklärungen für den Verlauf der Institutionalisierung meist ausserhalb der Universität verortet, beispielsweise in abstrakten gesellschaftlichen Kräften wie dem Liberalismus oder dem Korporatismus (z.B. bei Zürcher 1995), der kulturellen und sprachlichen Heterogenität der Schweiz (Levy 1989), ihrem politischen System (Atteslander 1966), dem Fehlen einer urbanen Kultur (Heintz 1968, 1975) oder einer weitverbreiteten antielitären wie auch antiintellektuellen Haltung (Walter-Busch 2012, S.280). Die konkreten Geschehnisse an den jeweiligen Universitäten rund um Lehrpersonen und Forschende, ja bisweilen bereits innerhalb soziologischer Institute und Seminare wurden indes kaum beleuchtet.

Auf den folgenden rund 640 Seiten wird eine andere Perspektive auf die Institutionalisierung der Soziologie entwickelt. Dabei werden dreierlei Defizite des aktuellen Forschungsstandes und damit Leerstellen in der Geschichtsschreibung der Soziologie in der Schweiz bezeichnet und angegangen.

Erstens fehlt bis heute eine systematische und tiefergehende soziologiegeschichtliche Auseinandersetzung mit der Institutionalisierung der Soziologie an Schweizer Universitäten während der Jahre 1945-1980. Bei den wenigen bereits bestehenden Publikationen handelt es sich ausschliesslich um relativ kurze, überblicksartige Aufsätze.

Zweitens haben soziologiegeschichtliche Arbeiten und wissenschaftspolitische Bestandsaufnahmen die Institutionalisierung der Soziologie bisher hauptsächlich auf einer Makro- bzw. Mesoebene betrachtet. Dieser Fokus blendet aus, dass Hindernisse, Hemmnisse oder Chancen für die Institutionalisierung der Soziologie nicht allein «ausserhalb» der jeweiligen Universitäten zu suchen sind, sondern potenziell auch in konkreten Interaktionen, Konfliktlagen und personellen Konstellationen innerhalb des jeweiligen Universitäts- bzw. Institutsalltags liegen können.

Drittens ist die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität St. Gallen im Unterschied zu den Entwicklungen an anderen Universitäten bisher nicht beforscht

worden[3], obwohl von St. Gallen gewichtige Impulse für die Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie ausgingen und sich das dortige Seminar für Soziologie ab den späten 1990er Jahren als Zentrum der qualitativen Sozialforschung etablierte.

Die drei benannten Defizite werden in engem Bezug zueinander betrachtet. Das Augenmerk der Untersuchung liegt auf den Entwicklungen in der Deutschschweiz und der Institutionalisierung der Soziologie in St. Gallen. Als Kontrastfall dient die Entwicklung der Soziologie an der Universität Zürich.

1.2. Struktur der Arbeit

Dieser Einleitung folgt in den Kapiteln 2 und 3 eine theoretische und methodische Annäherung an den untersuchten Gegenstand. Nebst der historischen Aufarbeitung von Institutionalisierungsprozessen soll diese Dissertation einen dezidiert soziologischen Blick auf die Entwicklung der eigenen Disziplin ermöglichen. In theoretischer Hinsicht gilt es dazu vor allem den Begriff der Institutionalisierung zu klären und die Verschränkung einer soziologischen mit einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive auf diese zu begründen (vgl. Kapitel 2). Dies bringt verschiedene theoretische und methodische Herausforderungen mit sich – insbesondere die Frage nach der Möglichkeit eines vermittelten Zugangs auf vergangenen Alltag. Aufgrund des gemeinsamen Fokus auf Alltag und Alltagswissen sowie Phänomene auf der Mikroebene, als auch eines geteilten handlungstheoretischen Fundaments scheinen die theoretischen Ansätze der Wissenssoziologie nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1967) und der massgeblich von Alf Lüdtke (1997 & 1998) geprägten Alltagsgeschichte besonders für die Beantwortung dieser Frage geeignet. Mit der Verschränkung dieser beiden Theorietraditionen wird ein Theoriegerüst für die soziologiegeschichtliche Be-

[3] In der bisher einzigen umfassenden soziologiegeschichtlichen Arbeit zu den Anfängen der Disziplin in der Schweiz (Zürcher 1995) fehlt St. Gallen gänzlich. Bisher besteht lediglich eine kurze überblicksartige Betrachtung in einem Handbuch, an der der Autor mitwirkte. (vgl. Eberle & Reichle 2018b)

trachtung vergangener Institutionalisierungsprozesse entwickelt, das auf einem wissenssoziologischen, handlungstheoretischen Fundament gründet, für die Rolle von Wissenskulturen sensibilisiert ist und die Untersuchung vergangenen gesellschaftlichen Alltag im Kontext von sozialem Handeln, Strukturen, Wissenskulturen, Freiräumen und Machtprozessen in Organisationen ermöglicht. Der spezielle theoretische Zuschnitt des Forschungsvorhabens auf die Zusammenhänge zwischen Institutionalisierungsprozessen und Wissenskulturen lässt sich als Votum für einen verstärkten Fokus auf die Mikroebene, vergangenen Alltag und Interaktionsgeschehen in soziologiegeschichtlichen Projekten verstehen. Dabei geraten unterschiedliche Datensorten in den Blick, und mit diesen verbunden verschiedene methodische Herangehensweisen an den untersuchten Gegenstand (Kapitel 3). Es gilt unter anderem Interviews mit Archivalien und publizierten Quellen zu verschränken. Mittels der Darstellungsstrategie der dichten Beschreibung (Geertz 1983) wird ein indirekter Zugang auf vergangenen Alltag entwickelt.

Im Anschluss an die theoretischen und methodischen Ausführungen nähern wir uns ausgehend von einer überblicksartigen Betrachtung der Institutionalisierung der Soziologie an Schweizer Universitäten (Kapitel 4 und 5) schrittweise über eine Auseinandersetzung mit Publikationsmöglichkeiten und Schriftenreihen (Kapitel 6) einer Binnenbetrachtung des Alltags an einzelnen soziologischen Instituten bzw. Seminaren (Kapitel 7). Im Zentrum der Arbeit steht der alltagsgeschichtliche Vergleich der Wissenskulturen und Institutionalisierungsverläufe an den Universitäten St. Gallen und Zürich. Der analytische Blick richtet sich dabei gleichsam nach Innen auf den vergangenen Alltag an Instituten, im Lehrbetrieb und bei Forschungsarbeiten sowie auf die jeweils lokal situierten Wissenskulturen, um neue Einsichten in die Verläufe von Institutionalisierungsprozessen zu gewinnen. Schliesslich mündet die Arbeit in einer mikropolitischen Reflexion zu Fragen der Organisation und damit zusammenhängenden Machtbeziehungen, welche die lokale Institutionalisierung immer mitprägen und mitbestimmen. Den Kontext liefert die seit Jahrzehnten anhaltende Diskussion um die Ordinarienuniversität. In den Fokus geraten dabei die Wechselbeziehungen zwischen Strukturen und handelnden Akteuren im universitären Gefüge. Es zeigt

sich, dass sich vor dem Hintergrund relativ vergleichbarer Strukturen[4] (vor allem bedingt durch die Organisation Universität und die ihr zugrundeliegenden kantonalen Gesetze) an verschiedenen Orten im gleichen Zeitraum unterschiedliche Wissenskulturen herausbildeten, die sich wiederum spezifisch auf die jeweiligen Institutionalisierungsverläufe auswirkten. Die Institutionalisierung der Soziologie kann ohne die Betrachtung lokaler Wissenskulturen und deren Prägung durch verschiedene Akteure wie Ordinarien, Assistierende und Studierende nicht zufriedenstellend verstanden werden. In der abschliessenden Reflexion werden mögliche Erkenntnispotenziale für Akteure aufgezeigt, die aktuell an gegenwärtigen Wissenskulturen teilhaben.

Bevor wir uns dem vergangenen Alltag an soziologischen Instituten und Seminaren annähern, wird nun ein Überblick über das Feld der Soziologiegeschichte in der Schweiz vermittelt und auf Potenziale einer soziologiehistorischen Perspektive hingewiesen.

1.3. Ein weisser Flecken im Feld der Soziologiegeschichte

Die Soziologiegeschichte der Schweiz ist unterbelichtet. Bei der Mehrheit der Fachsoziologen scheint das Interesse an der eigenen Geschichte bislang gering bzw. konzentriert sich auf das kurzfristige Zelebrieren von Jubiläen. Derweil drohen die Daten und Quellen, welche die Grundlage einer sorgfältigen Geschichtsschreibung darstellen könnten, langsam aber sicher zu verschwinden. Keines der soziologischen Institute an Schweizer Universitäten unterhält ein eigenes Archiv. An den meisten Orten wird kaum systematisch darüber nachgedacht, was aufbewahrt und was entsorgt wer-

[4] Der zentrale Unterschied bei den Strukturen besteht darin, dass die Soziologie in Zürich von Anfang an als Hauptfach, in St. Gallen aber nur als Nebenfach geplant war. Darüber hinaus waren die organisatorischen Voraussetzungen an beiden Orten in vielen Belangen vergleichbar.

den soll (Eberle & Reichle 2017). Auch die Universitätsarchive sind mangels personeller Ressourcen und Infrastruktur nicht in der Lage, diese Aufgabe zu übernehmen.[5] Welche Unterlagen – über die Personaldossiers ehemaliger Professoren hinaus – überliefert werden, ist entsprechend meist mehr oder weniger dem Zufall überlassen.[6] Selbst das einzige dezidiert auf Soziologie ausgerichtete Archiv – jenes der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (SGS) –, dessen Bestände bis zurück in die 1950er Jahre reichten, besteht heute nicht mehr. 2009 Jahre wurde es im Zuge einer Emeritierung grösstenteils entsorgt. Übrig geblieben sind einzig drei Kartonschachteln mit Ordnern und einigen Bündel ungeordneten Papiers.[7] Während die Daten- und Quellenlage zur frühen Institutionalisierungsphase der Soziologie in der Schweiz mit jeder Emeritierung dünner wird, nimmt auch die Zahl jener Personen ab, die diese Phase als Zeitzeugen miterlebten. Die Soziologiegeschichte der Schweiz droht damit zu einer historischen Leerstelle zu werden.

Die kümmerliche Datenlage widerspiegelt sich in einer bescheidenen soziologiegeschichtlichen Forschungs- und Publikationstätigkeit. Lediglich eine Handvoll Interessierter hat sich bisher systematisch mit der Geschichte der Soziologie in der Schweiz befasst. Allen voran der Soziologe und Historiker Markus Zürcher: In seiner Dissertation hat er die grossen Linien der frühen Schweizer Soziologiegeschichte im ausgehenden 19. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts systematisch und

[5] Eine Umfrage im Jahr 2016 ergab, dass keines der soziologischen Institute an Schweizer Universitäten über ein Archiv verfügt. Zudem fehlen auch auf Ebene der Universitätsarchive die Ressourcen für systematischen Anstrengungen, um Aktenbestände dieser Institute zu archivieren.(vgl. Eberle & Reichle 2017)

[6] In den wenigen Fällen, in denen ein Nachlass Eingang in ein Archiv fand, hing dies für gewöhnlich mit dem Einsatz engagierter Einzelpersonen zusammen.

[7] Zynischerweise wechselte das Archiv zum letzten Mal im Zusammenhang mit den Arbeiten an einer Jubiläumsschrift zum 50.-jährigen Bestehen der Fachgesellschaft seinen Standort (vgl. Eberle 2005).

detailreich aufgearbeitet (Zürcher 1995)[8]. Darüber hinaus sind einzig eine Jubiläumsschrift zum 50-jährigen Bestehen der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (vgl. Eberle 2005)[9] sowie eine Reihe an Handbuchartikeln und kürzeren Aufsätzen zur generellen Entwicklung der Soziologie in der Schweiz zu nennen.[10] Im Ansatz wurde die Entwicklung der Soziologie in der Schweiz nach 1945 bisher lediglich von Zürcher (2007), Eberle & Reichle (2018b) sowie von Honegger & Jurt (2005) in Aufsätzen untersucht. Ähnlich dürftig ist der Forschungsstand zur Institutionalisierung der Soziologie an einzelnen Universitäten. Einzig die Geschichte des soziologischen Instituts der Universität Bern ist bisher systematisch aufgearbeitet worden (Stotzer 2002 und Lüscher 2014). Überall sonst fehlen tiefergehende Auseinandersetzungen.

Schliesslich drohen auch die Haupt- und Nebenfiguren der Soziologie der Nachkriegszeit in der Schweiz in Vergessenheit zu geraten. Lediglich zu Richard Behrendt,

---

[8] In kondensierter Form finden sich die Inhalte von Zürchers Dissertation in Aufsätzen (Zürcher 2018a & 2018b). Weiter hat Zürcher (2007) in einer weiteren Pionierarbeit überblicksartig die Entwicklung der Soziologie in der Schweiz nach 1945 beleuchtet.

[9] Dies ist nebst Zürchers Dissertation (1995) die einzige relativ umfassende Arbeit, die sich losgelöst von einem bestimmten universitären Kontext mit der Geschichte der Soziologie in der Schweiz befasst..

[10] Besonders zu erwähnen ist das von Moebius und Ploder (2017 & 2018) herausgegebene Handbuch der deutschsprachigen Soziologiegeschichte. Dieses war Impulsgeber für eine Reihe von Aufsätze zur Geschichte der Soziologie in der Schweiz. Diese befassen sich mit den Anfängen der Soziologie in der Schweiz (Zürcher 2017a), ihrer Entwicklung zwischen 1918 und 1945 (Zürcher 2017b), überblickartig mit ihrer Institutionalisierung nach 1945 (Eberle & Reichle 2018b), der Archiv- und Nachlasssituation der Soziologie in der Schweiz (Eberle & Reichle 2017), der Geschichte der SGS (Eberle & Reichle 2018a) und jener der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie (SZfS) (Fux 2018). Weiter existieren einige überblicksartige Aufsätze, die in Zeitschriften erschienen sind und sich kursorisch / teilweise selektiv mit der Geschichte spezifischer Richtungen der Soziologie in der Schweiz befassen: zur Situation der Soziologie in der Nachkriegszeit vgl. Zürcher (2007), zur Geschichte der Religionssoziologie in der Schweiz vgl. Stolz & Buchard (2014); zu den Anfängen der Soziologie in der Schweiz Morandi (2006 & 2014); zur Geschichte der Stadtsoziologie in der Schweiz vgl. Kaufmann (2012 & 2014); zur Geschichte der Wissenschafts- & Techniksoziologie vgl. Burri & Merz (2014), zur Geschichte der Bildungssoziologie in der Westschweiz zw. 1960 & 1982 vgl. Busino (1982) und für die Jahre danach Perrenoud (1992).

dem ersten Ordinarius für Soziologie an der Universität Bern, besteht eine ausführliche Publikation (Windisch 2005). Zu vielen anderen für die Geschichte der Soziologie in der Schweiz zentralen Personen ist selbst in Archiven kaum etwas zu finden.

Wie diese kursorische Übersicht zeigt, ist die Geschichte der Soziologie in der Schweiz bisher nur fragmentarisch und bisweilen selektiv untersucht worden. Auch im internationalen Bereich wird sie kaum berücksichtigt. Kaum je taucht die Schweiz in «einschlägigen Geschichten der Soziologie» auf (Neumann & Schäfer 1990). Wie wenig der Blick zurück im disziplinären Feld der Soziologie in der Schweiz zählt, illustriert – nebst den fehlenden Archiven und der geringen Zahl an soziologiegeschichtlichen Publikationen – das Internet: «Konsultiert man die Websites der soziologischen Institute, findet man zwar Informationen über die derzeitigen Mitarbeitenden, deren Lehr- und Forschungsgebiete sowie auch Publikationen, aber kaum je Informationen zur Geschichte des Instituts.» (Eberle & Reichle 2018a)[11] Die «Gegenwartsbesessenheit» (Peter 2001, S.9), die sich virtuell vermittelt feststellen lässt, impliziert stillschweigend, dass das «Wichtige» im aktuellen Hier und Jetzt stattfindet.[12]

[11] Als ich 2016 mit Thomas S. Eberle im Rahmen eines Forschungsprojekts die Websites der soziologischen Institute an Schweizer Universitäten untersuchte, fiel uns auf, dass die Selbstdarstellungen bis auf eine Ausnahme nur die Wirkungsphase des aktuellen Ordinarius umfassten. Weder war ohne weiteres in Erfahrung zu bringen, wann ein Institut begründet worden war, wer dort früher arbeitete, noch welches über die Jahrzehnte Forschungsschwerpunkte waren. Dies hat sich mittlerweile insofern geändert, als dass mehrere soziologische Institute runde Jubiläen feierten und in diesem Zusammenhang die eigene Geschichte aufarbeiteten. Dies wirkte sich auf die Internetauftritte aus (siehe z.B. jenen des Seminar für Soziologie der Uni Basel (vgl. Seminar für Soziologie 2018)). Indes sind auch diese kurzfristigen Sensibilitäten für das «Gewordensein» des eigenen Instituts meist kaum von Dauer, sondern als Ausdruck von «Gegenwartsbesessenheit» (Peter 2001, S.9) zu verstehen – oder wie es Fleck (1999, S. 56) ausdrückt als präsentistische Geschichtsschreibung, die «die Vergangenheit in den Dienst der Gegenwart [...] zwängen» und dabei den Eindruck kontinuierlicher Entwicklung der eigenen Disziplin erwecken.

[12] Peter (2001, S.9) stellte Anfang der 2000er Jahre in der Soziologie einen Verlust an Geschichtsbewusstsein sowie eine «Rückbildung der Fähigkeit, das Geschichtliche in das soziale Handlen und in die Entwürfe von Zukunft hineinzunehmen» fest. Doch während sich in Deutschland und Österreich seither eine lebhafte soziologiehistorische Szene bildete, blieb eine ähnliche Entwicklung in der Schweiz bislang aus.

1.4. Gegenwartsbezogene Potenziale der Soziologiegeschichte

In der Schweiz fehlt bislang eine lebendige, vielfältige und etablierte Szene der Soziologiegeschichte. Aber weshalb ist der Blick zurück in die Fachgeschichte überhaupt bedeutsam? Worin liegt der Sinn der Beschäftigung mit verstaubten Akten und vergangenen Zeiten? Die vorliegende Dissertation ist weder als Kür, noch als Liebhaberei zu verstehen. Der soziologiehistorische Blick in die Vergangenheit ist keineswegs Selbstzweck (vgl. Peter 2001) und hat mehr zu bieten als die zeitliche Verortung von Entwicklungsschritten der Soziologie, das Feiern von Jubiläen oder aber hagiographische Auseinandersetzungen mit Einzelpersonen. Soziologiegeschichte findet gleichermassen wie die Soziologie selbst «in den Problemen der Gegenwart [...] den archimedischen Punkt ihres Erkenntnisinteresses» (Peter 2001, S.57). Die Erforschung der Institutionalisierung der Soziologie an einzelnen Universitäten sowie lokal verorteter Wissenskulturen bietet relevante Bezüge zu ihrer derzeitigen Entwicklung, ist Anlass zur Reflexion des eigenen Faches und legt mancherlei Lernpotentiale für Akteure frei, die aktuell im soziologischen Feld tätig sind. Im Rückblick lässt sich beispielsweise erschliessen, wie informelle und formelle Teams entstanden, wie sie im Alltag funktioniert haben bzw. worin Schwierigkeiten in der Kooperation bestanden und welche Rolle Machtbeziehungen oder Universitätsstrukturen dabei spielten. Auch lässt sich untersuchen, wie Wissenschaftspolitik betrieben wurde, wie der personelle Ausbau verschiedener soziologischer Institute erfolgte und auf welche Weise Finanzierungsquellen für Forschungsprojekte oder Infrastruktur erschlossen wurden.

Zugleich kann die soziologiehistorische Erkundung der Institutionalisierung der Soziologie über konkretes handlungsrelevantes Wissen hinaus aufzeigen – was auch für die aktuelle soziologische Arbeit bedeutsam ist – , «dass die historischen soziologischen Akteure und ihre Leistungen weder von der Gesellschaft, mit der sie sich beschäftigten, intellektuell, moralisch und auch materiell unabhängig waren, noch daß die Gesellschaft ihrerseits als geschichtlich abgeschlossene widerspruchsfreie objektive Einheit existierte.» (Peter 2001, S.58) Es bestehen immer Bezüge zwischen wissenschaftlicher Praxis und gesellschaftlichem Kontext. Im vorliegenden Fall ist dies bspw. im Zusammenhang mit der 68er Bewegung besonders augenscheinlich. Aber

auch darüber hinaus sind Berührungspunkte mit der ausseruniversitären Welt bedeutsam. Die Entwicklungen an Universitäten können nicht losgelöst von gesellschaftlichen Phänomenen verstanden werden.

Schliesslich vermag der soziologiehistorische Blick auf die Institutionalisierung der eigenen Disziplin auch Phänomene und Aspekte zu erfassen, die sich damals wie heute hemmend oder förderlich auf die Entwicklung der Soziologie in der Schweiz auswirk(t)en. Damit verspricht er potentiell Erkenntnisse, die auch im gegenwärtigen Alltag soziologischer Institute relevant sein können.

1.5. Schwierigkeiten beim Erklären von Institutionalisierungsverläufen

Wie ist der Umstand zu deuten, dass die Institutionalisierung der Soziologie an verschiedenen Universitäten im gleichen Zeitraum ganz unterschiedliche Verläufe annahm? Und worin könnten die Gründe für diese Unterschiede bestehen?

Beschäftigt man sich eingehend mit der Entwicklung der Soziologie in der Schweiz ab Mitte des 20. Jahrhunderts, so fällt vor allem eines auf: Trotz der beachtlichen Dynamik zwischen 1945 und 1980, wurde immer wieder die langsame und im Vergleich zum Ausland verzögerte Entwicklung des Fachs beklagt. In den Berichten, Analysen und Standortbestimmungen aus dieser Zeit wird eine breite Palette an Hindernissen für die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz angeführt, darunter Vorurteile gegenüber der Disziplin (Atteslander 1966) [13], eine weitverbreitete antielitäre und antiintellektuelle Haltung (Walter Busch 2012, S.280, 288, zit. in Bühler

[13] Atteslander (1966, S.15) schreibt dazu: «Noch sind viele, allzu viele Vorurteile, die ein Fussfassen an einzelnen Universitäten und in weiteren kulturellen Kreisen erschweren aus der Welt zu schaffen. Warum erhitzen sich selbst heute noch führende Köpfe über Platz oder Bedeutung der Soziologie an den althergebrachten Fakultäten und führen Diskussionen, die anderswo vor Jahrzehnten ad acta gelegt wurden?»

2019, S.137; Eberle & Reichle 2017), eine grundlegende Skepsis gegenüber wissenschaftlicher Tätigkeit (Heintz 1972, S.5)[14], die Kleinräumigkeit und Heterogenität der Schweiz (Atteslander 1966, Levy 1989)[15], das Fehlen einer urbanen Kultur (Heintz 1968[16] & 1975), die ausgeprägte Konsenskultur der hiesigen Basisdemokratie (König 1949, S.12; Eberle & Reichle 2017), eine «Krise des Liberalismus» (Zürcher 1995)[17] oder der Umstand, dass in der Schweiz verhältnismässig wenig drängende soziale Probleme bestünden[18] (vgl. Behrendt 1955, Atteslander 1966, Heintz 1971; alle zit. in Zürcher 2007, S. 243, und König 1949, S.119).

---

[14] Heintz spricht diesbezüglich von «Neo-Obskurantismus», worunter er Kräfte versteht, «die insbesondere auch die wissenschaftliche Tätigkeit als solche in Frage stellen.» (Heintz 1972, S.5)

[15] Levy (1989, S.455) schreibt, «dass aus der politisch-administrativen Struktur der Schweiz von vornherein ein eher geringer öffentlicher Bedarf an sozialwissenschaftlich erarbeitetem Wissen resultiert. Von da her könnte man die These wagen, die (politische) Schweiz habe, aufgrund ihrer sozialen Konstitution und nach ihrem eigenen Verständnis, Soziologie eigentlich nicht nötig, sie könne sie sich bloss leisten.»

[16] Heintz argumentiert hier, dass die Soziologie Ausdruck urbaner Kultur sei. Eine solche sei in der Schweiz, wo die Urbanisierung wenig fortgeschritten sei, jedoch kaum vorhanden.

[17] Zürcher untersucht die Institutionalisierung der Soziologie an den Schweizer Universitäten vor 1945. Dabei stellt er die These einer frühen, an den meisten Universitäten in der Zwischenkriegszeit, unterbrochenen soziologischen Tradition auf. Den Grund für den Unterbruch sieht er in der Auseinandersetzung um die Gestaltung der gesellschaftlichen Ordnung, in der sich das freisinnige Bürgertum mit den konservativen Kräften zusammentat und den sozialistischen Kräften gegenüberstand. Dadurch habe die frühe Soziologie ihren Rückhalt in der gesellschaftlichen Wirklichkeit verloren. (vgl. Zürcher 1995, S. 288ff.)

[18] Eine Lesart, die sich bis heute erhalten hat. (vgl. bspw. Cattacin 2020, S.24)

[19] Levy (1989), so Zürcher, habe die «These von einer relativ konfliktfreien bzw. harmonisch wahrgenommenen und deshalb der Soziologie eher abgeneigten Gesellschaft» radikalisiert. Indes ist diese These nicht neu. Sie findet sich bereits in einem Bericht den René König 1949 zuhanden der UNESCO verfasste. Darin schreibt dieser hinsichtlich der Institutionalisierung der Soziologie: «mais la sociologie comme telle n'a pas encore pu s'insérer définitivement dans les institutions universitaires. La raison en est, d'une part, que le besoin ne s'en est pas encore fait sentir au même point que chez les autres civilizations de l'Europe avec leurs grandes luttes sociales, rappelons que la vie sociale en Suisse se nourrit d'une tradition très ancienne de coopération communale dont la plupart des autres pays du continent européen ne disposent pas au même degré.» (König 1949, S.12)

So durchgängig das Verdikt der «Unterentwicklung» über verschiedene Akteure und Zeiträume hinweg erscheint[20], so vielfältig sind im Rückblick die Erklärungen für den vermeintlichen rückständigen Status der Disziplin. Gemeinsam ist den sehr unterschiedlichen Perspektiven auf die Entwicklung der Soziologie, dass die Gründe für die konstatierte Verzögerung mehrheitlich ausserhalb des institutionellen Gefüges der Universität und kaum je bei den Soziologinnen selbst identifiziert wurden.[21]

Dass sich die Ausgangslage für die Institutionalisierung der Soziologie an den Schweizer Universitäten in spezifischen Phasen nach 1945 trotz Vorbehalten und kritischen Stimmen im Felde anderer Disziplinen sowie der medialen Öffentlichkeit indes gar nicht so negativ, ja eigentlich in mehreren Belangen vielversprechend gestaltete, legen die Arbeiten von Walter-Busch (1984), Zürcher (2007, S.247f.) und Bühler (2019) überzeugend dar. Zürcher und Bühler weisen darauf hin, dass ab den ausgehenden 1960er Jahren Behörden, aber auch private Akteure zunehmend soziologisches Wissen und Expertise nachfragten. Dies belegen mehrere Auftragsstudien, die in dieser Zeit entstanden, aber auch die Gründung einer Reihe von ausseruniversitären, gemeinnützig oder privatwirtschaftlich orientierten, soziologischen Forschungsstellen in den Sechziger- und frühen Siebzigerjahren. (vgl. Zürcher 2007, S.247) Vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Orientierungskrise, sei die Nachfrage nach neuen Deutungsmustern gewachsen (Bühler 2019, S.140f.). Dies war indes schon früher der Fall. Augenscheinlich verdeutlichen dies René Königs Arbeiten zur Soziolo-

[20] Atteslander (1966a, S.16) spricht bspw. von einer «unterentwickelten Wissenschaft in einem hochentwickelten Land.»

[21] Eine konkrete Ausnahme sind die Vorbehalte, die in den 1970er Jahre von vielen Soziologen gegenüber Walter Rüegg (damaliger Ordinarius für Soziologie an der Universität Bern) geäussert wurden, als dieser als Vertreter für die Soziologie im Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds Einsitz nahm. Es wurde vor allem bemängelt, dass Rüegg weniger Soziologe als Altphilologe sei und dass er als Mitglied des Forschungsrats die Herausbildung von Forschungskapazitäten an den einzelnen Universitäten im Feld der Soziologie eher behindert als gefördert habe. (vgl. Walter-Busch 1984, S.25ff sowie ein Protestschreiben vom 10. März 1972 gegen die Wahl von Walter Rüegg in den Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds (Vorlass René Levy Ar 176.30.2)

gie der Familie (vgl. insbesondere König 1946), die in einem Auftrag des eidgenössischen Amts für Sozialversicherung ihren Anfang fanden, oder auch die Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie sowie des Berner Instituts für Soziologie und Entwicklungsfragen, die mit der Hilfe breiter Gönner- bzw. Unterstützerkreise aus Akademie, Politik und Wirtschaft erfolgten (König 1947, Stotzer 2002, S. 47).

Auch in der oft zitierten negativen öffentlichen Wahrnehmung der Soziologie sieht Zürcher angesichts einer anhaltenden Nachfrage nach soziologischer Expertise keinen Grund für eine schleppende Institutionalisierung der Soziologie. Er resümiert: «wir finden keine objektiven Hinweise, die eine fehlende Nachfrage nach Soziologie oder deren prinzipielle Ablehnung belegen.» (Zürcher 2007, S.245) Zur Unterstützung seines Arguments verweist er dabei auf jene Universitäten, an denen die Soziologie sich innert kurzer Zeit etablieren konnte und rasch ausgebaut wurde: «Weder Politik noch Öffentlichkeit, auch nicht die Behörden intervenierten gegen den Ausbau in Genf und Zürich. Ebenso wenig wurde Opposition gegen die Lancierung sozialwissenschaftlicher Forschungsprogramme laut.» (Zürcher 2007, S.251)

Bühler schlussfolgert vorsichtiger, die Position der Soziologie sei in den Sechziger und Siebzigerjahren ambivalent und fragil gewesen: «Weder kam den Soziologen unhinterfragt Autorität zu, noch wurde deren Wissen ausschliesslich und kategorisch abgelehnt.» (Bühler 2019, S.142) Exemplarisch zeigt sich dies an den frühen 1970er Jahren, in welchen im medialen Diskurs zur Soziologie der Begriff des «Soziologen-Chinesisch» verbreitet war und eine Studie zur «Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft» (Held & Levy 1974) in der Öffentlichkeit hohe Wellen schlug. Ungeachtet des medialen Wirbels und eines attestierten «gestörten Verhältnis von Gesellschaftswissenschaft und Öffentlichkeit» (vgl. Höpli 1974a), wurde das Soziologische Institut der Universität Zürich – an dem die besagte Studie durchgeführt worden war – in jenen Jahren von verschiedenen Seiten (v.a. unterschiedlichen Behörden) mit Aufträgen betraut und der personelle Ausbau konsequent vorangetrieben, etwa mit zwei neuen Professuren in den Jahren 1974 und 1981 (vgl. Heintz & Häusermann 1976).

Anders als die oben beschriebenen Standortbestimmungen und Einschätzungen zur Lage der Soziologie, die mehrheitlich auf einer relativ abstrakten Makro-Ebene angesiedelt sind und das Ausgeliefertsein der Soziologie thematisieren, zeichnen Bühler

(2019) und Zürcher (2007) das Bild einer Wissenschaft, die teils auf eine bemerkenswerte Nachfrage traf und deren Exponenten es durchaus verstanden, Chancen zu nutzen und Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen (so zum Beispiel in Bern unter Richard F. Behrendt oder in Zürich unter Peter Heintz). Die Arbeiten von Walter-Busch, Bühler und Zürcher können als Hinweis dafür interpretiert werden, dass die Institutionalisierung der Soziologie erstens nicht überall langsam verlief, und dass zweitens die Gründe für die an gewissen Orten zögerliche Institutionalisierung der Soziologie nicht allein ausserhalb der Universitäten zu suchen sind. Vielmehr hätten die Soziologen und Soziologinnen selbst – während Jahrzehnten mit negativen Selbstthematisierungen ihr eigenes «Malaise» mitkonstruiert, indem sie «bestehende Vorurteile eifrig thematisiert» und bisweilen gar kultiviert hätten (Zürcher 2007, S.255).

Mit seinem Aufsatz «zur Genese eines Malaise» richtet Zürcher als Erster den soziologiegeschichtlichen Fokus auf das universitäre Gefüge.[22] Die Hindernisse für die Entfaltung der Soziologie an den Schweizer Universitäten sieht er nicht etwa in «äussere[m] Druck», sondern vorrangig in «Querelen und Intrigen innerhalb der Fakultät[en]» und bei benachbarten universitären Disziplinen (Zürcher 2007, S. 254). Letztere hätten sich durch den Aufstieg der Soziologie bedroht gefühlt und deren Entwicklung verhindert bzw. verzögert (Zürcher 2007, S.256f.). Als Beleg für seine These führt Zürcher zwei Krisen der Soziologie in der Nachkriegszeit an: einerseits das verhinderte Extraordinariat für René König in Zürich und andererseits die Wirren um die Neubesetzung des Lehrstuhls für Soziologie in Bern nach Richard F. Behrendts Weggang (Zürcher 2007, S.254; König 1996). Meist seien Konkurrenzängste der treibende Faktor gewesen, um die Entwicklung der Soziologie zu behindern.

Während Zürchers Ausführungen zu den zwei angeführten Fällen überzeugend und stimmig erscheinen, finden sich auch Beispiele, in denen augenscheinlich gerade Fakultäten Impulse für Institutionalisierungsprozesse gaben. In St. Gallen trieb bei-

[22] Ebenalls tut dies Helen Stotzer in der Jubiläumsschrift zum 50-jährigen Bestehen des Soziologischen Instituts der Universität Bern. Indes behandelt diese ausschliesslich die Entwicklung der Soziologie an der Universität Bern. (vgl. Stotzer 2002)

spielsweise die volkswirtschaftliche Abteilung (VWA) die Entwicklung der Soziologie voran, weil sie sich von ihr Einsichten für die eigene Disziplin erhoffte. In Bern kam der entscheidende Anstoss zur Schaffung des soziologischen Lehrstuhls vom Ökonomieprofessor Fritz Marbach, und in Zürich wurde die Errichtung des ersten Ordinariats für Soziologie Mitte der 1960er Jahre von Mitgliedern der philosophisch-historischen Fakultät angeregt. Die aufgezählten Beispiele zeigen, dass sich nicht nur innerfakultäre Animositäten negativ, sondern auch disziplinenübergreifende Sensibilitäten positiv auf die Etablierung der Soziologie auswirkten.

Doch nicht nur fokussierte Zürcher im besagten Aufsatz hauptsächlich auf hinderliche Aspekte inner- und interfakultärer Beziehungen. Während er in seiner Betrachtung zur Entwicklung der Soziologie in der Schweiz nach 1945 die beiden erwähnten «Krisen» in Zürich und Bern in den Blick nimmt, blendet er die schleppende Institutionalisierung an anderen Universitäten wie Basel oder St. Gallen aus. Dort hing die langsame oder gar ausbleibende Institutionalisierung indes nicht primär – wie in der vorliegenden Arbeit gezeigt wird – mit innerfakultären Auseinandersetzungen[23] zusammen, sondern vielmehr mit den lokalen soziologischen Wissenskulturen, dem sozialen «Innenleben» der jeweiligen soziologischen Institute und der Art und Weise, wie die jeweiligen Ordinarien ihre Position ausfüllten. Es gilt also den Blick weiter ins Innere der Universitäten zu richten, als dies Zürcher bereits getan hat.

Die Gründe für die teils verzögerte Etablierung der Disziplin sowie das vielfach heraufbeschworene negative Bild der Soziologie in der Öffentlichkeit, lagen mitunter auch bei den Soziologen und Soziologinnen selbst. Bisweilen beförderten sie die negativ behaftete Darstellung der Soziologie in der Öffentlichkeit – vor allem im Zusammenhang mit wissenschaftspolitischen Massnahmen – gar selbst (Walter-Busch 1984, Zürcher 2007). Die Selbstdarstellung der Soziologie bzw. der Soziologinnen jener Jahre – auch wenn sie mitunter auf eine bessere finanzielle Ausstattung soziologischer Forschung sowie eine solidere Verankerung der Disziplin an den Schweizer

[23] Denn gerade in St. Gallen zeigte sich die volkswirtschaftliche Abteilung äusserst interessiert an einem Ausbau der Soziologie.

Hochschulen abzielte – sei einer «freiwilligen Selbstmarginalisierung» gleich gekommen, konstatiert Walter-Busch in den 1980er Jahren (ebd., S.34f.). Bezogen auf die bereits ausgeführten Befunde der fachlichen «Unterentwicklung» spricht er (ebd., S.29f.) von einem «Klagesyndrom». Die Behauptungen einer generell verzögerten Institutionalisierung sowie eines unterentwickelten Zustandes sind entsprechend mit Vorsicht zu betrachten. Im betreffenden Artikel kritisiert Walter-Busch das «permanente [...] Klagen[...] über allgemeine und spezifisch schweizerische Strukturen der Soziologiebehinderung». Ihm zufolge hätten die Schweizer Soziologinnen jener Jahre die Gründe für die konstatierte ausbleibende Entwicklung der Soziologie vornehmlich bei «verständnislose[n] Vertreter[n] anderer privilegierter Fächer» sowie «eine[r] generell misstrauische[n] und knausrige[n] Öffentlichkeit» gesehen, nicht aber im eigenen disziplinären Feld bzw. bei jenen Akteuren, die entscheidend an den je lokalen Institutionalisierungsentwicklungen beteiligt waren.

1.6. Die Notwendigkeit einer Innensicht

Während die oben geschilderten Thesen zur Verzögerung der Entwicklung der Soziologie für sich genommen durchaus plausibel erscheinen und wohl allesamt einen gewissen Erklärungsgehalt aufweisen, fällt auf, dass der analytische und mitunter auch soziologiegeschichtliche Blick in den erwähnten Arbeiten kaum je auf das eigentliche Geschehen an den betreffenden soziologischen Instituten gerichtet worden ist.[24] Im Vordergrund standen Betrachtungen auf der Makro- und teils auch der Mesoebene[25]. Mit ihrer Hilfe wurde versucht, die öffentliche Wahrnehmung der Soziologie nachzuzeichnen, ihre Institutionalisierung mit gesellschaftlichen Kräften in Verbindung zu bringen oder Aspekte wie die Struktur des politischen-administrativen Systems oder

[24] Während der gesellschaftliche Kontext und die innerfakultären Umstände, unter welchen sich die Soziologie zu institutionalisieren vermochte oder eben nicht, in bestehenden Arbeiten eingehend betrachtet worden sind, blieb der jeweilige Alltag an soziologischen Instituten, Seminaren sowie im Forschungsprozess und der Lehre bisher meist unterbelichtet. Eine Ausnahme ist die Arbeit von Helen Stotzer (Stotzer 2002) zur Geschichte der Soziologie an der Universität Bern.

[25] Vor allem Zürcher (2007) untersucht Vorgänge auf der Mesoebene.

innerfakultäre Animositäten als Hindernisse für die Institutionalisierung der Soziologie zu deuten. Die Gründe für das Ausbleiben einer kontinuierlichen Institutionalisierung scheinen entsprechend gleichsam ausserhalb der soziologischen Institute und dem Alltag rund um Lehre und Forschung zu liegen. Einzig Zürcher richtete den Blick auf das Innere der Universitäten. So wichtig die Betrachtung innerfakultärer Konstellationen zum besseren Verständnis der Institutionalisierung der Soziologie ist, so wenig vermag sie indes für sich allein die teils verzögerten, an bestimmten Universitäten aber auch plötzlich beschleunigten Institutionalisierungsprozesse zu erklären. Denn mit einer solchen Perspektive wird zwar die Einbettung der Soziologie in die Fakultät und ihre Beziehungen zu anderen Disziplinen und deren Vertretern thematisiert, gleichzeitig geraten aber die betreffenden soziologischen Wissenskulturen und der konkrete Alltag in Forschung und Lehre aus dem Sichtfeld.

Walter-Busch (1984) legt überzeugend dar, dass Erklärungen für den Verlauf der Institutionalisierung der Soziologie an einzelnen Universitäten – insbesondere beim Aufbau von Forschungskapazitäten – weder allein ausserhalb der Universitäten, noch ausschliesslich in inner- und interfakultären Auseinandersetzungen zu suchen sind. Aus einer Analyse der Förderung der Soziologie durch den Schweizerischen Nationalfonds zwischen 1970 und 1987 schliesst er, dass es wenig sinnvoll sei, allein «externe Gründe der Soziologiebehinderung» als Ursache für Schwierigkeiten, beim «Aufbau einer wirklich fruchtbaren soziologischen Forschungstradition» anzuführen. (Walter-Busch 1984, S.34) Im betrachteten Zeitraum seien der Entfaltung soziologischer Forschungskapazitäten an den Schweizer Universitäten nicht etwa «finanziell oder sonstwie ‹strukturell› bedingten Engpässe [...] im Wege» gestanden, sondern vielmehr die «Neigungs- und [...] Fähigkeitsbarrieren der betroffenen Forscher selbst» (Walter-Busch 1984, S.33). Walter-Busch weist damit implizit auf die Wichtigkeit von Phänomenen innerhalb soziologischer Institute für das Verständnis von Institutionalisierungsverläufen hin. Während er die fehlende Innenbetrachtung als Defizit soziologischer Wissenskulturen bezeichnet, nimmt er selbst eine solche nicht vor.

Die vorliegende Arbeit will diese Lücke beleuchten und wendet sich gleich in mehrfacher Hinsicht weg von den beschriebenen (von Walter-Busch kritisierten) Betrachtungsarten. Erstens wird nicht die Institutionalisierung der Soziologie in der ganzen

Schweiz[26], sondern vielmehr die Institutionalisierung verschiedener soziologischer Wissenskulturen an unterschiedlichen Universitäten in der Schweiz untersucht. Zweitens wird die beschriebene Entwicklung dabei nicht einfach als Abfolge von Institutionalisierungsschritten (z.B. Schaffung eines Lehrstuhls, Gründung eines Instituts, Lancierung eines Studiengangs, Konzipierung und Realisierung einer Schriftenreihe) nachgezeichnet, die gleichsam von aussen nachvollziehbar ist. Vielmehr wird über das blosse Aufzeigen von Entwicklungsmustern hinaus ein tieferes Verständnis für Institutionalisierungsverläufe und deren Zusammenhängen mit je lokalen Wissenskulturen angestrebt. Das zugrundeliegende Bedürfnis, besser zu verstehen, bezeichnet durchaus einen gegenwartsbezogenen Zweck. Die Soziologiegeschichte ermöglicht nicht nur rückwärtsgewandt eine historische Aufarbeitung im alltagssprachlichen Sinn, sondern birgt auch Potenzial für eine tiefergehende Untersuchung der Soziologinnen selbst sowie ihrer soziologischen Alltagspraxis[27], die für das Verstehen gegenwärtiger Phänomene relevant ist.

Mit der eben beschriebenen Wendung richtet sich der Blick ins Innere des universitären Gefüges, ja auf den vergangenen Alltag an Instituten und Seminaren verbunden. Dabei trifft sich das historische Interesse an der Fachgeschichte und deren Entwicklung über die Zeit mit einem soziologischen Interesse an den sozialen Gefügen und Kontexten, in welchen sich diese Fachgeschichte entwickelte. Die gemeinsame

[26] Oftmals fielen die Befunde zu Stand und Entwicklung der Soziologie in jenen Jahren bisher relativ pauschal aus, als ob die Institutionalisierung an den verschiedenen Universitäten relativ gleichförmig verlaufen wäre.

[27] In einem Bericht für die Schweizerische Hochschulkonferenz schrieb Bruno Röthlin 1976 über die Bereitschaft der Soziologen zur Selbstthematisierung: «Man gewinnt den Eindruck, dass die Soziologen alles soziologisch untersuchen, sich selbst aber zuletzt» (Röthlin 1976, S.7) Inwiefern dies auf die aktuellen Verhältnisse zutrifft sei dahingestellt. Indes bin ich überzeugt, dass die soziologiegeschichtliche Annäherung an den Alltag vergangener Wissenskulturen und der Arten und Weisen, wie Soziologen zu bestimmten Zeiten Wissen herstellten, vermittelten bzw. sich im Alltag organisierten, durchaus relevant für das Handeln und Denken der Soziologinnen von heute ist.

Schnittmenge ist die Untersuchung sogenannter Wissenskulturen im konkreten vergangenen Alltag an einzelnen Universitäten.

Derart betrachtet stellt sich sodann die Frage, weshalb die Entwicklung der Soziologie an verschiedenen Standorten trotz teilweise relativ ähnlicher Ausgangsbedingungen einen sehr unterschiedlichen Verlauf nahm. Um dies zu beantworten bietet sich eine Reihe von Fragen an: Wie handelten beispielsweise die involvierten Akteure (Professoren, Dozierende, Assistierende, Mitarbeitende und Studierende) im universitären Alltag, wie organisierten sie sich, wie betrieben sie Forschung und wie unterrichteten sie? Wie versuchten Ordinarien innerhalb der bestehenden Strukturen der Universität eigene feingliederigere Strukturen zu errichten? Wie kooperierten unterschiedliche Akteure miteinander? Und wie hängt dies alles mit der lokalen Institutionalisierung der Soziologie zusammen?

Setzt man sich mit Institutionalisierungsprozessen und Wissenskulturen auseinander, ist es unverzichtbar, den forschenden Blick nach innen zu richten, auf das soziale Gefüge soziologischer Institute, von Forschungsverbünden oder anderen Organisationen. Neben die eingangs beschriebenen Erklärungsversuche auf der Makroebene rückt so eine Perspektive die primär, aber nicht ausschliesslich Phänomene auf der Mikroebene in den Blick nimmt. Ein solches Vorgehen resultiert nicht in einfachen und globalen Erklärungen, sondern vielmehr in einer Geschichte der Vielheiten und Differenzen. Bei näherer Betrachtung der Entwicklungspfade, welche die Soziologie an diesen Universitäten genommen hat, scheint ein eindeutiges /pauschales Diktum bzw. Fazit über deren Verlauf angesichts der vorgefundenen Vielfalt schlichtweg nicht möglich.

Eine solche Herangehensweise an vergangenen Institutionalisierungsprozesse mag zwar interessante und vielschichtige Einblicke und Einsichten verheissen, ist gleichzeitig aber äusserst voraussetzungsvoll. Vor allem stellen sich Fragen nach der Möglichkeit eines forschenden Zugriffs auf vergangenen Alltag sowie nach der Art der Daten, die dafür in Frage kommen. Auf den folgenden Seiten wird daher das nötige theoretische (Kapitel 2) und methodische (Kapitel 3) Rüstzeug für eine alltagsgeschichtliche Mikrobetrachtung von Institutionalisierungsverläufen entwickelt.

2. Theoretischer Rahmen

Die in der Einleitung geforderte Betrachtung der alltäglichen Innenwelten von Wissenskulturen erfordert ein entsprechendes theoretisches Gerüst. Im Folgenden wird der begriffliche und konzeptionelle Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz zwischen 1945 und 1980 untersucht wird. Dazu wird zunächst der Begriff der Institutionalisierung im Kontext der Soziologiegeschichte beleuchtet und anschliessend im Hinblick auf die vorliegende Fragestellung konkretisiert.

2.1. Institutionalisierung von Eigenständigkeit

In soziologiegeschichtlichen Publikationen wird der Begriff Institutionalisierung so häufig, wie auch unbestimmt verwendet. Nur selten bemühen sich die Autoren um eine tiefergehende theoretische Begriffsklärung.[28] Meist bleibt es bei einem relativ pauschalen Verweis auf die organisationale Verfestigung der Soziologie. Im Fokus der Betrachtung sind dann Meilensteine wie die Errichtung von Professuren oder die Begründung von Instituten, Fachgesellschaften, Zeitschriften und Studiengängen – gewissermassen die sichtbaren Früchte der Arbeit von Akteuren im Feld der Soziologie. Im Dunkeln bleibt dabei für gewöhnlich was den symbolträchtigen und schicksalshaften Akten des Begründens und Errichtens vorausgeht und nachfolgt: Das konkrete Interaktionsgeschehen, in dem diese gründen. Oder sinnbildlich gesprochen die Art und Weise wie die erwähnten Früchte gezogen und kultiviert werden.

Für die Klärung dessen was unter Institutionalisierung zu verstehen ist – so suggeriert die beschriebene Verwendungsweise des Begriffs – genügen die Resultate von Institutionalisierungsprozessen. Im Fokus sind die ‹grossen Momente› einer Disziplin. Derart verstanden droht der Begriff der Institutionalisierung zu einer vagen Worthülse zu werden, welcher der Beigeschmack des Dinglichen anhaftet. Immer dann, wenn die Soziologie in einem bestimmten Kontext einen organisationsähnlichen Charakter

[28] So zum Beispiel Kaufmann (1995), Peter (1998, S.40) oder Geiger (1981).

(sei dies in der Form eines Instituts, einer Fachgesellschaft oder einer Zeitschrift mit entsprechender Belegschaft) annimmt, spricht man von Institutionalisierung. Im Nebel bleibt dabei das, was das Phänomen der Institutionalisierung eigentlich ausmacht: ihr prozesshafter Charakter.

Wie lässt sich diesem Umstand begegnen? Wie lässt sich das Prozesshafte, das dem Phänomen Institutionalisierung inhärent ist besser greifen? Schauen wir uns dazu die eben beschriebene Verwendungsweise des Institutionalisierungsbegriffs genauer an. Der Fokus auf Meilensteinen wie der Errichtung von Professuren und Instituten oder aber der Begründung von Fachzeitschriften impliziert zunächst, dass es sich beim Phänomen Institutionalisierung um eine zeitlich mehr oder weniger eindeutig bestimmbare Phase des ‹Aufbaus›[29] handelt. In dieser – so die zugrundeliegende Annahme – verfestigt sich die Soziologie als Disziplin im Kontext einer bestimmten Universität, eines bestimmten Landes oder Sprachraums organisatorisch.[30] Dabei werden «die soziologischen Aktivitäten aus einem Zustand der Dispersion und Kontingenz in eine organisierte ideelle und materielle Struktur überführt». (Peter 2001, S.40) Doch was geschieht genau auf dem bezeichneten Weg von diesem Zustand der Dispersion

[29] Peter (1998, S.40) führt diesbezüglich an, dass die Soziologie wie andere Einzelwissenschaften auch, «von einem gewissen Zeitpunkt an institutionalisierte Formen annehmen [müsse], um ihre fachliche Identität und Leistungsfähigkeit abzusichern.»

[30] Cortés (2020, S.1) datiert die Institutionalisierung der Soziologie in Chile beispielsweise auf den Zeitraum 1957 bis 1973. Carreira da Silva (2016, S. 24) bezeichnet den Zeitraum zwischen 1975 und 1982 als zentrale Institutionalisierungsphase der Soziologie in Portugal. Dabei spricht er von «the birth of sociology in Portugal as a fully recognized academic discipline». Innert weniger Jahre seien alle vier Zentren der Produktion soziologischen Wissens gegründet worden («within a few years, all four major centres of production of sociological knowledge would be established.») Schäfers (2002, S.25) verortet die Phase der Institutionalisierung der Soziologie in Deutschland wie folgt: «Die Institutionalisierungsphase der Soziologie ist historisch betrachtet die Zeit vom Übergang der souveränen deutschen (Klein-)Staaten in das Wilhelminische Kaiserreich ab 1871, von einer bürgerlich-feudalen Klassengesellschaft in die parlamentarische Demokratie der Bundesrepublik Deutschland, denn erst nach 1950 gab es erste selbständige soziologische Studiengänge.»

und Kontingenz hin zu einer organisierten Struktur? Begrifflich wird die Prozesshaftigkeit von Institutionalisierung mit Worten wie «überführen» und «verfestigen» zwar öfters angedeutet. Jedoch wird kaum je genauer ausgeführt, wie die damit bezeichneten Institutionalisierungsprozesse im Detail bzw. im konkreten Alltag der involvierten Akteure ablaufen bzw. was denn genau mit «überführen» etc. oder «verfestigen» gemeint sei.[31] Es bleibt in der Regel beim blossen Verwenden solcher Schlagworte.

Um einen tiefergehenden Blick auf das Prozesshafte von Institutionalisierung zu werfen, wird nun zunächst geklärt, was genau mit den ‹Ergebnissen› organisatorischer Verfestigung bezeichnet ist. Ein kursorischer Blick in das semantische Feld rund um den Begriff der Institutionalisierung bringt diesbezüglich weitere Bedeutungsnuancen zu Tage.[32] Der Terminus taucht beispielsweise in Kombination mit Begriffen wie Professionalisierung (Moebius & Griesbacher 2019, S.553[33]), Anerkennung (Carreira da Silva 2016; Clark 1974, S.108), Respektabilität oder Absicherung (Moebius 2017) auf. Bei all diesen Begriffen schwingt implizit mit, dass ein bestimmter Zustand zu erreichen ist (der Moment in dem ‹die Soziologie› an einer Universität anerkannt und respektiert ist, oder in einem bestimmten Sprachraum mit eigenen Zeitschriften, Kongressen und Fachgesellschaften als professionell gilt).

Verschiedentlich wird im Zusammenhang mit Institutionalisierung auch das Momentum der Eigenständigkeit, Verselbstständigung, Ablösung oder Stabilisierung betont. (vgl. Bsp. Schäfers 2002, S. 25; Lepsius 2017, S.171, Ryffel 1957, S. 143, Cortés

[31] Beispielsweise wenn Begriffe wie Institutionalisierungsverläufe oder (Dis-)Kontinuität verwendet werden. Carreira da Silva (2016, S.25) schreibt z.B. in seiner Geschichte der Soziologie in Portugal von «institutional trajectory» und einer «discontinuity in the academic institutionalization of sociology», klärt diese Begriffe jedoch nicht weiter.

[32] Wir beschränken uns hier auf das semantische Feld, das in soziologiehistorischen Arbeiten rund um den Begriff der Institutionalisierung aufgespannt wird.

[33] Diese schreiben in ihrem Aufsatz zur Kölner Schule der Soziologie unter anderem auch von «Institutionalisierung qua Zeitschrift» (Moebius & Griesbacher 2019, S.557).

2020, S.3, Lepenies 1981/1, S.IX)[34] Gemeinsam ist der Mehrheit dieser Begriffe der Bezug auf ein Gegenüber, im Regelfall eine oder mehrere andere Disziplin(e). Dieser Bezug charakterisiert die mit Institutionalisierung bezeichneten Phasen des Aufbaus einer Disziplin grundlegend. (Schäfers 2002, S. 25). Das Erreichen von Eigenständigkeit von etwas impliziert beispielsweise, dass gewisse Beziehungen oder gar Abhängigkeitsverhältnisse bestanden haben, die nun aufgelöst sind. Ähnlich bezeichnen die Begriffe Verselbstständigung und Ablösung Abgrenzungstendenzen (z.B. gegenüber sogenannten Mutterwissenschaften (vgl. Schäfers 2002 S. 25)). Die organisatorische Verfestigung der Soziologie ist also stets im Kontext der Abgrenzung und Ablösung von anderen Disziplinen zu verstehen. Über «institutionellen Grenzziehungen» (Peter 2001, S.12) sichert sich die Soziologie gegenüber ‹konkurrierenden› Wissenschaften wie der Philosophie, der Geschichtswissenschaft und der Nationalökonomie, «eine längerfristige Bestandsfähigkeit». In der inneruniversitären Organisation kämpfen die Soziologen bisweilen «mühsam um die Anerkennung ihres Faches in der Hackordnung multidisziplinär zusammengesetzter Fakultäten und Fachbereiche» (Kaufmann 1995, S.9) Institutionalisierung bezeichnet also eine auf Eigenständigkeit hinauslaufende Entwicklung.

Was aber ist genau unter Eigenständigkeit zu verstehen? Einen möglichen Zugang bietet Schäfers (2002). Dieser versteht Eigenständigkeit vornehmlich in einer universitätsinternen Perspektive. Er konzipiert sie von der Universität als Wissenschaft «verwaltenden» Institution her. Sobald eine Disziplin mit Lehrstühlen, Instituten, Studiengängen, einer Zeitschrift sowie Promotions- und Habilitationsrecht ausgestattet sei, könne sie als eigenständig betrachtet werden. (Schäfers 2002, S.31) Damit bezeichnet

[34] Schäfers (2002, S. 27) schreibt beispielsweise von «Grundlagen und Umwege auf dem Weg zur Eigenständigkeit», umschreibt «Voraussetzung[en] für die Eigenständigkeit der Soziologie als Wissenschaft» und bietet eine Übersicht über «Universitäten mit eigenständigem Lehrangebot in Soziologie nach Bundesländern»

Schäfers die Voraussetzungen, die eine Wissenschaftsrichtung im universitären Gefüge erfüllen muss, um als eine Disziplin unter vielen anerkannt zu werden. In einem solchen engeren Verständnis kann von der Institutionalisierung der Soziologie im universitären Feld gesprochen werden.[35]

Ebenfalls von der «Einrichtung» der Soziologie als eigenständiger wissenschaftlicher Disziplin schreibt Lepsius (2017, S.171), «und zwar sowohl im Hinblick auf ihre Organisation (Lehrstühle, Institute, Zeitschriften, etc.) als auch in Bezug auf die Entwicklung spezifischer Fragestellungen und Forschungsprogramme». Im Unterschied zu Schäfers fasst Lepsius die Institutionalisierung einer Disziplin breiter. Auch er fokussiert auf das Erlangen von Eigenständigkeit. Indes unterscheidet er zwischen organisatorischen und eher inhaltlichen Kriterien bzw. solchen mit Bezug zu den epistemischen Grundlagen einer Disziplin (Fragestellungen; Forschungsprogramme). So verstanden bezieht sich die Institutionalisierung einer Disziplin nicht allein auf die inneruniversitäre Organisation, sondern auch auf die Erarbeitung und Entwicklung eigener Fragestellungen und Forschungsprogramme, die für sie typisch sind. Damit sind nicht mehr nur organisatorische Aspekte benannt, sondern auch die Herausbildung eines bestimmten Profils, das sich beispielsweise in einem Fokus hinsichtlich eines bestimmten Gegenstandsbereichs und den darauf gerichteten Fragen äussert.

Die beiden Beispiele zeigen, dass die Eigenständigkeit wissenschaftlicher Disziplinen unterschiedlich verstanden werden kann. Beispielsweise als organisatorisch festgeschriebene Eigenständigkeit (z.B. wenn der St. Galler Universitätsrat die Gründung eines Instituts genehmigt), oder aber gleichsam als denkmässige Eigenständigkeit, wobei spezifische Wissensbestände einer bestimmten Gruppe von Akteuren gemeint sind (bspw. hinsichtlich des Gegenstandsbereichs, relevanter Forschungsmethoden oder eigenen Forschungsfragen und Forschungsprogrammen).

[35] Darüber hinaus identifiziert Schäfers (2002, S.31) auch im Vorhandensein soziologischer Lehrbücher, der Begründung der DGS sowie dem Abhalten der «Soziologentage» «wichtige Schritte zur Institutionalisierung der Soziologie».

Beide Verständnisse von Eigenständigkeit sind darin vergleichbar, dass Institutionalisierung in der Abgrenzung von bzw. im Verhältnis zu anderen Disziplinen bzw. Strömungen innerhalb derselben Disziplin gedacht wird. Die organisatorische Verfestigung (bspw. durch die Gründung eines Soziologischen Instituts oder die Bezeichnung von soziologiespezifischen Fragestellungen), aber auch die Herausbildung denkmässiger Voraussetzungen (wie die Klärung methodischer und theoretischer Grundfragen einer Disziplin) haben immer auch die Loslösung von anderen Wissenschaftsgebieten, Instituten, Forschungsgemeinschaften, teilweise auch Fakultäten und deren jeweiligen geteilten Wissensbeständen zur Folge. Hinsichtlich der Institutionalisierung der Soziologie an den untersuchten Universitäten scheinen diesbezüglich vor allem einzelne Fakultäten und Abteilungen von Bedeutung gewesen zu sein. Von diesen gingen zentrale Impulse für die Errichtung von Lehrstühlen oder aber auch Widerstand gegen derartige Entwicklungen aus.[36] Wissenschaftliche Praxis ist so gedacht einerseits konflikthaft, da Vertreter verschiedener Disziplinen jeweils bestrebt sind für «ihre» Disziplin, «ihre» Fakultät», «ihr» Institut diejenigen Dinge zu akkumulieren, «die im wissenschaftlichen Feld – und nur dort – eine Wertigkeit besitzen (Beaufaÿs 2003, S.53, zit. in Lenger & Rhein 2018, S.90), andererseits bedarf sie vielfach gerade im frühen Entwicklungsstadium kollaborativer Beziehungen bzw. eines gewissen Wohlwollens aus anderen Fachkreisen (beispielsweise der Nationalökonomie oder seitens der Rechtswissenschaften), um überhaupt erst in eine Position zu

[36] In St. Gallen lancierte beispielsweise die volkswirtschaftlich-wirtschaftsgeographische (Bezeichnung bis 1954) bzw. volkswirtschaftliche Abteilung (Bezeichnung ab 1954) verschiedene Initiativen zur besseren Verankerung der Soziologie und an der Universität Zürich war es in den 1960er Jahren die philosophische Fakultät, welche die Frage nach der Wiederbesetzung des verwaisten Extraordinariats für Soziologie aufwarf (von derselben Fakultät ging indes in den 1940/50er Jahren der Widerstand gegen die Beförderung René Königs aus).

gelangen, in der die Behauptung von Eigenständigkeit – wie sie beispielsweise Schäfers konzipiert – möglich wird.[37]

Wie lässt sich nun die Tendenz zur Abgrenzung von anderen Disziplinen bzw. der Weg zur Eigenständigkeit bzw. zur Verselbständigung oder Ablösung einer Disziplin konzeptuell greifen? Einen möglichen Weg verspricht der Begriff der (Aus-)Differenzierung. Da dieser überwiegend durch systemtheoretische Ansätze besetzt ist (vgl. Stichweh 1979; Stichweh 1984; Luhmann 2015), erscheint er nur schwerlich mit der nachfolgenden handlungstheoretisch fundierten Betrachtung von Soziologiegeschichte vereinbar. Nichtsdestotrotz dient die These der Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems vorliegend als wertvolles heuristisches Instrument. Sie erlaubt es die Institutionalisierungsprozesse von Disziplinen in einem Ordnungsrahmen zu situieren. Stichweh (1979, S. 163) beschreibt eine Entwicklungslinie «von der Einheitswissenschaft Philosophie, die alle Wissensgebiete umfasste, zu einem ausdifferenzierten Wissenschaftssystem». Dabei unterscheiden sich die einzelnen Wissenschaften vornehmlich durch spezielle Gegenstandsbereiche. Sie sind als «primäre Einheit[en] interner Differenzierung der Wissenschaft» zu verstehen (Stichweh 1994, S.17).

Ähnlich wie in Westdeutschland wandelte sich die Soziologie auch in der Schweiz «von einem Interessensgebiet von Gelehrten verschiedener Wissenschaften zu einer sich zunehmend von anderen Disziplinen abgrenzenden und intern ausdifferenzierenden Fachwissenschaft.» (Borgräfe 2018, S. 870) Lange Zeit hielt man es für ausreichend, «wenn Lehrstuhlinhaber für Philosophie, Nationalökonomie, Recht und Psychologie die Soziologie als Lehrauftrag zusätzlich anboten.» (Schäfers 2002, S. 31) Noch während der 1940er Jahre wurde die Soziologie an Schweizer Universitäten mehrheitlich im Nebenamt und damit im Windschatten anderer Fachrichtungen unterrichtet (z.B. der Nationalökonomie, den Rechtswissenschaften oder der Philosophie). Die Geschichte der Soziologie in der Schweiz beginnt nun aber nicht erst mit

[37] Vgl. hierzu beispielsweise die Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, die unter tatkräftiger wie auch initiativer Mitwirkung verschiedener Nationalökonomen möglich wurde und in den Anfangsjahren zu einer Existenz unter der Obhut der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik führte.

ihrer Nennung in Publikationen und Vorlesungsverzeichnissen, sondern mit der Ausbildung einer soziologischen Denkweise innerhalb des institutionellen Rahmens anderer Disziplinen. Eine Analyse der Institutionalisierung der Soziologie in der Nachkriegszeit in der Schweiz setzt also zwangsläufig bei jenen Wissenschaftsgebieten an, in deren Schosse sie sich anfänglich entwickelte und aus deren institutioneller ‹Obhut› sie sich im Zuge bisweilen langwierigen Prozesse an den einzelnen Universitäten ablöste. Die untersuchten Institutionalisierungsprozesse lassen sich ohne die Thematisierung grundlegender Ausdifferenzierungstendenzen nicht zufriedenstellend verstehen.[38]

Ja Institutionalisierung wird so verstanden überhaupt erst im Zuge der Loslösung bzw. Abgrenzung von sogenannten ‹Mutterwissenschaften› wie der Philosophie oder ‹Schwesterndisziplinen› wie den Wirtschaftswissenschaften möglich. Nur dann macht die Betonung von Eigenständigkeit, Verselbständigung und Ablösung überhaupt erst Sinn. Umgekehrt lässt sich die Frage nach der Ausdifferenzierung einer Disziplin nicht losgelöst von den Institutionalisierungszusammenhängen betrachten, in welchen sich diese konstituiert. So ist die Ablösung und Abgrenzung von anderen Disziplinen anfänglich nur denkbar, wenn gewisse institutionelle Ressourcen vorhanden sind, auf Basis derer überhaupt erst entsprechende Bestrebungen ansetzen können (beispielsweise ein intersubjektiv geteilter Wissensbestand, der für soziologische Fragestellungen sensibilisiert).

Fassen wir zusammen. Institutionalisierung erfolgt im Zuge von Ausdifferenzierungsprozessen. Sie ist als Verselbständigungstendenz und damit als eine auf die Erlangung

[38] Wobei es sich nach Stichweh bei der Institutionalisierung der Soziologie an Universitäten in der Schweiz wohl weniger um Prozesse der Ausdifferenzierung als vielmehr um solche der Innendifferenzierung handelt. Stichweh (1984, S.40) verwendet den Überbegriff «Differenzierung» und unterscheidet weiter die «Ausdifferenzierung der Wissenschaft aus einer nicht-wissenschaftlichen Umwelt» von der «Innendifferenzierung des Wissenschaftssystems in eine Mehrzahl disziplinärer Subkulturen». Vorliegend wird der Begriff der Ausdifferenzierung eher im Sinne von Von Alemann (1981, S.171) verwendet, nämlich um «die Entstehung neuer Fachgebiete zu beschreiben (Von Alemann 1981, S.171)

von Eigenständigkeit hin gerichtete Entwicklung zu verstehen. Doch wie lassen sich solche Prozesse rückblickend nachvollziehen. Hilfreiche Orientierungspunkte sind einerseits Bestandsaufnahmen zum Stand der Soziologie in der Schweiz. Über die Jahrzehnte hinweg verfassten Fachvertreter immer wieder Texte für Bulletins und Fachzeitschriften, in welchen sie eine Innensicht auf die Ablösungsprozesse im Zuge derer sich die Soziologie kontinuierlich institutionalisierte vermittelten. Andererseits bieten sich Thematisierungen der Soziologie und ihres Verhältnisses zu anderen Disziplinen aus der Feder von Vertretern von Nachbardisziplinen, Journalisten, aber auch gesellschaftlichen und politischen Akteuren an, um die vergangenen Ausdifferenzierungsprozesse zu beleuchten. Insbesondere interessieren dabei Unterschiede im Verständnis und der Auffassung, was Soziologie denn überhaupt sei und inwiefern sie als Einzelwissenschaft neben anderen Sozialwissenschaften oder gar als Grundlagenwissenschaft verstanden werden soll.

Besonders illustrativ zeigt sich die Relevanz solcher Eigen- und ‹Aussen›-Thematisierungen für die Untersuchung der Ausdifferenzierung und Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz am Beispiel der Gründung der Fachgesellschaft der Schweizer Soziologen. Die SGS konstituierte sich zu einem Zeitpunkt als die Soziologie an den Schweizer Universitäten noch kaum als solche (bzw. unter der Bezeichnung «Soziologie») vertreten war. Ausgangspunkt ihrer Gründung war eine Tagung der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik. An der eintägigen Zusammenkunft im Kongressgebäude in Zürich im Mai 1953 beleuchteten verschiedene Redner das Verhältnis zwischen Nationalökonomie und Soziologie.[39] Im Protokoll zur Tagung lassen

[39] Archiv der SGVS, Dossier CH SWA HS 798 C' 1, Einladungen, Sitzungsprotokolle, Referate, Thesen, Diskussionen (1951-1959, 1966, 1972). Zur Tagung geladen hatte Walter A. Jöhr, Vorsitzender der Studiengruppe und Professor für theoretische Nationalökonomie an der Handelshochschule St. Gallen. Betrachtet man die Bibliographie Jöhrs, so fällt auf, dass er sich in jenen Jahren in verstärktem Masse mit der Möglichkeit bzw. Notwendigkeit einer Synthese zwischen Nationalökonomie und Soziologie befasste. (Jöhr 1949; Jöhr 1953) Die Tagung gründete, so lässt sich aufgrund von Archivmaterialien zeigen, auf dem Interesse Jöhrs – und damit eines Nationalökonomen – an einem möglichen Beizug der Soziologie für Fragen im eigenen Fachgebiet.

sich die Reaktionen von Mitgliedern der Studiengruppe auf die Inputreferate der Soziologen Alexander Rüstow, René König und Emil J. Walter nachlesen. In den kurzen Redebeiträgen werden die Perspektiven der Tagungsteilnehmer (mehrheitlich Nationalökonomen) auf die Soziologie greifbar. Die Debatte kreiste um die Abgrenzung der beiden Disziplinen, den Nutzen der Soziologie für die Nationalökonomie, aber auch die Gefahr der Vermischung und des Entstehens von Abhängigkeitsverhältnissen. Im Protokoll sind auch zwei Gäste aufgeführt: Roger Girod und Ernst Stauffer – beides Soziologen und Schüler von Jean Piaget. Noch im selben Jahr publizieren Girod und Stauffer im Fachjournal der Schweizer Nationalökonomen, der Schweizerischen Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik (SZVS), einen «Aufruf zur Zusammenarbeit der schweizerischen Soziologen». 1955 folgte die Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie gewissermassen im Schosse der nationalökonomischen Fachgesellschaft (SGVS). Zunächst ist sie eine Studiengruppe der nationalökonomischen Fachgesellschaft. Zwei Jahre später wird die SGS organisatorisch unabhängig. Hingegen bleibt die Fachzeitschrift der Nationalökonomen noch bis in die 1970er Jahre hinein ein zentrales Publikationsorgan für in der Schweiz tätige Soziologen. Erst mit der Gründung der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie verliert sie für die Disziplin an Bedeutung. Die geschilderten Vorgänge zeigen eindrücklich, wie sich die Fachgesellschaft der Schweizer Soziologen zunächst im Windschatten der Nationalökonomen konstituierte und über die folgenden 12 Jahren kontinuierlich von dieser ablöste. So betrachtet lässt sich die Institutionalisierung der Soziologie im Kontext der SGVS als Tendenz zur Ablösung und Verselbständigung betrachten.

Die oben eingeführten Begriffsdefinitionen zeichnen sich mehrheitlich durch einen beschränkten Fokus auf Ereignisse wie Institutsgründungen, die Errichtung von Professuren und Studiengängen aus und sind daher als eng gefasste Institutionalisierungsbegriffe zu verstehen. Um sie besser einordnen zu können, wird vorliegend lose auf Terry N. Clarks (1974, S.109ff.) Modell der fünf Stadien der Institutionalisierung von Wissenschaften Bezug genommen. Während sich Clarks (ebd., S.108) Verständnis von Institutionalisierung nur bedingt als Vorbild für die vorliegende Untersuchung

eignet[40], erlaubt es sein Stadienmodell das relativ enge Verständnis, dass die vielen oft nur dürftig definierten Institutionalisierungsbegriffe beim Leser zu evozieren mögen, zu verdeutlichen. Es eignet sich insbesondere, um aufzuzeigen, was aufgrund der Anwendung verkürzter Institutionalisierungsbegriffe in der Geschichtsschreibung der Soziologie potenziell aus dem Blickfeld zu fallen droht.

Clarks Modell umfasst fünf Stadien. Diese reichen vom einsamen Wissenschaftler (1), über die Amateurwissenschaft (2), die entstehende akademische Wissenschaft (3) und die etablierte Wissenschaft (4) bis hin zur Big Science (5). Die meisten der historischen Auseinandersetzungen mit der Institutionalisierung der Soziologie fokussieren auf die Stadien drei und vier, jene Phasen innerhalb derer Lehrstühle begründet, Institute eröffnet und Karrieremöglichkeiten bzw. Ausbildungsprogramme geschaffen werden. Indes werden kaum je Aspekte untersucht, die Gegenstand der ersten beiden Stadien sind. Diese beziehen sich auf Vorgänge, die nur bedingt – wenn überhaupt – aktenmässig durch die Organisation Universität und die für diese zuständigen Gremien aus Politik und Verwaltung dokumentiert werden (vor allem auch, weil in diesen Stadien Verhandlungen und Beschlüsse, wie sie beispielsweise im Zusammenhang mit der Errichtung einer Professur üblich sind, nicht stattfinden). Entsprechend finden sich in Universitäts- oder Institutsarchiven auch kaum Hinweise auf diese Stadien.[41]

[40] Dies da es stark ökonomistische Züge aufweist. Clark versteht das Wissenschaftsfeld als marktähnlichen Raum. Unter Verwendung einer Marktanalogie konzipiert er ein Modell im Rahmen dessen «originelle Forschungsfortschritte» anhand feldspezifischer Kriterien beurteilt werden und in «professionellen Belohnungen» resultieren. Dabei besteht die Gefahr der Überbetonung des Marktförmigen. Für die Illustrierung seiner Hypothesen verwendet Clark eine Marktanologie, wonach ein gegebenes Gebiet (bspw. die Soziologie) «zu einer neuen Ebene im Sinne institutioneller Belohnungen fortschreitet, wenn es und seine einzelnen Vertreter ein Pardigma und originelle Forschungsbeiträge entwickeln, die ungefähr mit jenen verglichen werden können, die in analoger Weise in angrenzenden Gebieten belohnt werden.» (Clark 1974, S.109ff.)

[41] Eine Ausnahme stellen bisweilen Nachlässe dar, in denen sich mitunter auch Unterlagen und Dokumente finden, die den Zeitraum vor einer Berufung betreffen und auch Tätigkeiten in informellen Bereichen umfassen können.

Es sei denn, die Nachlässe bestimmter Akteure enthalten Hinweise (z.B. Tagebucheinträge oder Briefe), die z.B. von einem informellen Austausch zeugen.

Die ersten zwei Stadien von Clarks Modell umfassen Zeiträume, in denen weder soziologische Professuren, noch Ausbildungsmöglichkeiten im Feld der Soziologie bestehen, die aber dennoch von grundlegender Bedeutung für die spätere Institutionalisierung der Soziologie sind. Die soziologische Tätigkeit der jeweiligen Akteure findet in diesen Stadien noch weitgehend im informellen Bereich statt und schlägt sich nicht in der Organisation Universität nieder. So beispielsweise im Stadium des «einsame[n] Wissenschaftler[s]», der «mit absolut minimaler institutioneller Unterstützung» agiert und für seinen Lebensunterhalt hauptsächlich mit «Aktivitäten [aufkommt], die kaum irgendeine Beziehung zur Sozialwissenschaft» haben (vgl. ebd., S.109f.). In Ermangelung entsprechender organisatorischer Gefässe (wie Fachgesellschaften, Tagungen, etc.) pflegt dieser bestenfalls informellen Kontakt zu anderen Wissenschaftlern mit ähnlichen Interessen. Er orientiert sich an Artikeln und Büchern, «die sich auf soziale Probleme [beziehen]», aber da entsprechender Fachzeitschriften und Verlage fehlen, schwierig ausfindig zu machen sind. Im Stadium der Amateurwissenschaft (vgl. ebd., S.111f.) betreiben gewisse «ehrgeizigen Wissenschaftler» in einem «neue[n] Gebiet» unter Umständen bereits mit informell ‹unterrichteten› Schülern gewisse Forschungsbestrebungen und nutzen allenfalls gar bereits existierenden Vereinigungen (in der Regel solche anderer Fachrichtungen) zum intensiverem Austauschs. Doch noch immer bestehen keinerlei gefestigte Organisationen. Viele dieser Aktivitäten erfolgen weiterhin ausserhalb der Anstellungsverhältnisse der betreffenden Personen. Clarks Modell zeigt auf, welche blinden Flecken zu eng gefasste Institutionalisierungsbegriffe zur Folge haben können. Was nur dürftig, wenn überhaupt, beleuchtet wird, sind jene Aspekte, die er in den Stadien des «einsamen Wissenschaftlers» und der «Amateurwissenschaft» umschreibt.

Aus dem Blick geraten allzu leicht die weniger klar sichtbaren und meist kaum dokumentierten Vorgänge und Interaktionen, die den Entwicklungsschritten, die mit den späteren Stadien von Clarks Modell bezeichnet sind, vorausgehen. Zugleich ist rasch übersehen, dass diese ‹frühen› Institutionalisierungsphasen auch für die spätere intellektuelle und persönliche Entwicklung von Einzelpersonen bedeutsam sind. Wenn

sich beispielsweise Akteure, die das Interesse an einem Fachgebiet verbindet, auf informeller Basis mehr oder weniger regelmässig austauschen ist dies im historischen Rückblick ohne entsprechende Hinweise in Dokumenten und Briefen kaum ermittelbar. Dasselbe gilt für das kollaborative Arbeiten an Texten oder für Untersuchungen, die in Eigenregie ohne institutionelle Anbindung an ein Forschungsinstitut bzw. eine universitäre Stelle durchgeführt werden.

Es ist an dieser Stelle zunächst unerheblich, wie sehr die beschriebenen Stadien inhaltlich zutreffen. Ob die Vorstellung vom «einsamen Wissenschaftler» beispielsweise akkurat ist, kann durchaus bezweifelt werden. Indes zeigt die Einordnung verschiedener Institutionalisierungsbegriffe in Clarks Modell, was alles aus dem Blick geraten kann, wenn sich die Perspektive auf das aktenförmig nachvollziehbare verengt. Entsprechend wird nachfolgend versucht, den kritisierten engen Fokus auf dokumentierte Institutionalisierungsschritte mittels einer handlungstheoretischen Perspektive zu weiten.

2.2. Institutionalisierungsprozesse in handlungstheoretischer Perspektive

Wie in Kap. 1.1. dargelegt, wird Institutionalisierung in einschlägigen soziologiegeschichtlichen Abhandlungen als Entwicklung verstanden, die auf die Erlangung der Eigenständigkeit einer Disziplin bzw. auf ihre Ablösung von einem anderen Wissenschaftsgebiet hingerichtet ist. Diese Entwicklung bezieht sich sowohl auf organisatorische Aspekte (bspw. die Gründung eines Instituts) als auch auf denkmässige Voraussetzungen (bspw. die Herausbildung mehr oder weniger breit akzeptierter epistemischer Grundlagen einer Disziplin) (vgl. hierzu Fleck 2017 [1935]). Gleichzeitig lassen sich Institutionalisierungsprozesse sowohl universitätsintern (vgl. Schäfers 2002) als auch darüberhinausgehend im akademischen Feld (Lepsius 2017) feststellen. Da die Entwicklung in der Schweiz hinter jener in den USA, Frankreich oder Deutschland hinterherhinkte, muss sie auch immer mit Bezug aufs internationale Umfeld betrachtet werden.

Versuchen wir die Institutionalisierung der Soziologie an verschiedenen Universitäten der Schweiz zu verstehen, so geraten derart betrachtet einerseits Fragen nach der sozialen und organisationalen Verfestigung an Universitäten rund um bestimmte Schlüsselpersonen (u.a. Lehrstuhlinhaber, Dozierende, Assistierende und Studierende) sowie generell im akademischen Feld (vermittels der Begründung wissenschaftlicher Zeitschriften und Kongressen), andererseits aber auch solche nach der Herausbildung, Reproduktion/Erhaltung (z.B. über Lehrer-Schüler Beziehungen) oder Veränderung der epistemischen Grundlagen einer Disziplin, ihres vielfältigen Fächers an methodischen und theoretischen Zugängen, ihres Katalogs an akzeptierten Forschungsbereichen und -Fragen in den Blick. Diesbezüglich ist festzuhalten, dass die Entwicklung der Soziologie in der Schweiz nach 1945 eine lange und vor allem auch internationale Vorgeschichte hat: Wiederholt ist ausgiebig über den Wissenschaftscharakter der Soziologie, ihren Gegenstandsbereich bzw. ihren Platz im Haus der Wissenschaften, über Wertfreiheit usw. debattiert und gestritten worden. Insofern kommt die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz in vielerlei Hinsicht der Verortung in bereits Gedachtem, Geschriebenen und Verhandeltem gleich. Aus einer solchen Perspektive erscheinen zunächst die theoretischen Ansätze und Denktraditionen der Soziologie von Interesse, an denen sich die Protagonisten der Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz der Nachkriegszeit orientierten (Literaturbezüge, Schüler-Lehrer Beziehungen[42], usw. kommen dabei in den Blick).

Indes sind damit nur bestimmte Ausschnitte vergangener Institutionalisierungsprozesse bezeichnet. Die Untersuchung des theoretischen und methodischen Verortens bzw. Anknüpfens im Feld der Soziologie bezeichnet wie auch die zeitliche Bestimmung der organisatorischen Verfestigung der Soziologie an Universitäten lediglich

[42] Beispiele für Lehrer-Schüler Beziehungen von für die Institutionalisierung der Soziologie zentralen Personen sind: Richard F. Behrendt (Universität Bern), der bei Leopold von Wiese studierte; Edgar Salin (Universität Basel), der Schüler von Alfred Weber war; Walter Adolf Jöhr (Universität St.Gallen) der seine zweite Dissertation bei Werner Sombart schrieb oder auch Peter Heintz (Universität Zürich) und Peter Atteslander, die beide bei René König studierten und promovierten.

begrenzte Ausschnitte von Institutionalisierungsgeschichte und lässt sich mit fotografischen Momentaufnahmen vergleichen. Während sie wohl darüber Aufschluss zu geben vermag, welche theoretischen Ansätze und intellektuelle Persönlichkeiten aus dem Feld der Soziologie zu bestimmten Zeiten an bestimmten Universitäten in gewissen Personenkreisen en vogue waren oder wann ein soziologisches Institut gegründet worden ist, lässt sie Aspekte des konkreten Alltags an Instituten, bzw. im geteilten universitären Alltag mehrerer Akteure, aus dem heraus sich entsprechende Tendenzen bilden, eher unbeachtet.

Die beiden in Anlehnung an Stichweh (1979 & 1994), Schäfers (2002) und Lepsius (2017) eingeführten Begriffe Ausdifferenzierung und Eigenständigkeit bringen entsprechend gewisse Schwierigkeiten mit sich. Beide implizieren – im soeben vorgestellten Kontext – das «sich-Hinbewegen» auf einen bestimmten Zustand.[43] Nämlich jenen der ‹Eigenständigkeit› in dem eine Disziplin ‹vollständig ausdifferenziert› und damit ‹vollständig institutionalisiert› ist. Die gedankliche Fixierung auf einen gleichsam idealtypischen Endzustand kann nun die Gefahr mit sich bringen, dass nicht etwa die Arten und Weisen, wie sich Institutionalisierungsprozesse ‹abspielen›, als viel-

[43] Zwar betont Stichweh das Prozesshafte, indes ist er aufgrund seiner systemtheoretischen Verortung weit weg vom handlungstheoretischen Verständnis von Institutionalisierung, das dieser Arbeit zugrunde liegt. Wenn Stichweh (1984, S.40) beispielsweise von «eine[r] gewisse[n] selbstreferentiellen Geschlossenheit des Differenzierungsprozesses der Wissenschaft» spricht, «der sich, einmal angelaufen, selbst fortzeugt und kaum noch auf Anstöße aus der Umwelt der Wissenschaft angewiesen ist», dann ist das wenig kompatibel mit einer auf die Mikroebene gerichtete sozialkonstruktivistischen Perspektive. Einzelnen Akteuren scheint in den von Stichweh beschriebenen Prozessen kaum Raum zugestanden zu werden. Denn «Ereignisse in bestimmten Prozeßphasen sind [...] primär determiniert durch Ereignisse in vorhergehenden Phasen des gleichen Prozesses und weisen nur schwache Wechselwirkungen mit gleichzeitigen oder vorhergehenden Ereignissen in der Umwelt der Wissenschaft auf.» (Stichweh 1984, S.40)

mehr die Frage, ob und ab wann eine Wissenschaft generell sowie innerhalb spezifischer Organisationen (meist Universitäten) institutionalisiert worden ist, beleuchtet wird.

Die vorliegende Arbeit gründet auf einem andersartigen Interesse am untersuchten Phänomen. Die Institutionalisierung einer Disziplin wird nicht primär im Hinblick auf das Erreichen eines wie auch immer gearteten Zustands der Eigenständigkeit[44] betrachtet, sondern vor allem als andauernder stets inhärent instabiler Prozess der sozialen Konstruktion. Es interessiert primär das «Wie» der Institutionalisierung und weniger das «Wann» (im Sinne der Frage, wann die Soziologie an einer bestimmten Universität institutionalisiert worden ist). Demnach lässt sich die Institutionalisierung einer Disziplin auch nicht einfach katalogmässig konzipieren, wie es die Definitionen von Schäfers und Lepenies zu einem gewissen Grad suggerieren. Ein solches historisches Interesse scheint eher auf Zeitpunkte (wann kann die Soziologie als institutionalisiert betrachtet werden?), denn auf Arten und Weisen der Verfestigung der Soziologie an unterschiedlichen Universitäten gerichtet. Zwar bezeichnen Institutsgründungen, das Erlangen von Promotions- und Habilitationsrecht, usw. wichtige Aspekte disziplinärer Eigenständigkeit, jedoch sind diese immer auch in ihrem Gewordensein zu reflektieren. Ein blosses Vergleichen anhand einzelner Kriterien scheint kaum die geeignete Methode, um dieses (Gewordensein) zufriedenstellend zu beleuchten. Dem einmaligen Bewilligungsakt für die Schaffung der organisatorischen Grundlagen einer disziplinären Verankerung an einer Universität, aber auch der Herausbildung eines eigenen Forschungsprofils liegen letzten Endes spezifische kommunikative Vorgänge zugrunde, die im universitären Alltag zu suchen sind. Lehrstuhlerrichtungen, Institutsgründungen, etc. bieten sich vor allem als Orientierungspunkte an, um welche

[44] So ist Eigenständigkeit denn auch nicht verdinglichend als gefestigter Zustand zu verstehen, den es zu erreichen gilt. Vielmehr erscheint sie relational als stets kritische, inhärent instabile Position im wissenschaftlichen Feld im Zusammenhang mit anderen Disziplinen.

herum kommunikative Begründungszusammenhänge analysiert werden können, die diese Teilschritte gewissermassen vorbereiteten und möglich machten.

2.3. Die historisch-soziologische Rekonstruktion vergangener Alltagswelten

Soll Soziologiegeschichte nicht allein historisch[45], sondern eben auch soziologisch sein, so tut eine vertiefte Auseinandersetzung mit möglichen Anknüpfungspunkten zwischen den beiden Betrachtungsweisen Not. Wie lassen sich eine historische und eine soziologische Perspektive auf die Institutionalisierung einer Disziplin sinnvoll miteinander verschränken? Spricht man von Soziologiegeschichte, so mögen viele zunächst an die Klassiker der Disziplin denken und sich Fragen zur Genese ihrer Werke stellen. Man mag verlockt sein, über Paradigmenwechsel und sogenannte «turns» zu sinnieren oder über die bisweilen konflikthaften Zusammenstösse von Grössen des Feldes wie im Methoden- oder dem Positivismusstreit. Diese Aspekte sind allesamt wichtig, zeugen – wenn sich der historische Blick indes zu stark auf sie verengt – von einem Verständnis von Geschichtsschreibung, das vornehmlich auf die Herausbildung zentraler Ideen und das Nachzeichnen der grossen Entwicklungslinien einer Disziplin schielt. Eine Perspektive, die sich eng an den Klassikern des Feldes sowie an wegweisenden an Kongressen und in Zeitschriften ausgetragenen Debatten und Auseinandersetzungen orientiert, hat durchaus ihre Berechtigung, droht aber, wenn sie ins Zentrum der historischen Auseinandersetzung mit dem eigenen Fach rückt, rasch in einer Geschichte einiger weniger ‹genialer Einzelgänger› zu münden und das trügerische Bild einer kontinuierlichen – auf ihren Höhepunkt in der Gegenwart zulaufenden

[45] Was sich verkürzt dargestellt im oben erwähnten Fokus auf das «Wann» äussert.

– Entwicklung dieser Disziplin zu vermitteln (vgl. Fleck 1999).[46] Wie beim Historismus schwingt die Gefahr der Verengung des Blickfeldes auf eine Reihe ‹grosse Männer› mit, die gleichsam von ihrem Pult oder der Lehrkanzel aus Geschichte schreiben. Eine derart verstandene Soziologiegeschichte, ist zwar durchaus historisch am Untersuchungsgegenstand (der Geschichte der Soziologie) interessiert, indes aber kaum als soziologisch zu betrachten.[47]

Das (überspitzt) skizzierte Geschichtsverständnis steht in krassem Gegensatz zum Feld der gegenwartsbezogenen theoretischen und empirischen Soziologie.[48] Während beispielsweise Überlegungen zum Zusammenhang zwischen den Handlungen von Akteuren und den organisatorischen Strukturen in deren Kontext diese erfolgen in der gegenwartsbezogenen Soziologie von grundlegender Bedeutung sind (vgl. hierzu die von Anthony Giddens angestossen Structure-Agency Debatte; siehe u.a. Giddens 1984) wurden vergleichbare Fragen im Feld der Soziologiegeschichte bis vor kurzem

---

[46] Fleck betont, dass es sich beim Grossteil der soziologiegeschichtlichen Produktion der vergangenen Jahrzehnte um Fälle sogenannter «präsentistischer Geschichtsschreibung» handelt. Diese zeichne sich dadurch aus, dass sie vornehmlich einem auf die Gegenwart gerichteten Zweck diene bzw .«die Vergangenheit in den Dienst der Gegenwart zu zwängen» versuche und diese dabei verbiege. Als Beispiel führt Fleck die sehr frühe Tendenz im Feld der vergleichsweise jungen Soziologie auf, sich mit der eigenen Geschichte zu befassen. Dies habe vor allem mit der «damalige[n] disziplinäre[n] Labilität der Soziologie» zu tun gehabt. «Der nach hinten weit ausholende Überblick soll der fragilen, eben erst entstehenden Disziplin zur Anerkennung verhelfen.» (Fleck 1999, S.56) Problematisch ist eine solche Geschichtsschreibung vor allem auch deswegen, weil sie eine «Gerichtetheit der historischen Entwicklung» unterstellt, «an deren jeweiligem Ende – dem Höhepunkt – der Verfasser oder, wenn der Autor zu den Bescheideneren gehörte, auch seine Zeitgenossen stehen.» (Fleck 1999, S.55f.)

[47] Wie Fleck im Rahmen seiner Reflexionen zur möglichen Rolle einer soziologischen Geschichtsschreibung ausführt, ist – derart betrachtet – denn auch der Eindruck, die Geschichte der Soziologie sei gut erschlossen ein Irrtum. (Fleck 1999, S.57)

[48] Vgl. Fleck 1999, S.62: «Im krassen Gegensatz zu den Routinen der Normalsoziologie, wo selten Einzelne gewürdigt werden, blüht und gedeiht in [der Soziologiegeschichte] die Idolisierung ungebrochen.»

kaum in grundsätzlicher Weise thematisiert.[49] Betrachtet man die überschaubare Menge an Beiträgen zur Soziologiegeschichte der Schweiz[50], so fällt auf, dass diese kaum je über das Nacherzählen von Entwicklungen hinaus gehen, das soziale Gefüge in welchem die thematisierten Akteure agierten vernachlässigen und meist relativ theoriearm sind. Oft wird einzelnen Akteuren in solchen historischen Rückblicken eine überraschend deutliche ‹agency› zugeschrieben, während der soziale Kontext indem sie agierten unterbelichtet bleibt.[51] Das Resultat ist eine Geschichte der Professoren und Professorinnen in der das akademische Fussvolk und das administrative Personal für gewöhnlich nicht vorkommen.[52] Im Vergleich dazu ist der analytische Blick im Feld der gegenwartsbezogenen Soziologie weniger auf Einzelpersonen als vielmehr auf soziale Phänomene gerichtet. Betrachten wir zur Illustration ein fiktives Beispiel: Eine Ethnographin, die in der Gegenwart ein soziologisches Institut untersucht nimmt nicht von vornerein an, dass der jeweilige Ordinarius das soziale Geschehen am betreffenden Institut unmittelbar steuern kann. Dem einzelnen Akteur spricht sie aufgrund dessen Eingebettetheit in ein konkretes soziales Gefüge, nur bedingt die Fähigkeit eigenständigen, wirkmächtigen Handelns zu, geschweige denn dass er oder sie in der Lage sei, den Lauf der Geschichte unmittelbar zu prägen. Vielmehr beobachtet sie und analysiert. Dabei versucht sie zu verstehen, wie das betreffende soziale Gefüge funktioniert. In den Blick gerät dabei die Rolle eines Sekretariatsmitarbeiters. Wenn

[49] Vor allem im Zuge einer zunehmenden Sensibilisierung für die Untersuchung vergangener Wissenskulturen rückte das Interesse am vergangenen Alltag in der Soziologiegeschichte zunehmend in den Blick (vgl. z.B. Poferl & Keller 2017; Grenz et al. 2019; Grenz et al. 2020). Dass sich eine soziologisch verstandene Soziologiegeschichte «der Theorien und Methoden, die auch andere spezielle Soziologien verwenden» bedienen müsse betonte Peter (1998, S.11) bereits vor der Jahrtausendwende.

[51] Natürlich ist das mitunter auch dadurch bedingt, dass entsprechende Daten fehlen. Indes stellen Interviews eine Möglichkeit dar, die vergangenen sozialen Gefüge an Instituten und Seminaren rückblickend zu beleuchten.

[52] Ähnlich bemerkt Fleck (1999, S. 58): «Aus der Vergangenheit der Wissenschaften interessieren uns Heutige wegen der selbstverständlichen Vorherrschaft eines präsentistischen Modells die anschlussfähigen Texte und Autoren, die Heroen der Vergangenheit, nicht deren Sklaven, Hintersassen und Gehilfen, wohl aber neuerdings ihre Ehefrauen!»

dieser zugegen ist, schafft er jeweils die Bedingungen, dass alle Mitarbeiter des Seminars zusammenkommen und reger Austausch stattfindet. Bei diesen Gelegenheiten schnappt der Ordinarius immer wieder Inspirationen und Eindrücke auf, die er in seine Schreibarbeit einfliessen lässt. Beispielsweise geht der Titel seines berühmtesten Werks auf eine Bemerkung eines Assistierenden in eben einer solchen Pause zurück. Fehlt der betreffende Sekretariatsmitarbeiter hingegen (z.B. ferienbedingt), bleiben alle Mitarbeiter in ihren Büros, machen zu unterschiedlichen Zeitpunkten Pausen und tauschen sich kaum aus. Dem Ordinarius fehlen dann die Eindrücke und Ideen, die ihm in diesen Pausen jeweils zugetragen werden. Die institutionalisierte Kaffeepause erscheint der Ethnographin entsprechend als grundlegend für den Alltag der betreffenden Wissenskultur.

Mit der vorliegenden Dissertation möchte ich einen Beitrag zu einer dezidiert soziologisch verstandenen Geschichtsschreibung der Soziologie leisten (vgl. dazu bspw. Fleck 1999, S.55).[53] Dies impliziert zunächst den Blick ein Stück weit weg von Einzelpersonen auf die jeweiligen sozialen Gefüge zu richten, in denen sie agierten.[54] Für ein zufriedenstellendes Verständnis der Institutionalisierung der Soziologie sind die sozialen Dynamiken zwischen den Akteuren an Instituten und Seminaren genauer zu betrachten. Es stellen sich dabei Fragen nach den Arten und Weisen der Herstellung und Vermittlung von Wissen, nach der Organisation kollektiven Handels sowie auch der Rolle von Machbeziehungen.

Dabei genügt es indes nicht in Archiven und vermittels Interviews Datenmaterial zu sammeln und dieses zu Erzählungen zu verdichten. Nebst einem offenen Blick für die jeweiligen sozialen Gefüge und dem Sammeln empirischen Daten sind methodische

[53] Christian Fleck definiert das Feld der soziologischen Geschichtsschreibung der Soziologie wie folgt: «Sie analysiert die Entwicklung der Soziologie unter der Annahme, diese sei von Faktoren bestimmt worden, die in der Vergesellschaftung ihrer Mitglieder ihren Ursprung haben, und diese Faktoren liessen sich mit den Methoden, die die Soziologie bislang hervorgebracht hat, analysieren.» (Fleck 1999, S.55)

[54] Anstatt grosser Männer gilt es «bemerkenswerte Mikro-Umwelten als Analyseeinheiten» zu wählen (Fleck 1999, S.62).

Gesichtspunkte und theoretische Ansätze mindestens so wichtig, um sinnvolle Aussagen treffen zu können. Es gilt also die Institutionalisierungsbegriffe von Schäfers und Lepsius entsprechend theoretisch zu fundieren und vor allem auch für die Prozesshaftigkeit und das Gewordensein von Institutionalisierung zu sensibilisieren. Dazu wird vorliegend eine wissenssoziologische Perspektive auf Institutionalisierungsprozesse eingeführt (vgl. Berger & Luckmann 1968). Der analytische Fokus einer solchen Perspektive liegt weniger auf Einzelpersonen denn auf Wissenskulturen. Dies widerspiegelt sich nicht zuletzt in den Fragen, die sich aus ihr stellen: Wie bildeten sich bspw. in spezifischen sozialen Kontexten zwischen verschiedenen Akteuren konkrete geteilte Wissensbestände? Und inwiefern waren diese Wissensbestände für das Vorankommen verschiedener Akteure, die an Instituten und Seminaren oder im Umfeld soziologisch orientierter Dozierenden und Forschenden wirkten, aber auch generell der Soziologie als Lehr- und Forschungsfach ausschlaggebend? Untersucht wird dazu – soweit dies denn rückblickend methodisch möglich ist – das konkrete Interaktionsgeschehen an Instituten, Seminaren als auch generell rund um soziologisch orientierte Dozierende im universitären Kontext.[55] Die vorgeschlagene theoretische Wendung kommt dabei einem Perspektivenwechsel weg von Meilensteinen der Institutionalisierung hin zum vergangenen Alltag indem diese ihren Anfang nahmen gleich.

In Anlehnung an Peter Berger und Thomas Luckmann sowie Alfred Schütz wird in dieser Arbeit – soweit es über mehrere Jahrzehnte hinweg möglich ist – der vergangene Alltag an Universitäten, soziologischen Instituten und dabei insbesondere die Rolle intersubjektiv geteilter Wissensbestände beleuchtet. «In erster Näherung soll mit ‹Alltag› die konkrete und lebendige, umfängliche Fülle der Erlebniserfahrung von Handelnden bezeichnet werden, die aneinander sich orientierend, auf abwesend Andere sich beziehend und auf Zukünftiges zugehend, im historischen und biographischen Bestand einer stets vorgegebenen Gesellschaft ihre Orientierung suchen und ihre Situation definieren.» (Grathoff 1978, S.68) Vorliegend mag diese Ausrichtung

[55] Dass dies methodisch herausfordern ist steht ausser Frage und wird entsprechend auch weiter unten in Kapitel 3 thematisiert.

insofern überraschen, als das die Untersuchung vergangenen Alltags und damit auch von Alltagswissen, eben gerade nicht primär – und vor allem nicht ausschliesslich – auf wissenschaftliche Spezialwissensbestände abzielt (was aber zugleich nicht bedeutet, dass diese ausgespart werden). Vielmehr wird versucht eine Innensicht in das Interaktionsgeschehen zu erlangen, das sich in unterschiedlichen Konstellationen zwischen Studierenden, wissenschaftlichen Mitarbeitern, Assistierenden, Sekretärinnen und Professoren entfaltete. Von Interesse sind die «für das tagtägliche Leben relevanten Wissensbest[ände]», die sich in der Konfrontation mit «Probleme[n], die während der unmittelbaren Lebensbewältigung auftauchen [...] im Rahmen der Interaktionen, die man mit seinen Mitmenschen [...] hat» herausbilden und verändern (Schütze 1973, S.11). Inwiefern lassen sich auf einer solchen Alltagsebene Unterschiede zwischen den Wissenskulturen an verschiedenen soziologischen Instituten und Seminaren beobachten? In welchen Konstellationen und unter welchen Umständen kam es beispielsweise zu gelingender Zusammenarbeit zwischen unterschiedlichen Akteuren? Und unter welchen Bedingungen richteten sich die einzelnen Akteure trotz regelmässiger Kopräsenz auf ganz unterschiedliche Weise aus, ja arbeiteten gleichsam aneinander vorbei? Oder welche Voraussetzungen resultierten in Situationen in denen sich verschiedene Akteure im Wege standen bzw. gegenseitig am Vorankommen hinderten.[56] Das konkrete Alltags- und damit verbunden Interaktionsgeschehen an soziolo-

[56] Zweifelsohne ist die rückblickende Untersuchung derartiger Fragen herausfordernd. Allein methodisch erweist sich der Zugriff auf vergangenen Alltag zwangsläufig als partiell, lückenhaft und aufgrund des Zeitunterschieds zwischen dem Hier und Jetzt der vorliegenden Untersuchung und jenem der untersuchten Wissenskulturen, als verzerrt. Diesem Umstand kann man indes mit einer sorgfältigen Verschränkung versch. Datensorten sinnvoll begegnen. Zugleich gilt es zu betonen, dass auch gegenwartsbezogene Forschung stets lückenhaft und selektiv verfährt und durch Störfaktoren geprägt ist. Letztlich mag die rückblickende Forschungsperspektive gar den Vorzug haben, dass die Interviewees aufgrund der zeitlichen Distanz zum Untersuchungsgegenstand (die meisten sind in Rente und viele ‹Protagonisten› jener Jahre

gischen Instituten wird gleichsam als Nährboden betrachtet, der mitbestimmt in welche Richtung sich die jeweilige Wissenskultur entwickelt und wie sich dies wiederum auf die lokale Institutionalisierung der Soziologie auswirkt.

Mit der Ausrichtung auf Wissenskulturen und Alltagwissen verschwinden die ‹zentralen› Persönlichkeiten (im Sinne handelnder Akteure) an den Schweizer Universitäten nun aber nicht aus der rückblickenden Betrachtung, sondern werden vielmehr in ihrem Wirken als im jeweiligen Instituts- oder Seminars- bzw. Universitätsalltags situiert und in ihrer ‹Mitgliedschaft› in als auch ihrer Teilhabe an spezifischen Wissenskulturen untersucht.[57] Wendet man die Perspektive derart, so geraten intersubjektiv geteilte Wissensbestände bezüglich des alltäglichen Zusammenarbeitens oder hinsichtlich der Bestimmung des Gegenstandsbereichs einer Disziplin, aber auch die Aushandlungsprozesse über die Positionierung der Soziologie im jeweils universitätsspezifischen Feld der Wissenschaften in den Blick.

Fassen wir zusammen: Um wegzukommen von einem gleichsam auf einen idealtypischen Zustand bezogenen listenartigen Institutionalisierungsverständnis ist das Forschungsinteresse vorliegend auf Institutionalisierung als Prozess im konkreten universitären Alltag zu richten. Im Rahmen und im Zuge von Institutionalisierungsprozessen bilden sich im universitären Alltag in der Interaktion verschiedener Akteure

---

sind verstorben) freier über Geschehnisse in einem überschaubaren Feld berichten können, in dem man sich für gewöhnlich kennt.

[57] Derart betrachtet interessiert bspw. nicht allein, dass 1966 an der Universität Zürich ein soziologisches Institut errichtet und von Peter Heintz, dem soeben berufenen ersten Ordinarius für Soziologie, eröffnet wurde. Vielmehr gerät auch in den Blick wie im Vorfeld innerhalb der Universität und im Zürcher Kantonsrat die Notwendigkeit eines Soziologischen Instituts kommunikativ verhandelt wurde, aber auch auf welche Weise in den 1940er und 1950er Jahren an der Universität Zürich Soziologie unterrichtet und in konkreten Forschungsprojekten betrieben worden war oder wie Peter Heintz in Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlern und in der Auseinandersetzung mit Studierenden bereits vor seinem Stellenantritt in Zürich in Lateinamerika Anteil an spezifischen Wissenskulturen hatte. Die Institutsgründung ist am Ende vor allem ein wichtiger Hinweis auf bzw. Ausdruck von kommunikativen Vorgängen, in deren Zusammenhang Institutionalisierung erfolgt. Vgl. hierzu die Motion des Zürcher Kantonsrats Paul Frehner (Frehner 1965) «über die Errichtung eines soziologischen Instituts an der Universität Zürich» vom 17. Mai 1965 (StAZH MM 24.75 KRP 1965/076/0528).

intersubjektiv geteilte Wissensbestände heraus, die zwar gewissermassen lokal situiert und kontextgebunden sind (eine bestimmte Zahl von Akteuren an einer bestimmten Universität haben Teil an diesen Wissensbeständen), die sich aber zugleich über vielfältige Bezüge zu soziologischen Werken und Wissenskulturen an anderen Universitäten, in anderen Sprachräumen der Gegenwart, aber auch aus der Vergangenheit konstituieren. Ein derart auf die Mikroebene ausgerichteter soziologischer Blick konzentriert sich auf den vergangenen Alltag. Damit ist der zentrale Ankerpunkt für eine Verschränkung von soziologischer und historischer Perspektive bezeichnet.

2.3.1. Ein alltagsgeschichtlicher Zugriff auf frühere Wissenskulturen

Ab den späten 1970er Jahren gewann die Auseinandersetzung mit dem vergangenen Alltag im Feld der Geschichtswissenschaften zunehmend an Bedeutung. Ansätze wie die historische Anthropologie, Mikro- und Alltagsgeschichte zeugen von einer Annäherung an andere Disziplinen. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts öffneten sich Historiker*innen zunehmend für ethnographische, ethnologische und kulturanthropologische Forschungsmethoden und Fragestellungen.

Die erwähnten Ansätze – verstanden als ethnographische Perspektiven der Geschichtsschreibung – bieten sich aufgrund ihrer qualitativen Forschungsmethodik, dem gemeinsamen Fokus auf die Mikroebene und den vergangenen Alltag geradezu für die Verschränkung einer soziologischen und einer historischen Betrachtung an (vgl. Steinacker 2010, S.67). Die vorliegende Arbeit stützt sich hauptsächlich auf die theoretische Perspektive der Alltagsgeschichte, wie sie massgeblich von Alf Lüdtke geprägt worden ist (vgl. insbesondere Lüdtke 1998). Diese scheint insbesondere aufgrund ihres handlungstheoretischen Fundaments für die Verbindung mit der wissenssoziologischen Perspektive von Berger und Luckmann geeignet. Aus der Perspektive des nachfolgend dargelegten handlungstheoretischen Zugangs zur Geschichte der Institutionalisierung der Soziologie, erfolgen die Institutionalisierungsschritte der Disziplin im akademischen Feld im Zuge konkreter Interaktionen zwischen verschiedenen Akteuren, die sich in diesem Feld bewegen und an verschiedenen Denkkollektiven bzw. Wissenskulturen teilhaben.

Der Forschungszweig der Alltagsgeschichte und die eng mit ihr verbundene «Basisbewegung von Geschichtsforscherinnen und -forschern» im deutschsprachigen Raum gehen auf die sogenannte Neue Geschichtsbewegung in der Bundesrepublik Deutschland der 1980er-Jahre und die damit zusammenhängenden Geschichtswerkstätten zurück (Lindenberger 2019, S.9; Siebeck 2019). Akzentuiert als «Geschichte von unten» richtet sich das Postulat der Alltagsgeschichte gegen das Axiom der anonymen Strukturen, die «Geschichte machen» (Lüdtke 1998, S. 560). Dabei werden nicht ‹grosse› Prozesse wie Modernisierung, Säkularisierung, Industrialisierung oder Nationenbildung untersucht. Vielmehr wird eine möglichst grosse ethnographische Nähe zum konkreten gelebten vergangenen Alltag angestrebt. Was Patricia und Peter Adler für die ethnographische Forschung mit «research in your own backyard» umschreiben (Adler & Adler 2012, S.15), bringt für die Neue Geschichtsbewegung in der BRD das Diktum «Grabe, wo du stehst!» auf den Punkt. In den Blick gerät das räumlich Naheliegende, sowie auch das Alltagsnahe. Der Autor des gleichnamigen «Handbuches zur Erforschung der eigenen Geschichte», verband mit dem Titel «Grabe, wo du stehst!» den Aufruf an schwedische Arbeiter, die Geschichte ihrer eigenen Arbeits- und Lebensbedingungen zu erforschen.» (Siebeck 2019) Entsprechend kann auch die vorliegende Arbeit indirekt als eine Art Auseinandersetzung mit bzw. Reflexion über das Gewordensein der Arbeits- und Lebensbedingungen des Schreibenden im Kontext des universitären Betriebs betrachtet werden.

Eine so verstandene ethnographische Perspektive der Geschichtsschreibung zielt «auf die möglichst konkrete Beschreibung der Lebensweisen von Gruppen oder Personen, einzelnen Momenten ihrer alltäglichen Lebenszusammenhänge, ihres Alltagsdenkens und -handelns.» (Steinacker 2010, S.68) Nicht der Blick von aussen auf eine vergangene Epoche, sondern eine Annäherung an die Binnenperspektive der Akteure wird also angestrebt (ebd., S.68).

Derart betrachtet mögen Ordnungsprinzipien des schweizerischen Staates wie der Föderalismus, vermeintlich gesamtgesellschaftliche soziale Dynamiken im Zusammenhang mit Phänomenen wie dem Liberalismus oder dem Korporatismus (Zürcher 1995) oder auch die Strukturen hiesiger Universitäten (Lehrstuhlprinzip; Prinzip der akademischen Selbstverwaltung, etc.) zwar durchaus helfen, die Institutionalisierung der Soziologie mitzuerklären, zumal sie Anreize setzen, Handlungsspielräume begrenzen

oder Gelegenheiten schaffen. Jedoch griffe es zu kurz, diesen Strukturen und Phänomenen auf der Makroebene gleichsam kausal eine unmittelbare, direkte oder gar eindeutige ‹Wirkung› auf die Institutionalisierung der Soziologie an bestimmten Universitäten zuzuschreiben, ohne dass eine solche These mit einer Analyse des konkreten Alltags an entsprechenden Instituten und der Art, wie ihn die beteiligten Akteure erfahren und in ihren Interaktionen und Handlungen gleichsam hervorbringen, konkretisiert würde.[58]

Untersuchte man beispielsweise, wie es René König und einer Reihe von Studierenden in den 1940er Jahren an der Universität Zürich gelang, «ohne jegliche institutionellen Mittel, [und] zunächst ohne Lehrauftrag [...] die ersten eigentlich empirischen soziologischen Arbeiten in der deutschen Schweiz anzuregen und durchzuführen», so stünden Erklärungsparameter wie das Bestehen einer Nachfrage nach soziologischer Erkenntnis oder die Kleinräumigkeit und Heterogenität der Schweiz aus einer alltagsgeschichtlichen Perspektive betrachtet zunächst nicht im Vordergrund (Atteslander 1966, S.20). Die involvierten Personen erscheinen bei näherer Betrachtung nämlich nicht als «Agenten, die nur funktionieren und andere (fundamentalere) Kräfte [Anmerkung des Autors: die zum Beispiel im schweizerischen Föderalismus oder dem Wechselspiel von Angebot und Nachfrage gründen] umsetzen oder zum Ausdruck bringen, sondern [als] facettenreiche, widersprüchliche und auch widersprechende Individuen.» (Lüdtke 1998, S.566) Das Eigensinnige der Akteure sowie des Austausches zwischen diesen gerät dabei in den Blick. Bei König zeigt sich dies beispielsweise darin, dass er trotz ungünstiger struktureller Bedingungen an der Universität Zürich (weder verfügte er über eine Professur noch über ein festes Einkommen oder personelle Mittel) und obwohl die Soziologie damals in einer breiten Öffentlichkeit kaum bekannt war (dass generell eine Nachfrage nach soziologischer Forschung bestanden habe kann daher kaum behauptet werden) eine Reihe von Forschungsarbeiten

[58] Nichtsdestotrotz kommt man bei einer solchen Betrachtung nicht um die Frage der Relevanz von Strukturen für das Handeln des historischen Individuums (wie es bei Lüdtke heisst) umhin. Diese wird später mit Rückgriff auf Crozier und Friedberg (1979) angegangen.

lostrat. Dies gelang ihm gewissermassen von seiner Wohnung aus gemeinsam mit engagierten Studierenden getragen von einer spezifischen Wissenskultur.

Anstatt von vorneherein Strukturen auf der Meso- und Makroebene eine quasi-determinierende Wirkung zuzuschreiben – wonach diese die Soziologiegeschichte gewissermassen unmittelbar fortschrieben – wird in einem alltagshistorisch sensibilisierten Forschungsprojekt (wie dem vorliegenden) ins Zentrum gestellt, «wie Menschen in ihrer sozialen und kulturellen Praxis gleichermassen Objekt und Subjekt von Welt und Geschichte sind [... bzw.] wie sie ihre Wirklichkeit erfahren und immer auch produzieren» (Lüdtke 1998, S.563). Ein alltagsgeschichtlicher Zugang ist in diesem Sinne als akteurszentrierte Geschichtsschreibung zu verstehen (Lindenberger, Marszolek & Wierling 2006). Der oder die Einzelne wird nicht als ohnmächtiges «Opfer übermächtiger Strukturen und determinierender geschichtlicher Prozesse angesehen», sondern als agierendes und reagierendes Subjekt (Steinacker 2010, S.69). Im Vordergrund stehen die Handelnden im konkreten untersuchten Alltag (und damit vorliegend König und seine Studierenden). Sie «sind beweglich, wenn auch nicht im luftleeren Raum. Sie nutzen, interpretieren auf ihre Weise Drehbücher, Rollenvorschriften, Regieanweisungen. Sie zeigen und produzieren in ihren Aneignungen Eigenes, vielleicht auch ‹Eigensinn›.» (Lüdtke 1997, S.87) Im Falle von König und seinen Studierenden zeigt sich dieser Eigensinn beispielsweise darin, dass man sich mangels soziologischer Bücher in der Universitätsbibliothek selbst organsierte und sich trotz fehlender räumlicher Ressourcen an der Universität andernorts einen Arbeitsort zu schaffen wusste.[59]

[59] Da an der Universitätsbibliothek kaum soziologische Fachbücher vorhanden waren organisierten sich die Studierenden selbst: «Die Bücher, die wir individuell kauften, erfassten wir in Listen, sodass wir gezielt die Bücher untereinander austauschen konnten.» (Atteslander 2003, S.3) Da König und seine Studierenden an der Universität über keinerlei Räumlichkeiten verfügten, wurde ausserhalb des universitären Gefüges eine Lösung gesucht. Hier waren wohl Königs Beziehungen zur Schweizerischen Landesplanung (insbesondere zu deren Sekretär Hans Aregger) von Vorteil «Letztlich hatten wir dann doch irgendwo in der Stadt in einem Büro der Schweizerischen Landesplanung einen eigenen Raum für uns.» (Interview Atteslander 2003, S.3)

Die durch die Alltagsgeschichte mitbegründete Wiederentdeckung der Subjektivität in den Geschichtswissenschaften (und zwar einer Subjektivität jenseits der Feldherren, Könige und Staatschefs) zeugt von einer Faszination am Konkreten und einem Interesse an den einfachen Dingen des täglichen Lebens (Niethammer 1980 zit. in Saldern 2005, S. 12). Was in den Blick gerät ist in erster Linie die emische Perspektive der beteiligten Akteure, sprich wie diese (im Falle von König und seinen Studierenden) das ‹informelle› Soziologiestudium[60], die erwähnten Forschungsarbeiten und die Bedingungen, unter denen diese entstanden sind, erfahren haben und im Rückblick – beispielsweise in schriftlichen Selbstzeugnissen oder in Interviews – wiedergeben.

Alltagsgeschichte charakterisiert sich durch ein ausgesprochenes Interesse an den Erfahrungen der Menschen. Daraus leitet sich die Forderung der Annäherung an die Selbstdeutungen der historischen Akteure ab (Lüdtke 1998, S.557). Insofern lässt sie sich als Gegenentwurf zu einer Vorstellung von Geschichte verstehen, «die vom Konzept eines einheitlichen Prozesses der Zivilisation oder der Modernisierung angeleitet» ist. (ebd., S.558) Damit sollen keineswegs Faktoren auf der Makroebene ausser Acht gelassen werden. Vielmehr gilt es sie im Kontext des vergangenen Alltags und vor dem Hintergrund spezifischer wissenskultureller Eigenheiten zu deuten. Zu verstehen ist das nicht als entweder oder, sondern vielmehr als ein sorgsames Kombinieren verschiedener Zugänge.[61] Denn «alltagsgeschichtliche Perspektiven versuchen, zwischen der Scylla der anonymen gesellschaftlichen Grossgruppen oder anonymen

[60] Während König in Zürich lehrte, war es eigentlich nicht möglich Soziologie zu studieren bzw. einen Abschluss in Soziologie zu machen. «Soziologie konnte man damals zwar hören, aber nicht als Hauptfach studieren.» (Interview Atteslander 2003, S.1) Das Dissertieren in Soziologie war wohl nur mit Sondergenehmigungen möglich. (vgl. Interview Atteslander 2003, S.1)

[61] In dieser Dissertation findet ein solches Kombinieren lediglich ansatzweise statt. Der Fokus liegt primär auf der Mikroebene des vergangenen Alltags. Dies liegt hauptsächlich darin begründet, dass eine solche Perspektive bisher kaum Eingang in das Feld der Soziologiegeschichte der Schweiz gefunden hat. Insofern ist diese Arbeit als ein Versuch zu verstehen, ein Versäumnis nachzuholen. Generell empfiehlt es sich indes Institutionalisierungsverläufe sowohl von einer Markoebene als auch aus einer Mikroperspektive zu betrachten, um blinde Flecken zu vermeiden.

Mächten (z.B. den Klassen und der Dynamik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen) und der Charybdis einer unkritischen Hypostasierung der Einzelperson hindurchzumanövrieren, vielleicht diese Meerenge ganz zu umfahren.» (ebd., S.556)

Denn wenngleich mit der Einnahme einer alltagsgeschichtlichen Perspektive eine deutliche Verschiebung des Fokus weg von der Makroebene hin zur Mikroperspektive auf vergangenen Alltag einhergeht, wäre es zu kurz gegriffen, einer solchen entgegenzuhalten, dass sie «den Subjekten [...] eine (fast) unbegrenzte ‹Macht und Autonomie›» zuschreibe und darob die Strukturen vernachlässige. (vgl. hierzu Sarasin 1996, S.75) Weder erscheinen aus alltagshistorischer Perspektive die Handelnden nämlich als vollends durch Strukturen bestimmt, noch vermögen sie sich in ihrem Handeln diesen vollends zu entziehen. Zentral ist vielmehr die Art und Weise, wie sie mit Strukturen umgehen, ja sich diese handelnd und interpretierend aneignen. Als Agierende gestalten sie «allein durch ihre historisch spezifische Wahrnehmung und Interpretation der sozialen und politischen Realität diese mit[...]» und verändern sie nicht selten auch (Habermas & Minkmar 1992, S.9, zit. in Steinacker 2010, S.69).

Ebenso wäre es auch verfehlt, Alltagsgeschichte als eine individualistische oder sich im Detail verlierende Geschichtsschreibung zu verstehen. Zwar geht mit einer alltagshistorischen Perspektive, ein verstärktes Interesse am «historischen Individuum» einher (Jordan 2018, S.160). Jedoch nicht, weil es «geschichtswirksame Veränderungen leiste[n würde], wie zum Beispiel die ‹grossen Männer› im Historismus». Vergleichbar mit der Alltagssoziologie, die sich gerade eben nicht dafür interessiert, wie Experten die Welt deuten, sondern vielmehr das Augenmerk auf den common-sense richtet, rücken in der Alltagsgeschichte nicht die Perspektiven der ohnehin schon bekannten Protagonisten ins Zentrum der Betrachtung, sondern die vermeintlichen historischen Nebenfiguren – «die bis dahin namenlos Gebliebenen» (Saldern 2005, S.13) – und wie diese die vergangene Alltagswelt an der sie Teil hatten erlebten. In der Soziologiegeschichte sind dies vornehmlich Studierende und Assistierende, die im untersuchten Zeitraum im Schatten der ungleich ‹wichtigeren› Professoren tätig waren. Dabei werden diese nicht isoliert als Einzelpersonen, sondern im Kontext des sozialen Gefüges des jeweiligen Instituts oder Departements betrachtet.

Indes trifft die Eigenschaft der «Namenlosigkeit» nur bedingt und nicht in allen Fällen auf die in dieser Studie befragten Zeitzeugen zu. Eine Mehrheit der für diese Dissertation interviewten Personen hat zu einem späteren Zeitpunkt selbst eine Professur erlangt oder zumindest eine gewisse akademische Karriere verfolgt. Für das vorliegende Projekt sind diese Personen jedoch vor allem aufgrund ihrer Erfahrung als Studierende und Assistierende von Interesse. Daneben wurden auch einige damalige Sekretärinnen und Assistierende interviewt, die später in der Welt der Wissenschaft kaum lesbare Spuren hinterlassen haben. Der oder die Einzelne ist also nicht aufgrund seiner bzw. ihrer «Wirkmächtigkeit» oder «Relevanz» im sozialen Gefüge eines Instituts oder einer Universität im Fokus der alltagshistorischen Betrachtung, sondern weil er oder sie exemplarisch für bestimmte soziale Verbände steht (Jordan 2018, S.160). Vorliegend sind dies beispielsweise die Studierenden oder die Mitglieder des akademischen Mittelbaus an Schweizer Universitäten im untersuchten Zeitraum. Dabei interessieren die Arten und Weisen wie diese den Alltag im Soziologiestudium, an soziologischen Seminaren und Instituten erlebten und rückblickend rekonstruieren. Damit verbunden ist eine doppelte Pluralität an Perspektiven auf den untersuchten Gegenstand (die Wissenskulturen und die Institutionalisierung der Soziologie an einzelnen Universitäten der Schweiz). Einerseits eine Vielheit von individuellen Perspektiven im untersuchten vergangenen Hier und Jetzt, andererseits eine methodisch hergestellte Vielheit der rückblickend rekonstruierenden Zugänge aus der Gegenwart der Interviewsituationen. Eine alltagsgeschichtliche Auseinandersetzung mit vergangenen Wissenskulturen wird damit unweigerlich zu einer Geschichte des Nebeneinanders und der Vielheiten (vgl. Lüdtke 1998, S.575). Verschiedene Zeitzeugen berichten unterschiedlich über das Vergangene. Ihre Wahrnehmung und ihre Deutungen unterscheiden sich. In den Blick geraten damit Brüche, Widersprüche als auch «das Neben- und Gegeneinander von Akteuren» (ebd., S.575). Eine alltagsgeschichtliche Betrachtung erscheint nur schwerlich als aus einem Guss. Der Leser trifft auf Fragmente, bisweilen auch auf ein unklares Bild mit zahlreichen Facetten. Dies ist jedoch nicht als Nachteil zu sehen. «Die gebrochene Form gibt eine neue Chance, Geschichte als Gleichzeitigkeit vielschichtiger, uneinheitlicher und mehrdeutiger Transformationen zu begreifen.» (ebd., S.576) Nichtsdestotrotz obliegt dem Autor der vorliegenden Arbeit am Ende die Aufgabe, in diese Vielheit eine gewisse sinnhafte Ordnung zu bringen.

2.4. Institutionalisierungsprozesse im Spannungsfeld zwischen Struktur und Handlungszusammenhängen

Bei genauerer Betrachtung lässt sich – so vorliegend die These – die Institutionalisierung einer Disziplin an spezifischen Universitäten nur vermittels einer für das jeweilige Alltagsgeschehen sensibilisierten Perspektive zufriedenstellend ergründen. Nicht nur die oben erwähnten Aspekte (wie die epistemischen Grundlagen, methodischen und theoretischen Zugänge zu sozialen Phänomenen, Forschungsfelder und -fragen), die sich mehrheitlich und hauptsächlich aufgrund geschriebener und publizierter Quellen nachvollziehen lassen, sind dann von Bedeutung, sondern vielmehr auch das konkrete Interaktionsgeschehen an Instituten, in Lehrveranstaltungen und die damit zusammenhängenden organisatorischen Grundlagen des Zusammenarbeitens bzw. -wirkens. Wie gelang es beispielsweise den Angestellten eines Instituts für Soziologie zusammenzuarbeiten oder auch nicht? Wie entstanden aus dem konkreten Alltag an einem Institut heraus Ideen, Forschungsfragen und Projekte, die schliesslich in geschriebenen Texten resultierten? Weshalb kam es an einem bestimmten Institut zu einem gelingenden Zusammenwirken, während andernorts die Zusammenarbeit scheiterte? Wenn wir – wie vorliegend – davon ausgehen, dass das konkrete Interaktionsgeschehen entscheidend für Institutionalisierungsprozesse ist, gilt es den analytischen Blick und die Fragen vor allem auch auf Umstände zu richten, die die Interaktion zwischen verschiedenen Akteuren rahmen, mitbestimmen, erleichtern oder erschweren. Was befördert beispielsweise den Austausch und die Zusammenarbeit zwischen Studierenden, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Professoren, und was behindert diesen? Derart betrachtet, geraten unter anderem auch Machtbeziehungen in den Blick, die die je lokale Institutionalisierung immer auch mitbeinflussen. Zugleich gilt es zu berücksichtigen, dass das wissenschaftliche Feld mitunter auch durch Wettbewerb, und «äussere» ökonomische und politische Interessen geprägt ist. In der vorliegenden Arbeit sind also weniger die einzelnen retrospektiv relativ leicht feststellbaren Institutionalisierungsschritte (wie Errichtung von Professuren, Gründung von Instituten, Lancierung von Forschungsprojekten, etc.) von Interesse, als vielmehr die Umstände, unter denen diese im Zuge eines konkreten Interaktionsgeschehens vor dem Hintergrund spezifischer Wissenskulturen zustande kamen. Wie lässt sich der damit verbundenen Herausforderung theoretisch begegnen?

2.4.1. Ein sozialkonstruktivistischer Zugang zu vergangenen Institutionalisierungsprozessen

Um die Umstände einzelner Institutionalisierungsschritte zu beleuchten wird nachfolgend aufbauend auf Berger & Luckmann (1967) und in Verschränkung mit der oben eingeführten alltagsgeschichtlichen Perspektive (vgl. v.a. Lüdtke 1997 & 1998), ein sozialkonstruktivistischer handlungstheoretischer Zugang zu Institutionalisierungsprozessen entwickelt. Dieser ist für die Zusammenhänge zwischen Akteur und Struktur sensibilisiert ist und trägt der sozialen Bedingtheit jeglichen Wissens und damit der Rolle von Wissenskulturen (vgl. Knorr-Cetina 1999, Knorr-Cetina 2002, Poferl & Keller, 2017) bzw. Denkkollektiven und Denkstilen (Fleck 2017 [1935]) Rechnung. Schliesslich werden auch Machtbeziehungen und deren Bedeutung für Institutionalisierungsprozesse mit Hilfe von Crozier und Friedbergs (1979) mikropolitischer Perspektive auf Organisation mitberücksichtigt.

Die sozialkonstruktivistische, handlungstheoretische Verortung impliziert die Grundannahme, dass die Institutionalisierung von Disziplinen immer in der konkreten Interaktion von Akteuren ihren Ursprung findet/erfolgt. Vorgänge der Institutionalisierung sind dabei vor allem in ihrer Prozessualität und nicht auf einen potenziellen Endpunkt hin zu verstehen, in welchem von einer abgeschlossenen Institutionalisierung gesprochen werden könnte (nicht nur formale Akte wie Berufungen, Institutsgründungen oder die Lancierung einer Zeitschrift, sondern vor allem auch die diesen Akten zugrunde liegenden geteilten Wissensbestände und die kommunikativen Begründungszusammenhänge im Rahmen welcher zentrales Wissen um die Soziologie kontinuierlich stabilisiert wird, geraten damit in den Blick). Der Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie ging beispielsweise ein Briefwechsel zwischen Ernst Stauffer, Roger Girod und weiteren Personen Anfang der 1950er Jahre voraus, in welchen sie gemeinsam Vorbereitungen trafen und einen Unterstützerkreis aufbauten. In diesen Briefen wird nicht zuletzt über die Bedeutung des Vorhabens, als auch die Schwierigkeiten rund um die «Schaffung einer dauerhaften und [...] wirkungsvollen Einrichtung» im Bereich der Soziologie debattiert (Stauffer 1954). Die kommunikative Klärung eines gemeinsamen, intersubjektiv geteilten Verständnisses von Soziologie und ihrer Beziehung zur Nationalökonomie schien ein vordringliches Ziel der Bestrebungen jener Tage gewesen zu sein und ging der effektiven Begründung der

SGS voraus (Stauffer 1952). Im Austausch zwischen unterschiedlichen Personen wurde dabei die wissenskulturelle Grundlage für die auch für Aussenstehende ‹sichtbaren› Aspekte der Institutionalisierung der Soziologie (wie beispielsweise die Gründung der SGS im Jahr 1955) geschaffen.

Doch was impliziert der Begriff Institutionalisierung – von der soeben vorgeschlagenen theoretischen Perspektive aus betrachtet – eigentlich? Eine Disziplin ist aus der gewählten sozialkonstruktivistischen Perspektive zu keinem Zeitpunkt vollständig institutionalisiert. Vielmehr ist ihre Institutionalisierung stets als potentiell kritisch zu betrachten.[62] Sie bedarf ständiger Aufrechterhaltung und Legitimierung im Rahmen einigermassen kontinuierlicher Interaktionszusammenhänge (insbesondere dann, wenn bisher mit Soziologie kaum vertraute Individuen mit ihr in Berührung kommen – beispielsweise wenn Gymnasiumabgänger an einem Tag der offenen Türe die Universität besuchen, um sich über verschiedene Studienrichtungen zu informieren). Damit wird der Fokus weg vom – oftmals eher dinglich gedachten – Institutionenbegriff hin zum – prozesshaften – Institutionalisierungsbegriff verschoben. «Institutionalization occurs whenever there is a reciprocal typification of habitualized actions by types of actors. Put differently, any such typification is an institution» (Berger & Luckmann 1967 [1966], S. 72). Im Bereich der Wissenschaft erfolgt Institutionalisierung nicht selten im Rahmen kommunikativer Zusammenhänge (im informellen Rahmen bei Zusammenkünften während Kongressen; in der konkreten Lehrtätigkeit oder Forschungsaktivitäten in Teams; in Expertenberichten über den Stand einer Disziplin in einem Land, etc.). Im mehr oder minder steten Austausch und im Zuge wechselseitiger Typisierungsakte wird zwischen verschiedenen Individuen ein gemeinsames Verständnis einer Disziplin bzw. hinsichtlich Aspekten wie epistemischen Grundannahmen, Forschungsmethoden, zentralen Fragestellungen aber auch des konkreten Umgangs miteinander im universitären Alltag konstruiert. Institutionalisierung und das individuelle Handeln stehen dabei in einer Wechselbeziehung: Während Institutionalisierungsprozesse den Akteur in seinem Handeln beeinflussen (der aktuelle «state of

[62] Dies verdeutlicht beispielsweise die im Jahr 2007 ernsthaft diskutierte Abschaffung der Soziologie als Studienrichtung an der Universität Bern (vgl. Jakob 2010).

the art» soziologischer Forschung wirkt beispielsweise auf den einzelnen Soziologen, indem dieser über das Lesen von Beiträgen oder den Austausch mit Kollegen gewisse Aspekte daraus internalisiert), wirkt dieser mittels seiner Handlungen zurück auf die Institutionalisierungsprozesse (bspw. finden eigene Publikationen, Vorträge oder persönliche Kommunikation mit anderen Soziologen u.U. wieder Eingang in den erwähnten «state of the art», kritisieren oder de-institutionalisieren diesen gar). Berger und Luckmann zeigen damit, dass Institutionen (und damit vorliegend auch Disziplinen) nicht einfach existieren, sondern durch kontinuierliche Handlungen der Mitglieder einer Gruppe laufend konstituiert und aufrechterhalten, aber auch in Frage gestellt und deinstitutionalisiert werden. Sie sind selbst keine per-se äusserlich gegebenen Phänomene, sondern erlangen erst kraft ihres intersubjektiven geteilt-Seins eine gewisse Faktizität. Ein solches Verständnis von Institutionalisierung lässt keinen Raum für einen vergegenständlichenden Umgang mit Institutionen, sondern begreift sie als «Langfristprozesse der Gewohnheitsbildung», im Zuge welcher «über einen längeren Zeitraum bestimmte soziale Zusammenhänge so weitgehend typisiert, habitualisiert und als gültig akzeptiert [werden], dass die Beteiligten sich ohne erheblichen Widerspruch darauf berufen können.» (Kaufmann, 1995, S.12) Soziologie ist diesem Verständnis nach – in spezifischen sozialen Zusammenhängen – also institutionalisiert, wenn sie innerhalb von diesen gewissermassen unhinterfragt als selbstverständlich betrachtet wird und entsprechende geteilte Wissensbestände entstanden sind.[63] Mit der Zunahme des Personenkreises, der an den entsprechenden Wissensbeständen Teil hat, schreitet die Institutionalisierung voran. Dabei kann sich der Einzelne der Institution «nur widersetzen, stösst aber dann immer wieder an [ihre] Faktizität [...], die sich in den Erwartungshaltungen der anderen zeigt» (Senge 2011, S.95) (beispielsweise in der Form von «peer-to-peer» Verfahren oder des Postulats der Werturteilsfreiheit). Damit wirkt die Institutionalisierung, obwohl sie in den Habitualisierungen/Typisierungen einiger weniger ihren Ursprung fand, auf diese zurück. Sie hat sich

[63] Damit ist vorliegend kein eindeutiger Dauerzustand bezeichnet, sondern vielmehr ein unsicherer Status. Erst in sozialen Konstruktionsprozessen festigt sich ein Verständnis der Soziologie.

im Zuge des Institutionalisierungsprozesses sukzessive von ihrem individuellen Produzenten losgelöst und eine eigenständige Faktizität erlangt. Das Anfangs intersubjektiv konstituierte Verständnis von Soziologie oder spezifischen soziologischen Aspekten ist zum unausweichlichen Faktum und somit zur Institution geworden, an welcher die sozialen Akteure nicht mehr vorbeikommen (vgl. Koch 2018, S. 51).

> *«This means that the institutions [...]are experienced as existing over and beyond the individuals who ‹happen to› embody them at the moment. In other words, the institutions are now experienced as possessing a reality of their own, a reality that confronts the individual as an external and coercive fact.»* (Berger & Luckmann 1967, S.58)

Institutionen ermöglichen also über den Wechsel der Personen und Generationen hinaus «die Kontinuität der Wissenschaft als einer Wirklichkeit, die die an ihr beteiligten Personen übersteigt.» (vgl. Stichweh 1984, S. 63) Neuzugänger an einer Universität bzw. in einem soziologische Institut oder Seminar sind fortan mit den Institutionen (vorliegend beispielsweise spezifischen Soziologiebegriffen, Theorietraditionen, Qualitätskriterien von Forschung) und damit mit den objektivierten Aspekten sozialer Welt konfrontiert, die sie wiederum im Rahmen von Sozialisationsprozessen internalisieren (z.B. über die Lektüre von Lehrbüchern, die Arbeit als studentische Hilfskräfte in einem soziologischen Institut oder als neuberufener Ordinarius, der sich mit institutionalisierten Erwartungen gegenüber seiner Rolle als Professor konfrontiert sieht). Durch Rollen werden «Institutionen der individuellen Erfahrung einverleibt.»[64] (bspw. die Rolle als Studierender, Lehrer oder Ordinarius) Zugleich werden diese wiederum durch die teilhabenden Individuen konstruiert, aufrechterhalten, verändert oder ausgelöscht. Institutionalisierung ist also durch ständige soziale Konstruktionsprozesse charakterisiert und daher kaum je abgeschlossen. Nichtsdestotrotz finden diese Prozesse nicht im luftleeren Raum statt. Gerade im Falle der Neuberufung einer Professur zeigt sich, wie bestimmte Erwartungen an die entsprechende Rolle in for-

[64] Berger & Luckmann 1966, S. 78.

malisierten Gesetzen, Reglementen etc. institutionalisiert sind und damit zunächst relativ starr und unveränderlich erscheinen mögen. Um Institutionalisierungsprozesse, die ihrerseits in konkretem Interaktionsgeschehen verschiedener Akteure gründen, gleichzeitig aber vor dem Hintergrund spezifischer Strukturbedingungen erfolgen, analytisch besser greifen zu können, wird nachfolgend das Spannungsfeld zwischen Handlung und Struktur thematisiert.

2.4.2. Das Wechselspiel von Handlung und Struktur

Institutionen und Institutionalisierungsprozesse lassen sich unterschiedlich betrachten. Zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Perspektiven auf den Gegenstand widerspiegelt das Begriffspaar Handlung und Struktur. Gewichtige Impulse zur Institutionalisierung der Soziologie können beispielsweise von einzelnen Akteuren und dem konkreten Interaktionsgeschehen, an dem diese teilhaben, ausgedacht werden. Von einer anderen Perspektive aus gerät vornehmlich die gesellschaftliche Bedingtheit von Institutionalisierungsprozessen ins Blickfeld, denn die Akteure handeln nicht im luftleeren Raum. Im übertragenen Sinne ist mit dem Begriffspaar Handlung-Struktur die Frage verbunden, auf welcher Abstraktionsebene die Institutionalisierung der Soziologie sinnvollerweise untersucht werden soll. Auf der Makroebene geraten vornehmlich rechtliche, politische und ökonomische Strukturbedingungen in den Blick (bspw. der Föderalismus oder Vorstellungen einer gesellschaftlichen Nachfrage nach soziologischem Wissen), mit denen die einzelnen Akteure konfrontiert sind und die diese in ihrem Handeln beeinflussen.[65] Auf der Mesoebene ist hingegen das organisatorische Gefüge der jeweiligen Universität zu berücksichtigen. Dieses gründet hauptsächlich im jeweiligen kantonalen Universitätsgesetz. Auf der Mikroebene erscheinen schliesslich handelnde Akteure als Ausgangspunkt von Institutionalisierungsprozessen. Vorliegend sollen nun aber die drei Ebenen nicht als Gegensätze angesehen werden. Vielmehr ist die Institutionalisierung der Soziologie an einzelnen Universitäten der Schweiz auf allen drei Ebenen zu betrachten – bewegt sie sich doch immer im

[65] Ebenfalls zu berücksichtigen ist die Meso-Ebene der Organisation Universität. Auf dieser kommen vor allem Strukturen in den Blick, die durch das jeweilige kantonale Universitätsgesetzte bedingt sind.

Spannungsfeld zwischen dem Handeln einzelner Akteure bzw. Gruppen von Akteuren und den Strukturen des institutionellen und organisationalen Gefüges, aber auch des weiter gefassten gesellschaftlichen Gebildes in welchen diese operieren. Dies ist vor allem vor dem Hintergrund der seit mehreren Jahrzehnten immer wieder aufkeimenden Kritik am Typus der Ordinarienuniversität von Bedeutung, wird darin doch die zentrale Herausforderung für die Hochschulbildung im deutschsprachigen Raum vornehmlich in den Strukturen der Universität gesehen (vgl. z.B. Steinlin 1962; Hirschi 2011; Bunia 2015). Würde man diese ändern – so die oftmals implizit in der Argumentation mitschwingende Annahme – täte sich manches zum Besseren wenden. Was in solchen kritischen Auseinandersetzungen mit dem Typus der Ordinarienuniversität jedoch bisweilen aus dem Blick fällt, sind die Freiräume, den Akteuren in Organisationen wie einem soziologischen Institut offenstehen. Crozier und Friedberg (1979, S.25) schreiben diesbezüglich von einem völlig falschen Bild, das sich die meisten von organisiertem Handeln machen. «Wir überbewerten die Rationalität der Funktionsweise von Organisationen viel zu sehr. Dies führt uns einerseits dazu, ihre Effizienz übermässig zu bewundern oder zumindest zu glauben, sie verstünde sich von selbst, und andererseits völlig übertriebene Befürchtungen zu hegen über die drohende Unterdrückung, die durch sie angeblich auf die Menschen zukommt.» (Crozier & Friedberg 1979, S.25) Im Glauben an das Funktionieren von Organisationen, so Crozier und Friedberg, werden die Freiräume der Akteure innerhalb dieser Organisationen unterschätzt. Doch wie sieht dies im Bereich der Universitäten aus?

Hochschulen und Hochschulinstitute zeichnen sich zunächst durch einen relativ hohen Grad an von aussen auferlegter Strukturierung aus. Beispielsweise ist die Unterteilung einer Universität in Fakultäten, Abteilungen und Institute sowie die zentrale Akteurposition der Professoren in kantonalen Universitätsgesetzen festgeschrieben und relativ detailliert geregelt (bspw. in der Form von Vorgaben für die Rechnungslegung hinsichtlich eines Instituts oder aber in Bezug auf dessen Führung). Mit diesen Rahmenbedingungen bzw. Strukturelementen sind die Akteure im Feld unweigerlich konfrontiert. Es handelt sich um Vorgaben von aussen. Dieses strukturieren die Handlungsfelder der involvierten Akteure in spezifischen Situationen entscheidend vor (z.B. ist im Universitätsstatut des Kantons St. Gallen klar vorgeschrieben, dass wissenschaftliche Institute und Forschungsstellen langfristig selbstragend sein (Art 112,

Abs. 1) und in der Regel durch Professoren geleitet werden (Art. 113 Abs.1) müssen[66]). Derartige Strukturelemente lassen sich beispielsweise anhand von Organigrammen nachvollziehen (So erscheint die Position des Ordinarius oben in der Institutsorganisation. An der Spitze steht indes der Institutsdirektor. Und über ihm gibt es noch ein Aufsichtsorgan.). Während diese Vorgaben damit durchaus für die Entwicklung von Instituten, aber auch individueller Berufskarrieren bedeutsam sind, wäre es falsch, sie in ihrer Gesamtheit mit der ‹vollständigen› Struktur solcher Institute oder Seminare gleichzusetzen und ihnen entsprechend eine determinierende Wirkung zuzusprechen. Denn gerade weil sie lediglich die formal festgeschriebene und ursprünglich vom Gesetzgeber oder der Hochschulleitung intendierte bzw. geplante hierarchische Ordnung universitärer Institute verdeutlichen, erhellen sie die Strukturierung der Handlungsfelder der einzelnen Akteure nur bedingt. Nichtsdestotrotz fokussieren sich nun aber die oben erwähnten kritischen Stimmen im Bereich der Wissenschaftspolitik vor allem auf diese relativ konstanten und resilienten, zeitüberdauernden Strukturelemente. Dabei drohen jene Aspekte der Struktur in der Regel aus der Betrachtung zu fallen, die sich aus dem alltäglichen Interaktionsgeschehen innerhalb der untersuchten soziologischen Institute bzw. im Zusammenspiel der unter der Disziplinenbezeichnung Soziologie mehr oder weniger als Verbund agierenden Akteure ergeben. Eine solche Betrachtungsweise birgt die Gefahr eines kurzsichtigen Determinismus, wonach die von aussen vorgegebenen Strukturelemente gleichsam die Handlungen der involvierten Akteure sowie auch die Entwicklungsrichtung eines Instituts bestimmten. Damit soll nicht gesagt werden, dass die betreffenden Strukturen unerheblich sind. Strukturen zu ändern, war immer ein wichtiger Schritt für organisationalen Fortschritt, denn sie bilden Leitplanken. Jedoch sind nicht alle ‹negativen› Entwicklungen allein auf sie zurückzuführen. Es kommt nämlich auch auf die Akteure drauf an, die innerhalb dieser Strukturen agieren.

Nun entfaltet sich zwar das konkrete alltägliche Interaktionsgeschehen vor dem Hintergrund der von aussen vorgegebenen strukturierend wirkenden Regelungen, jedoch

[66] SGS 217.15, Universitätsstatut der Universität St. Gallen

ist es keineswegs direkt durch dieses determiniert. Um uns vor einer einseitigen Betrachtung der Problematik (mit engem Fokus entweder auf die Strukturen oder auf das konkrete Interaktionsgeschehen) zu bewahren, wird vorliegend in Anlehnung an Anthony Giddens' Strukturationstheorie (Giddens 1984) die vermeintliche Gegensätzlichkeit zwischen Makro und Mikro (bzw. zwischen Mikro und Meso, denn hinsichtlich der Institutionalisierung der Soziologie sind vor allem auch die formalisierten Strukturen der Universität von Bedeutung) als Dualität der Struktur gefasst. Wie ist das konkret gemeint? Wenn Akteure handeln, schaffen sie durch ihr Handeln die Bedingungen des Weiteren Handelns (bzw. Strukturen). Gleichzeitig sind sie aber als Handelnde mit bereits bestehenden Strukturen konfrontiert, unter deren Eindruck sie agieren. Sie bringen also in der Interaktion mit Anderen Strukturen hervor, sind aber zugleich in ihrem Handeln mit bereits bestehenden Strukturen konfrontiert (Abels 2009, S.168). So betrachtet ist jegliches Handeln bereits strukturiert und jegliche Struktur ihrerseits im konkreten Handeln begründet (bzw. Ergebnis und Medium des Handelns). «Handlung und Struktur sind [also] zwei Momente desselben Geschehens» (Neuberger 1995, S.285). Entsprechend lässt sich weder das Bild einer rigiden Organisationsstruktur, das die Akteure in ihrem Handeln gleichsam determiniert (bzw. das Bild der dem Ordinarius hilflos ausgelieferten Mitarbeiter), noch die Vorstellung eines völlig frei agierenden Akteurs aufrechterhalten, der sich relativ einfach über die durch Strukturen bedingten ‹Zwänge› und ‹Einschränkungen› hinwegsetzen kann. Auch Croziers und Friedbergs «Macht und Organisation» richtet sich sowohl «gegen die totale Determination durch den ‹Zwang der Verhältnisse›», als auch «gegen die Fiktion eines autonomen rationalen Entscheiders» (Neuberger 1995, S.204, zit. in Reichel 2019, S.91).

Weder sind beispielsweise die Assistierenden an soziologischen Instituten den jeweiligen Ordinarien sowie den organisatorischen Zwängen des akademischen Betriebs (Publikationszwang, etc.) hilflos ausgeliefert, noch können sie vor dem Hintergrund ihrer Anstellungsbedingungen und ihrer hierarchisch festgelegten Position frei agieren. Vielmehr kennzeichnet sich der Alltag in Organisationen durch vielschichtige Machtbeziehungen. Crozier und Friedberg veranschaulichen dies anhand eines Beispiels der Werkstätten des «Monopole industriel»:

> *«Der organisatorische Kontext der Werkstätten besteht jedoch nicht nur aus einer Gesamtheit von Regelungen oder strukturellen und technischen Gegebenheiten. Er ist vielmehr eine Gesamtheit von die Erfahrungswelt der Akteure formenden Beziehungen, die von den von jenen Akteuren in diesem Kontext gegeneinander verfolgten Strategien zeugen und auf die Machtbeziehungen weisen, die dem organisatorischen Konstrukt der Werkstätten zugrunde liegen.»* (Crozier & Friedberg 1979, S.35)

Es sind gerade die Freiräume, die Stellen der Ungewissheit, die durch die Strukturen einer Unternehmung bzw. eines universitären Instituts ungeregelt bleiben, in Bezug auf welche Machtbeziehungen entstehen. Diese Machtbeziehungen werden gewissermassen durch die strukturellen Merkmale einer Organisation (Hierarchie, Verhaltensregeln, Arbeitsorganisation, etc.) ermöglicht und strukturiert (Reichel 2019, S. 95). Gleichzeitig wirken sie potenziell an der im Organigramm festgeschriebenen Hierarchie vorbei (beispielsweise im Falle eines Angestellten der über sehr spezifisches Fachwissen verfügt und daher schwierig für die Unternehmung zu ersetzen wäre). Im konkreten Interaktionsgeschehen begründete Machtbeziehungen haben entsprechend das Potenzial, die offizielle Hierarchie zu bestätigen, zu irritieren oder aber auch in Frage zu stellen. (Entsprechend wichtig ist es, Hierarchie und Macht auseinanderzuhalten)

Die beiden Autoren (Crozier & Friedberg 1979, S.28) zeigen, dass die Erklärung empirisch beobachtbarer Verhaltensweisen nicht allein «in der Rationalität der Organisation, in ihren Zielen, Funktionen und Strukturen» zu suchen sei. Vielmehr votieren sie dafür, den Fokus bei der Untersuchung von Organisationen auf den «nicht aus der Welt zu schaffende[n] Freiraum» zu legen, der «jedem Akteur in jeder Organisation in Verfolgung seiner Tätigkeiten» zur Verfügung stehe. In den Blick gerät damit nicht allein das jeweilige soziologische Institut, das ihm zugrundeliegende organisatorische Regelwerk und die Positionen, welche innerhalb von diesem mit Individuen besetzt sind (z.B. der Universität), sondern vor allem auch die Akteure, die innerhalb der betreffenden Organisation vor dem Hintergrund der bestehenden Strukturen und in Bezugnahme auf andere Akteure strategisch handeln. Für eine sorgfältige Auseinandersetzung mit der Strukturierung konkreter Interaktionskontexte in Organisation sind also Strukturen nicht allein als Beschränkungen und Limitierungen zu sehen, sondern

vielfach auch als Ausgangspunkt für Handlungsmöglichkeiten[67]. Bei den nachfolgenden untersuchten Institutionalisierungsprozessen handelt es sich um mikropolitische Phänomene, wofür Giddens' Strukturationstheorie vielversprechendes heuristisches Potenzial zu haben scheint, vermittelt sie doch «einen neuen Zugang zur Lösung des Spannungsverhältnisses zwischen intentionalem Handeln und scheinbar externen Zwängen und Chancen.» (Neuberger 1995, S. 285) Was dabei jedoch nicht aus dem Blickfeld geraten darf ist, dass strukturierende Wirkungen immer auch von konkretem Handeln ausgehen. Konkret geraten an dieser Stelle Machtbeziehungen in den Blick. Diese verdeutlichen, wie Strukturen und Handlungen nicht gesondert betrachtet werden können, zumal Machtbeziehungen, die sich ihrerseits strukturierend auf das betreffende Interaktionsgeschehen auswirken, selbst aus konkreten Handlungen hervorgehen. Um Machtbeziehungen im Kontext der Universität in Instituten wie auch Fakultäten zu untersuchen, wird der theoretische Rahmen um eine mikropolitische Perspektive ergänzt. In Anlehnung an Friedberg und Crozier (1979) gerät damit organisiertes kollektives Handeln in den Blick.

2.4.3. Die Organisation sozialen Handelns als Ausgangspunkt

Die Begrifflichkeiten der Institution und der Organisation sind bisweilen nicht einfach auseinanderzuhalten. Gemeinsam ist ihnen, dass es bei beiden um «die geregelte Kooperation von Menschen, ein Zusammenwirken und Miteinanderumgehen, das weder zufällig noch beliebig so geschieht», geht (Gukenbiehl 2016, S.174). Der Begriff der Organisation, wie ihn Crozier und Friedberg (1979) verwenden – womit vorliegend unterschiedliche Formen organisierten Handelns bezeichnet sind – wird hier eingeführt, weil er die Dualität von Handlung und Struktur für die Untersuchung der Institutionalisierung der Soziologie vermittels des empirisch relativ leicht fassbaren Gegenstands organisierten kollektiven Handelns handhabbar macht.

[67] In Giddens' Strukturanalyse geht es beispielsweise gerade darum, die Regeln und Ressourcen zu identifzieren, die strukturiertes Handeln ermöglichen und beschränken (Neuberger 1995, S. 285). Struktur erscheint dabei zugleich als ermächtigend als auch als einschränkend.

In Anlehnung an Crozier und Friedberg (1979) werden nachfolgend nicht primär bestimmte soziologische Institute oder Seminare – sprich was in der Alltagssprache als Organisation verstanden wird – betrachtet, sondern verschiedene Formen organisierten kollektiven sozialen Handelns im Zusammenhang mit und rund um bestimmtes akademisches Personal (Professoren, Dozierende, etc.) sowie innerhalb soziologischer Organisationseinheiten an Schweizer Universitäten. Während Universitäten, Institute und Seminare stark formalisierte Organisationen darstellen, ist bereits das mehr oder weniger koordinierte (und auch kaum formalisierte) Zusammenwirken verschiedener Menschen, die in gemeinsamen Anstrengungen versuchen, ein gemeinsames Ziel zu erreichen, als Organisation zu betrachten[68] (Giddens, Fleck & Egger de Campo 2009, S.656). Dabei stimmen die jeweiligen organisatorischen Einheiten und das konkrete untersuchte organisierte Handeln potentiell durchaus weitgehend überein. Es können im Rahmen einer Analyse aber ebenso auch beträchtliche Unterschiede zwischen den beiden sichtbar werden (Beispielsweise dann, wenn ‹Aussenstehende ›, die zwar formal nicht zur Organisation gehören an der betreffenden Wissenskultur teilhaben).

Entsprechend reicht die Bandbreite möglicher Spielformen von Organisation von einer kleinen Gruppe von Menschen, die miteinander bekannt sind und mehr oder weniger koordiniert handeln, bis hin zur grossen, unpersönlichen Unternehmungen, Universitäten oder Religionsgemeinschaften. Derart betrachtet ist auch bei Fällen wie jenem von René König, der in den 1940er Jahren ohne Professur, personelle und finanzielle Mittel sowie in Ermangelung einer soziologischen Forschungsstelle gemeinsam mit seinen Studierenden von seiner Wohnung aus Forschung betrieb, vom Bestehen einer Organisation auszugehen.

So verstanden können unterschiedliche Arten und Weisen organisierten kollektiven sozialen Handelns als Ausgangspunkt von Institutionalisierungsprozessen betrachtet werden. Eine solche Perspektive hat den Vorteil, dass sich der analytische Blick nicht

[68] Beispielsweise René König und eine Reihe Studierender, die in den 1940er Jahren in Zürich gemeinsam ohne dass ein Institut oder Seminar bestanden hätte, Forschung betrieben haben.

allein auf Institute oder Seminare verstanden als Organisationen im umgangssprachlichen Sinne (wodurch sie verdinglichend wirken und vor allem auch stark formalisierte Strukturen in den Vordergrund rücken würde) verengt, sondern für unterschiedliche Formen organisierten kollektiven Handelns rund um bzw. im Zusammenhang mit der Soziologie als Disziplin an Schweizer Hochschulen sensibilisiert ist. Nicht eine klar determinierend wirkende «Organisationsstruktur», die sich in einem Organigramm widerspiegelt, sondern vielmehr ein Verständnis von Organisation als kontingentem und sich wandelndem Sozialgebilde, in der die Menschen handelnd ihre – wenn auch beschränkte – Autonomie entfalten gerät dabei ins Blickfeld. (Raehlmann 1988, S.56) Damit soll nicht die Relevanz stark formalisierter Organisationen (wie vorliegend Universitäten und Institute) in Abrede gestellt werden. Vielmehr sollen die aufgrund oder trotz der starken Formalisierung dieser Organisationen entstehenden Ungewissheitsräume und die wiederum durch diese ermöglichte Handlungsfähigkeit einzelner Akteure in den Blick gerückt werden.

Selbst im auf den ersten Blick relativ eng anmutenden Korsett von Regeln, Vorschriften und Abläufen, die solche Strukturen ausmachen, ist immer auch Platz für eine gewisse Autonomie einzelner Akteure und damit verbunden bestimmter Freiräume für deren Handlungen. (Giddens, Fleck & Egger de Campo 2009, S.658) Um dies weiter zu erläutern gilt es in einem nächsten Schritt den Begriff der Struktur im Kontext von Organisationen genauer zu betrachten.

2.4.4. Die Strukturierung sozialen Handelns in Organisationen

Beides, sowohl eine stark formalisierte Organisation[69] als auch ein relativ lose koordiniertes gemeinsames Handeln einer kleinen Gruppe weisen Strukturen auf bzw. sind strukturiert. Als «soziale Kontexte unseres Lebens» bestehen sie nicht einfach aus

[69] «Eine formale Organisation ist rational entworfen, um ihre festgelegten Ziele zu erreichen, sehr häufig mittels ausdrücklicher Regeln, Vorschriften und Abläufe.» (Giddens, Fleck & Egger de Campo 2009, S.658)

zufälligen Anhäufungen von Ereignissen und Handlungen, [sondern] werden vielmehr in spezifischen Weisen strukturiert, und [...] erhalten spezifische Muster.» (Giddens, Fleck & Egger de Campo 2009, S. 27) In den Fokus geraten damit vor allem das konkrete alltägliche Interaktionsgeschehen in diesen Organisationen, aber auch die jeweiligen lokalen – und vor allem im Rahmen des beobachtbaren Interaktionsgeschehens – hervorgebrachten Wissenskulturen, die von den durch den universitären Kontext bedingten formalen Strukturen zwar mitgeprägt werden, diese aber zugleich auch unterlaufen können.

Wie bereits weiter oben unter Verweis auf Giddens (1984) vermerkt wurde, sind soziale Strukturen entsprechend nicht losgelöst von Akteuren zu verstehen. Ungleich physischen Strukturen, bestehen sie eben gerade nicht unabhängig von menschlichem Handeln. Vielmehr strukturieren und formen die Aktivitäten und Handlungen der beteiligten Akteure einerseits die Welt um sie, werden aber andererseits von dieser sozialen Welt strukturiert (Giddens, Fleck & Egger de Campo 2009, S. 27).

Doch wie wird nun das konkrete Interaktionsgeschehen an Soziologieinstituten – wo doch «die komplexe Welt zwischenmenschlicher Beziehungen und sozialer Interaktion immer potentiell labil und konflikthaft» ist – stabilisiert? Wie stellt sich beispielsweise «Zusammenarbeit und Koordination zwischen den Initiativen, den Aktionen und dem Verhalten der einzelnen Beteiligten» ein und wann kommt es zu Konflikt und Stillstand (Friedberg 1994, S.1). Strukturen – so der zentrale Punkt – wirken nicht direkt kausal auf soziales Handeln ein. Täten sie das, so würden sie das organisierte kollektive Handeln an einzelnen Instituten als determiniert erscheinen lassen. Dies griffe jedoch zu kurz. Denn Strukturen schränken nicht nur ein oder spuren vor, sondern schaffen vielfach überhaupt erst Handlungsspielräume und ermöglichen Koordination.

2.5. Die Erforschung von Wissenskulturen

Strukturen begrenzen also Handlungsspielräume, ermöglichen zugleich aber auch Freiräume. Diese Freiräume werden ganz unterschiedlich genutzt. So haben sich an Universitäten innerhalb derselben Strukturen ganz unterschiedliche Wissenskulturen

herausgebildet – Wissenskulturen, in denen Freiräume auf spezifische Weise ausgereizt werden. Auch diese Wissenskulturen spielen sich ein, d.h. sie bilden Routinen aus und etablieren sich für eine bestimmte Zeit. Allerdings sind sie meist kurzlebiger als formale Strukturen. Es wird im Folgenden daher der Frage nachgegangen, wie Kooperation bzw. gelingendes Zusammenarbeiten zwischen Assistierenden, Professoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern und anderen Angestellten zustande kommt oder auch nicht.

2.5.1. Zur Bedeutung von Kultur im Kontext von Struktur und Handlung

«How do they do it?» fragt Howard Becker in «Doing things together» (1986) und zielt damit auf die Frage ab, wie es Musikern, Angestellten einer Unternehmung aber auch Akteuren in anderen Zusammenhängen gelingt, gemeinsam kollektiv zu handeln. Einen Erklärungsschlüssel sieht er im Gegenstand der Kultur. Mit dem analytischen Blick auf diese gerichtet vermöge man zu verstehen, wie es Menschen bisweilen schaffen würden, derart zusammen zu handeln, dass sie ohne grossen Ärger, ohne Fehltritte und Konflikte etwas zu erreichen vermögen (Becker 1986, S.13).[70] Sein Verständnis von Kultur führt Becker im selben Text genauer aus:

> *«The notion is that the people involved have a similar idea of things, understand them in the same way, as having the same character and the same potential, capable of being dealt with in the same way: they also know that this idea is shared, that the people they are dealing with know, just as they do, what these things are and how they can be used. Because all of them have roughly the same idea, they can all act in ways that are roughly the same, and their activities will, as a result, mesh and be coordinated.»* (Becker 1986, S.12)

[70] Übersetzung des Autors. Im Original heisst es: «How do people act together so as to get anything done without a great deal of trouble, without missteps and conflict?» (Becker 1986, S.13)

Zentral erscheinen – vor dem Hintergrund eines so verstandenen Kulturbegriffs – vor allem geteilte Wissensbestände bzw. gemeinsame Übereinkünfte [shared understandings] (Danko 2015, S.56). Ohne den Einbezug des Gesichtspunkts der Kultur bzw. Wissenskultur können entsprechend die Handlungen von Akteuren, als auch die jeweils situativ relevanten Strukturen nicht sinnvoll verstanden werden. So sind die einzelnen Mitarbeiter eines soziologischen Instituts beispielsweise nicht einfach isolierte Akteure, die im Alltag ständig bis ins Detail aushandeln müssen, wie sie ihr Handeln miteinander koordinieren sollen. Vielmehr teilen sie spezifische Wissensbestände, bzw. haben Teil an spezifischen Wissenskulturen und erachten gerade deswegen vieles als selbstverständlich und nicht erklärungsbedürftig.

In vielen Berufsfeldern – so Becker – operieren die Einzelnen aufgrund der Prämisse, dass alle Involvierten angesichts spezifischer Situationen und Problemstellungen bestimmte Prozeduren und Arten des Denkens und Reagierens mit ihnen teilen. Kultur, so Becker, erkläre weshalb Menschen gemeinsam handeln, wenn sie hinsichtlich eines Gegenstandes das gleiche Verständnis teilen [when they do share understandings] (Becker 1986, S.12, 20). Im Alltag ist das relativ reibungslose Gelingen kollektiven Handelns dank der Teilhabe an bestimmten Wissensbeständen möglich (als Beispiel nennt Becker Musiker, die problemlos gemeinsam musizieren können, obwohl sie sich zum ersten Mal treffen).

In der philosophischen Anthropologie Arnold Gehlens wird Kultur von der Ausgangsannahme des Menschen als «Mängelwesen» aus gedacht. Dieser verfüge über keine ihm artspezifische Umwelt. Vielmehr sei er durch ‹Weltoffenheit›, ‹Instinktarmut› und ‹exzentrischer Positionalität› geprägt und in Ermangelung einer ‹natürlichen› Umwelt darauf angewiesen, «sich seine ‹Welt› erst im Handeln zu erschaffen.» So verstanden ist Kultur gewissermassen eine ‹zweite Natur› – eine ‹künstliche› durch den Menschen selbst errichtete Welt (Schnettler 2006, S.173). Dank ihr wird kollektives Handeln überhaupt erst möglich. Entsprechend «sind anthropologisch und kulturtheoretisch alle Formen der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung, des Öffentlichen und Intimen, des Ästhetischen und des Technischen grundsätzlich als Kulturtatsachen zu verstehen, ist «das Soziale» durch und durch kulturell codiert.» (Rehberg 2010, S.25) Ausgehend von einem derart verstandenen Kulturbegriff erscheinen

jegliche Hervorbringungen menschlichen Handelns, seien sie materieller oder immaterieller Art, als Teil der Kultur, so auch spezifische Institutionen und Strukturen.

Mit einer auf Kultur gerichteten Perspektive ist nun ein verstärktes Interesse an den Arten und Weisen der Herstellung von Wissen verbunden. An verschiedenen soziologischen Instituten bzw. rund um bestimmte Akteure an Universitäten entwickelten sich aus der konkreten Interaktion im universitären Alltag – aber auch jenem ausserhalb des universitären Gefüges – spezifische Arten und Weisen, Dinge zu tun oder Phänomene zu betrachten. Die einzelnen Mitarbeiter soziologischer Institute verfügen über gemeinsam geteilte Wissensbestände und Praktiken, die dem/der Einzelnen weitgehend unhinterfragt als angebracht erscheinen, kollektives Handeln ermöglichen und für den Fortbestand und die Entwicklung des jeweiligen Instituts von grundlegender Bedeutung sind. Es sind mit Becker gesprochen «shared understandings», die das mehr oder weniger koordinierte Handeln im Alltag möglich machen. Wenn sämtliche in eine soziale Situation involvierten Akteure davon ausgehen, dass alle anderen die Vorstellung wie etwas zu tun sei teilen und sodann auch entsprechend handeln wirkt Kultur stabilisierend.

Nimmt man an, dass die Mitarbeiter eines soziologischen Instituts bestimmte Wissensbestände teilen und in ihrem alltäglichen Handeln je eigene Wissenskulturen begründen, ist weiter davon auszugehen, dass sich die Wissenskulturen an einzelnen Instituten und Universitäten unterscheiden. Betrachten wir ein plakatives Beispiel. Die gegenwärtige Wissenskultur der Soziologen an der Universität A wird gemeinhin als qualitativ ausgerichtet und jene an der Universität B als dezidiert quantitativ orientiert beschrieben. Bei näherer Betrachtung lassen sich weitere Unterschiede feststellen. Akteure, die an einer der beiden Wissenskulturen teilhaben, verfügen über ein anderes Verständnis von empirischer Forschung, orientieren sich an unterschiedlichen Zeitschriften, verwenden verschiedene Begrifflichkeiten, arbeiten vielleicht am einen Ort eher in Gruppen und am anderen tendenziell eher als Einzelgänger. All dies zeugt von den kontrastreichen Wissensbeständen hinsichtlich der Arten und Weisen der Herstellung und Vermittlung von Wissen, die die jeweiligen Wissenskulturen prägen. «Wir müssen annehmen, dass sich innerhalb der Wissenschaft sehr verschiedene Wissenskulturen entwickelt haben, die sich wechselseitig oft nicht verstehen, sich nicht

als gleichwertig anerkennen, also gegenseitige Vorurteile hegen.» (Knorr-Cetina 2018, S.33)

Wenn sich Unterschiede in den lokalen Wissenskulturen feststellen lassen, ist letztendlich auch ihre Rolle in Institutionalisierungsprozessen der Soziologie zu beleuchten. Im empirischen Teil dieser Arbeit wird deutlich, dass sich im untersuchten Zeitraum an Schweizer Universitäten vor dem Hintergrund relativ vergleichbarer organisatorischer Strukturen aus dem je konkreten alltäglichen Interaktionsgeschehen sehr unterschiedliche Wissenskulturen herausbildeten. An einigen Hochschulen unterliefen diese Wissenskulturen die von Aussen vorgegebene rechtlichen, politischen und ökonomischen Strukturbedingungen, während sie andernorts die bestehenden universitären Strukturen eher zusätzlich betonten. Davon blieben die jeweiligen Institutionalisierungsprozesse nicht unberührt. Vorliegend werden Hemmnisse und befördernde Dynamiken entsprechend nicht allein in den jeweiligen universitären Strukturen verortet, sondern immer auch im Zusammenhang konkreter Wissenskulturen sowie der Handlungen von Akteuren, die diese begründen, betrachtet. Die untersuchte Fragestellung – die Institutionalisierung der Soziologie an Universitäten der Schweiz – wird also im Spannungsfeld zwischen Akteur, Struktur und Kultur untersucht.

2.5.2. Die soziale und kulturelle Bedingtheit von Wissen

Ob innerhalb eines Instituts mit Mitarbeitern und Vorgesetzten; im Zusammenhang von Lehrveranstaltungen mit Studierenden, Assistierenden und Lehrbeauftragten; während einer Tagung unter Kollegen oder an Versammlungen einer Fachgesellschaft, immer stehen sozial geteilte Wissensbestände und Praktiken im Raum, die den anwesenden Personen nicht selten ohne dass diese eigens thematisiert oder gar ausgehandelt werden müssten, weitgehend unhinterfragt als (situativ) angebracht erscheinen und für den Fortbestand solcher Institutionen bzw. den mehr oder weniger reibungslosen Ablauf unterschiedlicher Prozesse innerhalb von diesen von grundlegender Bedeutung sind. Wie ein Vortrag gehalten, ein Interview geführt, Forschungsgelder akquiriert, ein Team geleitet oder eine Analyse zu erfolgen hat ist den Beteiligten einer Forschungsgemeinschaft oder regelmässigen Teilnehmern eines Kolloquiums nach erfolgter sekundärer Sozialisation in das entsprechende organisatorische/institu-

tionelle Gefüge meist mehr oder weniger klar und muss für gewöhnlich nicht regelmässig von neuem ausgehandelt werden. Nicht anders verhält es sich mit sozial abgeleiteten Regeln des Anstandes bzw. basalen Normen des wechselseitigen Austauschs. Nichtsdestotrotz sind solche – aus der Innensicht der jeweiligen Institutionen selbstverständlich erscheinenden – Praktiken und die damit verbundenen Wissensbestände keineswegs banale Details, sondern immer auch Ausdruck lokaler, gruppeninterner bzw. disziplinärer kultureller Eigenheiten – die für das Funktionieren des jeweiligen Alltags grundlegend sind – und damit bei eingehender Betrachtung potenziell aufschlussreich erscheinen, um aufzuzeigen, wie Wissen in einem bestimmten sozialen Setting hergestellt, reproduziert und kommunikativ vermittelt wird. Genau genommen sind solche verfestigten Praktiken und geteilte Wissensbestände institutionalisierte Teilaspekte des Betreibens von Wissenschaft (sei dies in Lehre, Forschung, Wissenschaftspolitik oder anderen Bereichen) und damit von Relevanz für das Verständnis von Institutionalisierungsprozessen der Soziologie an den einzelnen Universitäten der Schweiz.[71]

Aber auch ausserhalb konkreter organisatorischer Gefüge sind individuelles Denken und Erkennen sozial bedingt, da sie auf Wissen gründen, das andere hervorgebracht haben bzw. das man mit anderen teilt. Den einsamen Stunden am Schreibpult gehen etliche Interaktionen und Momente des Austausches, aber auch der Lektüre anderer Werke voraus. Der Fokus bestimmter Stränge der Soziologiegeschichte auf zentrale Persönlichkeiten – «die Klassiker» der Disziplin – die dem Leser solcher Publikationen mitunter als einsame Genies erscheinen, blendet dies bisweilen aus.[72]

---

[71] Wissenschaftliche Institute stellen dabei insofern eine Besonderheit dar, als dass sie einerseits Wissen reproduzieren, andererseits aber auch neues Wissen herstellen. Das machen andere Institutionen nicht im selben Mass.

[72] Endress (2001, S.70f. zit. in Grenz 2017, S.118) unterschiedet in der Soziologiegeschichtsschreibung drei dominierende Stränge. Vorliegend ist jener bezeichnet, den Endress mit dem Begriff «Hagiographie» umschreibt. Dieser umfasst Arbeiten «in deren Zentrum die Auseinandersetzung mit markanten und entsprechend als einflussreich verstandenen Personen steht» und der zu einer «Biographisierung von Soziologiegeschichte» tendiert.

2.5.3. Wissenskulturen, Denkkollektive und Denkstile

Um den Umstand der sozialen Bedingtheit von Wissenschaft und Wissensproduktion und die sozialen wie auch kulturellen Faktoren, die diesen zu Grunde liegen, besser greifen zu können, wird vorliegend das Konzept der Wissenskulturen herangezogen. Eine solche Perspektive, die zurückreicht auf die Arbeiten von Ludwik Fleck zu «Denkstilen» und «Denkkollektiven» (Fleck 2017 [1935]) und die in den vergangenen Jahren nicht zuletzt aufgrund der Arbeiten von Karin Knorr-Cetina (1999, 2002) Prominenz erlangte, fragt nach dem Ineinandergreifen von Kultur und Wissen. Sie richtet den Blick auf die jeweiligen Arten und Weisen der Herstellung wissenschaftlichen Wissen sowie die spezifischen Zusammenhänge von sozialen Akteuren, Praktiken, institutionellen Settings und Materialitäten, die dabei von Bedeutung sind (Poferl & Keller 2017, S.87). Wissenschaft ist einem solchen Verständnis zufolge als etwas zu verstehen, das von Menschen kooperativ veranstaltet wird, wobei mehr oder weniger akzeptierte Praktiken zur Anwendung kommen (z.B. bestimmte Arten und Weisen Interviews zu führen oder Daten auszuwerten). Damit geraten die «Innenwelten von Wissen» in den Fokus, über die nicht selten nur wenig bekannt ist (Knorr-Cetina 2002, S.11f.). Das Interesse an diesen Innenwelten verfolgte bereits Fleck (2017 [1935], S.54). In seiner Arbeit zu Denkkollektiven und Denkstilen versuchte er kulturelle und soziale Faktoren zu erhellen, die der naturwissenschaftlichen Erkenntnisbildung in der bakteriologischen Forschung jener Zeit zugrunde lagen. Streng genommen ist Fleck zufolge individuelles Erkennen nicht möglich, da dieses immer sozial bedingt ist. Dies drückt sich in bestimmten geteilten Erkenntnisbeständen, bzw. der Mitgliedschaft in einem Kulturmilieu oder in der Fleck'schen Terminologie in der Zugehörigkeit zu »einem bestimmten Denkstil, in einem bestimmten Denkkollektiv« aus. Dabei ist ein »Denkkollektiv« als Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen zu begreifen. Ein solches ist «Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstils». (ebd., S.54f.)

Wie Brosziewski (2020, S.85) aufzeigt, ist ein «Grossteil der Bestimmungen von Wissenskultur auf Wissenschaft gemünzt» und zielt auf wissenschaftliches Wissen ab. Diesbezüglich stellt er eine «begriffliche Verengung auf Probleme und Kulturen der institutionalisierten/organisierten Erkenntnis» fest (ebd., S.85f.). Im Kontrast dazu

führt Brosziewski im Anschluss an Alfred Schütz, Peter Berger und Thomas Luckmann als zentrales Motiv der Wissenssoziologie, die Herauslösung des Begriffs des Wissens aus seiner Wissenschaftszentriertheit an (ebd., S.86.). Vorliegend wird genau das versucht. Anknüpfend an die genannten Autoren wird im relativ engen Feld der Wissenschaft eine breitere Perspektive eingenommen, die auch Wissensbestände und Praktiken in den Blick nimmt, die sich zwar im jeweiligen Instituts- bzw. Seminaralltag identifizieren lassen, jedoch nicht unmittelbar auf wissenschaftliche Erkenntnis gerichtet sind. Das betrifft beispielsweise auch Aspekte, wie das mehr oder weniger unternehmerische Führen eines Instituts und die dafür relevanten betriebswirtschaftlichen Wissensbestände.

Entsprechend ist vorliegend in der Untersuchung von Institutionalisierungsprozessen einer akademischen Disziplin an einzelnen Universitäten nicht einzig auf relativ leicht feststellbare Geschehnisse wie Institutsgründungen, Berufungen, die Lancierung von Zeitschriften oder eines Studienganges abzustellen. Diese repräsentieren in vielen Fällen zugleich die institutionellen Grundlagen aber auch die gewachsenen ‹Produkte› spezifischer Wissenskulturen bzw. sind die nach aussen leicht erkennbaren Aspekte von Institutionalisierungsprozessen, die sich dem Betrachter oder Forschenden beispielsweise durch das Studieren von Akten und Publikationen aus einer etischen Perspektive erschliessen. Eine solche Aussenbetrachtung greift zwar zentrale Momente des Verfestigens und Verstetigens der betreffenden Wissenskulturen, kratzt damit – für sich allein – aber lediglich an deren ‹sichtbaren› Oberfläche. Für eine tiefergehende Betrachtung, die auch die kulturellen Grundlagen solcher Institutionalisierungsmomente einbezieht und damit die von Knorr-Cetina bezeichneten «Innenwelten von Wissen» erhellt, bedarf die erwähnte etische Perspektive der Ergänzung (bzw. Verschränkung) eines Blickwinkels, der gleichsam nach Innen geht. Sie benötigt der Ergänzung durch eine Perspektive die den konkreten Alltag der jeweiligen Wissenskulturen mit seinen routinisierten Praktiken und verfestigten Wissensbeständen beleuchtet. Um die geforderte Pluralität der Blickwinkel zu erreichen, sind Wissenskulturen vermittels unterschiedlicher Daten und methodischer Zugänge zu rekonstruieren. Die verwendeten Daten und Zugänge sollten den Einbezug sowohl der emischen Perspektive der beteiligten Akteure, als auch eines «Aussenstandpunktes» erlauben, von welchem aus die emischen Innensichten kontextualisiert, irritiert und relativiert

werden können. (vgl. Kapitel 3 für detaillierte Ausführungen) Eine solche Vorgehensweise ermöglicht es bestenfalls, Einblicke in die Komplexität und Diversität dessen zu gewinnen, was Knorr-Cetina (2002, S.11) als «die zeitgenössische Wissensmaschinerien» bezeichnet. Sie zielt direkt auf den Alltag an Soziologieinstituten und -seminaren, in Vorlesungen, Kolloquien und Projektsitzungen, aber auch an Kongressen und am Wirtshaustisch sowie auf die darin relevanten Wissensbestände. Damit erscheint die skizzierte für Wissenskulturen sensibilisierte Perspektive geeignet, um Institutionalisierungsprozesse im Feld der Soziologie tiefergehend zu untersuchen und den Blick gleichsam unter die ‹organisatorische› Oberfläche der Gründung von Instituten und Lehrstühlen bzw. auf deren kulturellen Hinterbühnen zu richten (beispielsweise indem sie nachzeichnet wie sich Forschungsteams an unterschiedlichen soziologischen Instituten organisieren, in welchen Settings und Konstellationen innerhalb des organisatorischen Gefüges eines bestimmten soziologischen Instituts Austausch erfolgt und welche Orte dafür von Bedeutung sind).

2.5.4. Kultur und Praktiken

Wissenschaften haben ihre je eigene «Geographie». Sie «bestehen [...] aus einer Landschaft unabhängiger Wissensmonopole, die höchst unterschiedlich arbeiten und unterschiedliche Produkte produzieren.» (Knorr-Cetina 2002, S. 14) Jenseits von vermeintlich Klarheit suggerierenden Labels für Disziplinen und Subdisziplinen (z.B. Soziologie, Strukturfunktionalismus, Systemtheorie oder die nicht selten als Gegensatz stilisierte qualitative und quantitative Soziologie) entfaltet sich vor dem Auge des Betrachters, wenn man sich denn die Mühe macht und dem jeweiligen konkreten Alltag nähert, eine beachtliche Vielfalt. Doch wie lässt sich diese beschreiben? Um den Unterschiedlichkeiten im alles anderen als einheitlichen Feld der Wissenschaften nachzuspüren eignet sich – so soll hier dargelegt werden – das Konzept der Wissenskultur besonders gut. Dies liegt vor allem an einem weit verstandenen Kulturbegriff, der den forschenden Blick eher öffnet als verschliesst. Einem Kulturbegriff, der mit-

unter auch für das sensibilisiert, was gewöhnlich nicht im Zentrum von Beschreibungen und Bewertungen wissenschaftlicher Praxis steht[73]: das alltägliche Interaktionsgeschehens im Kontext dessen Wissenschaft stattfindet.

Ein solcher Begriff prägt die Arbeiten von Karin Knorr-Cetina (2002, S.19). In ihrer Untersuchung naturwissenschaftlicher Wissenskulturen legt die Soziologin ein Verständnis von Kultur nahe, das sich auf die «konventionellen Muster und Dynamiken [bezieht], die sich in den Praktiken von Wissenschaftlern und Experten darstellen und die zwischen verschiedenen Expertenkontexten variieren.» Ein solches Kulturverständnis verweist auf die Komplexität, aber auch Unterschiedlichkeit der untersuchten Phänomene (Poferl & Keller 2017, S.89). Entsprechend ist immer im Plural von Kulturen zu sprechen. Im Kern gründet diese Pluralität in unterschiedlichen «sozio-historisch gewordene[n], relativ stabile[n], aber auch veränderliche[n] Komplexe[n] von routinisierten Arten und Weisen, etwas zu tun – also: Praktiken, Gegenständlichkeiten (typischen bzw. typisierten Objekten) und symbolischen Ordnungen» (ebd., S.89). Wissenskulturen charakterisieren sich damit – um an Berger und Luckmann anzuknüpfen – durch ein von spezifischen Individuen geteiltes, kommunikativ begründetes[74] Set an Institutionen, das spezifische «Arten und Weisen» etwas zu tun umfasst (z.B. zu forschen, zu argumentieren, zu publizieren, zu führen[75], finanzielle Mittel zu beschaffen, usw.) (ebd., S.89). Die Konzepte der Wissenskultur, des Denkkollektivs und des Denkstils sind aufgrund ihres dezidierten Fokus auf «Arten und Weisen etwas zu tun» besonders geeignet, um Unterschiede in den Praktiken und Wissensbeständen

[73] In der Regel kreisen derartige Diskussion eher um Methoden, Theorien und die schriftlichen publizierten Erzeugnisse wissenschaftlicher Praxis bzw. deren «Impact» im wissenschaftlichen Feld.

[74] In Institutionalisierungsprozessen kommen kommunikativen Vorgängen eine zentrale Rolle zu, denn in der konkreten Interaktion begründen sich geteilte Wissensbestände bzw. werden sie weiter vermittelt. Vor kurzem wurde in Fachkreisen eine Fokussierung auf die kommunikative Dimension von Wissenskulturen gefordert (vgl. Grenz, Schlembach & Pfadenhauer 2020, S.8) Nicht zuletzt ist aus einer solchen Perspektive nach Orten des Austauschs und der Aushandlung zu fragen (vgl. Grenz 2017a, S.118).

[75] Gemeint ist hier die Personalführung im betriebswirtschaftlichen Sinne.

einzelner Individuen und Gruppen von Individuen besser zu greifen. Sie richten den Blick auf unterschiedlichste Aspekte wie intersubjektiv geteilte Verständnisse von Arten und Weisen des Betreibens empirischer Sozialforschung[76], lassen sich aber auch für allgemeinere Aspekte des geteilten Alltags an Instituten und Seminaren fruchtbarmachen, die auf den ersten Blick wenig mit wissenschaftlicher Praxis zu tun haben mögen (bspw. Grundstimmungen und Atmosphären die den Alltag an Instituten prägen sowie auch geteilte Praktiken und Rituale des Institutsalltags jenseits des ‹rein› Wissenschaftlichen wie das gemeinsame Pause machen). Die Aufzählung zeigt, dass die unterschiedlichsten Vergleichsdimensionen gewählt werden können. Beispielsweise lassen sich Wissenskulturen, die sich durch einen Fokus auf empirische Sozialforschung auszeichnen, von solchen, die eher philosophisch geprägte theoretische Arbeiten hervorbringt abgrenzen. Oder man vergleicht Wissenskulturen die stark hierarchisch organisiert sind und einen autoritären Gedankenstil aufweisen mit anderen deren alltägliches Interaktionsgeschehen vornehmlich durch Kooperation geprägt ist und von einem demokratischen Gedankenstil[77] zeugt. Die kurze Übersicht verdeutlicht, was für vielfältige und unterschiedliche Perspektiven auf Wissenskulturen grundsätzlich denkbar sind. Doch wie sollen diese dichten und vielfältigen Phänomene in der vorliegenden Arbeit beforscht werden? Und welche Aspekte gilt es dabei ins Blickfeld zu rücken.

---

[76] Damit sind beispielsweise das gemeinsame Grundverständnis vom Verhältnis zwischen Theorie und Empirie, eines geteilten ‹Katalogs› an zentralen zu untersuchenden Gegenständen und Fragestellungen, methodischer Grundsätze oder aber intersubjektiv geteilter epistemischer Grundannahmen gemeint.

[77] Hier beziehe ich mich auf Schlembach (2019, S.386), der seinerseits auf den Arbeiten von Ludwik Fleck (1929) aufbaut. Fleck zufolge bringen soziale Gruppen spezifische Gedankenstile hervor. Fleck beschränkt sich in seinen Betrachtungen auf die Naturwissenschaften, deren Gedankenstil er als demokratisch bezeichnet. Worin sich das «Demokratische» daran äussert führt Schlembach (2019, S. 386) aus: «Die stilisierte Wirklichkeit, die in der Arbeit von Gruppen entsteht, zeigt sich für Fleck im naturwissenschaftlichen Denken, das er zunächst im Handwerk und im Kinderspiel verortet. Das Prinzip ist gemeinsame Arbeit, ob im Spiel oder Ernst. Die »Denkart« ist aufgrund ihres kooperativen Charakters – auch wenn es entgegengesetzte Interessen gibt – eine demokratische».

2.5.5. Ein empirischer Zugang zu Wissenskulturen

Muster und Dynamiken des Tuns erschliessen sich dem Sozialwissenschaftler mittels empirischer Methoden. In ihren Arbeiten untersucht Knorr-Cetina Wissenskulturen in den Feldern der experimentellen Hochenergiephysik und der Molekularbiologie. Dazu stellte sie ethnographischer Beobachtung in Labors an. Beim Blick zurück in die Geschichte bleibt dem Forschenden ein direkt registrierender empirischer Zugang auf den Untersuchungsgegenstand verwehrt. Es ist nicht möglich vergangene Wissenskulturen teilnehmend zu beobachten. Sie entziehen sich ethnographischen Forschungsmethoden. Gleichwohl erfordert eine tiefergehende Auseinandersetzung mit Institutionalisierungsprozessen, dass sich der Forschende dem jeweiligen vergangenen Alltag so weit wie möglich annähert. Es gilt nach Räumen und Formaten des Austausches zu fragen und routinisierte Praktiken wie auch geteilte Wissensbestände zu erhellen. Wissenskulturen lassen sich in ihrer Vielschichtigkeit und ihren vielgestaltigen Nuancen nur dann plastisch nachzeichnen, wenn sie detailreich und an den emischen Perspektiven der Akteure im Feld orientiert beschrieben werden.

In jüngster Zeit machten verschiedene Sozialwissenschaftler das Konzept der Wissenskulturen für soziologiegeschichtliche Untersuchungen fruchtbar. Während Keller und Poferl (2017) vergangene Wissenskulturen mit dem empirischen Instrument der Diskursanalyse betrachteten (Keller & Poferl 2017; Poferl & Keller 2017), näherten sich Pfadenhauer und Grenz (2016) den Wiener Kreisen der Zwischenkriegszeit über das Konzept der kommunikativen Wissenskulturen.

In Anlehnung an letztere untersuche ich den gelebten Alltag vergangener Wissenskulturen nachfolgend mit Hilfe der Darstellungsstrategie der dichten Beschreibung (vgl. Geertz 1983). Diese wird gewöhnlich in der gegenwartsbezogenen ethnographischen Forschung angewandt. Dort setzt sie einen unmittelbar registrierenden Zugang auf den Forschungsgegenstand voraus. Mit Hilfe von Beobachtungsprotokollen, Tagebuchnotizen und Interviews lassen sich ethnographische Vignetten erarbeiten, die einen Einblick «hinter die Kulissen» eröffnen [und damit potenziell ein Nachvollziehen emischer Perspektiven ermöglichen]. (Raufelder 2008, S.144) Im Hinblick auf Vergangenes kommen diese Datenerhebungsmethoden jedoch nicht in Frage. Entsprechend entwickle ich nachfolgend einen vermittelten Zugang auf den vergangenen All-

tag. Dazu führe ich verschiedener Datensorten zusammen und verschränke unterschiedliche methodische Zugänge. Das Resultat sind retrospektive dichte Beschreibungen der untersuchten Wissenskulturen. (vgl. hierzu Grenz & Reichle 2018 sowie die Ausführungen in Kapitel 3). Diese sind als retrospektive Rekonstruktionen zu verstehen.

Da es kaum möglich ist Wissenskulturen in ihrer Totalität nachzuzeichnen fokussiere ich nachfolgend auf eine Reihe von Aspekten, die im Hinblick auf die Institutionalisierung der Soziologie an den Schweizer Universitäten bedeutsam sind. Diese werden hier kurz erläutert, später aber tiefergehend betrachtet (vgl. insbesondere Kapitel 6).

Durch Fakultäten, Politik und Verwaltung vorgegebenen Bedingungen: Verschiedene Akteure aus Politik, Verwaltung, aber auch innerhalb der Universitäten gestalten die Bedingungen mit, die den Spielraum und Rahmen der Institutionalisierung der Soziologie prägen. Davon bleibt die Herausbildung spezifischer Wissenskulturen nicht unberührt. Universitätsintern wirken bspw. Professoren und Lehrbeauftragte, Dekane und Fakultätsmitglieder mit Anträgen zur Schaffung von Stellen oder durch die Mitwirkung in Berufungskommissionen auf die Grundlagen ein, welche die Entwicklungsrichtung und Dynamik der Institutionalisierung und damit verbunden die jeweiligen Wissenskulturen mitprägen. Ausserhalb der organisatorischen Struktur der Universität beeinflussen die jeweiligen kantonalen Erziehungs-/Bildungsdepartemente, kantonalen Regierungen und Parlamente, aber auch einzelne Politiker/Amtsträger (vom Kantonsrat, über kantonale Regierungsmitglieder bis hin zu Bundesräten), über spezifische Handlungen (Vorstösse, briefliche Interventionen, öffentliche Auftritte, etc.) die Ausgangslage bzw. Entwicklungsrichtung der Soziologie. Vielfach betreffen diese Handlungen den organisatorischen Rahmen der Institutionalisierung (indem bspw. Stellenprozente festgeschrieben oder Budgets für die Errichtung eines Instituts gesprochen werden). Demnach können sie als zentrale Weichenstellungen für die jeweiligen Institutionalisierungsverläufe verstanden werden.

Um die von «aussen» vorgegebenen Bedingungen zu beleuchten, sind unterschiedliche Fragestellungen denkbar. Mit welchen Begründungszusammenhängen und Argumenten fordern die betreffenden Akteure beispielsweise die Errichtung soziologischer Lehrstühle bzw. die Gründung soziologischer Institute? Welches Grundverständnis

der Soziologie (z.B. als Hilfswissenschaft oder eigenständige Disziplin; als theoretische ausgerichtete oder dezidiert empirisch orientierte Wissenschaft) liegt den jeweiligen Argumentationsmustern zu Grunde? Welche Ausrichtung wird für eine bestimmte Professur oder die Soziologie als Studienfach gefordert bzw. festgelegt (z.B. Wirtschaftssoziologie, Entwicklungssoziologie, etc.)? Welche Budgetrestriktionen werden beschlossen? Und wie wirken sich generell Vorstösse Fakultäten und kantonalen Parlamenten auf die Entwicklung der Soziologie aus?

Die Erwartungen und die Beteiligung von Studierenden: Lokale Wissenskulturen werden nicht allein durch den jeweiligen Ordinarius und seine Belegschaft sowie politische und universitäre Akteure, die über die organisatorischen Grundlagen etc. bestimmen in ihrer Entwicklungsrichtung geprägt. Vielmehr spielen auch die Erwartungen der Studierenden an die Soziologie, sowie ihre Beteiligung am Alltag des jeweiligen soziologischen Instituts eine gewichtige Rolle. Bisweilen sind Dynamiken aus studentischen Kreisen grundlegend für das Anstossen bzw. Befördern von Entwicklungstendenzen (z.B. das Wachstum der Studierendenzahl oder eine verstärkte Forschungstätigkeit des jeweiligen Instituts bzw. Ordinarius). Andererseits können Initiativen von Studierenden durchaus auch Entwicklungen hemmen oder in Frage stellen (bspw. über die kritische Mitarbeit an Studierendenzeitungen, das Organisieren alternativer Lehrformate oder die Besetzung von Institutsräumlichkeiten). Der Blick der Studierenden auf die Soziologie und ihre Beteiligung in lokalen Wissenskulturen lässt sich mit verschiedenen Fragen beleuchten: Was verstehen die Studierenden unter Soziologie? Was für eine Art Soziologiestudium wünschen sie sich? Wie positionieren sich die Studierenden im konkreten Alltag gegenüber dem Ordinarius (sind sie diesem gegenüber eher kritisch eingestellt oder sehen sie in ihm allenfalls ein Vorbild?) Bestehen Kreise von Soziologiestudenten, die aktiv an der Ausgestaltung der Soziologie an der jeweiligen Universität mitwirken (z.B. über studentisch organisierte Veranstaltungen und Zusammenkünfte oder aus Eigeninitiative losgetretenen Projekte)?

Das (vorherrschende) Verständnis von Soziologie: Wie Ordinarien und Institutsmitarbeitern die Soziologie als Wissenschaft verstehen, ist grundlegend für ihre alltägliche Lehr- und Forschungstätigkeit und damit für die Herausbildung lokaler Wissenskulturen. Darüber hinaus wirkt sich das jeweilige Verständnis von Soziologie auch darauf aus, wie die Disziplin gegen Aussen über die erwähnten Tätigkeitsfelder

sichtbar wird bzw. in Erscheinung tritt. Unterschiede im Verständnis von Soziologie (bspw. zwischen Akteuren, die an verschiedenen Universitäten tätig sind) lassen sich mit einer Reihe von Fragen untersuchen. Die betreffenden Unterschiede können sich auf verschiedene Aspekte wie bspw. den Gegenstandsbereich der Soziologie, den Katalog an dringlichen Forschungsthemen, das Verhältnis der Soziologie zu Nachbardisziplinen oder aber Ansprüche der Wertfreiheit beziehen. Zur Beleuchtung der unterschiedlichen Verständnisse von Soziologie sind verschiedene Fragen denkbar: Wie betreiben die jeweiligen Akteure im konkreten Instituts- bzw. Lehralltag Soziologie und welche Rückschlüsse lassen sich aus ihrer alltäglichen Praxis auf ihr Verständnis von Soziologie und deren Gegenstandsbereich ziehen? Wie definieren die einzelnen Akteure den Gegenstandsbereich der Soziologie (über ihre eigene Forschungs- und Lehrtätigkeit, aber auch über publizierte Texte, in denen sie die Soziologie als Disziplin thematisieren)? Welches Selbstverständnis als Soziologen liegt dem jeweiligen Unterricht bzw. der jeweiligen Forschungstätigkeit zugrunde? Welches Bild der Soziologie zeichnen Ordinarien, Lehrpersonen, Assistierende oder Vertreter von Fachgesellschaften in wissenschaftspolitischen Initiativen/Vorstössen, publizierten Bestandsaufnahmen oder in Interviews mit Massenmedien? Und wie sehen die jeweiligen Akteure die Soziologie im Verhältnis zu anderen Wissenschaften? In den Blick geraten bei der Untersuchung dieses Teilaspekts Vorstellungen bezüglich des Wissenschaftscharakters der Soziologie, wie sie zum Beispiel in Publikationen oder Vorträgen thematisiert werden (bspw. das Verständnis der Soziologie als Gegenwartswissenschaft wie es René König prägte), wie sie aber auch in der Forschungs- und Lehrtätigkeit der jeweiligen Akteure erkennbar sind. Diese Vorstellungen sind nicht unerheblich dafür, wie die Soziologie universitätsintern im Kontext anderer Disziplinen positioniert wird, prägen die jeweiligen Wissenskulturen und wirken sich damit auch auf die lokalen Institutionalisierungsverläufe aus.

Das Unterrichten der Soziologie: Im Rahmen von Lehrveranstaltungen werden Studierende mit soziologischen Theorien, Studien und Methoden vertraut gemacht. Die Art und Weise der Ausgestaltung des Studiums, die Rolle der Lehrpersonen, ihr Lehrstil, die verwendeten Methoden und Formate des Unterrichts sind grundlegend für die Sozialisierung von Studierenden ins Feld der Soziologie. Wie wird also Soziologie unterrichtet? Welche Lehrformen kommen zur Anwendung? Welche Inhalte werden

vermittelt (thematische und theoretische Schwerpunkte im Studium)? Was wird ausgespart? Handelt es sich zum Beispiel eher um ein forschungsorientiertes Studium, oder steht im Lehralltag vor allem das Vertraut-Machen mit unterschiedlichen theoretischen Ansätzen und Schulen im Vordergrund? Und welche Rolle spielen die Studierenden – aus der Sicht der Lehrenden – im Studium (sind sie passive Empfänger oder aktive Mitgestalter)?

Die Soziologische Forschung: Über die Forschung entstehen die Produkte der jeweiligen Wissenskulturen in Form von Publikationen. Dies sind ihre nach Aussen sicht- und rezipierbaren Produkte, und werden entsprechend mit dem betreffenden soziologischen Seminar oder Institut in Verbindung gebracht. Damit dienen sie nicht zuletzt – nebst Studierendenzahlen – als Legitimation für den Ausbau der Soziologie als universitärer Disziplin. Ausgeprägte Forschungsaktivitäten waren vielerorts zentrale Treiber für das Wachstum von Instituten und Seminaren. Zur Beleuchtung der Forschungsaktivitäten einzelner Ordinarien und Institute sowie deren Bedeutung für lokale Institutionalisierungsverläufe bietet sich eine Reihe von Fragen an: Welche Rolle spielt bspw. die Forschung in einer spezifischen Wissenskultur? Wie werden Forschungsprozesse angestossen, organisiert und finanziert? (werden beispielsweise Kurse/Seminare als Ausgangspunkt für spätere Publikationen verwendet?) Welche Art von Forschung wird betrieben (z.B. eher empirisch orientiert oder auf Theoriebildung ausgerichtet)? Wie kohärent sind die Forschungsaktivitäten eines Ordinarius bzw. Instituts (forschen beispielsweise alle Mitarbeitenden zum selben Gegenstand?)? Mit welchen internen/externen Partnern wird im Bereich der Forschung zusammengearbeitet? Welche Forschungsgegenstände und Forschungsmethoden sind im Fokus?

Das Publizieren und Kommunizieren soziologischer Inhalte: Verschriftlichte Produkte von Forschungsprozessen (Artikel, Monographien, Sammelbänder, etc.) sind in vielen Belangen Spiegel der Wissenskulturen, im Kontext derer sie entstehen. Einzelne Artikel/ Bücher und insbesondere Schriftenreihen sind bisweilen reiche Informationsquellen zu den Wissenskulturen, die sie hervorgebracht haben. Aus den Publikationen verschiedener Mitglieder einer Wissenskultur lassen sich einerseits Informationen über geteilte Forschungsschwerpunkte sowie gemeinsame theoretische und methodische Fixpunkte gewinnen. Andererseits erlauben sie auch die Feststellung und anschliessende Untersuchung von Unterschieden zwischen Mitgliedern derselben

Wissenskultur. Konkret können aus einer solchen Perspektive sehr unterschiedliche Dinge betrachtet werden: Über Literaturverweise lassen sich beispielsweise theoretische und methodische Referenzen identifizieren. Zugleich tragen die materialisierten Produkte soziologischer Forschungsprozesse in Vorworten, Fussnoten, aber auch im Fliesstext immer wieder Hinweise auf Aspekte wie die Arbeitsweisen oder die Organisation von Forschung (Kooperationen; Finanzierungspartner; etc.)

Das Aufbauen und Führen eines Instituts: Für Institutionalisierungsprozesse sind nicht zuletzt Fähigkeiten und Kompetenzen von Belang, die dem Aufbauen und Führen eines Betriebs bzw. einer Unternehmung ähnlich sind. So müssen bspw. Finanzen beschafft sowie verwaltet, Personal angestellt als auch ‹geführt›, ein grundlegendes Institutsprofil erdacht und Forschungsprojekte lanciert, organisiert und durchgeführt werden. Inwiefern an einem Institut entsprechendes Know-how besteht, ist mit dafür ausschlaggebend, ob sich positive Institutionalisierungsverläufe einstellen oder nicht.

Die aufgeführten Aspekte betreffen mehrheitlich «betriebswirtschaftliche» Wissensbestände soziologischer Wissenskulturen. Um diese zu untersuchen sind unter anderem folgende Fragen denkbar: Wie werden der Auf- und Ausbau des jeweiligen Instituts oder Seminar durch den Lehr- und Forschungskörper und das übrige Personal sowie die jeweiligen Lehrstuhlinhaber vorangetrieben? Auf welche Weise werden die nötigen Ressourcen und der Rückhalt bei Akteuren wie Behörden gesichert? Wie wird das Institut/Seminar im Alltag durch die Direktion geführt? Welche ‹Führungsstile› lassen sich unterscheiden? Liegt den Aktivitäten eines Ordinarius bzw. Instituts so etwas wie eine Strategie zugrunde?

Das ‹Zusammenspiel› zwischen Studierenden und Lehrern bzw. zwischen Assistierenden und Professoren: Mit Wissenskulturen sind die Innenwelten des Wissens bezeichnet. Dabei gerät das alltägliche Interaktionsgeschehen an Instituten und rund um Ordinarien in den Blick. Dieses ist gewissermassen der Nährboden für Institutionalisierungsprozesse. Entsprechend sind die sozialen Gefüge, in denen sich Wissenskulturen konstituieren genau zu untersuchen. Dazu sind verschiedene Fragen denkbar: Welche Grundstimmungen bzw. Atmosphären charakterisieren beispielsweise das alltägliche Interaktionsgeschehen an einem bestimmten Institut? Wie charakterisieren und beschreiben vormals involvierte Akteure den alltäglichen Austausch und Umgang in einem bestimmten soziologischen Institut / Seminar? Wie begegnen insbesondere

die jeweiligen Lehrstuhlinhaber den Studierenden der Soziologie als auch den Angestellten des jeweiligen Instituts/Seminars? (kollegial, hierarchisch, distanziert, dialogisch, autoritär, etc.)

2.6. Zusammenfassung

Die Beschäftigung mit vergangenen Institutionalisierungsprozessen und Wissenskulturen wirft eine Vielzahl theoretischer Fragen auf. Einige davon wurden auf den vorangehenden Seiten adressiert. Ausgangspunkt der theoretischen Erläuterungen war die oftmalige Unbestimmtheit des Institutionalisierungsbegriffs im Feld der Soziologiegeschichte. Zentral war daher die Klärung desselben. Im Anschluss stand die Verschränkung einer soziologischen mit einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive auf Institutionalisierungsverläufe im Vordergrund. Eine solche Verschränkung bringt verschiedene theoretische Herausforderungen mit sich – insbesondere stellt sich die Frage nach der Möglichkeit eines vermittelten Zugangs auf vergangenen Alltag. Der gemeinsame Fokus auf Alltag und Alltagswissen sowie Phänomene auf der Mikroebene, als auch das geteilte handlungstheoretischen Fundaments lässt die theoretischen Ansätze der Wissenssoziologie nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1967) sowie der massgeblich durch Alf Lüdtke (1997 & 1998) geprägten Alltagsgeschichte als besonders zur Beantwortung dieser Frage geeignet erscheinen. In der Verschränkung dieser beiden Theorietraditionen wurde ein Theoriegerüst für die soziologiegeschichtliche Betrachtung vergangener Institutionalisierungsprozesse entwickelt, das auf einem wissenssoziologischen, handlungstheoretischen Fundament gründet, für die Rolle von Wissenskulturen sensibilisiert ist und die Untersuchung vergangenen gesellschaftlichen Alltags im Kontext von sozialem Handeln, Strukturen, Wissenskulturen, Freiräumen und Machtprozessen in Organisationen ermöglicht. Basierend auf einem derart begründeten theoretischen Fundament werden nachfolgend lokale Institutionalisierungsprozesse im Dreieck von Wissenskulturen, Strukturen und dem jeweiligen Interaktionsgeschehen betrachtet.

Diese theoretische Zuschneidung des Forschungsvorhabens auf die Zusammenhänge zwischen Institutionalisierungsprozessen und Wissenskulturen im Kontext universitärer Strukturen lässt sich als Votum für einen verstärkten Fokus auf die Mikroebene,

vergangenen Alltag und Interaktionsgeschehen in soziologiegeschichtlichen Projekten verstehen. In den Blick gerät damit nicht zuletzt die Rolle von Freiräumen und Machtbeziehungen im Zusammenhang von organisiertem kollektivem Handeln. (vgl. Crozier & Friedberg 1979) Der entwickelte Zugang zur Geschichte der Institutionalisierung der Soziologie fasst dabei die Institutionalisierungsschritte der Disziplin im akademischen Feld in ihrer Prozesshaftigkeit: Institutionalisierung erfolgt im Zuge konkreter Interaktionen zwischen verschiedenen Akteuren, die sich in diesem Feld bewegen und an verschiedenen Denkkollektiven bzw. Wissenskulturen teilhaben. Um diese Vorgänge bzw. das jeweilige Interaktionsgeschehen untersuchen zu können wurden acht Aspekte[78] herausgearbeitet, die für die lokale Institutionalisierung der Soziologie als entscheidend erscheinen.

Im nächsten Kapitel geht es nun darum, das entwickelte theoretische Programm mittels eines angemessenen methodischen Werkzeugkastens umsetzbar zu machen. Insbesondere gilt es die Frage nach dem Zugriff auf das Interaktionsgeschehens des vergangenen Alltags sowie die emischen Perspektiven der daran beteiligten Akteure zu adressieren.

[78] Konkret sind dies folgende Aspekte: 1) Durch Fakultäten, Politik und Verwaltung vorgegebenen Bedingungen; 2) die Erwartungen und Beteiligung der Studierenden; 3) das (vorherrschende) Verständnis von Soziologie; 4) das Unterrichten der Soziologie; 5) die soziologische Forschung; 6) Das Publizieren und Kommunizieren soziologischer Inhalte; 7) Das Aufbauen und Führen eines Instituts, 8) Das ‹Zusammenspiel› zwischen Studierenden und Lehrern bzw. zwischen Assistierenden und Professoren)

3. Methodische Herausforderungen eines alltagsgeschichtlichen Zugangs zu vergangenen Wissenskulturen

Die vorliegende Dissertation beschäftigt sich mit der Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz und nimmt dabei den ungefähren Zeitraum ab den 1940er Jahren bis Ende der 1970er Jahre in den Blick. Die Beschäftigung mit Vergangenem bringt eine Vielzahl methodischer Fragen mit sich, die es zu adressieren gilt. Im Zentrum der methodischen Überlegungen dieser Arbeit liegen zwei dieser Fragen. Nämlich erstens, wie es gelingen kann spezifische Wissenskulturen und deren Wissensbestände von einer Aussenposition aus zu erforschen? Und zweitens wie sich dies nicht etwa in einem synchronen Forschungsdesign, sondern von einer diachronen Ausgangslage aus bewerkstelligen lässt?

Für gewöhnlich werden Wissenskulturen mit Hilfe ethnographischer Methoden (z.B. teilnehmende Beobachtung) erforscht. Dabei erschliesst sich dem Ethnographen der Forschungsgegenstand nach geglücktem Feldzugang unmittelbar: Die Handlung des Beobachtens und das beobachtete Interaktionsgeschehen finden gleichzeitig statt (vgl. bspw. Knorr-Cetina 1999). Die Annäherung an die Perspektive der Akteure im Feld erfolgt in Situationen der Kopräsenz. In der vorliegenden Arbeit ist dies nicht der Fall. Die untersuchten Institutionalisierungsprozesse der Soziologie an Schweizer Universitäten liegen mehrere Jahrzehnte zurück. Die Wissenskulturen, die in jenen Jahren das Alltagsgeschehen an soziologischen Instituten charakterisierten, existieren nicht mehr in ihrer damaligen Form. Die Akteure die sie prägten lassen sich nicht in ihrer damaligen Gegenwart beobachten. Denn soziale Wirklichkeit ist flüchtig: Interaktionen, Formen des Austauschs und Konflikte, die den Alltag dieser Wissenskulturen charakterisierten sind vergangen, die Hauptakteure der Institutionalisierung der Soziologie in den 1940er, 50er und 60er Jahren mehrheitlich verstorben.[79] Mit den Jahren

[79] Zentrale Akteure wie René König (1906-1992), Walter Adolf Jöhr (1910-1987), Roger Girod (1921-2003), Richard Fritz Behrendt (1908-1972), Peter Heintz (1920-1983), Maurice Erard (1921-2001) oder Peter Atteslander (1926-2016) sind bereits verstorben.

sind auch die betreffenden Wissenskulturen dem Vergessen anheimgefallen oder haben sich grundlegend gewandelt. Das Vergangene ist also unwiderruflich vorbei. Im Unterschied zu gegenwartsorientierter sozialwissenschaftlicher Forschung ist ein empirisch registrierender Zugang zu vergangenen Wissenskulturen und Institutionalisierungsprozessen nicht möglich. Die Praktiken und Atmosphären der vergangenen Gegenwart entziehen sich dem unmittelbar beobachtenden Zugriff des Soziologiehistorikers. Auch schwindet mit fortschreitender Zeit die Option Interviews durchzuführen. Verlässt man den Bereich der Zeitgeschichte und damit die Epoche der Mitlebenden und ihrer wissenschaftlichen Behandlung, so gibt es keine Augenzeugen mehr (Baur 2008, S.230; Rothfels 1953, S.2).

3.1. Überblick über das Vorgehen

Wie soll diesem Umstand begegnet werden? Die zentrale methodische Herausforderung dieser Arbeit ist die retrospektive Rekonstruktion vergangener Wissenskulturen und ihres Alltags durch einen an diesem Alltag und den betreffenden Wissenskulturen nicht beteiligten Soziologiehistoriker.

Um dieser Herausforderung zu begegnen bietet sich ein Blick in das Feld der historischen Anthropologie an. Diese zählt zur Strömung in den Geschichtswissenschaften, die eine grosse Ähnlichkeit zur Ethnologie und Ethnographie aufweist: «Auch hier interessiert man sich für die Sichtweise der lokalen Bevölkerung, deren Lebensform und Weltbild mikrosoziologisch resp. ethnographisch erfasst werden soll; auch hier untersucht man kleinräumige Lokalkulturen, um sie aus der Perspektive der sozialen Akteure zu verstehen.» (Gottowik 2010, S.28)

Das Erkenntnisinteresse des historischen Anthropologen und Alltagshistorikers richtet sich auf die Lebenswelt Einzelner (bspw. jene eines Müllers um 1600[80]) oder aber auf relativ überschaubare soziale Gefüge (Gottowik 2010). Er beleuchtet jene Aspekte der Vergangenheit jenseits «der grossen Fragen» (vgl. Lüdtke 1998, S.557), die im

[80] Vgl. hierzu Ginzburg 1979.

Schatten von Königen und Staatsmännern gerne übersehen werden. Der historische Anthropologe interessiert sich nicht für das Aufregende und Besondere der Weltgeschichte, sondern für die vermeintliche Banalität des vergangenen Alltags in Dörfern, Fabriken, Familien oder eben auch Universitäten. Er erarbeitet Gruppenporträts und -biographien zu Büros, Labors, Ateliers oder auch Instituten anhand derer sich «die Schnittmengen und die Spannbreiten individueller Wahrnehmungs- und Verhaltensprofile erschliessen» lässt (Lüdtke 1998, S.565). Aus einer alltagsgeschichtlichen Perspektive wird vornehmlich das auf den ersten Blick unwichtige, unscheinbare und bisweilen allzu naheliegende betrachtet. Ähnlich verhält es sich mit dieser Dissertation. Ihr Untersuchungsgegenstand sind nicht etwa die grossen Linien der Soziologiegeschichte der Schweiz, sondern das alltägliche Interaktionsgeschehen lokal situierter soziologischer Wissenskulturen an Schweizer Universitäten und die Frage wie dieses mit den jeweiligen Institutionalisierungsverläufen der Soziologie zusammenhängt. Mit welchen methodischen Instrumenten ist dieser Aufgabe beizukommen? In dieser Arbeit wird das vergangene Interaktionsgeschehen verschiedener Wissenskulturen mit Hilfe der von Clifford Geertz begründeten Darstellungsstrategie der dichten Beschreibung beleuchtet. In der historischen Anthropologie ist der nordamerikanische Kulturanthropologe Geertz ein wichtiger Referenzpunkt. Auch für die vorliegende Dissertation ist sein Werk bedeutsam.

Die Schnittmenge zwischen anthropologischer Geschichtswissenschaft und gegenwartsbezogener Ethnologie (oder auch Ethnographie) besteht im gemeinsamen interpretativen Zugang zum Untersuchungsgegenstand (nämlich Kultur). Im ersten Fall erfolgt dieser Zugriff hauptsächlich über Archive und Interviews, im zweiten Fall vorwiegend über Feldarbeit (Gottowik 2010). Ein grundlegender Unterschied zwischen den beiden Wissenschaftsfeldern betrifft ihren Untersuchungsgegenstand. Während sich die Ethnologie sogenannt ‹fremden› Kulturen zuwendet, hat die anthropologische Geschichtswissenschaft vergangene Kultur zum Gegenstand. In beiden Fällen ist – um mit Geertz zu sprechen – das Annähern bzw. Verstehen des «native's point of view» im Vordergrund (ebd., S.30). In dieser Arbeit interessiert insbesondere der «point of view» jener Akteur, die das alltägliche Geschehen und die Institutionalisierung an soziologischen Instituten und Seminaren mitgestalteten.

In den folgenden Kapiteln nähern wir uns schrittweise diesem vergangenen Alltag. Die analytische Reise folgt dabei einer Bewegung von Aussen nach Innen. Über drei Etappen hinweg verschiebt sich der Blickwinkel von einer relativ einheitlichen etischen Betrachtungsweise hin zu einer vielfältigen emischen Perspektive. Mit diesem Vorgehen ist das Desiderat[81] verbunden, nicht etwa eine eindeutige Geschichte zu schreiben, sondern vielmehr die Vielheit an Geschichten aufzuzeigen, die sich dem Forschenden bei einem ernsthaften Interesse an subjektiven Perspektiven auf das Vergangene offenbart. So betrachtet erscheinen Wissenskulturen nicht als gleichsam gegenständliche und dadurch leicht fassbare Monolithen (die sich nur auf die eine ‹richtige› Weise beschreiben lassen), sondern vielmehr als vielgestaltige Phänomene, die sich in der subjektiven Wahrnehmung einer Vielzahl Einzelner spiegeln und brechen (und entsprechend unterschiedlich gedeutet und verstanden werden können).

Die Begriffe etisch und emisch bezeichnen zwei idealtypisch gegensätzliche Perspektiven, von denen aus betrachtet derselbe untersuchte Gegenstand potentiell anders erscheint. Während der Begriff emisch die Binnensicht(en) einer Gruppe oder Gesellschaft und derer Mitglieder umschreibt, verweist der Terminus etisch auf eine Aussenperspektive auf diese Gruppe oder Gesellschaft (Roth 2005, S.224).

Zunächst fällt es meist leichter, sich vergangenen Phänomene oder Geschehnissen von aussen (bzw. von der aktuellen Gegenwart aus, unter Nutzung der einem selbst verfügbaren Wissensbestände) zu nähern. Insbesondere wenn man nicht mit den Wissensbeständen der Akteure, die am untersuchten Geschehen teilhatten, vertraut ist, erschliessen sich einem die Innenwelten vergangener Wissenskulturen im Rückblick nur schwerlich. Im Vordergrund steht daher in einem ersten Schritt eine etische Betrachtungsweise. Diese orientiert sich an Aspekten eines Phänomens, die ohne Zugang auf Wissens- und Erfahrungsbestände von Augenzeugen, relativ einfach zu ergründen sind. Ein Beispiel sind zeitlich eindeutig verortbare und relativ gut dokumentierte

[81] Ganz im Sinne einer alltagsgeschichtlichen Perspektive.

«objektiv feststellbare» (Ehret 2017, S.6) Fakten (z.B. Berufungs- und Gründungsakte). Ein Annähern an Vergangenheit von einem etischen Standpunkt aus, das sich vor allem auf bereits vorliegende schriftliche Quellen abstützt ist durchaus legitim. Indes schwingt bei einem einseitigen Fokus auf eine solche Aussenbetrachtung die Gefahr mit, das man das nur bedingt zutreffende Bild einer linearen mehr oder weniger kontinuierlichen auf die Gegenwart zulaufenden Entwicklung zeichnet.[82] Darin besteht auch eine Reibungsfläche mit der historischen Anthropologie. Diese ist nämlich als Form der Geschichtsforschung zu verstehen, «der es mehr auf Differenzierung, auf Vielfalt der Erscheinungen, auf Pluralität der Sichtweisen und Einstellungen ankommt, als auf die analytische Konsistenz der Phänomene.» (Schlögl ohne Datum) Um über eine etische Betrachtungsweise hinauszukommen, deren Ergebnisse leicht eine lineare Entwicklung suggerieren (wonach auf die Errichtung einer Professur als nächster Schritt die Begründung eines Instituts folgt usw.) gilt es tiefer zu graben und weitere Perspektiven zuzulassen. Nur so lassen sich Diskontinuitäten, Ungleichzeitigkeiten, Brüche und Widersprüche in den untersuchten Institutionalisierungsprozessen zufriedenstellend beleuchten (vgl. Lüdtke 1998, S.570). Die Betrachtung von Wissenskulturen und der Institutionalisierung der Soziologie an verschiedenen Universitäten aus einer etischen Perspektive dient hier vor allem der Orientierung im vergangenen Geschehen. Mit ihr wird die Vorarbeit für die nachfolgende Annäherung an die Innenwelten vergangener Wissenskulturen geleistet.

[82] Beschrieben ist hier das Problem, das Fleck (1999) als Präsentismus bezeichnet: Eine Geschichtsschreibung, die vornehmlich durch die Gegenwart und aktuelle Situation des jeweiligen Historikers bestimmt ist. Nicht selten erscheint die Geschichte so verstanden als kontinuierliche Entwicklung auf ihren Zenit hin (der oft mit der Gegenwart des jeweils Schreibenden zusammenfällt).

3.1.1. Etische Betrachtung: Die Rekonstruktion von Institutionalisierungsprozessen mittels Publikationen und Archivdaten

Ausgangspunkt der zu unternehmenden Reise ist eine überblicksartige Betrachtung der Institutionalisierung der Soziologie an Schweizer Universitäten nach 1945 (siehe Kapitel 4). In diesem ersten Schritt fokussieren wir uns auf ihre organisatorische Verfestigung an einzelnen Hochschulen.[83] Die Errichtung von Lehrstühlen, die Gründung von Instituten, die Beschlussfassung über neue Lehrgänge wie auch Studienrichtungen oder das Begründen von Schriftenreihen sind gleichsam nach Aussen ‹sichtbare› bzw. ‹wahrnehmbare› Aspekte von Institutionalisierungsprozessen. Diese Institutionalisierungsschritte sind in der Regel aktenförmig dokumentiert und lassen sich anhand von Archivunterlagen wie Beschlüssen kantonaler Regierungen, Korrespondenz und Berichten universitärer Gremien zuverlässig bestimmen. Für die etische Betrachtung von Institutionalisierungsprozessen steht entsprechend das Aufspüren relevanter Aktenstücke in Archiven und Bibliotheken im Vordergrund. Diese enthalten vielfach wertvolle Hintergrundinformationen und markieren in etwa den Zeitraum in dem die Herausbildung von Wissenskulturen zu verorten ist. Gleichzeitig sind sie immer wieder auch Träger von Hinweisen auf Akteure, die für die jeweilige lokale Geschichte von Bedeutung sind.

Die Bestimmung zentraler Entwicklungsschritte aus einer etischen Perspektive ermöglicht es also, die Institutionalisierung der Soziologie an unterschiedlichen Universitäten zeitlich relativ zuverlässig zu verorten und eine erste Umschreibung des Personenkreises vorzunehmen, der für diese von Bedeutung war (u.a. Professoren, Mitarbeiter, Assistierende, aber auch die Treiber von Institutionalisierungsprozessen, die beispielsweise als Antragsteller oder Fürsprecher in bestimmten Akten erkennbar

[83] Die organisatorische Verfestigung der Soziologie an einzelnen Universität lässt sich beispielsweise anhand von Lehrstuhlgründungen, der Errichtung von Instituten, der Lancierung von Lehrgängen, der Publikation von Vereinsblättern, Zeitschriften und Buchreihen oder auch am Veranstalten von Tagungen festmachen.

sind). Damit ist aus etischer Perspektive der Kontext beleuchtet, vor dessen Hintergrund in einem späteren Schritt methodisch kontrolliert in das vergangene Interaktionsgeschehen einzelner Wissenskulturen einzutauchen ist.

3.1.2. Zwischenebene: Die Annäherung an die Innenwelten von Wissenskulturen vermittels Schriftenreihen

In einem zweiten Schritt wenden wir uns den lokal verorteten soziologischen Wissenskulturen zu, die sich im Zusammenhang mit der beschriebenen organisatorischen Verfestigung der Soziologie an verschiedenen Schweizer Universitäten entwickelten. Ausgehend von der etischen Betrachtung von Institutionalisierungsverläufen in Kapitel vier versuchen wir uns den geteilten Wissensbeständen, die diese Wissenskulturen ausmachten, anzunähern. Dabei stellt sich zunächst ganz generell die Frage, wie eine solche Annäherung überhaupt erfolgen kann? Insbesondere hinsichtlich jener Zeiträume, über die heute kaum noch Augenzeugen berichten können, erscheint dies keineswegs banal.

Einen möglichen Zugriff auf vergangene Wissenskulturen, eröffnen Publikationen, die aus diesen hervorgegangen sind. Verstanden als deren Produkte enthalten solche Publikationen nämlich Hinweise auf kollektiv geteilte Wissensbestände und Praktiken. Damit eröffnen sie potenziell Einblicke in die je spezifischen Arten und Weisen der Herstellung und Vermittlung soziologischen Wissens, aber auch in die kommunikativen Begründungszusammenhänge im Rahmen welcher lokal an den jeweiligen Instituten zentrales Wissen um die Soziologie kontinuierlich stabilisiert wurde. Eine eingehende Analyse dieser Publikationen erlaubt es also gleichsam über die im vorangehenden Schritt skizzierten Eckdaten der organisatorischen Verfestigung der Soziologie an einzelnen Universitäten hinaus zu gehen. Sie verspricht ein besseres Verständnis der untersuchten Wissenskulturen und damit des Nährbodens der lokalen Institutionalisierungsprozesse der Soziologie. Doch wie lassen sich gerade die Publikationen identifizieren, die für ein solches Vorgehen geeignet sind? Um eine angemessene Auswahl zu treffen, wird zunächst die soziologische Publikationslandschaft der Schweiz jener Jahre analysiert. Dazu ziehen wir eine Reihe von Bibliographien bei (siehe Kapitel 5). Dabei zeigt sich, dass vor allem institutseigene Schriftenreihen von

Bedeutung sind[84]. Diese stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit den untersuchten Wissenskulturen und gehören – mangels soziologisch orientierter Verlage und Zeitschriften – zu den wenigen Publikationsorten, die in jenen Jahren soziologischen Arbeiten eine Plattform boten.[85]

Schriftenreihen sind darüber hinaus für die vorliegende Arbeit wertvoll, weil sie im vergangenen Hier und Jetzt der untersuchten Wissenskulturen entstanden sind, sowohl personell als auch thematisch in engem Bezug zu diesen stehen und Hinweise enthalten, die über die in Akten und amtlichen Publikationen überlieferten Institutionalisierungsspuren hinaus gehen. Die einzelnen Bände dieser Reihen enthalten Informationen zu zentralen Fragestellungen und Themenfeldern der betreffenden Wissenskulturen. In Vorworten und Danksagungen finden sich Hinweise auf Kooperationen und Finanzierungsmuster. Literaturverzeichnisse geben Aufschluss über die rezipierten Soziologietraditionen. Und schliesslich lässt sich anhand solcher Schriftenreihen der Kreis der an einer Wissenskultur beteiligten Personen bisweilen akkurater bestimmen als über eine etische Betrachtung (u.a. über den Kreis der Autoren, aber auch indirekt über Danksagungen an und Erwähnungen von Personen in Vorworten).[86] Die eingehende Analyse von Schriftenreihen eröffnet damit gleichsam einen ersten Blick unter die Oberfläche organisatorischer Verfestigung. Sie verspricht weiterführende

[84] Wie beispielsweise die von René König herausgegebene Reihe «Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie» im Rahmen von welcher ab 1946 bis in die 1960er Jahre vornehmlich Dissertationen seiner Schweizer Schüler erschienen; die von Richard F. Behrendt herausgegebenen «Berner Beiträge für Soziologie»; oder die vornehmlich aus Beiträgen von Schülern Peter Heintz' bestehende «Reihe Soziologie in der Schweiz».

[85] Eine Ausnahme stellt die 1974 begründete Schweizerische Zeitschrift für Soziologie dar. Zur Geschichte der SZfS siehe Fux (2018).

[86] Über Archivalien im Zusammenhang mit Institutionalisierungsschritten (z.B. die Errichtung eines Ordinariats oder die Gründung eines Instituts) lassen sich meist nur Professoren, Dozierende und teilweise auch Assistierende ermitteln. Darüber hinaus erwähnen solche Unterlagen kaum weitere Personen, die an den besagten Wissenskulturen teilhatten.

Hinweise auf kollektiv geteilte Wissensbestände und Praktiken, die Einblicke in die Arten und Weisen der Herstellung soziologischen Wissens erlauben.

Auf dieser zweiten Betrachtungsebene werden einzelne Schriftenreihen und deren Bände zunächst auf Literaturverweise und methodische, theoretische sowie thematische Ausrichtungen hin durchleuchtet.[87] Dadurch wird die Orientierung an spezifischen theoretischen/methodischen Ansätze und Denktraditionen sichtbar. Anschliessend werden die gewonnenen Informationen mit publizierten Selbstzeugnissen, einzelnen Archivalien sowie Interviews mit Augenzeugen verschränkt, um verdichtete Einblicke in die besagten Wissenskulturen zu skizzieren. Auch auf dieser Betrachtungsebene steht – wie bereits in der vorangehenden – der Umgang mit bestehendem Datenmaterial im Zentrum. Die zentralen Datensorten sind dabei Publikationen (v.a. die einzelnen Bände der Schriftenreihen) und Archivalien. Sekundär werden Interviews mit Augenzeugen geführt, die in diesen Schriftenreihen publizierten oder sie mitherausgaben.

3.1.3. Emische Betrachtung: Die Rekonstruktion vergangenen Alltags mittels der Darstellungsstrategie der dichten Beschreibung

In einem dritten Schritt wird eine tiefergehende Annäherung an die Binnensicht einzelner Wissenskulturen unternommen. Aufbauend auf den Ergebnissen der vorangehenden Kapitel, werden unter Beizug verschiedener Datensorten dichte Beschreibungen der soziologischen Wissenskulturen an den Universitäten St. Gallen und Zürich erarbeitet. Dabei beschränken wir uns auf den Zeitraum von ca. 1965 bis Ende der 1970er Jahre.

Die zu erarbeitenden dichten Beschreibungen gründen in einem alltagsgeschichtlichen Zugang. Im Zentrum stehen dabei die emischen Perspektiven beteiligter Akteure. Während im Rahmen der vorangegangenen zwei Schritte vor allem bestehendes

[87] Erste Anhaltspunkte für die Ausprägung spezifischer lokaler (instituts-/universitätsbezogener) Wissenskulturen sollen mittels einer Analyse des Zitierverhaltens für die einzelnen universitären Zentren der Soziologie ermittelt werden.

Datenmaterial beigezogen wurde, liegt das Augenmerk dieser Betrachtungsebene auf der Generierung neuer Daten. Primäre Datenquelle für die Rekonstruktion unterschiedlicher emischer Perspektiven sind narrative Interviews mit ehemaligen Assistierenden, Studierenden und Sekretariatsmitarbeitern. Im Zentrum dieser Interviews stehen einerseits Fragen nach den Arten und Weisen des Tuns im Hinblick auf Lehre und Forschung (Zusammenhänge von sozialen Akteuren, Praktiken, institutionelle Settings und Materialitäten – vgl. Keller & Poferl 2017) und andererseits solche nach dem lokalen Interaktionsgeschehen, den Atmosphären an den jeweiligen Instituten sowie den Rollen der einzelnen Ordinarien. Schliesslich werden die narrativen Interviews mit publizierten Selbstzeugnissen verschränkt und mit Archivalien trianguliert, um dichte Beschreibungen zu erarbeiten, die über die individuellen Rückblicke einzelner Augenzeugen hinausgehen.

Für alle drei Schritte stellt sich zunächst die Frage, welche Daten überhaupt vorhanden sind. Anschliessend gilt es einen Blick auf die Charakteristika publizierter Quellen sowie der in Archiven vorgefundenen und mittels Interviews erhobenen Daten zu werfen. Schliesslich ist darüber nachzudenken, wie diese Quellen und Daten sinnvollerweise zueinander in Bezug zu setzen sind.

3.2. Vorhandenes Datenmaterial

Mit Daten oder Quellen sind im Kontext der Geschichtswissenschaften zunächst sämtliche Texte, Gegenstände oder Tatsachen gemeint, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann (Weyrauch 1977, S.143). Herkömmliche «Soziologiegeschichtsschreibung beruht vornehmlich auf Material, das in Bücherdepots zugänglich ist und meist das Merkmal aufweist, in mehr als einer Kopie verfügbar zu sein. In der Regel finden sich die betreffenden Schriftstücke in Bibliotheken in Form von Zeitschriften, Büchern oder Sonderdrucken.» (Fleck 2017, S.329) Bibliotheken sind denn auch die Orte, die die meisten historisch interessierten Sozialwissenschaftler aufsuchen, bevor sie sich in oft sehr umfangreiche Archive begeben.

Im Falle der Schweiz ist die Palette an soziologiehistorischen Publikationen zur hiesigen Entwicklung der Disziplin überschaubar. Die Mehrheit solcher Beiträge findet sich in den Publikationsorganen der Schweizer Fachgesellschaft für Soziologie

(SGS): der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie und dem vereinsinternen Bulletin. Biographische oder autobiographische Schriften (sog. Selbstzeugnisse) sind selten. Sei dies aufgrund des Mangels an bekannten Soziologen, dem Fehlen Schweizspezifischer Denkschulen oder der vielfachen Orientierung am deutsch- oder französischsprachigen Ausland.[88] Die wenigen autobiographisch geprägten Schriften stammen überwiegend von Personen, die zwar während einiger Jahre in der Schweiz wirkten, den Grossteil ihrer Karriere jedoch ausserhalb der Schweiz tätig waren (z.B. König 1980, Atteslander 1996; Kaufmann 2014).

Die Palette an Publikationen zur Geschichte der Soziologie in der Schweiz ist relativ überschaubar. Sie umfasst vor allem einige Berichte, wissenschafts-/forschungspolitisch bedeutsame Standortbestimmungen und Umfragen (u.a. König 1949, König 1950, Bassand 1965, Atteslander 1966a und b, Atteslander & Girod 1966; SGS 1974, Röthlin 1976, Tschannen 1992), zwei Jubiläumsschriften (zum 50 jährigen Bestehen des Berner Institut für Soziologie vgl. Stotzer 2002; zum 50 jährigen Jubiläum der SGS vgl. Eberle 2005 sowie Honegger & Jurt 2005), die Pionierarbeiten von Markus Zürcher (zu den Anfängen der Soziologie in der Schweiz siehe Zürcher 1995, Zürcher 2018a, Zürcher 2018b, zur Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg siehe Zürcher 2007) sowie eine Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften und Sammelbänden.[89] Angesichts der relativ bescheidenen Publikationslage wendet sich der Blick des interessierten Sozialwissenschaftlers rasch hin zu einem anderen Quellentyp: nicht publizierte «schriftliche Informationen, also Unikate, die in anderen Wissens- bzw. Datendepots lagern, die von Soziologiehistorikern und Wissenschaftssoziologen bislang eher selten und unsystematisch benutzt werden.» (Fleck 2017, S. 32)

Was an solchen Daten vorhanden ist oder nicht lässt sich nicht ohne Weiteres bestimmen. Zwar mag sich der Historiker gewahr sein, dass sein Wissen Stückwerk ist, jedoch erschliesst sich ihm nicht deutlich, welche Stücke er in den Händen hält (Esch 1985, S. 529). «So erliegt er nicht selten dem natürlichen Gefühl seiner Hände, das,

[88] Eine Ausnahme stellt die ausführliche Publikation zu Leben und Werk von Richard F. Behrendt dar. Vgl. Windisch 2005.

[89] vgl. die Auflistung in Kapitel 1 Fussnote 18.

was er hat, für schwerer, für gewichtiger zu halten als das, was er nicht in den Händen hat.» (ebd., S.529) Daher scheint es zunächst wichtig zu fragen, was eigentlich überliefert ist, was alles nicht überliefert sein mag, und warum nicht?

Mit fortschreitendem Zeitabstand zur untersuchten Periode gestaltet sich die Situation einerseits dankbarer und andererseits herausfordernder. Die Soziologiehistorikerin Jennifer Platt sieht die optimalen Bedingungen für soziologiehistorische Forschung dann als gegeben, wenn eine Disziplin genügend etabliert ist, damit sie über Zeitschriften, Organisationen/Vereinigungen und Archive verfügt und zugleich einige der Gründerväter der Disziplin noch am Leben sind. Je mehr Zeit nach dem Erreichen einer derartigen institutionellen Verfestigung verstreicht, desto schwieriger gestaltet sich tendenziell die forschungspraktische Situation: «as the frontier moves forward, the records improve but ancestors start to retire and die; some but not all of their papers are archived». (Platt 2017, S. 163)

In Anlehnung an Platt unterscheiden wir vorliegend zwei Zeiträume. Eine frühe Phase der Institutionalisierung der Soziologie in der Nachkriegszeit, die von 1945 bis 1958 dauert und eine zweite, spätere Phase, welche von 1958 bis Ende der 1970er Jahre reicht. Heute leben nur noch wenige Zeitzeugen der ersten Phase. Die Mehrheit der Akteure, die in diesem Zeitraum Professuren besetzte, als Assistierende wirkte, oder aber auch lediglich an Schweizer Universitäten soziologische Kurse belegte, ist bereits verstorben. Insofern entziehen sich die Anfangsjahre der Soziologie der Nachkriegszeit einem direkten empirischen Zugang. Bis auf vereinzelte Ausnahmen bleibt lediglich der Rückgriff auf Akten, Publikationen und Daten, die es in Archiven und Bibliotheken aufzuspüren gilt. Platt bringt das Dilemma dieser Ausgangslage auf den Punkt: «One cannot create one's own data, but is at the mercy of what already exists.» (Platt 2017, S. 165) Methodisch ist die zentrale Herausforderung hinsichtlich dieser Phase, Wissenskulturen allein auf Basis bereits bestehender Daten zu rekonstruieren.

Im Falle der zweiten, späteren Phase ist die Ausgangslage eine andere: die rückblickende Perspektive des Soziologiehistorikers ist nicht allein auf bereits vorhandenes Datenmaterial zurückgeworfen. Ergänzend können Zeitzeugen befragt werden. Mehrheitlich sind dies damalige Studierende und Assistierende, denn die Professoren und Dozierenden jener Jahre sind grösstenteils verstorben. Aus methodischer Perspektive

ist der entscheidende Unterschied zur ersten Phase, dass die Möglichkeit relativ systematischer Datenerhebung noch besteht. In der Konsequenz impliziert dies die Verschränkung verschiedener methodischer Zugänge: einerseits der Datenerhebung vermittels narrativer Interviews[90] (vgl. Atteslander 2010; Küsters 2014), und andererseits der Analyse bereits bestehender, im Rahmen von Archiv- und Recherchearbeit aufgespürter Daten.

Was Platt in ihrer Auseinandersetzung zur Datenlage nicht explizit in den Blick rückt, ist die Systematik oder eben Unsystematik, das Zufallselement bei Fragen der Archivierung. Die Überlieferungswahrscheinlichkeit und damit «die Chance, dass ein Objekt eines bestimmten Charakters nach einiger Zeit [...] noch auffindbar ist, variiert [nämlich nicht nur aufgrund der fortgeschrittenen Zeit oder aber des Versterbens zentraler Akteure, sondern vor allem auch] mit der institutionellen Einbettung.» (Fleck 2017, S.333f.) Die Frage der Überlieferung verschiedener Arten von Materialien hängt zentral davon ab, «ob sich ein Ort etabliert hat, der für ihre Aufbewahrung zuständig wurde.» (Fleck 2017, S.332)[91] In der Schweiz ist dies im disziplinären Feld der Soziologie bis heute nicht der Fall. Weder haben sich spezialisierte Archive wie in Österreich oder Deutschland[92] etabliert, noch betreiben die hiesigen soziologischen Institute systematische Archive (vgl. dazu Eberle & Reichle 2017). Und auch die jeweiligen Hochschularchive haben nicht die nötigen Ressourcen, um die Unterlagen der soziologischen Institute systematisch aufzubewahren. «In Verbindung mit dem

[90] Bei den Interviewten handelt es sich überwiegend um Soziologen, die ihr Studium in den 1950er/60er Jahren absolvierten und sich erst in den 1960er/70er Jahren in Lehre, Forschung oder in der Fachgesellschaft der Soziologen zu engagieren begannen.

[91] Hinzu kommt die zeitliche Komponente, bzw. dass sich «Überlieferung (und damit das, was wir über eine Zeit wissen)» mit dem Masse ihrer Entfernung von heute verdünnt (Esch 1985, S. 530).

[92] Zu nennen sind das Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich (AGSÖ), das 1987 an der Karl-Franzens-Universität Graz errichtet worden ist, sowie das Sozialwissenschaftliche Archiv Konstanz, das 1974 an der Universität Konstanz seine Arbeit aufnahm.

Umstand, dass in der Schweiz die meisten Universitäten kantonal organisiert und finanziert sind, führt das meist dazu, dass die betreffenden Unterlagen entweder an die kantonalen Staatsarchive weitergegeben oder aber aussortiert und entsorgt werden.» (Eberle & Reichle 2017) Dabei ist die Auslese der Überlieferung perspektivisch bzw. selektiv. In kantonalen Archiven finden sich meist nur die Personaldossiers ehemaliger Ordinarien und Unterlagen zu bestimmten Gremienentscheiden (z.B. zu Berufungen, Institutsgründungen, etc.).[93] Dass über diese hinaus etwas archiviert würde, scheint eher unwahrscheinlich.

Was bleibt sind die Nachlässe von Schweizer Soziologen (längst nicht alle), die sich auf unterschiedlichste Archive verteilen[94] und einige kleinere Bestände in Spezialarchiven (u.a. im Sozialarchiv und im Archiv für Zeitgeschichte in Zürich). Doch auch hier gilt, dass meist der Zufall, die Verwandten oder engagierte Einzelpersonen dafür ausschlaggebend sind, ob etwas archiviert wurde oder nicht.[95] Eine Ausnahme war lange Zeit das Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie. Bis in die 2000er Jahre hinein sammelte die Fachgesellschaft der Soziologen systematisch Unterlagen zu ihren Aktivitäten (u.a. Jahresberichte, Originalstatuten, Vorstands- und andere Gremienprotokolle, etc.). Jedoch wurde das Archiv der SGS 2009 unter nicht abschliessend geklärten Umständen im Zuge von Räumungsarbeiten im Zusammenhang mit einer Emeritierung zu grossen Teilen entsorgt.

---

[93] Beide unterliegen spezifischen Einsichtsauflagen.

[94] Für eine Übersicht siehe Eberle & Reichle 2017. Für diese Dissertation waren vor allem die Nachlässe von Walter A. Jöhr im Staatsarchiv St. Gallen sowie von Peter Heintz im Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich von Bedeutung.

[95] Beispielsweise wurde der Nachlass von Peter Heintz, dem ersten Ordinarius für Soziologie an der Universität Zürich, in die Bestände des Schweizerischen Sozialarchivs aufgenommen. Hingegen finden sich zu Emil J. Walter, dem ersten Extraordinarius für Soziologie an der Universität St. Gallen, sowie Andreas Miller, dem ersten Ordinarius für Soziologie an der Universität St. Gallen einzig Personaldossiers im Universitätsarchiv. Nachlässe sind in beiden Fällen nicht vorhanden.

Der Überblick zeigt deutlich: In der Schweiz fehlen Institutionen, die sich systematisch mit der Geschichte der Soziologie auseinandersetzten. Ebenso fehlt es an spezialisierten Archiven, die eine Filterfunktion erfüllen oder als Anlaufstellen dienen. Dem geschichtsinteressierten Sozialwissenschaftler bleibt nichts anderes, als die über verschiedene Archive verteilten Einzelteile, in penibler Fleissarbeit – einem Mosaik gleich – zusammenzutragen. Das resultierende Bild ist meist lückenhaft.

Wie lässt sich diesem Umstand sinnvoll begegnen? Nachfolgend wird eine Forschungsstrategie entwickelt, die trotz der ungünstigen Bedingungen im Feld der Archivierung, auf eine möglichst akkurate Rekonstruktion vergangener Wissenskulturen abzielt. Im Kern dieser Forschungsstrategie ist einerseits das Generieren eigener Daten vermittels narrativer Interviews und andererseits die adäquate Triangulation dieser Daten mit bestehenden Publikationen, Selbstzeugnissen und prozessproduzierten Daten[96] (Briefen, Protokollen, etc.).

3.3. Methodische Herausforderungen der Annäherung an vergangenen Alltag

Die Rückschau auf Praktiken, geteilte Wissensbestände und Atmosphären vergangener Wissenskulturen sowie die Beschreibung ihres konkreten Alltags sind zentrale Herausforderungen dieses Forschungsvorhabens. Aus zwei Gründen sind sie im vorliegenden Fall besonders voraussetzungsreich: Einerseits bestehen nur wenige Publikationen zur Institutionalisierung der Soziologie an einzelnen Universitäten der Schweiz und den dort situierten Wissenskulturen. Andererseits sind die in Archiven überlieferten Bestände aus jener Zeit – wie soeben erläutert wurde – mehrheitlich

[96] Es gilt nämlich zu bedenken, dass die Daten, die in Archiven noch vorhanden sind, oftmals nicht unbedingt mit jener Absicht hinterlegt wurden, die auch der suchende Sozialwissenschaftler verfolgt. Umso wichtiger ist die Triangulation dieser Daten, um allfällige Fehlschlüsse möglichst zu vermeiden.

fragmentarisch (wenn denn überhaupt Archivalien vorhanden sind).[97] Die Quellenlage ist alles andere als optimal. Der Rückblick auf die vergangenen Wissenskulturen und Institutionalisierungsverläufe erscheint daher keineswegs leicht. Läuft der hier entwickelte soziologiegeschichtliche Zugang also unvermeidlich auf ein lückenhaftes Flickwerk hinaus?

Doch nicht nur die dürftige Datenlage ist herausfordernd. Im Zusammenhang mit der rückblickenden Betrachtung vergangener Institutionalisierungsprozesse, Wissenskulturen und vergangenen Alltags stellt sich eine Reihe methodischer Fragen. Zwei davon werden hier besonders betrachtet. Erstens, wie es gelingen kann spezifische Wissenskulturen und die für sie relevanten Wissensbestände von einer Aussenposition aus – als Outsider – zu erforschen und zweitens, wie sich dies nicht etwa in einem durch Gleichzeitigkeit von Forschungsaktivität und Forschungsgegenstand geprägten Setting, sondern ausgehend von einer Situation der Ungleichzeitigkeit zwischen den beiden bewerkstelligen lässt.

3.3.1. Die Annäherung an die Binnenperspektive der Akteure im Feld

In der empirischen und insbesondere in der ethnographischen Sozialforschung ist die Frage des Feldzuganges von zentraler Bedeutung. Mit ihr entscheidet sich, ob und welches Datenmaterial erhoben werden kann und wie nahe die Forschenden an die Perspektiven der Akteure im Feld kommen (Rieker, Hartmann-Schaelli & Jakob 2020). Erst über den Feldzugang gelingt es dem Forschenden, sich ausgehend von seiner eigenen Perspektive als Aussenstehender jener der Insider des Feldes derart

[97] Der vielseitige Zugang zum Forschungsgegenstand liegt nicht zuletzt darin begründet, dass sich die Archivsituation an den soziologischen Instituten der Schweiz relativ mager zeigt.

anzunähern, dass er oder sie nicht bloss bereits publizierte Artikel und Bücher reproduziert, sondern neue Daten zu Tage bringen vermag.[98]

Ein ähnliches Zugangsproblem stellt sich auch im Bereich der Alltagsgeschichte[99] (Steinacker 2010, S.68; Ott 2012, S.167). Eine «mikroanalytische Erkenntnisperspektive», in deren Zentrum der historische Alltag steht, lässt sich nicht ohne weiteres erreichen (Steinacker 2010, S.58). Sie ist voraussetzungsreich. Im Vordergrund steht zunächst die Annäherung an die emischen Perspektiven einzelner Akteure. Das Erkenntnisinteresse liegt dabei vor allem auf «der verstehenden Rekonstruktion der Perspektive[n] der historischen Akteure, den konkreten Formen und Inhalten der Weltdeutungen, den Sinn- und Relevanzstrukturen» der an den untersuchten sozialen Gefügen beteiligten Menschen (ebd, S.70). Über diese sind in einem weiteren Schritt die Innenwelten der jeweiligen sozialen Gefüge (wie Ateliers, Institute, etc.) genauer zu beleuchten. Ein tiefergehendes Verständnis der Binnenperspektiven vergangener Wissenskulturen ist deswegen so wichtig, weil ein ethnographischer Zugang zur Vergangenheit «auf die möglichst konkrete Beschreibung der Lebensweisen von Gruppen oder Personen, einzelnen Momenten ihrer alltäglichen Lebenszusammenhänge, ihres Alltagsdenkens und -handelns» abzielt (ebd., S.68). Es geht gleichsam darum, «die Erfahrung anderer Leute im Kontext ihrer eigenen Ideen nachzuzeichnen» (Geertz 1983, S.294, zit. in Steinacker 2010, S.70). Die Fokussierung auf einzelne subjektive Perspektiven ist also keineswegs nebensächlich. Vielmehr bezeichnet sie das «systematische Kernproblem» der Sozialwissenschaften (Honer 1993, S.13). Wie gelingt es nun aber dem Soziologiehistoriker, sich einer vergangenen Binnenperspektive anzunähern?

In der historischen Ethnographie ist mit Feldzugang zunächst der Zugang zu Daten gemeint, einerseits zu bereits bestehendem hauptsächlich textförmigem Datenmaterial in Publikationen, Archiven und andersartigen Aktensammlungen, andererseits im

[98] Eine Annäherung an die «Innensichten» der Akteure ist natürlich über bereits publizierte Texte möglich, in denen der Forscher oder die Forscherin vieles über diese lernen kann. Indes reproduziert er oder sie damit lediglich die Resultate bisherige Forschungsarbeiten.

[99] Alltagsgeschichte ist als eine ethnographische Perspektive der Geschichtsschreibung zu verstehen.

Sinne der Möglichkeit mittels Interviews Daten zu erheben. Beide Datensorten ermöglichen potenziell den Zugriff auf die Binnenperspektive einer bestimmten Wissenskultur. In beiden Fällen ist es jedoch ein vermittelter Zugriff – im erstem vermittelt über die Materialität der Akten, die gleichsam Träger vergangener Wissensbestände und Handlungen sind, im zweiten vermittelt über die Erinnerungen damals beteiligter Personen, da die untersuchten Geschehnisse mehr als vierzig Jahre zurückliegen.

Über den blossen Zugang auf Daten (und darüber vermittelt auf die Binnenperspektive einer Wissenskultur) hinaus ist in einem alltagsgeschichtlichen Forschungsprojekt mit der Frage nach dem Feldzugang, jene nach der grundsätzlichen Möglichkeit der Annäherung an den Forschungsgegenstand über die Zeit hinweg gemeint. Inwiefern ermöglichen die vom gegenwärtigen Hier und Jetzt aus interpretierten und die in ebendiesem Hier und Jetzt erhobenen Daten Aussagen über einen vergangenen Alltag? Und inwieweit widerspiegeln diese Daten die Binnenperspektive der damaligen Akteure im Feld? Um dies zu klären gilt es in einem weiteren Schritt die mikroanalytische Erkenntnisperspektive auf vergangenen Alltag einzuführen.

3.3.2. Subjektorientierte Soziologiegeschichte

Eine mikroanalytische Erkenntnisperspektive auf den Alltag vergangener Wissenskulturen zeichnet zwangsläufig kein einheitliches Bild. Sie bedingt die Annäherung an eine Mehrzahl subjektiver Perspektiven. Eine spezifische Wissenskultur gründete nämlich im jeweils konkreten Interaktionsgeschehen, an dem verschiedene Personen teilhatten, die ihrerseits den vergangenen Alltag unterschiedlich wahrnahmen und erlebten. Entsprechend ist der Begriff «Binnenperspektive» im Plural zu denken. Ähnlich wie im Falle der lebensweltlichen Ethnographie erscheinen Akteure in der Alltagsgeschichte nicht etwa als hilflose (und gleichsam determinierte) Produkte sozio-historischer Umstände, sondern als agierende und interagierende, denkende und fühlende, fragende und wertende Existenzen (Honer 1993, S.13). Die verschiedenen subjektiven Perspektiven, die für die Annäherung an vergangene Wissenskulturen von Bedeutung sind, unterscheiden sich also nicht allein aufgrund der Andersartigkeit der Rollen, die die betreffenden Akteure in diesem vergangenen Alltag einnahmen – z.B. als Studierende, Assistierende, Sekretariatsmitarbeiter oder Professoren. Vielmehr

gründen sie auch in individuellen Relevanzsystemen sowie Wissensbeständen und sind geprägt durch unterschiedliche Erfahrungen, die die betreffenden Akteure im vergangenen Alltag der untersuchten Wissenskultur machten. So liesse sich beispielsweise im Hinblick auf den vergangenen Alltag an einem soziologischen Institut nur bedingt die Unterscheidung einer Perspektive «der» Studierenden von jener «der» Assistierenden aufrechterhalten. Weder die Studierenden, noch die Assistierenden sind homogene Akteursgruppen. Bei einer tiefergehenden Betrachtung und über die Erhebung zusätzlicher Daten (beispielsweise mittels Interviews), lassen sich Unterschiede zwischen den Perspektiven verschiedener Studierender, aber auch verschiedener Assistierender ausmachen. Einzelne Akteure innerhalb der beiden Gruppen erlebten den Alltag unterschiedlich und erinnern sich rückblickend entsprechend anders.

So wäre es auch vermessen zu glauben, man könne über einen rückblickenden empirischen Zugang beispielsweise die Wissenskultur am Soziologischen Institut der Universität Zürich Ende der 1960er Jahre derart beschreiben wie sie ‹tatsächlich› gewesen ist. In Interviews offenbart sich die betreffende Wissenskultur nämlich nicht als objektives Phänomen. Vielmehr manifestiert sie sich so, wie sie aus der jeweiligen subjektiven Perspektive wahrgenommen wurde. Unterschiedliche Akteure, die an derselben Wissenskultur teilhatten, betrachten diese unterschiedlich; die ‹Schnittflächen› zwischen ihren je eigenen Wissensbeständen betreffen immer nur Teilaspekte dieser Wissenskultur (z.B. ein gemeinsames Vokabular oder Forschungsverständnis).

Eine derart verstandene subjektorientierte Soziologiegeschichte hat die Aufgabe, Konstruktionen vergangener Wirklichkeit zu rekonstruieren und nicht etwa vergangene Wirklichkeit im Sinne einer «objektiv vorfindbaren Vergangenheit» darzustellen. Da die Wahrnehmung von Wirklichkeit von Subjekt zu Subjekt variiert, gilt es diese Rekonstruktionsarbeit bei verschiedenen Akteuren anzugehen. In der Verschränkung mehrerer individueller Perspektiven (bzw. Interviews) ergibt sich schliesslich ein vielschichtiges Bild des vergangenen Alltags, das eine Annäherung an die vergangene Wissenskultur in Form einer intersubjektiv verschränkten Binnenperspektive der Akteure im Feld darstellt.

Die Verschränkung der unterschiedlichen Perspektiven auf vergangenen Alltag wird vermittels der Triangulation verschiedener Datensorten vorgenommen (vgl. zur Thematik der Triangulation Flick 2011). Diese werden vorliegend in zwei übergreifende

Datentypen geordnet, die es zu integrieren gilt: Selbstzeugnisse und prozessproduzierte Daten. Im Mittelpunkt der nachfolgenden Ausführungen steht die Frage, wie diese beiden unterschiedlichen Datentypen methodisch derart integriert werden können, dass es möglich wird, vergangene Wissenskulturen aus der Mikroebene zu erforschen bzw. rekonstruktiv wertvolle Einblicke in die alltäglichen «Realitäten» der damals Anwesenden zu gewinnen.

3.3.3. Selbstzeugnisse

Ein zentraler Ansatzpunkt für die Erforschung vergangener Ereignisse sind sogenannte Selbstzeugnisse: insbesondere (aber nicht nur) autobiographische Texte oder Interviews, die von Augenzeugen geschrieben oder mit diesen geführt wurden. Selbstzeugnisse sind eine Unterkategorie sogenannter Ego-Dokumente – Texte, «die über freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben» (Schulze 1996, S.28). Sie reichen von Autobiographien über Memoiren, Tagebücher, Briefe bis hin zu Zeitzeugeninterviews.

Im vorliegenden Projekt sind vor allem Erinnerungstexte[100] von Belang, in denen vergangenes Geschehen schriftlich oder mündlich aus der Distanz mehrerer Jahrzehnte wiedergegeben wird (Stephan 2004, S.3). Konkret gemeint sind damit rückblickend verfasste Texte verschiedenen Formats, bspw. Selbstzeugnisse, in denen der eigene Weg zur Soziologie thematisiert (vgl. Atteslander 1996) oder Episoden der Bekanntschaft mit einer bestimmten Person wiedergegeben werden (vgl. Zahn 1992, Atteslander 1992, Hoffmann-Nowotny 1992), wie auch Interviews mit Mitgliedern spezifischer Wissenskulturen. Es handelt sich bei all diesen Textformen um subjektzentrierte Texte, die aus der Perspektive bestimmter Akteure verfasst worden sind (Kohli 1981, S.293), welche sich im Text selbst thematisieren (Krusenstjern 1994,

[100] Als Erinnerungstexte fasst Stephan (2004, S.3) Autobiographien, Memoiren und Zeitzeugeninterviews.

S.463).[101] Die Charakteristika der Subjektzentriertheit, der Selbstthematisierung und die damit verbundene Möglichkeit der «Annäherung an den Menschen in der Geschichte» (Schulze 1996) lassen Selbstzeugnisse als idealen Ausgangspunkt für einen alltagsgeschichtlichen Forschungszugang erscheinen, wie er im vorangehenden Kapitel skizziert worden ist.

3.3.3.1. Selbstzeugnisse als Ausgangspunkt für einen alltagsgeschichtlichen Zugang

Indes machen nicht diese Charakteristika allein Selbstzeugnisse zu einer wertvollen Datensorte. Als relativ kohärente Erzählungen bieten sie sich vor allem auch aufgrund ihrer Narrativität und Selektivität (vgl. Weyrauch 1977, S.145) für den Zugang zu vergangenem Alltag an. In Selbstzeugnissen finden sich auf wenigen Seiten Text vergangene Phänomene – die sich wie auch gegenwärtige soziale Phänomene in ihrem alltäglichen Ablauf durch eine unglaubliche Komplexität und Fülle auszeichnen – relativ kohärent und schlüssig komprimiert dargestellt. In ihnen erscheint damit das unweigerlich Vergangene, das in seiner Fülle selbst aus einer gegenwärtigen Perspektive mit aufwendigen Mitteln nur ansatzweise zu ‹erfassen› wäre, relativ zugänglich und nachvollziehbar.

Insbesondere in publizierter Form suggerieren Selbstzeugnisse oftmals (wenn auch nur implizit aufgrund ihrer Struktur und der gewählten Textform) eine gewisse Linearität und Ganzheitlichkeit hinsichtlich des beschriebenen Gegenstandes bzw. der thematisierten Entwicklung. Sie zeichnen sich nicht selten durch einen mehr oder weniger klaren roten Faden aus. Obwohl sich der vergangene Alltag einem direkt registrierenden Zugang entzieht, erlauben es Selbstzeugnisse auch Akteuren, die nicht an diesem Alltag beteiligt waren, ein relativ schlüssiges Bild von diesem zu erlangen. Gerade wenn der Soziologiehistoriker nicht Teil der untersuchten Vergangenheit war

[101] Krusenstjern (1994, S.463) erachtet für die Kategorisierung eines Texts als ‹Selbstzeugnis› die ‹Selbstthematisierung› als zentral. Sprich, dass in diesen Texten «die Person des Verfassers bzw. der Verfasserin selbst handelnd oder leidend in Erscheinung» tritt oder «explizit auf sich selbst Bezug» nimmt.

und damit in vielerlei Hinsicht unwissend ist, sind Selbstzeugnisse eine unentbehrliche Hilfe.

Wertvoll sind Selbstzeugnisse des Weiteren, da sie Orientierung in der Fülle des vergangenen Alltagsgeschehens sowie in Untersuchungsfeldern vermitteln, zu denen nur bedingt – und oftmals lückenhaft – Daten vorliegen. Sie erlauben es, die untersuchten Wissenskulturen (und einzelne Archivalien von diesen) zu kontextualisieren und bieten Hinweise auf weiterführende relevante Datenbestände (bspw. in Archiven) oder auch Zeitzeugen, die sonst nicht ins Blickfeld geraten würden. (vgl. Grenz 2017a, S.127) Dies alles erleichtert es dem Soziologiehistoriker, sich relativ rasch ein erstes Bild des vergangenen Alltags zu machen und sich einen Überblick über mögliche Anknüpfungspunkte zu verschaffen.

Potenziell lässt sich Selbstzeugnissen Vieles entnehmen. Die textförmige subjektive Perspektive auf das Vergangene verweist in viele Richtungen (Haumann 2012, S.98). Selbstzeugnisse regen beispielsweise die «Auseinandersetzung mit den kulturell vorherrschenden Rollen, Normen und Symbolen» eines Feldes an, öffnen den Blick für soziale Beziehungen oder helfen dabei, Netzwerke, Strukturen und Ordnungsgefüge zu erkennen (ebd., S.98). Kurz: «Im Biographischen [eines Selbstzeugnisses] dokumentiert sich immer auch das Gesellschaftliche» bzw. spezifische Aspekte der untersuchten Wissenskulturen (ebd., S.98) Arbeiten die ansonsten mühselig über das Aufspüren und Zusammendenken einer Vielzahl von Archivalien oder das Führen von Interviews zu leisten wären, erübrigen sich (vorerst, jedoch keineswegs abschliessend) mit der Lektüre weniger Seiten.

Entsprechend können Selbstzeugnisse gleichsam als Wegweiser für die forschende Person verstanden werden. Sie haben (aufgrund ihrer sprachlichen und inhaltlichen Klarheit) den Vorzug, relativ eindeutige Hinweise zu enthalten, bringen dabei jedoch potenziell die Einschränkung mit sich, dass der forschende Blick tendenziell in einzelnen subjektiven Perspektiven zu verharren droht und ohne Anstrengung kaum mehr über deren Wegränder hinauszuschweifen vermag.

3.3.3.2. Selbstzeugnisse als rückblickend verfasste Konstrukte

Umso wichtiger ist es sich darüber im Klaren zu sein, dass Selbstzeugnisse nicht einfach Abbilder sozialer Wirklichkeit sind, sondern in erster Linie vereinfachende Konstruktionen des jeweiligen Erzählers darstellen. Sie werden nicht primär durch sogenannte ‹objektiven Fakten›, sondern vor allem durch biographisches Material und dazugehörige Wissensbestände gebildet. Entsprechend ist auch die in ihnen vorfindbare Rekonstruktion von Vergangenem als eine subjektive zu betrachten. Wie Martin Kohli (1981, S.277) feststellt sind Selbstzeugnisse damit zwangsläufig perspektivisch und selektiv. Aus einzelnen Sequenzen zimmert der Erzähler eine mehr oder weniger schlüssige Geschichte. (vgl. Caldwell 2007, S. 344). Damit sei nicht gesagt, dass die rückblickende Betrachtung des Einzelnen nicht adäquat oder gar verfälscht wäre. Vielmehr handelt es sich um eine subjektive Wahrheit neben anderen. In ihrer Konstruiertheit widerspiegeln Selbstzeugnisse nicht unmittelbar den vergangenen Alltag als solchen, sondern vor allem (aber nicht ausschliesslich[102]) die subjektiven Perspektiven der jeweiligen Autoren auf und ihre Wissensbestände und Erfahrungen von sozialer Wirklichkeit. So verstanden zeugen Selbstzeugnisse am Ende immer nur von einer möglichen Perspektiven unter vielen und weisen verschiedene Verzerrungen auf. Die Rede vom ‹Tatsächlich Gewesenen› ist also irreführend. Denn ein solches ist, nimmt man die alltagsgeschichtliche Subjektorientierung ernst, immer nur im Plural denkbar. Dies gilt besonders dann, wenn – wie vorliegend – nicht relativ leicht feststell-(und vor allem auch überprüf)-bare ‹Fakten› (wie zum Beispiel der Zeitpunkt der Gründung eines Instituts, oder der Wortlaut einer Rede) im Vordergrund stehen, sondern Einschätzungen vergangenen Alltags sowie konkreter Wissenskulturen (die sich eben gerade nicht überprüfen lassen). In solchen Fällen erscheint die Rede von einer «vergangenen Wirklichkeit» im Singular schwierig aufrechtzuerhalten. Denn Welt

[102] Erfahrungen des Autors aus einem Forschungsprojekt zu den Wiener Kreisen zeigen, dass Verfasser von Selbstzeugnissen – ähnlich wie rückblickende Soziologiehistoriker – punktuell bestimmte Daten beiziehen, um ihre Texte zu verfassen. Dabei handelt es sich vielfach um sogenannte prozessproduzierte Daten bzw. Überreste vergangenen Handelns, die in der Gegenwart, die im Selbstzeugnis beschrieben wird, entstanden sind.

wird vom einzelnen Menschen immer «als Wirklichkeit erlebt» [Übersetzung durch Autor] (Schütz 1945, S.533). Wie dieser die Alltagswelt nun in spezifischen Momenten wahrnimmt, hängt von seinem ihm eigentümlichen Relevanzsystem sowie dem Spannungsgrade seines Bewusstseins in spezifischen Momenten ab. Was als relevant betrachtet und entsprechend auch im Alltagsleben registriert wird, unterscheidet sich je nach der individuellen und situationsspezifischen «attention à la vie» (Schütz 1945, S.537).

Setzt sich nun ein Soziologiehistoriker mit einem konkreten Selbstzeugnis auseinander, so rekonstruiert er entsprechend die beschriebenen «Vorgänge aus der Sicht des Akteurs in seiner Lebenswelt», ja er ist gleichsam dem ebenfalls bereits rekonstruktiv thematisierten subjektiven Sinn des Verfassers auf der Spur (Haumann 2012, S.98). Demnach handelt es sich bei einer soziologiegeschichtlichen Auseinandersetzung mit Selbstzeugnissen im doppelten Sinne um eine rekonstruktive Annäherung an vergangenen Alltag. Dabei kann insbesondere die scheinbare und vor allem konstruierte Kohärenz und Ganzheitlichkeit, welche die subjektive Perspektive eines Selbstzeugnisses suggeriert – und die im ersten Schritt zur Orientierung und zur Beschaffung grundlegender Informationen hilfreich ist – mitunter auch trügerisch sein, impliziert sie doch bzw. kann sie doch derart gedeutet werden, dass die betreffenden Erzählungen die wichtigsten Aspekte eines Phänomens, einer Situation oder einer Wissenskultur abdecken und dass es sich mit diesem Phänomen, dieser Situation oder dieser Wissenskultur tatsächlich so verhalten hat wie beschrieben. Kohärenz und Ganzheitlichkeit suggerieren, dass nichts Wesentliches fehlt, dass das Zentrale gesagt sei. Werden solche Selbstzeugnisse als primäre Daten in einem bestimmten Forschungsfeld verwendet, so können über die Reproduktion ihrer Inhalte in verschiedenen Texten rasch Pfadabhängigkeiten entstehen. Damit droht die Gefahr, dass andere Datenquellen von vornerein gar nicht ins Blickfeld geraten (denn es ist ja bereits alles gesagt) und dass

die wenigen subjektiven Perspektiven dieser Selbstzeugnisse den historischen Rückblick dominieren.[103]

Nun sind Selbstzeugnisse aber nicht nur in ihrer Subjektivität zu betrachten, sondern nicht zuletzt auch in ihrer Eigenschaft als Produkte von Erinnerungsprozessen. Denn verstanden als literarische Äußerungen spezifischer Personen (Gramlich-Oka 2007, S.111) konfrontieren Selbstzeugnisse den Leser mit einer bestimmten Perspektive, die immer auch Ausdruck und Resultat subjektiven Erinnerns ist.

3.3.3.3. Selbstzeugnisse als Resultate von Erinnerungsprozessen

Im Falle des untersuchten Phänomens (der Institutionalisierungsprozesse an Schweizer Universitäten) entstand die Mehrzahl der schriftlichen und publizierten Selbstzeugnisse etwa 40 bis fast 60 Jahre nach der jeweils im Text umschriebenen Gegenwart. Dies macht es notwendig, über die Art und Weise nachzudenken, wie solche Selbstzeugnisse geschrieben werden bzw. zustandekommen. Wie bereits erwähnt, handelt es sich um rückblickende Akte, in denen bestimmte Akteure frühere Situationen schildern. Dies impliziert notwendigerweise, dass sich die betreffenden Personen an vergangene Situationen und Ereignisse erinnern können. Um die Konstruiertheit

[103] Exemplarisch sei hier auf eine Reihe von Selbstzeugnissen zum Privatseminar von Ludwig von Mises im Wien der Zwischenkriegszeit verwiesen (vgl. z.B. Voegelin 1994, Engel-Janosi 1974). Diese fanden vermittels direkter Zitate in eine Vielzahl historischer Arbeiten zu den Wiener Kreisen Eingang. Die direkte und unmittelbare Reproduktion von Inhalten resultierte dabei in regelrechten Pfadabhängigkeiten, die allesamt auf diese Selbstzeugnisse zurückweisen. Die relativ kohärenten Erzählungen von Zeitzeugen sind bequeme Ausgangspunkte, um Mises' Privatseminar rückblickend zu beschreiben, schienen jedoch bisweilen die historisch interessierten Wissenschaftler, die sich mit den Wiener Kreisen beschäftigen, von der arbeits- wie auch zeitintensiven Suche nach weiteren Daten abgehalten zu haben. Dies hatte im Falle von Mises' Privatseminar die Konsequenz, dass die subjektzentrierten, rückblickenden Selbstzeugnisse vermittels der Zitierung in anderen Texten, die wiederum von weiteren Autoren als Quellen genutzt wurden, in einer einseitigen, dominanten Betrachtungsweise der Wissenskultur rund um Ludwig von Mises resultierten. Mangels Beizugs weiterer Daten wurden die Selbstzeugnisse nicht oder nur dürftig trianguliert und erschienen so als einzige relevanten Quellen, denen implizit und vermittelt über vielfache Zitierung, der Charakter von Daten zuzukommen scheint, die dem ‹tatsächlich Gewesenen› am nächsten kommen.

von Selbstzeugnissen besser einordnen zu können, gilt es also die Rolle des Erinnerns im Prozess ihrer Entstehung genauer zu betrachten.

Die untersuchten Selbstzeugnisse widerspiegeln nicht die Wissensbestände der schreibenden Personen während des Zeitraums, der eigentlich von Interesse ist, sondern ihre Wissensbestände zu einem viel späteren Zeitpunkt (nämlich in jenem, in dem sie die jeweiligen Selbstzeugnisse verfassen). Erinnernd versuchen sich die Verfasser solcher Rückblicke an ihre damaligen Wissensbestände und Perspektiven anzunähern. Augenscheinlich tun sie dabei etwas sehr Ähnliches wie der Soziologiehistoriker, der daran interessiert ist, diese spezielle Wissenskultur zu beschreiben und zu verstehen. Für eine angemessene Rekonstruktion vergangener Kultur erscheint daher eine gewisse Annäherung an die individuelle Erinnerungspraxis entscheidend. Denn es zeigt sich eine gewisse Symmetrie zwischen der Alltagserinnerung des Augenzeugens und der rekonstruktiven Arbeit des Forschers. Während sich Ersterer mit dem «praktischen Problem des Vergessens» im Laufe der Zeit konfrontiert sieht, muss sich Letzterer mit einer Ausgangssituation des «lückenhaften Wissens» bzw. des «nichts zu wissen»[104] auseinandersetzen. Beide versuchen indes vergangene Ereignisse zu rekonstruieren (Grenz & Reichle 2018).

Wie aber sind nun die Erinnerungsprozesse einzuordnen, die in Selbstzeugnissen resultieren? Caldwell (2007, S.344) äussert Zweifel an der Akkuratheit solchen Zurückdenkens. «Autobiographische Berichte über die Erinnerung [sind] unzuverlässig».[105] Vor allem, weil der Einzelne mit der Zeit vergesse und sich mit den Jahren immer bruchstückhafter und undeutlicher erinnere.[106] Die Erinnerungsforschung zeigt, dass sich die Erinnerung an ein Geschehen jedes Mal verändert, wenn wir daran denken

[104] Denn er kennt womöglich einzelne Texte und Archivalien zum untersuchten Gegenstand.

[105] Im Original schreibt Caldwell: «autobiographical accounts on memory are unreliable».

[106] Den umstrittenen Quellenwert von Erinnerungen betonen auch Mäder und Haumann (2009). In der Ethnographie gilt als ungeschriebenes Gesetz, dass Feldnotizen noch am Tag des Beobachtens verschriftlicht werden sollten.

(Haumann 2012, S.100). Dies mitunter, weil sich das menschliche Erinnern stets an die aktuellen Erfordernisse anpasst und die Vergangenheit entsprechend immer wieder neu schreibt (vgl. Pinker 2004, S.84).[107] Daher sind auch die Umstände, unter denen ein Selbstzeugnis entsteht, zu berücksichtigen. Nehmen wir beispielsweise ein Interview:

> *«Gefühle, die durch die Gesprächssituation und die ins Bewusstsein kommenden Vorgänge entstehen, wirken sich auf die Darstellung aus; Assoziationen, die während des Gesprächs aufblitzen, lassen die Wiedergabe der Erinnerung manchmal wie eine Montage erscheinen; Medien, öffentliche Diskussionen, Normen und Werte beeinflussen das Denken; das soziale Milieu, in dem sich die Befragten (und wir selbst uns) bewegen, prägt die Vorstellungswelten immer wieder neu.»* (Haumann 2012, S.100)

Erinnern ist also nicht nur subjektiv, sondern darüber hinaus auch kontextabhängig. Beides macht den Umgang mit Selbstzeugnissen als Datensorte voraussetzungsreich.

Halten wir kurz fest: Grundsätzlich ist lebensgeschichtliches Erinnern rekonstruktiv; es findet von heute aus statt und ist weder eine vollständige noch eine uninteressierte oder kontextunabhängige Beschreibung vergangener Ereignisse und Handlungssituationen (Kohli 1981, S. 293). Dies gilt sowohl für Fälle in denen sich die rückerinnernde Person in einer Situation des «noch alles wissen» wähnt, als auch wenn sie sich mangels klarer Erinnerungen gezwungen sieht, die Ereignisse – oder genauer gesagt, ihre Perspektive auf diese – wieder ins Gedächtnis zu rufen bzw. zu vergegenwärtigen. In beiden Fällen handelt es sich um einen Akt der Rekonstruktion.

Vergangenheit wird also immer rekonstruiert und nicht etwa einfach wiedergegeben. «Ereignisse werden vergessen, verdrängt oder umgedeutet, nachträglich reflektiert und neu interpretiert.» (Stephan 2004, S.3) Erinnerungen sind also alles andere als ‹identisch› mit den vergangenen Ereignissen.

---

[107] «Memory is Orweillian, constantly rewriting the past to conform to present exigencies» (Pinker 2004, S.84).

> *«Das unwiederbringlich vergangene soziale Geschehen ist in seinem ursprünglichen Ablauf weitgehend getilgt und nur noch in Form von Umschreibungen, Erzählungen und Kategorisierungen erhalten; das soziale ‹Original› ist somit nur noch in transformierter, kondensierter und von Deutungen durchsetzter Gestalt verfügbar.»* (Eberle 1997, S. 257f.)

Entsprechend impliziert die retrospektive Darstellung von Ereignissen stets auch eine Deutung (Bergmann 1985, S.305), selbst – oder wohl gerade dann – wenn sie von Augenzeugen stammt, die unmittelbar an diesen Ereignissen teilhatten. Derart verstanden sind die betrachteten autobiographischen Selbstzeugnisse als subjektive Reflexionen und Rekonstruktionen zu verstehen, die historisch in der Zeit ihrer Entstehung und nicht etwa in der effektiv interessierenden historischen Situation angesiedelt sind. Es handelt sich um narrativ externalisierte Selbsterfahrungen aus der Position eines gegenwärtigen «Ich», wie Watson (2007, S.14) feststellt.

Speziell zu betrachten sind vor allem publizierte autobiographische Selbstzeugnisse. Im Unterschied zu Interviews, in denen die befragten Akteure unmittelbar und relativ spontan antworten, kennzeichnen sich diese dadurch, dass die sich rückerinnernden Subjekte sorgfältig über den zu schreibenden Text nachdenken und bei Bedarf weitere Quellen beiziehen oder andere Augenzeugen konsultieren können.[108] Solche autobiographische Selbstzeugnisse stützen sich oftmals nicht allein auf das Gedächtnis des jeweiligen Autors, sondern vielfach auch auf andere Datentypen (wie beispielsweise prozessproduzierte Daten in der Gestalt von Notizen, Protokollen, Briefen etc.). Während des Schreibens mag der Autor Akten aus früheren Jahren konsultieren, Notizzettel durchsuchen und bei Weggefährten nachfragen. Entsprechend ist ein schriftlich

[108] Grenz und Reichle (2018) zeigen, wie die Autoren zentraler publizierter autobiographischer Selbstzeugnisse zu den Wiener Kreisen im Prozess des Schreibens aufgrund lückenhafter Erinnerungen verschiedentlich bei anderen Zeitzeugen nachfragen oder aber auch Akten studieren, um Gedächtnislücken zu schliessen.

abgefasstes Selbstzeugnis meist nicht nur komponiert und konstruiert, sondern auch aus Quellen zusammengesetzt, die über den Erinnerungsfundus des eigenen Gedächtnisses hinausgehen. Im Prozess des Verfassens rückblickender autobiographischer Selbstzeugnisse sind also nicht bloss die Erinnerung des Verfassers von Bedeutung, sondern vor allem auch spezifische Daten, die dieser in seine Erinnerung einwebt oder mit denen er diese ergänzt.[109] Ein autobiographischer Text sollte daher «nicht als Spiegel gelebter Erfahrung [gelesen werden], sondern als Versuch, das eigene Leben im Rückblick zu ordnen, zu deuten und ihm einen Sinn zu geben.» (Stephan 2004, S.15) So betrachtet werfen autobiographische Selbstzeugnisse spezifische Probleme auf. Sie sind weder als reine Erinnerung, noch als purer Ausdruck subjektiver Perspektiven, sondern als retrospektiv erarbeitete sowie auf verschiedenartigen Quellen gründende Konstrukte zu verstehen.

3.3.3.4. Selbstzeugnisse als intentionale Produkte

Diese Konstrukte sind nun aber nicht zweckfrei entstanden. Ihnen liegen mehr oder weniger konkrete Intentionen zu Grunde. Selbstzeugnisse richten sich an ein bestimmtes Publikum und werden mit explizitem oder implizitem Zweck geschrieben (bspw. im Rahmen von Festschriften, anlässlich von Jubiläen, mit möglichen Motivlagen wie Schulenbildung oder der Würdigung bestimmter Persönlichkeiten). Als literarische Äußerungen bestimmter Personen (Gramlich-Oka 2008, S.111) konfrontieren sie den Leser mit einem besonders motiviert gefärbten Zugang zur Vergangenheit. Selbstzeugnisse zeichnen sich entsprechend weiter durch eine mehr oder weniger konkrete Überlieferungsabsicht sowie eine gewisse durch das Zielpublikum bedingte Selektivität aus (vgl. Brandt 1958, S. 52ff.; Weyrauch 1977, S. 144f.). Gerade in autobiographischen Texten spielt dabei mit, dass Menschen dazu tendieren, sich ins gute Licht zu rücken (Pinker 2004, S.84). «We all want to look good» umschreibt Pinker (ebd., S.84) den Bias, den diese Textsorte mit sich bringe. Nuancierte Beschreibungen ver-

[109] Die Mehrheit der Selbstzeugnisse zum Privatseminar von Ludwig von Mises stützt sich beispielsweise auf Inhalte von Liedtexten, die der Seminarteilnehmer Felix Kaufmann verfasste.

gangenen Alltags helfen dem Verfasser kaum sein vergangenes Wirken ins vorteilhafte Licht zu rücken. Entsprechend selten finden sie Eingang in autobiographische Selbstzeugnisse. Im Vordergrund steht meist das Aussergewöhnliche, die wichtigen biographischen Stationen und Erfolge. Dabei verschwindet das Gewöhnliche, Alltägliche und Unscheinbare im Hintergrund. Nur zwischendurch blitzt es bisweilen in Form einer Anekdote auf oder rückt in Gestalt einer detaillierten Beschreibung eines denkwürdigen Ereignisses kurz in den Fokus. Meist bleibt es jedoch verborgen.

Doch nicht nur konkrete Überlieferungsabsichten wirken sich auf die Ausgestaltung von Selbstzeugnissen aus. Bei der Erarbeitung eines Manuskripts oder bei der Beantwortung von Fragen in Interviews kommen auch fiktionale Elemente und Stilmittel hinzu. In Interviewsituationen beeinflussen weiter verschiedene Faktoren die beteiligten Personen und damit auch den Verlauf des Gesprächs sowie die Erzählung der interviewten Person.[110] Zudem werden – je nach Situation und Kontext – spezifische normative Regeln hinsichtlich des «Sagbaren» oder der sozialen Erwünschtheit relevant. «Biographisches Erzählen, mündliches wie schriftliches, ist durch Kommunikationsregeln und -grenzen vorstrukturiert». Gewisse Aspekte sind Tabu, während andere unbedingt in eine Erzählung gehören. Verschiedene Kulturen, Gruppen und Gesellschaften kennen eigene Schreib- und Erzähltraditionen, die wiederum die individuellen Erinnerungen überformen (Stephan 2004, S.3).

3.3.4. Forschungspraktische Konsequenzen: Die Notwendigkeit zur Verschränkung verschiedener Selbstzeugnisse

Aus dem subjektzentrierten Charakter von Selbstzeugnissen und den spezifischen Problemen, die sich bei rückerinnernden Texten aufgrund des beachtlichen zeitlichen

[110] Hierzu schreiben Mäder und Haumann (2009), dass beispielsweise Gefühle, die durch eine Gesprächssituation entstehen, die Darstellung prägen. Oder dass «Assoziationen, die während des Gesprächs aufblitzen, [...] die Wiedergabe der Erinnerung manchmal wie ein Montage erscheinen» lassen. Weiter sei das Denken des Einzelnen – sowohl des Interviewten als auch des Interviewers – durch Medien, öffentliche Diskussionen, Normen und Werte beeinflusst, aber auch durch die sozialen Milieus, in denen sie sich bewegen.

Unterschied zwischen dem Geschehenen und dessen erzählerischen Deutung ergeben, gilt es einige methodische Konsequenzen zu ziehen. Unser Ziel ist es, die Ebene des methodisch vermittelten Erinnerns in einem doppelten Sinne zu erreichen. Erstens sind wir an den Perspektiven verschiedener Mitglieder vergangener Wissenskulturen interessiert und gehen daher von einer Vielzahl von Selbstzeugnissen (bzw. unterschiedlichen Erinnerungen) aus. Verschiedene Selbstzeugnisse zeugen von verschiedenen individuellen Relevanzsystemen, die ihrerseits in Unterschieden in der «attention à la vie» einzelner Akteure begründet liegen. Die unterschiedlichen Perspektiven verschiedener Zeitzeugen konfrontieren uns entsprechend mit unterschiedlichen Standpunkten und, damit verbunden, möglichen Beschreibungen der vorliegenden Wissenskulturen – der Begegnungen und Praktiken wie auch der gemeinsamen Wissensbestände, um die herum die Wissenskulturen entstanden sind. Dies wird leicht deutlich, wenn man bestimmte Aspekte in verschiedenen Erzählungen vergleicht. Daher zielen wir zweitens darauf ab, die Pluralität der Rückgriffe auf die Vergangenheit zu vermitteln, da wir am Ende nicht zehn verschiedene, sondern nur eine – wenngleich vielstimmige – Geschichte[111] erzählen wollen. Hierfür sind einerseits weitere und andererseits andersartige Daten von Bedeutung.

3.3.4.1. Die Generierung weiterer Selbstzeugnisse über Interviews

Da vorliegend nicht die spezifische Perspektive eines bestimmten Einzelnen interessiert, sondern vielmehr die Frage nach der Rekonstruktion von Wissenskulturen, die sich ja gerade über das intersubjektive Teilen bestimmter Wissensbestände auszeichnen, stellt sich die Frage, wie soziologiegeschichtlich eine Annäherung an letzteres möglich sein könnte. Ein erster Ansatzpunkt stellt die Verschränkung verschiedener Selbstzeugnisse hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes dar. Vergleicht man verschiedene subjektive Perspektiven auf ein und dasselbe Phänomen, so erscheint nicht nur das Phänomen selbst klarer, sondern vor allem die Unterschiede in der Art und Weise wie es wahrgenommen wurde. In einem ersten Schritt lässt sich, so die

[111] Diese eine vielstimmige Geschichte soll nicht einförmig und geschliffen erscheinen, sondern vielmehr der Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven auf das Vergangene gerecht werden.

Arbeitshypothese, von einer subjektiven Betrachtung vergangener Wirklichkeit zu einer intersubjektiv verschränkten Perspektive auf diese gelangen. Ein derartiges Unterfangen kann immer nur als Annäherung an vergangene Wirklichkeit verstanden werden. Dabei ist das Ziel dieser Arbeit nicht etwa das Erreichen einer möglichst kohärenten, geschliffenen, widerspruchslosen und – durch den Einbezug der verschiedenen Einzelperspektiven – gar annähernd als «objektiv» zu betrachtenden Beschreibung vergangener Wissenskulturen, sondern vielmehr das Aufzeigen der Pluralität hinsichtlich Vergangenem, ja generell hinsichtlich des Erlebens sozialer Wirklichkeit und damit die Pluralität sozialer Wirklichkeit als solcher.[112]

Indes ist die Verschränkung von Selbstzeugnissen im Hinblick auf einen bestimmten Aspekt vergangener Wissenskulturen nur dann möglich, wenn überhaupt erst eine Mehrzahl von solchen vorhanden ist. Da es im Feld der Soziologiegeschichte in der Schweiz nur wenige ergiebige schriftliche Selbstzeugnisse gibt (so z.B. König 1980, Atteslander 1996, Lüscher 2014 sowie einer Reihe von Interviews, die im Rahmen von Forschungsprojekten geführt wurden), liegt der Fokus in dieser Dissertation – vor allem im Hinblick auf die Phase von 1965 bis Ende der 1970er Jahre – auf der Generierung neuer Daten mittels narrativer Interviews. Als Daten sind die Interviews vor allem ernst zu nehmen, da sie mithin die einzigen Zugriffe auf bestimmte Themen oder Fragestellungen darstellen (vor allem dann, wenn keine Aktenbestände oder Publikationen vorhanden sind, die einen textbasierten Zugang zur vergangenen Wissenskultur erlauben). Die im Rahmen dieser Dissertation durchgeführten narrativen Inter-

[112] Dabei müssen wir uns im Klaren sein, dass wir die vergangene Kultur nicht verdinglichen dürfen, indem wir im Heuhaufen der verschiedenen Perspektiven auf vergangene gesellschaftliche Ereignisse nach der am besten geeigneten Beschreibung suchen. Es ist von eminenter Bedeutung, gegenüber der Homogenisierung der Darstellung der vergangenen Kultur, die sich insbesondere dann ergibt, wenn bestimmte Selbstzeugnisse immer wieder in Publikationen zu einem Gegenstand zitiert werden, misstrauisch zu sein. Es gibt eine der Kultur innewohnende Spannung zwischen dem Typischen und dem Veränderlichen. Während viele Selbstaussagen das Typische betonen, z.B. hinsichtlich der Wissenskultur um René König in Zürich (z.B. dass König gemeinsam mit den Studierenden im Zürichsee baden ging), sollte man sich bewusst sein, dass Kultur in vielen Aspekten einem ständigen Wandel unterworfen ist.

views sind als subjektzentrierte Selbstzeugnisse zu verstehen, in denen nach den jeweiligen Wissenskulturen sowie nach dem subjektiven Erleben der betreffenden Person gefragt wird. In diesen werden die unterschiedlichen Perspektiven manifest, die die betreffenden Akteure rückblickend auf den Untersuchungsgegenstand einnehmen.

3.3.4.2. Sampling

Ausgangspunkt für die Bestimmung der Interviewpartner waren zunächst Publikationen und Archivalien. Der ungefähre Kreis früherer Assistierender und teilweise auch Studierender lässt sich relativ zuverlässig über Stundenpläne, Sitzungsprotokolle, Jahresberichte, Jubiläumsberichte, aber auch Schriftenreihen in Erfahrung bringen. Für die Untersuchung verschiedener Wissenskulturen basierend auf Schriftenreihen (Kapitel 4) identifizierten wir weiter über die einzelnen Bände der Reihen jene Personen, die an diesen mitwirkten (mehrheitlich aufgrund der Autorenschaft, teilweise aber auch weil bestimmte Personen im Vorwort einer Arbeit erwähnt sind). Für den Vergleich der Wissenskulturen um Peter Heintz und Andreas Miller (Kapitel 5) ermittelten wir Assistierende und wissenschaftliche Mitarbeiter über Publikationen (vornehmlich Vorlesungsverzeichnisse, Jahresberichte und – wo vorhanden – Jubiläumsberichte) wie auch Archivalien (so beispielsweise ausgefüllte Fragebogen zur Institutionalisierung der Soziologie an den beiden Universitäten) und versuchten anhand von Diplomarbeiten oder weiterführender Archivalien auch vereinzelt Studierende ausfindig zu machen. Während wir sämtliche im untersuchten Zeitraum tätigen Assistierenden interviewten (sofern sie nicht verstorben waren oder nicht für ein Interview bereitstanden), wurde lediglich eine Reihe von Personen befragt, die in jenen Jahren in St. Gallen oder Zürich als Studierende soziologische Veranstaltungen besuchten. Dabei wurde im Falle der Wissenskultur um Peter Heintz einerseits darauf geachtet, dass Studierende aus sämtlichen drei Forschungsgruppen interviewt wurden, die unter der Leitung seiner drei Assistierenden tätig waren, und andererseits, dass sowohl weibliche als auch männliche Studierende zu Wort kommen.

Basierend auf dem Grundstock an Interviewpartnern, der sich aus dem beschriebenen Sampling ergab, wurden im Rahmen von Interviews per Schneeballprinzip weitere potenzielle Probanden identifiziert (meist über die explizite Nennung als Personen,

die über ein bestimmtes Thema gemäss dem jeweiligen Interviewpartner, der jeweiligen Interviewpartnerin gut berichten könne). Auf diese Weise gerieten beispielsweise auch Sekretariatsmitarbeiterinnen in den Blick. In der Schlussphase der Datenerhebung wurden zudem gezielt weitere Interviewpartner kontaktiert, die basierend auf dem bisherigen Kenntnisstand eine kontrastierende Perspektive auf den vergangenen Alltag zu versprechen schienen (und somit auch in der Lage sein könnten, dominierende Lesarten zu irritieren oder in Frage zu stellen).

3.3.5. Prozessproduzierte Daten

Die Verschränkung verschiedener Selbstzeugnisse adressiert lediglich einen Teil der oben angedeuteten Probleme des Rückblicks auf vergangenen Alltag (insbesondere jenen, der mit der Subjektzentriertheit und der damit verbundenen Selektivität dieser Datensorte zusammenhängt). Die zeitliche Distanz zwischen untersuchtem Gegenstand und den vorliegend betrachteten Selbstzeugnissen, die thematisierten Probleme des Erinnerns und der Überlieferungsabsicht, die solchen Texten eigen sind, sind damit jedoch nicht in Angriff genommen.

Um die Pluralität der Rückgriffe auf Vergangenheit zu vermitteln, die beim Versuch der Verschränkung der betrachteten Selbstzeugnisse offenkundig wird, richten wir nun den Blick auf eine andere Datensorte, jene der prozessproduzierten Daten.

3.3.5.1. Prozessproduzierte Daten als Produkte vergangener Handlungen

Wie Selbstzeugnisse zeichnen sich prozessproduzierte Daten dadurch aus, dass sie nicht durch Forschende geschaffen wurden. Verstanden als Überbleibsel, «Spuren» oder «Überreste» vergangener Handlungen, die unmittelbar im untersuchten Hier und Jetzt «aus einem (alltäglichen) Geschehensverlauf heraus entstanden sind», ermöglichen sie einen relativ direkten Zugang zur untersuchten Vergangenheit und «versprechen insbesondere dann wertvolle Einsichten zu liefern, wenn das soziologiegeschichtliche Erkenntnisinteresse an einer Alltags- bzw. Mikroperspektive orientiert ist» (Grenz 2017, S.115) Als »zeitnah produzierte Dokumente, die zu noch nicht abgeschlossenen Entwicklungen gehören«, sind sie sprichwörtlich näher am vergangenen Alltag als rückblickend verfasste Selbstzeugnisse (Fleck 2017, S.329). Konkret

reicht die Datensorte der prozessproduzierten Daten von Unterlagen, die aus dem alltäglichen Handeln einer Organisation (zum Beispiel des Kantons oder der Universität) resultieren, bis hin zu Notizen, Manuskripten und Briefen von Einzelpersonen.

Prozessproduzierte Daten sind durch eine gewisse Zufälligkeit und Beiläufigkeit ihrer Entstehung (Manuskripte, Besprechungsnotizen, Protokolle, Diskussions-Notizen, Anmerkungen, Korrespondenz) gekennzeichnet. Sie sind Nebenprodukte von Einzelhandlungen oder spezifischen Prozessen (z.B. Sitzungsnotizen, Anmerkungen in Büchern oder Anwesenheitslisten), die sich im jeweiligen Hier und Jetzt der untersuchten Periode quasi synchron zu den interessierenden Ereignissen ereigneten (und nicht wie Selbstzeugnisse meist erst Jahrzehnte später). Das Charakteristikum der Beiläufigkeit (beispielsweise im Falle von Notizen die eine Person beim Lesen eines Textes anfertigt, um mit deren Hilfe später einen Artikel zu erarbeiten) weist darauf hin, dass beim Anfertigen dieser Daten nicht die Intention «etwas zu überliefern» im Vordergrund stand. Natürlich waren sie das Ergebnis einer absichtlichen Handlung (z.B. sich auf ein Seminar vorzubereiten), aber die Tatsache, dass ein Forscher sie Jahrzehnte später konsultiert, war höchstwahrscheinlich nicht das Ziel dieser Absicht.

Während sich letztere vor allem durch rückwärtsgerichtete Narrativität und Subjektivität sowie damit verbunden eine konkrete historische Überlieferungsabsicht auszeichnen, charakterisieren sich prozessproduzierte Daten hauptsächlich durch ihren Gegenwartsbezug und entsprechend das Fehlen eines eindeutigen Überlieferungsinteresses (z.B. das blosse Festhalten des Gesagten in einer Sitzung). Zwar kann ein Soziologiehistoriker Jahrzehnte später diese Daten auswerten, jedoch war eine solche Auswertung ursprünglich nicht der primäre Anlass für ihre Anfertigung.

3.3.5.2. Prozessproduzierte Daten als Spuren ohne Überlieferungsabsicht

Prozessproduzierte Daten sind nämlich oftmals nicht im Hinblick auf eine konkrete Überlieferung für die Nachwelt hin entstanden, sondern im Zusammenhang mit einer spezifischen Aktivität des konkreten Berufsalltags: z.B. der Arbeit an einem Text, dem Austausch mit einem befreundeten Wissenschaftler oder der Leitung eines Teams. Sie sind Ergebnisse von Handlungen, die unmittelbar auf einen konkreten – meist im entsprechenden Alltag situierten – gegenwartsbezogenen Zweck hingerichtet waren (wie beispielsweise das Erarbeiten eines Manuskripts oder das Buchführen

über ausgeliehene Bücher) (Weyrauch 1977, S.145). Verstanden als Spuren oder Überreste umfassen sie also all das, «was [...] ohne bewusste Absicht entstanden ist, von vergangenen Begebenheiten und Sachverhalten für eine spätere Zeit Zeugnis abzulegen» (ebd., S.144). Entsprechend haben sie im Vergleich zu Selbstzeugnissen den Vorteil, «dass sie weniger durch rückblickende soziale Erwünschtheit verzerrt sind» (Fleck 2017, S. 338).[113] Die Unmittelbarkeit ihres Entstehungszusammenhanges als Nebenprodukt bestimmter Handlungen lässt bewusste spätere Bedeutungsveränderungen bzw. die nachträgliche Kontrolle über den Inhalt als relativ unwahrscheinlich erscheinen. Die Notizen, die eine Person während eines Vortrages niederschreibt, bilden beispielsweise die Grundlage für einen Tagungsbericht (womit ihr konkreter Gegenwartszweck umschrieben wäre), werden später jedoch selbst kaum noch verwendet, geschweige denn verändert (wohl, weil sie nach der Erfüllung des betreffenden Gegenwartszwecks für den Urheber keine spezielle Bedeutung mehr haben und oftmals in Schubladen oder Ordnern verstauben). Gerade aufgrund der Beiläufigkeit und der vermeintlich fehlenden Intentionalität der Überlieferung vermögen prozessproduzierte Daten einen anderen Blick auf vergangenen Alltag zu eröffnen.

Die aus methodischer Hinsicht verlockende, forschungspraktisch wohl aber schwierig zu belegende ‹nicht vorhandene Überlieferungsabsicht› lässt sich mitunter auch darin sehen, dass solche Daten nicht für ein breites Publikum geschrieben wurden. Im Unterschied zu publizierten Selbstzeugnissen, die sich oftmals an einen relativ unbestimmten breiten Personenkreis richten (alle, die das Buch bzw. die Zeitschrift, in welchem ein konkretes Selbstzeugnis abgedruckt ist, erwerben möchten), ist der Adressatenkreis bei prozessproduzierten Daten in der Regel relativ klar umrissen (z.B. die Mitglieder eines Teams, der Ko-Autor eines Texts, ein befreundeter Wissenschaftler). Bisweilen richten sie sich gar lediglich an ein konkretes Gegenüber (im Falle einer

[113] Eigenschaften, die Weyrauch (1977, S.145) dazu bewogen, prozessproduzierte Daten mit «Objektivität» in Verbindung zu bringen. Während er Selbstzeugnisse als durch Subjektivität geprägt ansieht, kommt prozessproduzierten Daten seiner Ansicht nach eine gewisse «Objektivität» zu.

Notiz oder eines Tagebuchs ist dieses Gegenüber beispielsweise das eigene zukünftige Ich; im Fall eines Briefes ein befreundeter Wissenschaftler). Entsprechend sind die Verfasser bestimmter Arten von prozessproduzierten Daten (z.B. einem Brief an einen befreundeten Wissenschaftler oder einem Tagebucheintrags) mit andersartigen kommunikativen Regeln[114] konfrontiert als im Falle von Selbstzeugnissen und haben beim Festhalten von Gedanken in ganz anderer Weise über Probleme des Sagbaren bzw. der sozialen Erwünschtheit nachzudenken. Eine konkrete Überlieferungsabsicht geht mit spezifischen Regeln dessen, was sagbar ist, einher. Was in Publikationen nicht ausgedrückt werden kann und in Selbstzeugnissen allenfalls ausgelassen wird, findet womöglich in prozessproduzierte Daten Eingang[115]. Deshalb lässt sich mit ihrer Hilfe bisweilen auch nachvollziehen, wie Individuen über andere urteilen oder wie Meinungsbildungsprozesse verlaufen (Fleck 2017, S.346). Während in Selbstzeugnissen vielfach eine Tendenz zur Würdigung und teilweise gar Verehrung auszumachen ist, ergibt sich bei eingehendem Studium prozessproduzierter Daten bisweilen ein anderes – manchmal nüchterneres – Bild des vergangenen Alltags. So beispielsweise im Falle der berühmten Wiener Kreise der Zwischenkriegszeit.[116]

---

[114] Bspw. lässt das Format des Briefes an einen befreundeten Wissenschaftler zu, dass auch Persönliches ausgetauscht wird oder dass bestimmte Ansichten prononcierter geäussert werden, als man das gegenüber einem breiteren Publikum machen würde. In einem solchen Brief mag man sich zudem getrauen Schwäche oder Zweifel zu zeigen. Etwas das man in einem publizierten Selbstzeugnis nur bedingt tun würde.

[115] So beispielsweise Differenzen zwischen René König und Peter Heintz, die sich ihrem Briefverkehr entnehmen lassen. (Siehe Briefwechsel zwischen René König und Peter Heintz im Nachlass von Peter Heinz im Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich, Ar 163.1.27)

[116] Ein eindrückliches Beispiel sind die Tagebücher des österreichisch-amerikanischen Ökonomen Oskar Morgenstern (abrufbar unter http://gams.uni-graz.at/context:ome), in denen sich dieser vielfach abfällig über Kollegen oder Teilnehmer an Veranstaltungen verschiedener Kreise äussert. So zum Beispiel in einem Eintrag vom 21. Dezember 1935: «Interessant war, daß Haberler [gemeint ist Gottfried Haberler] in der Diskussion gänzlich versagte; mir ist das sehr aufgefallen. Von allen diesen exakten Dingen versteht er noch lange nicht das wesentlichste. Mises [gemeint ist Ludwig von Mises] redete reinen Unsinn zusammen.» Oder in einem Eintrag zum Mises Privatseminar vom 25. Januar 1931: «Freitag war am Abend

3.3.5.3. Prozessproduzierte Daten als fragmentarische und voraussetzungsreiche Datensorte

Mögen gewisse prozessproduzierte Daten (insbesondere Tagebücher) zwar den Vorteil haben, dass ihr Inhalte in bestimmten Fällen weniger oder aber in anderer Weise durch Regeln des Sagbaren gefiltert wurden[117], so sind sie andererseits schwieriger zu deuten. Gerade weil sie sich nicht an ein relativ unbestimmtes Publikum, sondern einen konkreten, dem Verfasser bekannten Kreis von Adressaten richten, wird in ihnen nicht alles erwähnt, sondern spezifisches Vorwissen vorausgesetzt (Vorwissen, das der Absender eines Briefes beim Empfänger erwarten konnte). Denkbar ist ein Gespräch zwischen zwei Personen, das zu einem früheren Zeitpunkt stattfand, oder aber ein Brief, auf den einer der beiden Bezug nimmt. Da solche prozessproduzierten Daten lediglich Elemente eines bspw. über mehrere Jahre andauernden Austauschs sind, weisen sie als Einzelstücke einen fragmentarischen Charakter (der Empfänger kennt ja den Inhalt des vorausgegangenen Briefes, weshalb dieser nicht nochmals wiederholt werden muss). In prozessproduzierten Daten werden also vielfach weder geschlossene noch schlüssige Narrationen, sondern vor allem auch Einzelinformationen vermittelt, die auf einen konkreten Gegenwartszweck gerichtet sind. Die adäquate Interpretation solch fragmentarischer Daten ist voraussetzungsreich und erfordert den Beizug spezifischer Wissensbestände. Dazu ist insbesondere eine «ausreichende inhaltliche Vertrautheit mit den vergangenen Gegenwarten», aus denen die prozessproduzierten Daten stammen, eine dringende Notwendigkeit (Weyrauch 1977, S. 146). In dieser Hinsicht stehen prozessproduzierte Daten im Kontrast zu Selbstzeugnissen,

---

Mises-Seminar, das diesmal ganz bes. schlecht war. Frau Braun hielt ein primitives Referat über Getreidekrise. Die Diskussion zerflatterte mehr als sonst und war nichts wert.»

[117] Dies gilt keineswegs für alle Arten prozessproduzierter Daten. Beispielsweise ist zwischen Tagebucheinträgen und Sitzungsprotokollen (die später öffentlich einsehbar sind) zu unterscheiden. Über sämtliche prozessproduzierten Daten gleich zu sprechen, ist wohl nicht möglich. Generell sind prozessproduzierte Daten ebenso wie Selbstzeugnisse durch Regeln des Sagbaren gefiltert. Jedoch nicht durch solche des langfristig (historisch) Sagbaren (wie bei publizierten Selbstzeugnissen), sondern des Sagbarens in jenem Kontext (z.B. in einer Sitzung).

die dem Leser eine relativ kohärente, runde, in sich abgeschlossen und relativ eingängige Erzählung bieten.

3.3.6. Forschungspraktische Konsequenzen: Die Notwendigkeit des Zusammenführens von prozessproduzierten Daten und Selbstzeugnissen

Während prozessproduzierte Daten im Unterschied zu Selbstzeugnissen – in denen nicht selten aus einer zeitlichen Distanz von mehreren Jahrzehnten zurückgeblickt wird – unmittelbar in der untersuchten Gegenwart entstanden sind und damit ‹näher› am vergangenen Alltag liegen, erscheinen sie aufgrund ihrer Fragmentarität und des Umstands, dass zu ihrer Deutung spezifische Wissensbestände nötig sind, in gewisser Weise voraussetzungsreicher als erstere. Gerade hierbei können nun aber Selbstzeugnisse hilfreich sein. Da sie dem Forschenden einen mittelbaren Zugang auf die Wissensbestände von Augenzeugen ermöglichen, sind sie wertvoll für die Interpretation prozessproduzierter Daten.

Umgekehrt sind prozessproduzierte Daten mitunter hilfreich, um Selbstzeugnisse besser zu deuten. Insbesondere dann, wenn beim Zusammenführen mehrerer Selbstzeugnisse Probleme auftauchen. Prozessproduzierte Daten erscheinen einerseits geeignet Einzelheiten zu klären, die in Selbstzeugnissen offengelassen bzw. nicht thematisiert werden, und sind andererseits vor allem hilfreich den geschliffenen Charakter ihrer Narrationen zu irritieren bzw. in Frage zu stellen.

Wie soeben gezeigt wurde, ermöglicht die Verschränkung der zwei Datensorten einen adäquateren Zugang zu vergangenem Alltag, als wenn man sie separat betrachtet. Im Vordergrund stehen nachfolgend zwei Herausforderungen des Forschers bei der Rekonstruktion vergangener Kultur mittels Selbstzeugnissen angesichts derer prozessproduzierte Daten Abhilfe verschaffen können: Einerseits das Klären von Widersprüchen zwischen unterschiedlichen Selbstzeugnissen, andererseits die Irritation von Pfadabhängigkeiten, die sich über mehrere Selbstzeugnisse hinweg ergeben können.

3.3.6.1. Klärung von Widersprüchen

Wenn verschiedene Selbstzeugnisse in bestimmten Aspekten voneinander abweichen bzw. sich widersprechen, bieten prozessproduzierte Daten die Möglichkeit, die jeweiligen strittigen Aspekte zu adressieren oder, wie es Fleck (2017, S.338f.) ausdrückt, Verzerrungen aufzuklären, die sich in der rückblickenden Betrachtung ergeben.

Dies gilt beispielsweise, wenn verschiedene Augenzeugen Geschehnisse zeitlich anders verorten. In solchen Fällen sind – mit einem Datum versehene – prozessproduzierte Daten ein zuverlässiges Mittel, um Widersprüche aufzuklären. Während nämlich Zeitzeugen beim Verfassen von Selbstzeugnissen das zeitliche Verorten von Ereignissen oder Zeiträumen mitunter schwerfällt, enthalten prozessproduzierte Daten vielfach exakte «Hinweise auf Chronologie bzw. Zeitlichkeit» (Grenz 2017, S.S.123). Briefe und Notizen werden vom Verfasser datiert, in Tagebucheinträgen sind genaue Tageszeiten verzeichnet. Insbesondere in Bezug auf Zeitangaben und ‹Hintergrundfakten› sind prozessproduzierte Daten vielfach zuverlässiger als Selbstzeugnisse. Sie erlauben es, das beschriebene Geschehen relativ verlässlich zu verorten und zu kontextualisieren. Ähnliches gilt für die Bestimmung des Kreises von Personen, die beispielsweise in einer Forschungsgruppe mitwirkten. Protokolle oder Vortragsmanuskripte können darüber Aufschluss geben, wer bei einem bestimmten Anlass anwesend war und wer nicht, während sich Interviewte meist nicht mehr daran erinnern können.

Schliesslich gilt es zu bemerken, dass man unter Beizug prozessproduzierter Daten zwar gewisse Fakten überprüfen kann (bspw. den Zeitpunkt einer Institutsgründung oder das Feld der Bewerber für eine Professur), nicht aber Einschätzungen oder Meinungen. Unterschiede zwischen verschiedenen Personen hinsichtlich letzterem zeugen eher von der Vielstimmigkeit spezifischer Wissenskulturen als von einem aufzulösenden Widerspruch.

3.3.6.2. Irritation von Pfadabhängigkeiten und homogenisierender Geschichtsschreibung

Wenn sich soziologiegeschichtliche Texte in bestimmten Aspekten immer wieder auf dasselbe Selbstzeugnis stützen, können im Laufe der Zeit Pfadabhängigkeiten entstehen. Dies gilt insbesondere dann, wenn einzelne Selbstzeugnisse zur zentralen Quelle in einem bestimmten Feld werden. Gerade anschauliche Passagen werden gerne und

oft zitiert. Wenn verschiedene Publikationen auf die immer selben Stellen verweisen, kann ein homogenes Bild vergangener Wissenskulturen resultieren[118], das kaum mehr in Frage gestellt oder als ergänzungsbedürftig betrachtet wird. Die eine subjektive Perspektive droht dann zur dominanten zu werden. In solchen Fällen eignen sich prozessproduzierte Daten, um Pfadabhängigkeiten zu irritieren oder sie zu kontextualisieren. Beispielsweise lässt sich das Bild der Wiener Kreise als Orte genialischen Austausches zwischen zentralen Gelehrten jener Jahre, das in einer Reihe von Selbstzeugnissen stilisiert wird und sich von diesen ausgehend in einer grossen Zahl von Texten zu den Wiener Kreise reproduziert hat, zu einem gewissen Grad mittels prozessproduzierter Daten relativieren.[119]

3.3.7. Die Verschränkung von Selbstzeugnissen und prozessproduzierten Daten zu dichten Beschreibungen

Der Kern des methodischen Vorgehens dieser Arbeit liegt – wie soeben erläutert – in der Verschränkung verschiedener Daten und Datensorten, um vergangene Wissenskulturen möglichst akkurat zu rekonstruieren. Wie sind nun aber verschiedene Selbstzeugnisse miteinander in Beziehung zu setzen und auf welche Weise lassen sich Selbstzeugnisse und prozessproduzierte Daten sinnvoll zusammenführen? Beide Fragen und damit auch die Herausforderung der alltagsgeschichtlichen Annäherung an die emischen Perspektiven von Zeitzeugen, werden hier mit der von Clifford Geertz begründeten Darstellungsstrategie der «dichten Beschreibung» adressiert (vgl. Geertz 1983, Lüdtke 1998, Wolff 1992, S.343). Als Textform stellt sie in dieser Dissertation den Rahmen dar, innerhalb dessen die Verschränkung unterschiedlicher Datensorten erfolgt.

---

[118] Beispielsweise sei an dieser Stelle auf ein Selbstzeugnis von Peter Atteslander (1996, S.1966) verwiesen, in dem er die Zürcher Jahre von René König umschreibt. Die betreffende Stelle wurde in Moebius 2015a, S.8; Moebius 2015b S.44; Zürcher 1995 S.343 zitiert.

[119] u.a. mit den Tagebüchern von Oskar Morgenstern (siehe Fussnote 125).

3.3.7.1. Geertz' «dichte Beschreibung» im Kontext der Geschichtswissenschaft

Im Zuge der «anthropologischen Wende der Historiker» (Burke 1992, S.22) griffen verschiedene Geschichtswissenschaftler auf die Darstellungsstrategie der dichten Beschreibung zurück und wandten sie auf den Gegenstandsbereich ihrer eigenen Disziplin an (Gottowik 2010, S.29). «Wie in der gegenwartsbezogenen ethnographischen Forschung hat sich die dichte ‹Beschreibung› [auch für Historiker] zu einem zentralen Prinzip der Beschreibung, Offenlegung und Deutung der zu rekonstruierenden Handlungs- und Denkweisen vergangener Gesellschaften entwickelt». Der gewichtige Unterschied besteht in der Art wie sie in den beiden Disziplinen auf den Untersuchungsgegenstand angewandt wird. Während Ethnologen und Ethnographen mit Hilfe der dichten Beschreibung gegenwärtige soziale Phänomene beobachten und beschreiben, führen sie historische Anthropologen zur Beleuchtung und Rekonstruktion vergangener Geschehnisse ins Feld (Steinacker 2010, S.72).

In dieser Dissertation dienen «dichte Beschreibungen» lokaler Wissenskulturen einem besseren Verständnis der Institutionalisierung der Soziologie an einzelnen Universitäten. Als Darstellungsstrategie, die in der Verschränkung einer Vielzahl von Perspektiven und Datensorten gründet, hilft sie dabei die soziale Komplexität von Wissenskulturen zu beleuchten, die ihrerseits den ‹Nährboden› für Institutionalisierungsprozesse darstellen.[120] In der Form dichter Beschreibungen erscheint der vergangene Alltag an soziologischen Instituten und Seminaren nicht bloss in Schwarz und Weiss, sondern in vielerlei Farbnuancen.

---

[120] Diese Annäherung stellt sich vorliegend insofern als herausfordernd dar, als dass sich die betrachteten Wissenskulturen rückblickend einem direkt registrierenden Zugang entziehen. Um dennoch möglichst akkurate Bilder der untersuchten Wissenskulturen zu skizzieren, werden in dieser Arbeit sehr verschiedene Datensorten einbezogen (vgl. hierzu die Ausführungen zu den drei Untersuchungsebenen im Kapitel 1.1.) Konkret werden aufbauend auf Ausführungen zur organisatorischen Verfestigung (Kapitel 3 und 5) als auch zur Analyse von Schriftenreihen (Kapitel 5) und mittels der Zusammenführung von Interviews (die mit ehemaligen Studierenden, Assistierenden und Professoren geführt wurden), Selbstzeugnissen, Universitäts- und Verwaltungsakten sowie weiteren Publikationen, dichte Beschreibungen der beiden Wissenskulturen verfasst.

Die Erarbeitung dichter Beschreibungen erschöpft sich nun aber nicht im Generieren einer Vielzahl von Daten und deren Zusammenfügen zu möglichst getreulichen Darstellungen und Beschreibungen der betreffenden Wissenskulturen. Als methodisches Instrument zielt Geertz' Darstellungsstrategie über «die detaillierte und komplexe Beschreibung historischer Wirklichkeitsausschnitte [hinaus, vor allem auch auf die] Interpretation sozialer Interaktionen und Beziehungen in einer bestimmten Gesellschaft im Kontext ihrer eigenen Normen und Werte» (ebd., S.72). Damit ist sie ein hilfreiches Vehikel zur interpretativ deutenden Annäherung an die emische Perspektive der jeweiligen Akteure. Dichte Beschreibungen machen die Innensichten von Wissenskulturen also nicht nur beschreibend nachvollziehbar, sondern helfen bestenfalls sie interpretierend zu verstehen. Das Innovative der ‹dichten Beschreibung› liegt eben gerade darin, «dass Beschreibung und Interpretation nicht zwei verschiedene Vorgänge sind, sondern [...] unmittelbar ineinander übergehen» (Gottowik 2007, S.130). Geertz' Darstellungsstrategie bringt also in einer Textsorte «eine möglichst genaue Beschreibung dessen, was vor Ort passiert, [und] eine Deutung der Handlungen im Rekurs auf die entsprechenden kulturspezifischen Referenzsysteme» zusammen (ebd., S.130).

Es geht also bei der dichten Beschreibung im Kontext der Alltagsgeschichte – ähnlich wie Geertz über den Ethnologen der in fremden Ländern forscht schreibt – nicht primär um das Heben möglichst vieler verstaubter Papierstücke[121] aus Archiven, die sodann als Trophäen an das Schreibpult getragen und von dort aus vermittels publizierter Texte einem Publikum zugänglich gemacht werden (vgl. Schellhammer 2015, S.370). Der vorliegende Zugang ist eben gerade nicht vergleichbar mit einer Expedition ‹in fremde Kulturen› (bzw. in vergangene Zeiten), von der man mit Fundstücken zurückkehrt, die als solche gleichsam «objektive» Zugänge zu vergangenen Wissenskulturen eröffnen (bzw. für sich selbst sprechen). Im Fokus steht vielmehr das sorgsame interpretative Sichten einzelner Fundstücke und Narrationen, die immer im Kontext der jeweiligen Wissenskultur zu beleuchten sind. Vergangene Institutionalisierungsprozesse sind durch den Soziologiehistoriker stets möglichst aus einer emischen

[121] Geertz (1973, S.16) spricht im Original von Gegenständen wie einer Maske aus weit entfernten Orten.

Perspektive zu betrachten (denn nur aus einer solchen erscheint auch die akkurate Erhellung des wissenskulturellen Kontexts in dem besagte Institutionalisierungsprozesse gründen überhaupt erst möglich).

Das Konzept der dichten Beschreibung gründet also nicht etwa auf einem rein kognitiven Analysieren der gesammelten Daten, sondern auf dem Eintauchen in vergangene soziokulturelle Zusammenhänge. Ähnlich einem ethnographischen oder ethnologischen Vorgehen in gegenwartsorientierter Sozialforschung wird die möglichst umfassende «immersion» in eine Gruppe/Gemeinschaft angestrebt.[122] Ein solches Eintauchen kann im Prozess des Beschreibens vergangener Wissenskulturen als Antidot gegen Verwirrungen, Verklärungen, Überhöhungen, Widersprüche und Auslassungen fungieren, die sich bei einer allzu strengen Fokussierung auf Dokumente und Unterlagen sowie der ‹möglichst getreuen› Reproduktion ihrer Inhalte ohne tiefergehende Interpretation bisweilen einstellen können.

3.3.7.2. Die Erarbeitung dichter Beschreibungen

Als Ausgangspunkt für die Erarbeitung dichter Beschreibungen dienen zunächst bereits bestehende publizierte Selbstzeugnisse von Augenzeugen. Sie sind gleichsam erste Ankerpunkte für das Festmachen der Perspektiven ehemaliger Akteure im Feld. Die Annäherung an deren emische Perspektiven und Innensichten geht mit dem Versuch des Zugriffs auf Bedeutungsstrukturen ihrer kognitiven und vor allem auch affektiven Erfahrungen einher (vgl. Wolff 1992, S.344). Dies geschieht im Rahmen eines iterativen Prozesses von Datenauswertung (Sichtung und Interpretation der publizierten Selbstzeugnisse) und Datenerhebung (Generierung weiterer Selbstzeugnisse). Kontinuierlich werden im Zuge dieses Wechselspiels vorläufige Versionen dichter Beschreibungen erarbeitet, bis sich eine gewisse inhaltliche Sättigung einstellt.

Zunächst gilt es aber über die Auswertung der Inhalte, Literaturverweise usw. der vorhandenen Selbstzeugnisse (vermittels Schneeball- und kontrastivem Sampling),

[122] Dazu gehört beispielsweise das Erlernen der jeweiligen sprachlichen Eigenheiten einer Gruppe bzw. ihres spezifischen Jargons.

weitere subjektive Perspektiven auf vergangenen Alltag aufzuspüren und anhand dieser neue Daten zu gewinnen. Besonders eignen sich hierfür narrative Interviews mit Zeitzeugen, die in diese Wissenskulturen involviert waren (da in Interviews im Unterschied zu publizierten Selbstzeugnissen alle erdenklichen Themen angesprochen werden können).

In der Folge werden die vorläufigen Versionen der dichten Beschreibung unter Beizug der in Interviews erhobenen Selbstzeugnisse fortlaufend weiter verdichtet und verfeinert. Zunehmend ergänzen und verschränken sich im entsprechenden Text verschiedene subjektiv geprägte Selbstzeugnisse. Der Arbeitsprozess läuft schliesslich auf eine intersubjektiv verschränkte Perspektive auf vergangene Wissenskulturen hinaus. Die Schritte des Nachzeichnens und Rekonstruierens als auch des interpretierenden Deutens sind dabei eng miteinander verzahnt. Gleichzeitig lassen sich die Phasen der Datenerhebung und der Datenauswertung kaum mehr eindeutig auseinanderhalten.

Indes ist das Erreichen einer intersubjektiv verschränkten Perspektive auf vergangene Wissenskulturen keineswegs trivial. Das iterative Wechselspiel von Datenauswertung und Datenerhebung wird immer wieder Widersprüche, Ungenauigkeiten und Verzerrungen zutage bringen. Wie ist diesen zu begegnen? Um sich bei der Erarbeitung der dichten Beschreibungen über die Verwendung subjektzentrierter Selbstzeugnisse hinaus möglichst akkurat den untersuchten Wissenskulturen zu nähern, werden im weiteren Prozess andere Datensorten berücksichtigt (vgl. hierzu die Ausführungen zu den drei Untersuchungsebenen im Kapitel 1.1.).[123] Insbesondere werden systematisch prozessproduzierte Daten beigezogen, um – wie oben beschrieben – Widersprüche zu klären, die zwischen verschiedenen Selbstzeugnissen auftauchten, Pfadabhängigkeiten zu irritieren, die über mehrere Selbstzeugnissen hinweg aufscheinen, als auch die vorläufigen dichten Beschreibungen mit chronologischen, personellen und inhaltlichen Eckdaten anzureichern.

[123] Konkret sind dies Ausführungen zur organisatorischen Verfestigung (Kapitel 3 und 5) als auch Ergebnisse der Analyse von Schriftenreihen (Kapitel 5) und verschiedene Publikationen sowie verschiedene Archivalien.

Mit der vielfältigen Datenbasis, die den einzelnen dichten Beschreibungen zugrunde liegt, wird den Unzulänglichkeiten die mit den einzelnen Datensorten (oben beschrieben für Selbstzeugnisse und prozessproduzierte Daten) verbunden sind, begegnet.

3.4. Zusammenfassung

Die Beschäftigung mit Vergangenen ausgehend von einer disziplinären Perspektive (Soziologie bzw. Ethnographie), die dezidiert auf das Gegenwärtige gerichtet ist, wirft vielerlei methodische Fragen auf. Zwei standen in diesem Kapitel besonders im Vordergrund: Erstens, wie spezifische Wissenskulturen und die geteilten Wissensbestände, die sie ausmachen durch einen Outsider bzw. von einer Aussenposition aus erforscht werden können? Und zweitens wie sich dies nicht etwa aus einer Situation der Gleichzeitig zwischen Untersuchungsgegenstand und beobachtender Praxis, sondern angesichts einer diachronen Ausgangslage bewerkstelligen lässt?

Damit ist der methodische Dreh- und Angelpunkt dieser Arbeit bezeichnet: Die Erarbeitung von Rekonstruktionen vergangener Wissenskulturen und ihres Alltags durch einen an diesem Alltag und den betreffenden Wissenskulturen nicht beteiligten Soziologiehistoriker.

Auf den vorangegangenen Seiten wurde das methodische Vorgehen skizziert, um den erwähnten Herausforderungen zu begegnen. Die Erläuterungen begannen mit der Feststellung zweier Unzulänglichkeiten, die diese Herausforderungen weiter verschärfen: erstens, die dürftige Quellenlage und das Fehlen von Archiven zum Untersuchungsgegenstand, zweitens die Schwierigkeit mittels empirischer Methoden Daten zur frühen Phase des Untersuchungszeitraums (ca. 1940-1958) zu erheben (dies vor allem da der Grossteil der relevanten Zeitzeugen jener Jahre bereits verstorben ist). Beides stellt insofern ein Problem dar, als dass Wissenskulturen für gewöhnlich gegenwartsbezogen mittels ethnographischer Forschungsmethoden untersucht werden. Auf den vorangegangenen Seiten wurde eine Antwort auf die Frage gesucht, wie sich vergangener Alltag – unter den genannten Bedingungen – ethnographisch erforschen lässt?

In Anlehnung an das Feld der historischen Anthropologie (insbesondere die Alltagsgeschichte von Alf Lüdtke) entwickelten wir dazu ein Vorgehen in drei Schritten, das

ein theoretisch wie auch methodisch vermitteltes ‹Beobachten› des Alltags vergangener Wissenskulturen erlaubt. Die analytische Reise folgt dabei einer Bewegung von Aussen nach Innen. Über die skizzierten Schritte hinweg gelangt der Soziologiehistoriker von einer relativ einheitlichen etischen Perspektive hin zu einer Betrachtungsweise, welche die vielfältigen emischen Perspektiven der Akteure im Feld ernst nimmt.

Im ersten Schritt ist die organisatorische Verfestigung der Soziologie an Universitäten in der Schweiz aus einer etischen Perspektive – des ‹nicht wissen› – nachzuzeichnen. Im Vordergrund steht hier die Annäherung an einen relativ unbekannten Gegenstand (als Aussenstehender verfügt man in der Regel nur bedingt, wenn überhaupt über Insiderwissen) vermittels Archivarbeit und das Interpretieren bereits bestehender Daten. Orientierungspunkte sind Spuren und überlieferte Hinterlassenschaften der vergangenen Wissenskulturen in Form von Aktenstücken und Berichten. Sie helfen dabei, den zeitlichen Rahmen sowie den ungefähren Kontext zu erhellen, innerhalb von welchen die vergangenen Wissenskulturen genauer betrachtet werden können. Damit erleichtern sie den tiefergehenden Blick ins Innere der untersuchten Wissenskulturen, der anschliessend erfolgt.

Im zweiten Schritt des skizzierten Verfahrens dient die aufgezeigte organisatorische Verfestigung als Ausgangspunkt, um zentrale Publikationen der einzelnen Wissenskulturen zu identifizieren und anhand dieser eine Annäherung an die relevanten geteilten Wissensbestände der Mitglieder dieser Wissenskulturen zu erreichen. Hier steht die Auswertung institutseigener Schriftenreihen (im Hinblick auf den Kreis der beteiligten Personen; die Palette an untersuchten Forschungsthemen; zentrale theoretische und methodische Bezugspunkte; Finanzierungsstrategien; Kooperationen mit anderen Akteuren, etc.) im Vordergrund. Sie erlaubt ansatzweise eine Annäherung an die geteilten Wissensbestände, die diese Wissenskulturen ausmachen, die ansonsten. Dies ist besonders dann wertvoll, wenn Zeitzeugen fehlen, die man interviewen könnte.

Im dritten Schritt begegnen wir den erwähnten zwei zentralen methodischen Fragen (zeitliche Distanz; fehlender Zugang zur Binnenperspektive der untersuchten Wissenskulturen) mit der Erarbeitung dichter Beschreibungen der vergangenen Wissens-

kulturen. Im Zentrum der zu erarbeitenden dichten Beschreibungen steht das vergangene Alltagsgeschehen an den untersuchten Instituten und Seminaren, welches einen tiefergehenden Zugriff auf vergangene Wissenskulturen erlaubt und damit zu einem besseren Verständnis der untersuchten Institutionalisierungsverläufe beiträgt. Dichte Beschreibungen sollen das Eintauchen in die Innenwelten der betreffenden Wissenskulturen bzw. das Nachvollziehen der emischen Perspektive der Akteure, die an diesen teilhaben ermöglichen. Dazu steht zunächst die Auswertung publizierter (oftmals autobiographische) Selbstzeugnisse und die Durchführung narrativer Interviews mit noch lebenden Zeitzeugen im Vordergrund. Die so gewonnenen Daten erlauben die Rekonstruktion einzelner subjektiver Perspektiven auf die vergangenen Wissenskulturen und werfen Schlaglichter auf die geteilten Wissensbestände, die diese ausmachen. Ausgehend von den in publizierten Selbstzeugnissen vorgefundenen und in durchgeführten Interviews erhobenen subjektiven Binnenperspektive(n) einzelner Akteure werden die betreffenden Wissenskulturen sodann unter Beizug der in den vorangehenden Schritten erarbeiteten Wissensbeständen rekonstruiert. Es gilt dabei die verschiedenen subjektiven Perspektiven von Zeitzeugen einerseits miteinander zu verschränken sowie andererseits mit den zuvor aufgespürten fragmentarischen Aktenstücken (Schritt 1) und Wissensbeständen aus Schriftenreihen (Schritt 2) zusammenzuführen, um so ein möglichst akkurates – der Vielstimmigkeit von Wissenskulturen gerecht werdendes – Bild zu zeichnen.

Bei der Erarbeitung dichter Beschreibungen ergeben sich wiederum spezifische methodische Herausforderungen, die vornehmlich mit dem verwendeten Datenmaterial zusammenhängen. Besonders zwei Datensorten sind zentral für die Rekonstruktion vergangener Wissenskulturen: Selbstzeugnisse und prozessproduzierte Daten. Beide wurden in diesem Kapitel genau betrachtet. Während Selbstzeugnisse den Vorteil haben, dass sie die subjektiven Perspektiven von Akteuren widerspiegeln, die am untersuchten Geschehen teilhatten und als relativ geschlossene und runde Erzählungen einen vergleichsweise voraussetzungslosen Einstieg in die untersuchten Wissenskulturen erlauben, bringen sie wiederum eine Reihe von Problemen mit sich. Erstens widerspiegeln sie keineswegs das Vergangene im Sinne eines ‹tatsächlich Gewesenen›, sondern sind immer auch Ausdruck einer spezifischen Überlieferungsabsicht. Zweitens sind sie stets als narrative, an ein bestimmtes Publikum gerichtete Konstrukte zu

betrachten. Als solche zeichnen sie sich meist durch einen schlüssigen Erzählbogen aus, der bisweilen trügerisch sein und ein stark vereinfachtes und bisweilen einseitiges Bild des Vergangenen suggerieren kann. Drittens erfolgen die Rückblicke innerhalb von Selbstzeugnissen meist über mehrere Jahrzehnte hinweg. Die beachtliche Zeitdifferenz bringt spezifische Probleme des Erinnerns an Vergangenes und damit verbundenen Herausforderungen bei der Rekonstruktion vergangenen Geschehens mit sich.

Um den erwähnten Unzulänglichkeiten, die Selbstzeugnisse charakterisieren sinnvoll zu begegnen, sind zwei Aspekte thematisiert worden, die besonders bedeutsam erscheinen. Einerseits gilt es die verschiedenen subjektiven Perspektiven unterschiedlicher Selbstzeugnisse miteinander zu verschränken, um sowohl die Vielschichtigkeit vergangenen Alltags zu verdeutlichen als auch die Grenzen des subjektiven Blicks aufzuzeigen. Ausgehend vom Plural der einzelnen subjektiven Perspektiven, lässt sich eine vermittelte Binnenperspektive erreichen. Andererseits ist eine solche vermittelte Binnenperspektive keineswegs im Vornherein unproblematisch. In der Verschränkung von Selbstzeugnissen werden nämlich verschiedentlich auch Widersprüche, Unklarheiten aber auch Pfadabhängigkeiten zwischen den einzelnen Narrationen sichtbar. Um diesen Problemen zu begegnen sind andererseits prozessproduzierte Daten hinzuzuziehen. Diese erlauben es Widersprüche aufzuklären, blinde Flecken zu erhellen, Unzulänglichkeiten des Rückerinnerns zu begegnen, den zeitlichen wie auch personellen Rahmen des Untersuchten zu klären sowie auffallende Pfadabhängigkeiten, die sich über mehrere Publikationen feststellen lassen, zu irritieren.

Prozessproduzierte Daten erscheinen vor allem deswegen als geeignet zur Erarbeitung dichter Beschreibungen, da sie im untersuchten Zeitraum selbst entstanden sind und daher unmittelbar von den betrachteten Wissenskulturen zeugen. Auch sind sie vielfach – so eine zentrale Annahme – beiläufig als Nebenprodukte des konkreten Alltagshandeln von Akteuren entstanden (z.B. Notizen, Mitschriften, etc.) und waren nicht zur Publikation gedacht. Entsprechend erlauben sie einen anderen – bisweilen weniger verklärten – Blick auf das Vergangene als beispielsweise Selbstzeugnisse, bei deren Erarbeitung immer auch das Moment der Publikation mitgedacht wurde.

Der skizzierte vermittelte Zugriff auf vergangene Wissenskulturen und damit auch auf die Grundlagen der Institutionalisierung der Soziologie im untersuchten Zeitraum ist voraussetzungsreich. Er baut wesentlich auf den beiden Datentypen Selbstzeugnisse

und prozessproduzierte Daten auf. Im folgenden Kapitel beginnen wir mit der Betrachtung der organisatorischen Verfestigung der Soziologie zwischen 1945 und 1980 aus etischer Perspektive, um uns anschliessend sukzessive den Innenwelten der vorliegend untersuchten vergangenen Wissenskulturen zu nähern.

4. Die Institutionalisierung der Soziologie an schweizerischen Universitäten nach 1945[124]

Der enorme Ausdifferenzierungs- und Spezialisierungsprozess der Wissenschaften im Laufe des 20. Jh. (vgl. Stichweh 1979) vollzog sich in Bezug auf die Soziologie in unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Während sich die Soziologie in den USA schon früh als eigenständige Disziplin etablieren konnte und ab 1918 auch in Deutschland auf- und ausgebaut wurde, blieb sie an schweizerischen Universitäten akademisch noch lange schwach verankert. Dies obwohl sich noch im 19. Jahrhundert an mehreren Hochschulen Einzelpersonen für die Einführung der neuen Wissenschaft einsetzten (vgl. hierzu Zürcher 2018a und 2018b). Obschon die Soziologie in Genf, Lausanne, Bern und Zürich bereits vor dem Ersten Weltkrieg – ja teilweise noch im ausgehenden 19. Jahrhundert – zum Lehrangebot gehörte, vermochte sie sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum nachhaltig als eigenständige Disziplin zu institutionalisieren. (Atteslander 1966a, S.18; Zürcher 1995, S.187-188) Soziologie wurde zwar gelehrt, doch meist im Rahmen anderer Disziplinen, wie Philosophie, Psychologie, Recht, Nationalökonomie oder Betriebswirtschaftslehre; die entsprechenden Lehrstuhlinhaber betreuten dieses Fachgebiet quasi im Nebenamt bzw. betrachteten die Soziologie als Teilgebiet ihrer eigenen Disziplin.

Noch bis tief in die 1950er Jahre hinein waren die meisten Lehraufträge für Soziologie an Lehrstühle für Philosophie oder Nationalökonomie geknüpft (Zürcher 1995; Stotzer 2002 S.22; Honegger & Jurt 2005, S. 19; Lengwiler 2010, S.2). Der geringe Institutionalisierungsgrad der Soziologie jener Jahre ist unter anderem durch die enge Verbindung zu anderen Disziplinen wie der Philosophie, dem Recht und der Nationalökonomie zu erklären. (vgl. Zürcher 1995; Lienemann 2014, S. 3) Die Soziologie

[124] Das Kapitel gründet auf einer gemeinsamen Publikation des Verfassers und Thomas S. Eberle (Eberle & Reichle 2018b), die im Zuge des Dissertationsprojekts entstanden ist. Es handelt sich um eine überarbeitete Version des betreffenden Texts. Grosse Teile sind aber identisch mit der ursprünglichen Veröffentlichung.

wurde durch Einzelpersonen vertreten, die von Haus aus Nationalökonomen oder Philosophen waren und lediglich nebenher Soziologie lehrten (Levy 1989, S.461). Auch organisatorisch war die Soziologie Anfang der 1950er Jahre an den meisten Universitäten in «fachlich fremden» (vgl. Levy 1989, S. 459) Fakultäten untergebracht (z.B. in Bern an der juristischen Fakultät, in Basel an der Philosophisch- und historischen Fakultät oder in St. Gallen in der volkswirtschaftlichen Abteilung). Ähnlich verhielt es sich mit der schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (SGS): Die Fachgesellschaft der Soziologen nahm ihren Anfang im Schosse der Vereinigung der Schweizer Statistiker und Volkswirte als Studiengruppe der Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft (SGSV).[125]

Einzig an der Universität Genf, wo bereits seit 1892 ein Ordinariat für Soziologie bestand und seit der Gründung der *Faculté des sciences économiques et sociales* im Jahr 1915 ein Lizenziat in Soziologie angeboten wurde, konnte sich die Soziologie früh als eigenständige Fachdisziplin etablieren und – nicht zuletzt dank der Vernetzung mit den internationalen Organisationen vor Ort – auch auf Dauer erhalten (Zürcher 2018a, S.77). Während andernorts die Soziologie an den Universitäten ein prekäres Dasein fristete, vermochte sich die Disziplin in Genf gar rasch ausserhalb der Universität zu verankern. 1926 gründete Guillaume L. Duprat in der Stadt am Lac Leman die «Genfer Gesellschaft für Soziologie» (Rol 2015, S.120).[126] Zwischen den zwei Weltkriegen förderte die lokale Fachgesellschaft die Soziologie. 1930 und 1934 organisierte sie unter der Leitung von Duprat und André de Maday Kongresse des

[125] Da in den frühen 1950er Jahren keine eigenständige Fachgesellschaft für Soziologie bestand, fanden die wenigen aktiven Soziologen institutionellen Anschluss in der Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft. Diese bot ihrerseits den Rahmen für entscheidende Impulse, die schliesslich zur Gründung der SGS führten (Honegger & Jurt 2005: S.24).

[126] Die «Société de sociologie de Genève» wurde am 25. Juni 1926 vom damaligen Ordinarius für Soziologie und Sozialökonomie Gillaume L. Duprat gegründet (vgl. Rol 2015, S.120).

Institut international de sociologie an denen namhafte Soziologen wie Pitrim A. Sorokin und Leopold von Wiese teilnahmen (vgl. SGS Mitteilungsblatt 5 1959, S.18; Atteslander 1966a, S.18f.).[127]

Ausser in Genf und Lausanne verpufften die frühen Impulse zur Etablierung der Soziologie im Laufe der Zwischenkriegsjahre.[128] An allen anderen Universitäten der

[127] Für die Geschichte der Soziologie in der französischsprachigen Schweiz ist die Rolle von André de Maday (1877-1959) bisher nur ungenügend untersucht worden. Der gebürtige Ungar, der Anfang des 20. Jahrhunderts in die Schweiz migrierte, war ab 1906 an der Universität Genf als Privatdozent und von 1910 bis 1924 an der Universität Neuenburg als Extraordinarius für öffentliches Recht tätig war. De Maday unterrichtete regelmässig Soziologie, gründete die Genfer Gesellschaft für Soziologie und wurde anlässlich der Gründung der SGS zu deren ersten Ehrenmitglied gewählt. In einer Mitteilung zum Hinschied de Madays im Mitteilungsblatt der SGS wird seine Bedeutung im Ansatz evident, wenn da steht «An den ersten Zusammenkünften, an denen die Gründung unserer Gesellschaft erörtert wurde, begegneten wir der greisen, Ehrfurcht einflössenden Gelehrtengestalt von Prof. Dr. André de Maday aus Genf.» (vgl. Mitteilungsblatt 5 der SGS, S.18; Base de données des élites suisses (o.D.)) Unter anderem besuchte Jean Piaget bei De Maday Soziologievorlesungen, während dem er an der Universität Neuenburg eingeschrieben war (zwischen 1915 und 1918). (Ratcliff & Borella 2013, S.4) Nachdem De Maday 1924 sein Extraordinariat an der Universität Neuchatel aufgab, wurde Piaget 1925 eben dorthin berufen (Ratcliff & Borella 2013, S.7).

[128] Während die Disziplin vor dem Ersten Weltkrieg an den Universitäten Genf, Lausanne, Bern und Zürich zum festen Bestand des Lehrangebots gehörte, erwuchs allein in Genf und Lausanne aus dieser frühen Tradition eine gewisse fragile Kontinuität. Überall sonst setzte die Entwicklung aus und die Institutionalisierung der Soziologie brach ab. (Vgl. Zürcher 1995, S.13). In Genf und Lausanne war die Kontinuität insofern fragil, als dass die Soziologie Anfang der 1950 Jahre beiderorts lediglich durch eine Professur vertreten war, die mit ein und derselben Person, nämlich Jean Piaget, besetzt war. Über diese Doppelbelastung hinaus war Piaget zugleich auch für die Fächer Psychologie, Pädagogik, Ethnologie und Anthropologie zuständig. Die Situation der Soziologie ist in Genf und Lausanne in jenen Jahren also keineswegs als komfortabel zu betrachten. Vor allem verschlechterte sie sich zunächst noch einmal, bevor es dann zu einem Ausbau kam. Als Piaget 1952 nämlich Genf und Lausanne infolge eines Rufes an die Sorbonne verliess, wurde die daraus folgende Vakanz beiderorts lediglich mit einem Extraordinariat für Soziologie besetzt. Nebst der Situation in Lausanne und Genf vermochte sich einzig in Zürich rund um den Privatdo-

Schweiz setzte die zentrale Phase der Institutionalisierung der Soziologie erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Die Entwicklung der Disziplin zeichnet sich, entsprechend durch eine «unterbrochene Tradition» aus (Zürcher 1995).

Erst anfangs der 1950er Jahre gestalteten sich vielerorts im Kontext eines allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs die Bedingungen für die organisatorische Verfestigung der Disziplin günstig. In Zürich fand 1950 der erste Kongress der ISA (International Sociological Association) statt. 1953 wurde an der Universität Bern die erste Professur für Soziologie in der deutschsprachigen Schweiz geschaffen. Im selben Jahr erfolgte die Gründung der SGS als Studiengruppe der SGVS. An mehreren Universitäten kamen während dieser Zeit Institutionalisierungsprozesse in Gang. Zumindest für jene, die Interesse an der empirisch ausgerichteten Wissenschaft zeigten oder diese unter dem Mantel einer anderen disziplinären Bezeichnung betrieben, schien eine Phase des Aufbruchs begonnen zu haben. Gleichzeitig herrschte nach dem Zweiten Weltkrieg in breiten Kreisen große Unsicherheit, was den Inhalt dieses Fachgebiets ausmacht, was als «soziologische» Forschung zu qualifizieren ist und ob es Sinn mache, die Soziologie an den Universitäten als eigenständige Disziplin zu verankern.

In ihrer Berichterstattung zum ersten Weltkongress der International Sociological Association (ISA) stellte die Neue Zürcher Zeitung 1950 fest, dass «in der schweizerischen Öffentlichkeit, sogar in akademischen Kreisen, über das Wesen der Soziologie recht verschwommene Vorstellungen» herrschten (NZZ 1950, S. 4). Ein ähnlich negatives Verdikt fällte ein Jahr zuvor René König (König 1949) hinsichtlich der «situation actuelle de la sociologie en suisse» in einem gleichnamigen Bericht zuhanden der UNESCO[129]. So gäbe es in der Schweiz noch keinen eigentlichen Lehrstuhl für

zenten René König – wenn auch unter äusserst ungünstigen Bedingungen – eine gewisse Dynamik zu entfalten. Nachdem diesem jedoch während mehrerer Jahre eine Professur verwehrt blieb, verliess König – aufgrund seiner Berufung an die Universität Köln 1949 – bald die Schweiz.

[129] Die UNESCO zeigte in jenen Jahren ein starkes Interesse an der weltweiten Förderung der Soziologie. Beispielsweise wurde die International Sociological Association 1949 unter ihrer Schirmherrschaft gegründet (Platt 1998, S.13).

Soziologie. Die Disziplin würde primär in Form von Lehraufträgen unterrichtet. Überdies existiere in der Schweiz kein einziges soziologisches Publikationsorgan. Und ohnehin seien die Sozialwissenschaften damals allgemein mit einem starken Praxisinteresse verbunden und Abstraktionen (wie man sie wohl mit der Soziologie verband) eher abgeneigt gewesen.

Die von König beschriebene Lage der Soziologie in der Schweiz änderte sich innert zwanzig Jahren grundlegend. Ende der 1960er Jahre verfügten alle (damals existierenden) Schweizer Universitäten über eine Professur für Soziologie sowie angeknüpft an diese ein mehr oder weniger verfestigtes organisatorisches Gefüge (In der Regel ein Seminar oder Institut). Damit handelt es sich beim bezeichneten Zeitraum, um eine zentrale Phase der Entwicklung der Soziologie in der Schweiz. Indes verlief die Institutionalisierung im Zuge derer diese Entwicklung erfolgte in der Deutschschweiz und der Romandie sowie an verschiedenen Universitäten – wie nachfolgend zu zeigen ist – sehr unterschiedlich.

In einem nächsten Schritt werden die Institutionalisierungsprozesse im Zuge welcher sich die Soziologie an den einzelnen Universitäten organisatorisch verfestigte aus einer etischen Perspektive überblicksartig rekonstruiert. Dabei sind vor allem Publikationen und Archivalien von Bedeutung. Wir beschränken uns in diesem Kapitel auf die Universitäten und Eidgenössischen Technischen Hochschulen[130] und legen den Fokus auf die Deutschschweiz (ausgenommen von diesem Übersichtskapitel ist die

[130] Für ein Gesamtbild müsste man auch die Situation an den Fachhochschulen und Pädagogischen Hochschulen berücksichtigen, die im Laufe der 1990er Jahre durch die Aufwertung und den Umbau der vormaligen Höheren Fachschulen (z.B. für Soziale Arbeit) entstanden. An keiner dieser Hochschulen kann man Soziologie studieren, aber es wird Soziologie gelehrt, und es gibt inzwischen auch an diesen Institutionen zahlreiche Soziologieprofessuren für Forschung und Lehre. Dies betrifft allerdings nur die jüngste Geschichte, während die Institutionalisierung der Soziologie an den Universitäten bereits in den 1950er Jahren einsetzte.

Entwicklung an der Universität St. Gallen. Diese wird im nachfolgenden Kapitel eingehend behandelt).[131] Die skizzierten Entwicklungen sollen anschliessend helfen, die vergangenen Wissenskulturen in deren Alltag diese Institutionalisierungsprozesse gründeten besser zu verstehen.

4.1. Die kontextuellen Rahmenbedingungen: Der «Sonderfall Schweiz»

Zunächst sei ein Blick auf die kontextuellen Rahmenbedingungen geworfen, innerhalb welcher sich die Soziologie in der Schweiz seit 1945 entwickelt hat. Eine der markantesten und persistentesten nationalen Identitätskonstruktionen seit dem 1848 gegründeten Bundesstaat ist die Selbstbeschreibung der Schweiz als «Sonderfall». Dieser Topos formierte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und umfasste die liberale Konzeption eines republikanischen, ausgesprochen föderalistisch organisierten Staates mit direkter ‹Demokratie; das Milizsystem in Politik und Armee; die 1815 zur Staatsmaxime erhobene ‹dauerhafte Neutralität›; das Kollegialitätsprinzip sowie die Idee einer ‹Willensnation›, die verschiedene Sprachen und Kulturen vereinte. Im Kontext der sich damals im Norden und Süden herausbildenden Nationalstaaten, die sich nach sprachlich-ethnischen Gesichtspunkten als zentralistisch organisierte Monarchien konstituierten, bildete die Schweiz wahrlich einen Sonderfall. Einerseits manifestierte sich das Sonderfall-Bewusstsein im nationalen Selbstbewusstsein, der Kleinstaat Schweiz sei beispielhaft, bilde eine Brücke zwischen Völkern und Kulturen und habe für die anderen eine Vorbildfunktion. Andererseits verband es sich ausgeprägt mit dem Gefühl einer anhaltenden Bedrohungslage, was die nationale und soziale Kohäsion beträchtlich steigerte. Besonders nachhaltig wirkte die in den 1930er Jahren einsetzende sogenannte ‹geistige Landesverteidigung›, im Zuge derer Werte,

[131] Die Institutionalisierung der Soziologie an Universitäten in der Westschweiz wird aufgrund der vorliegend bearbeiteten Forschungsfrage sowie der Notwendigkeit zur Einschränkung leidglich kursorisch thematisiert. Die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität St. Gallen wird im nachfolgenden Kapitel eingehend betrachtet.

Bräuche, Institutionen und Kulturelemente hervorgehoben wurden, die gemeinhin als «schweizerisch» galten. Sie diente dem Zweck, den nationalen Zusammenhalt zu stärken und die totalitären Ideologien der Nachbarstaaten abzuwehren: Zum einen jene des Nationalsozialismus mit seinem Bestreben, deutschsprachige Gebiete «heim ins Reich» zu holen, zum anderen jene des italienischen Faschismus mitsamt des panitalienischen Irredentismus, der die Vereinigung sämtlicher italienischer Gebiete zum Ziel hatte (Eberle 2007, S. 7f.). Nach ethnisch-nationalen Gesichtspunkten wäre es nur logisch gewesen, die Schweizerische Eidgenossenschaft – so der offizielle Name unseres Bundesstaats – zu zerstückeln und die einzelnen Teile den umliegenden Nationalstaaten zuzuschlagen; genau dies widerspricht indes der plurikulturellen Staatsidee der Schweiz. Nachdem die Schweiz den Zweiten Weltkrieg unbeschadet überstanden hatte, war sie fortan von friedlichen und wohlgesinnten Staaten umgeben. Dennoch setzte sich das Gefühl der äußeren Bedrohung im Kalten Krieg angesichts der ‹kommunistischen Gefahr› und des ‹Ostblocks› in Form der Warschauer-Pakt-Staaten fort, und es aktualisiert sich seit dem Fall der Mauer wenigstens in einem Teil der schweizerischen Bevölkerung in einer Angst vor der EU, vorab vor ihrer zentralistischen Bürokratie, welche bei einem Beitritt die schweizerische Basisdemokratie weitgehend aushebeln würde.

In Bezug auf die Geschichte der Soziologie ist der ‹Sonderfall Schweiz› in folgender Hinsicht relevant: Erstens ist *die Ausgangslage 1945* in der Schweiz eine andere als in Österreich und Deutschland. Dank der Neutralität und zahlreicher weiterer Faktoren blieb sie in beiden Weltkriegen unversehrt. Auch gab es in der Zwischenkriegszeit keine totalitäre Ideologie, die erfolgreich alleinige Deutungshoheit erlangen konnte, auch keine Vertreibungen der (jüdischen) Intelligenz und keine Vernichtung unliebsamer Volksgruppen.[132] Daher stellte sich nach dem Zweiten Weltkrieg auch nicht

[132] Damit sei nicht gesagt, dass es in der Schweiz keine politischen Kräfte gegeben hätte, die mit dem Nationalsozialismus in Deutschland oder dem Faschismus in Italien sympathisiert hätten. Auch sind Geflüchtete aus Deutschland usw. in der Schweiz keineswegs mit offenen Armen empfangen worden. Von der bisweilen geradezu feindseligen Atmosphäre mit denen Geflüchtete und Migranten in der Schweiz konfrontiert waren Zeugenberichte wie jene von Carl Zuckmayer (2002, S.115f.; Atteslander 1996, S.162ff.) oder aber der Fall um René König an der Universität Zürich (vgl. hierzu Zürcher 1995).

das Problem des ‹Neubeginns› oder der ‹Rückkehrer› wie in Deutschland und Österreich (vgl. Fleck 2018). Für die «unterbrochene Tradition», welche die Soziologie in der Schweiz kennzeichne (Zürcher 1995) werden für gewöhnlich andere Gründe angeführt (vgl. Zürcher 2018a & 2018b). Die in der Zwischenkriegszeit forcierte ‹geistige Landesverteidigung› wirkte indes mit ihrer Betonung des ‹Schweizerischen› bzw. ‹Helvetischen› und ihrer Skepsis gegenüber allem ‹Fremdländischen› noch lange über das Kriegsende hinweg nach (was etwa René König zu spüren bekam, dessen Berufung auf einen Lehrstuhl an der Universität Zürich verhindert wurde, weil man ‹Unschweizerisches› an ihm ausgemacht hatte – vgl. Zürcher 1995a; Morandi 2014, S. 3).

Zweitens vereint die Schweiz *mehrere Sprachen und Kulturen*: 62,1% der Bevölkerung sind deutscher, 22,8% französischer, 8 % italienischer und 0,5% rätoromanischer Muttersprache – daneben gibt es zahlreiche weitere Sprachen von Einwanderern (20,1%) (Bundesamt für Statistik 2021). Alle vier Landessprachen sind nicht nur offiziell anerkannt, sondern auch Amtssprachen.[133] Dies impliziert, dass die Soziologie in der Schweiz ebenfalls mehrsprachig und plurikulturell ist. Wenn Friedrich Jonas in seiner «Geschichte der Soziologie» (1969) nach gängigen sprachlichnationalstaatlichen Kriterien von einer ‹deutschen›, ‹französischen›, ‹italienischen› und ‹amerikanischen Soziologie› sprach, kann man nicht im selben Sinn von einer ‹schweizerischen Soziologie› sprechen, denn diese ist entweder deutscher oder französischer, manchmal auch italienischer Sprache bzw. Provenienz (etwa bei Vilfredo Pareto und Pasquale Boninsegni in Lausanne – vgl. Zürcher 2018b). Wenn von der Schweiz die Rede ist, muss ihre sprachliche und kulturelle Vielfalt immer mit appräsentiert werden, denn diese ist für die Schweiz geradezu konstitutiv. So ist nicht nur die Schweizerische Zeitschrift für Soziologie mehrsprachig (D/F/E), sondern auch die schweizerischen Kongresse für Soziologie sind es – Referate auf Deutsch, Französisch oder Englisch sind oft bunt gemischt (was Kongressbesucher aus Deutschland oder Österreich

[133] In Bezug auf Deutsch ist die Besonderheit bemerkenswert, dass die Amtssprache ‹Standarddeutsch› (Hochdeutsch), die gesprochene Sprache hingegen ‹Schweizerdeutsch› ist, und zwar über sämtliche sozialen Schichten hinweg und in vielen verschiedenen Dialekten.

immer wieder irritiert). In der Schweiz gilt der Grundsatz, dass die wichtigsten Landessprachen verstanden werden, man also stets in seiner Muttersprache sprechen kann – was mindestens für Deutsch und Französisch gelten soll. Allerdings: So wie sich die Deutschschweiz und die Romandie (die französischsprachige Schweiz) nicht nur sprachlich, sondern auch kulturell voneinander unterscheiden, standen auch die deutschsprachige und die französischsprachige Soziologie lange Zeit jeweils eher in der deutschen bzw. der francophonen Tradition.

Konstitutiv für die Schweizerische Eidgenossenschaft ist drittens der ausgeprägte *politische Föderalismus*. Zwar sind auch Deutschland und Österreich föderalistische Bundesstaaten, jedoch ist die Schweiz wesentlich kleinräumiger organisiert: Während beispielsweise die Bundesrepublik Deutschland mit gut 80 Millionen Einwohnern insgesamt 16 Bundesländer aufweist, leben in der Schweiz 8,3 Millionen Einwohner in 26, weitgehend autonomen, Kantonen. Zwar haben im Laufe der Zeit die zentralistischen Tendenzen mit der Übertragung von immer mehr Aufgaben an den Bund auch in der Schweiz zugenommen, dennoch ist der Zentralismus im Vergleich zu den Nachbarstaaten insgesamt noch immer sehr schwach ausgeprägt – es gab in der Schweiz nie ein politisches Zentrum wie in den Monarchien der Nachbarstaaten, sondern bis 1848 lediglich einen Staatenbund selbstständiger Kantone.[134] Diese haben auch heutzutage weitreichende Hoheitsrechte und geben staatliche Aufgaben nur widerwillig an den Bundesstaat ab. So besitzt jeder Kanton eine eigene Polizei, ein eigenes Gesundheitswesen und auch ein eigenes Bildungswesen – mit allen Vor- und Nachteilen. Harmonisierungs- und Kooperationsabkommen werden primär durch interkantonalen Dialog geregelt – im Bildungsbereich durch die Kantonale Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) – und nur sekundär durch den Bundesstaat. Bedenkt man, dass nur vier Kantone mehr als 500'000, acht Kantone dagegen weniger als 80'000 Einwohner haben und der kleinste lediglich 16'000, erkennt man die politische Brisanz dieses ausgeprägten Föderalismus. Universitäten wurden allerdings nur von bevölkerungsstärkeren Kantonen gegründet – sehr früh in Basel-Stadt (1460), alle anderen im 19. und

[134] Die Schweiz hat auch keine offizielle Hauptstadt – Bern gilt lediglich als ‹Bundessitz›; anders als die Wirtschaftsmetropole Zürich liegt Bern nahe der Sprachgrenze zwischen Deutschschweiz und Romandie.

20. Jahrhundert: 1832 in Zürich, 1834 in Bern, 1873 in Genf, 1889 in Freiburg i.Ue., 1890 in Lausanne, 1898 in St. Gallen, 1909 in Neuenburg. 1996 wurde in Lugano und Mendrisio im Kanton Tessin schliesslich die Università della Svizzera italiana (USI) gegründet, und 2000 die Universität Luzern. Der Bund ist im Hochschulbereich einzig mit der Gründung der beiden Eidgenössischen Technischen Hochschulen in Lausanne (1853) und Zürich (1855) selbst tätig geworden, um die Ausbildung und Forschung in den Natur- und Ingenieurwissenschaften voranzutreiben. Beide gehören heute zu den weltbesten Universitäten und unterstehen noch heute direkt der Bundesverwaltung, operieren aber weitgehend autonom. Sämtliche übrigen Universitäten und Hochschulen sind kantonal organisiert und finanziert; zwar erhalten die Universitäten mittlerweile Bundesbeiträge, sie unterstehen jedoch der Souveränität der jeweiligen Kantone. Dies impliziert, dass die Hochschulpolitik vorwiegend durch die einzelnen Kantone bestimmt wird, und damit auch die Entscheidung, welche Lehrstühle und Institute geschaffen werden: Der jeweilige Universitätsrat (ein vom Kantonsparlament gewähltes politisches Gremium) muss einverstanden sein.

Viertens hat die Schweiz eine *Basisdemokratie*: Auf Bundes-, Kantons- wie Gemeinde-Ebene wird nicht nur gewählt, sondern auch über konkrete Sachvorhaben abgestimmt. Weil jederzeit das Referendum ergriffen oder eine Initiative gestartet werden kann, tendieren Exekutive und Legislative dazu, sich in ihren Entscheiden nicht zu stark von der Volksmeinung zu entfernen. So kümmern sich auch Universitäten nicht nur um Unterstützung im Parlament, sondern auch um ihr Ansehen beim Volk, muss dieses doch zum Beispiel größere Bauvorhaben in Volksabstimmungen genehmigen. Aufgrund dieser direktdemokratischen Instrumente hat sich in der Schweiz eine ausgeprägte *Konsenskultur* entwickelt. Die Exekutiven sind auf allen Ebenen von Mitgliedern verschiedener Parteien zusammengesetzt, was politisch ausgleichend wirkt. Im Unterschied etwa zu Österreich, wo die Soziologie während der Alleinherrschaft der SPÖ sehr gefördert wurde (vgl. Fleck 2018), herrschte in der Schweiz nirgendwo je eine derartige Konstellation – im Gegensatz zu einer Konkurrenz- oder Mehrheitsdemokratie müssen in einer Konkordanzdemokratie idealtypisch gedacht immer einvernehmliche und daher pragmatische Lösungen gefunden werden: Die Regierungsmitglieder sprechen nicht als Parteimitglied, sondern vertreten gemeinsam die Position der Regierung (Kollegialitätsprinzip). Dies impliziert allerdings auch,

dass die politische Meinungsbildung ganz allgemein mehr Zeit in Anspruch nimmt, was sich unter anderem auch potenziell auf die Institutionalisierungsprozesse der Soziologie in der Schweiz auswirken kann. Mit der Basisdemokratie, in der sich jede/r selbst eine Meinung bildet, hängt auch die traditionell antiintellektuelle Mentalität und die verbreitete Skepsis gegenüber Experten zusammen: Der klassische Typus des Intellektuellen, der sich in den öffentlichen Diskurs einmischt und zum aktuellen Geschehen Stellung nimmt, so wie er etwa in Frankreich, aber auch in Deutschland und Österreich existiert, ist in der Schweiz kaum zu finden – dafür fehlt die gesellschaftliche Akzeptanz. So wird sozialwissenschaftlichen Expertenmeinungen, Gutachten und Studien in der Öffentlichkeit oft auf Basis des Common-sense bzw. des alltäglichen Sachverstands widersprochen, der gerade in Bezug auf gesellschaftliche Fragen von vielen nicht nur als ebenbürtig, sondern gar als überlegen (weil lebens- und praxisnah) betrachtet wird.

Neben diesen einschlägigen Besonderheiten finden sich selbstverständlich auch zahlreiche Übereinstimmungen zwischen der gesellschaftlichen Entwicklung in der Schweiz und jener in anderen westlichen Staaten. Dazu gehört auch die Institutionalisierung der Soziologie als eigenständige Fachdisziplin an den schweizerischen Universitäten, der wir uns im Folgenden zuwenden. In der französischsprachigen Schweiz begann dieser Prozess etwas früher als in der Deutschschweiz.

4.2. Universität Genf (Genève)

An der Universität Genf wurde, wie erwähnt, bereits 1915 ein Lizentiat in Soziologie eingeführt; seither wies das Lehrangebot, das auch während der beiden Weltkriege ohne Unterbruch bestand, eine große Kontinuität auf. Allerdings musste sich die Soziologie inhaltlich erst als eigenständige Fachdisziplin herausbilden und schärfere Konturen gewinnen. Dies zeigt sich anschaulich in der Person Jean Piagets, der in Genf sowohl Professor für Wissenschaftsgeschichte (1929-39) als auch Professor für Soziologie (1939-51) sowie Professor für Experimentelle Psychologie (1940-71) war und diese Fächer auch an der Universität Lausanne und der Universität Neuenburg lehrte (vgl. Zürcher 2018b). Als Piaget 1952 einem Ruf an die Sorbonne folgte, wurde sein Schüler Roger Girod zum Extraordinarius für Soziologie gewählt. Dieser gründete noch im selben Jahr mit dem *Centre de recherche sociologiques de Genève* das

erste unabhängige soziologische Forschungszentrum der Schweiz (Département de sociologie 2014; Atteslander 1966a, S. 19; Girod 1975, S. 59). Ähnlich wie Piaget in den Jahren zuvor vertrat Girod die Soziologie fortan während mehrerer Jahre nahezu im Alleingang an mehreren Universitäten der Romandie und bildete eine beträchtliche Anzahl junger Wissenschaftler zu empirischen Sozialforschern aus. Nebst seinem Extraordinariat in Genf zeichnete er als Gastdozent zwischen 1962 und 1991 auch für die Lehre an der Universität Freiburg i.Ue. verantwortlich. Darüber hinaus trug er wesentlich zur Gründung der SGS im Jahr 1955 bei, zu deren ersten Präsidenten er gewählt wurde. 1959 wurde Girods Extraordinariat in ein Ordinariat umgewandelt (NZZ 1959), 1969 wurde sein Lehrstuhl für Soziologie zum *Département de Sociologie* und er dessen erster Direktor (Département de Sociologie, o.D.). Innert weniger Jahre gelang es Girod dieses ‹Département› personell stark auszubauen, so dass es in den frühen 1970er Jahren das größte der Schweiz war (vgl. Röthlin 1976, S. 22).

Ein wichtiges soziologisches Forschungsinstitut entstand zudem außerhalb der Universität, angesiedelt im Erziehungsdepartement des Kantons Genf, der *Service de la recherche sociologique (SRS).* Dieses Institut, das ebenfalls rasch wuchs und zum bedeutendsten bildungssoziologischen Forschungsinstitut der Schweiz avancierte, wurde 1965 von Walo Hutmacher gegründet, der es bis 1997 als Direktor leitete und der von 1973-1998 gleichzeitig an der Universität Bildungssoziologie unterrichtete. Hutmacher spielte für die Schweizer Soziologie eine wichtige Rolle, einerseits als langjähriger Präsident der SGS und später als Präsident des Wissenschaftspolitischen Rats für die Sozialwissenschaften (vgl. Eberle & Reichle 2018a). Das SRS wurde 1999 mit der pädagogischen und der psychopädagogischen Forschungsgruppe zu einer einzigen Einheit, dem *Service de la recherche en éducation* zusammengeführt.

4.3. Universität Lausanne

Parallel zu seiner Position in Genf war Piaget von 1938-51 auch als Ordinarius für Psychologie und Soziologie an der Universität Lausanne angestellt. Zum Zeitpunkt als er nach Paris berufen wurde, war die Soziologie dort bereits fest im Lehrangebot verankert. Institutionell war sein Ordinariat für Soziologie an die sozial- und politikwissenschaftliche Fakultät, an die *École des sciences sociales et politiques*, geknüpft. Diese hätte sich als Nachfolger René König gewünscht; die kantonale Erziehungs-

direktion bewilligte indes lediglich ein Extraordinariat, das 1952 mit Pierre Jaccard besetzt wurde (Busino 1983, S. 26; NZZ 1952). Es sollte noch zwölf weitere Jahre dauern – Jaccard war inzwischen zum Ordinarius befördert worden – bis sich die Situation der Soziologie an der Universität Lausanne 1964 mit der Schaffung eines zweiten Lehrstuhls merklich verbesserte. Auf Begehren der sozial- und politikwissenschaftlichen Fakultät bewilligte der Erziehungsrat 1964 einen neuen Lehrstuhl für Soziologie der Massenkommunikation und die Schaffung eines entsprechenden Lehr- und Forschungsinstituts. So hatte nun auch die Universität Lausanne ein soziologisches Institut. Auf diesen neuen Lehrstuhl und die Stelle des Institutsdirektors wurde der deutsche Soziologe Alphons Silbermann berufen (Département de l'instruction publique et des cultes 1964, S.55). Wiederholt setzte sich die Fakultät in den kommenden Jahren – 1967 und 1969 – für die Schaffung eines weiteren soziologischen Instituts für Allgemeine Soziologie ein, welches den Studenten vor allem auch Forschungsmethoden vermitteln sollte (Université de Lausanne 1967, S. 20; Département de l'instruction publique et des cultes 1969, S.78). Erst 1982 konkretisierten sich diese Pläne, und 1983 setzte der Fakultätsrat das Projekt zur Schaffung des *Institut d'anthropologie et sociologie* in die Tat um (Département de l'instruction publique et des cultes 1969, S.66). Als Direktor des neuen Instituts wurde Gerald Berthoud eingesetzt, der bereits mehrere Jahre an der Universität Lausanne gelehrt und geforscht hatte. Beide Institute hatten über die kommenden Jahrzehnte hinweg Bestand, bis sie im Juli 2009 im Rahmen einer Reorganisation mit dem *Institut des sciences sociales et pédagogiques* sowie dem *Institut interdisciplinaire d'étude des trajectoires biographiques* zum *Institut des sciences sociales* zusammengeschlossen wurden und unter dessen Dach als sogenannte *laboratoires* weiterbestehen (institut de sciences sociales, o.D.).

Nebst den an der sozial- und politikwissenschaftlichen Fakultät angehängten soziologischen Instituten besteht seit 1999 an der theologischen Fakultät eine weitere soziologische Institution, das *Observatoire des Religions en Suisse*. Dieses wurde von Roland J. Campiche, dem Ordinarius für Religionssoziologie, begründet und geht zurück auf das Lausanner Büro des Instituts für Sozialethik, welches 1971 ebenfalls unter der Führung von Roland J. Campiche entstanden war (Stolz & Buchard 2014, S. 54). Das *Observatoire des Religions en Suisse* ist das dritte soziologische Forschungsinstitut an der Universität Lausanne.

4.4. Universität Neuenburg (Neuchâtel)

Im Zuge der Neuordnung des Studienganges der Wirtschafts-, Politik- und Sozialwissenschaften wurde Soziologie an der Universität Neuchâtel 1948 für drei Jahre lang zum Pflichtfach. Dies machte die Errichtung einer Professur für Soziologie unabdingbar, worauf Maurice Erard im selben Jahr zum Extraordinarius berufen wurde (Erard 1972). Erard sollte die Soziologie in Neuchâtel während nahezu 40 Jahren prägen (Queloz 1986, S.11; Erard 1972, S.1). Sein Lehrdeputat war anfangs jedoch sehr umfangreich und umfasste neben Soziologie auch Wirtschaftsgeschichte, Statistik, Ökonometrie und Bevölkerungswissenschaft (Atteslander 1966a, S.19). Trotz dieser widrigen Umstände gelang es ihm über die Jahre mit viel Engagement und quasi im Alleingang, der Soziologie einen festen Platz im Lehrangebot der Universität Neuenburg zu verschaffen. 1952 gründete Erard das *Centre d'études sociologiques*, 1954 wurde er zum Ordinarius befördert und 1956 erwirkte er die Gründung des *Institut de sociologie et de science politique* (ISSP), welchem er bis zu seiner Emeritierung 1986 vorstand (o.A. 1972; Queloz 1986, S.11). Organisatorisch war das Institut der Rechts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät angeschlossen (Ruffieux 1967, S.113). Heute ist das ‹Institut de sociologie› der ‹faculté des sciences humaines› angegliedert. Seit den 1980er Jahren beherbergt es zwei Professuren. Gegründet von Erard, werden seit 1979 ‹Les Cahiers de l'ISSP› publiziert.

4.5. Universität Freiburg i.Ue. (Fribourg)

Die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Französisch verläuft mitten durch den Kanton Fribourg. Entsprechend bietet die Universität sowohl französisch- als auch deutschsprachige sowie gemischtsprachliche Studiengänge an. Die Institutionalisierung der Soziologie erfolgte in Fribourg vergleichsweise spät. Im Rahmen einer Umfrage der SGS zur Situation der soziologischen Institute in der Schweiz im Jahr 1972 berichtet der damalige *chef de travaux* Kellerhals (1972), dass der Großteil des soziologischen Lehrkörpers an anderen Universitäten angestellt sei und in Fribourg nur im Nebenamt lehre. Daher könne von einem soziologischen Institut keine Rede sein.

Kurz darauf wurde Riccardo Lucchini 1973 zum Ordinarius für Soziologie berufen und an der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät angesiedelt (Universität

Freiburg 1989, S. 967). Soziologie etablierte sich aber auch im 1966 gegründeten *Institut de journalisme*, wo im Jahr 1991 eine Professur für *Sociologie de la communication et des médias* geschaffen und mit Jean Widmer besetzt wurde. Gemeinsam arbeiteten darauf Lucchini und Widmer konsequent auf eine interdisziplinäre Forschungs- und Lehreinheit hin, welche die verschiedenen sozialwissenschaftlichen – und insbesondere soziologischen – Forscher und Forscherinnen, die zu jenem Zeitpunkt auf verschiedene Fakultäten verteilt waren, organisatorisch zusammenzubringen sollte (Lucchini 2007). So schufen sie den stark soziologisch geprägten Studiengang *Medien- und Kommunikationswissenschaft*, der 1998 realisiert und im gleichzeitig neu errichteten *Departement Gesellschaftswissenschaften* angesiedelt wurde. Damit wurde ein interdisziplinäres, rein sozialwissenschaftliches Departement geschaffen, in dem die Soziologen der philosophischen Fakultät und jene der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät vereint waren. Im Jahr 2003 integrierte sich auch das *Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft* in dieses Departement (Universität Fribourg 2003). Nach dem frühzeitigen Ableben von Widmer im Jahr 2007 zerfiel die interfakultäre Abteilung jedoch rasch und das *Departement Gesellschaftswissenschaften* wurde zum heutigen *Departement Kommunikationswissenschaft und Medienforschung*. 2008 wurden schließlich sämtliche Professoren mit soziologischem und politikwissenschaftlichem Forschungs- und Lehrprofil im Rahmen einer Reorganisation innerhalb der Philosophischen Fakultät im neuen Departement Sozialwissenschaften vereint. Dieses bietet heute Studiengänge in Soziologie, Sozialarbeit und Sozialpolitik, Sozialanthropologie und Religionswissenschaft an. Dadurch war es erstmals in der Geschichte der Universität Fribourg möglich geworden, Soziologie von der Bachelor- über die Master- bis hin zur Doktoratsstufe sowohl in Deutsch als auch in Französisch oder zweisprachig zu absolvieren. Innerhalb des neu geschaffenen Departements kann der Studienbereich *Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit* nicht zuletzt auch aufgrund der Profile der mitarbeitenden Personen als soziologisches Institut betrachtet werden (Universität Fribourg 2008).

4.6. Universität Bern

Obwohl Soziologie an der Universität Bern bereits seit mehreren Jahrzehnten gelehrt worden war (vornehmlich von Philosophen und Nationalökonomen), hatte sie sich bis

Anfang der 1950er Jahre nicht als eigenständige Fachdisziplin zu institutionalisieren vermocht (vgl. Zürcher 1995b). Im Kontext des Wirtschaftsbooms und der ersten Schritte der europäischen Integration sollte sich dies jedoch rasch ändern. Mit einem ersten Lehrauftrag für Soziologie wurde 1948 der Nationalökonom Max Weber versehen. Die entscheidende Initiative für den ersten Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Bern folgte kurze Zeit später und ging vom Nationalökonomen Fritz Marbach aus. Angesichts der zunehmenden wirtschaftlichen Komplexität und infolge des ansteigenden Tempos im Bereich der Wirtschaftsbeziehungen, sowohl auf nationaler als auch internationaler Ebene, vermochte Marbach das Dekanat der juristischen Fakultät wie auch den Regierungsrat von der Notwendigkeit eines zusätzlichen Lehrstuhls zu überzeugen.[135] Im Schriftverkehr zwischen Dekan und Erziehungsdirektor ist die Rede, vom «Fehlen von Vorlesungen auf dem Gebiete der Soziologie» das sich «immer fühlbarer bemerkbar» mache sowie von einer «Lücke im Lehrplan der Rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät», die es zu schliessen gelte (Dekan Waiblinger an die Erziehungsdirektion, 28. November 1951, BB 8.2, Nr. 280). In späteren Briefen verwies Dekan Waiblinger mit Nachdruck auf die Konkurrenz durch andere Universitäten.[136] Beispielsweise bemängelte er, dass die Universität Bern im Gegensatz zu anderen Schweizer Universitäten, mangels entsprechender Lehrstühle, nicht am ersten Kongress der ISA in Zürich vertreten gewesen sei. Auch führt er weitere Gründe für die Schaffung einer Professur an: Das bestehende Personal reiche nicht aus um den beschriebenen Entwicklungen gerecht zu werden. Es sei deswegen ein

[135] Mit ein Grund dürfte auch das Ausscheiden des Nationalökonomen Max Weber aus der Lehrtätigkeit an der Universität Bern infolge seiner Wahl zum Bundesrat gewesen sein. Unter anderem versah er an der Universität Bern auch einen Lehrauftrag für Soziologie. (Brief von Hans Zbinden an die Erziehungsdirektion des Kanton Berns, vom 30. Dezember 1952, BB 8.2.280,; vermutlich war der Brief falsch datiert, da Zbinden in anderen Briefen auf einen Brief vom 30. Dezember 1951 verweist. Dies macht insofern Sinn als Max Weber im Dezember 1951 in den Bundesrat gewählt worden war)

[136] Bspw. Dass in Zürich und Genf Lehrstühle für Soziologie bestünden und in St. Gallen Soziologie gelehrt werde. (Dekan Waiblinger an die Erziehungsdirektion, 10. Juni 1952, BB 8.2, Nr. 280)

neuer Lehrstuhl zu errichten (Dekan Waiblinger an die Erziehungsdirektion, 10. Juni 1952, BB 8.2, Nr. 280).[137] Dieser sollte international ausgerichtet sein und von einem ausgewiesenen Wissenschaftler im Bereich der Soziologie mit praktischen Erfahrungen besetzt werden (Stotzer 2002, S.33). Was auf den ersten Blick vielversprechend klingt, erscheint bei genauerer Betrachtung bescheidener: Den Ausführungen des Dekans als auch der Fakultät lag ein Verständnis der Soziologie zugrunde, wonach diese ein Teilgebiet anderer Disziplinen sei. Dekan Waiblinger beschrieb die Soziologie als «Zweig der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft» und stellt sie generell als Gebiet dar, das die bestehenden Ordinarien für Nationalökonomie und Rechtswissenschaften – wenn denn die nötigen Ressourcen vorhanden wären – theoretisch abdecken könnten (Dekan Waiblinger an die Erziehungsdirektion, 28. November 1951, BB 8.2, Nr. 280) Offenbar verfing die Argumentation der juristischen Fakultät und von Dekan Waiblinger bei der Erziehungsdirektion, stimmte diese der Errichtung eines vollamtlichen Extraordinariats doch zu (Erziehungsdirektor Moine an die kantonale Finanzdirektion, BB 8.2, Nr. 280,).

Im Gespräch für die neu zu schaffende Professur waren zwei Kandidaten. Einerseits der in Lateinamerika tätige deutsche Entwicklungssoziologie Richard F. Behrendt, der Ende des Sommersemesters 1952 von Fritz Marbach zu zwei Gastvorlesungen eingeladen worden war. Andererseits der Jurist und Historiker Hans Zbinden. Letzterer hatte sich bereits 1948 erfolgreich um einen Lehrauftrag für Kultursoziologie und

[137] Dekan Waiblinger begründet die Notwendigkeit eines weiteren Lehrstuhls mit Verweis auf «das Gebiet der internationalen Wirtschaftsbeziehungen»: «Gerade in dieser Richtung hat die wirtschaftswissenschaftliche Abteilung der Fakultät eine Ergänzung dringend nötig, weil es dem Inhaber des Lehrstuhls für Praktische Nationalökonomie nicht mehr möglich ist, neben den äusserst rasch folgenden Wandlungen und Neuordnungen auf dem Gebiete der internen Wirtschaftspolitik auch die fast wilde Dynamik der internationalen Wirtschaftsbeziehungen so zu verfolgen, wie es im Interesse unserer Studenten zu wünschen wäre. Wenn in dieser Richtung auch das Möglichste getan wird, so reichen die Kräfte der jetzt verfügbaren Dozenten nicht aus, um den Studenten all das geben zu können, worauf sie Anspruch erheben dürfen.» (Dekan Waiblinger an die Erziehungsdirektion, 10. Juni 1952, S.3, BB 8.2, Nr. 280)

Gegenwartsprobleme bemüht und unterrichtete ab 1950 an der Universität Bern. (Zbinden an Erziehungsdirektion des Kantons Bern, 30.12.1952, BB.8.2.280) Sowohl Behrendt als auch Zbinden waren überhaupt erst aufgrund von persönlichen Kontakten ins Blickfeld geraten.[138] Wie Briefe zeigen, versuchten verschiedene Akteure auf die Wahl Einfluss zu nehmen.[139]

Schliesslich wurde 1953 Richard F. Behrendt, der seinerseits bei Edgar Salin, Leopold von Wiese, Fritz Marbach und Hans Töndury studiert hatte, auf den Lehrstuhl für ‹Staats- und Wirtschafssoziologie und Internationale Wirtschaftsorganisationen› berufen (Honegger und Jurt 2005; Stotzer 2002, S.35, 38). Drei Jahre später erfolgte als Reaktion auf einen Ruf nach Berlin die Beförderung zum Ordinarius ad personam (vgl. Dekan Waiblinger an die Erziehungsdirektion, 26. März 1956, BB 8.2, Nr. 280; Stotzer 2002, S.40). Obwohl Behrendt als Nationalökonom berufen worden war, war dies der erste Lehrstuhl für Soziologie in der Deutschschweiz. Rasch entfaltete sich um Behrendt eine beachtliche Dynamik. Zwar war die Soziologie in jenen Jahren kein Prüfungsfach und wurde freiwillig besucht, nichtsdestotrotz erfreuten sich Behrendts Vorlesung grosser Beliebtheit bei den Studierenden.[140] Ohne entsprechende personelle oder finanzielle Mittel realisierte er in den 1950er Jahren mit Studierenden eine

[138] Hans Zbinden war bereits mit dem früheren Erziehungsdirektor des Kanton Berns – Markus Feldmann – hinsichtlich der Thematik der Schaffung eines soziologischen Lehrstuhls in Kontakt. Da dieser jedoch 1951 in den Bundesrat gewählt wurde, kam es zu keinen konkreten Ergebnissen. Entsprechend wandte sich Zbinden mit Empfehlung von Bundesrat Feldmann an dessen Nachfolger Virgile Moine.
Richard F. Behrendt war seinerseits, wie Stotzer (2002, S.33) zeigt, wohlbekannt mit Fritz Marbach, da er 1934/35 als jüdischer Flüchtling in Bern bei Marbach und Töndury studiert.

[139] Zugunsten der Wahl von Hans Zbinden intervenierte Bundesrat Feldmann im Oktober 1952 beim damaligen Dekan der juristischen Fakultät.

[140] Zu Behrendts Beliebtheit schreibt der damalige Dekan an die Erziehungsdirektion: «Ihm [Behrendt] ist es dank seiner ausgezeichneten Lehrbegabung gelungen, unter unseren Studenten einen verhältnismässig grossen Hörerkreis zu gewinnen, trotzdem der Besuch seiner Vorlesungen völlig freiwillig ist und durch keinen Prüfungozwang geördert wird.» (BB 8.2, Nr. 280, Dekan an die Erziehungsdirektion, 10.03.1956, S.2).

Reihe von Forschungsarbeiten zu Themen von regionaler Bedeutung (vgl. hierzu die frühen Bände der Berner Beiträge für Soziologie). Verschiedentlich kooperierte Behrendt dabei mit der Erziehungsdirektion sowie mit Akteuren auf Bundesebene. Bald trat der Ordinarius für Soziologie auch im Fernsehen auf und erlangte eine gewisse Bekanntheit in der Öffentlichkeit. Mitte der 1950er Jahre entstand die Idee zur Gründung eines soziologischen Instituts, um die nötigen Ressourcen für Forschungsarbeiten bereitzustellen.

Die Arbeitsbelastung schien nicht mehr haltbar, wie Erziehungsdirektor Moine in einer Stellungnahme im Grossen Rat des Kanton Berns ausführte: «L'idée de créeer un institut de sociologie est née il y a deux ou trois ans, parcque le professeur Behrent [sic!] ne peut plus se livrer seul à ses travaux.»[141] (Grosser Rat des Kanton Bern 1959, S.344) 1959 schuf Behrendt mit der Schriftenreihe «Berner Beiträge zur Soziologie» einen Publikationsort für die empirischen Arbeiten, die unter seiner Anleitung entstanden. Ein Jahr später (1960) gelang es ihm nach mehreren Jahren Aufbauarbeit mit Rückenwind der juristischen Fakultät und der Unterstützung des Erziehungsdirektors Virgile Moine das *Institut für Soziologie und Entwicklungsfragen* zu gründen. Es war das erste soziologische Institut in der Deutschschweiz (Atteslander 1966a, S.21; Stotzer 2002, S.16). Möglich war dieser Kraftakt nur dank der Unterstützung eines breit abgestützten Gönnervereins, dem u.a. Gewerkschaftsvertreter, der Arbeitgeberpräsident, Vertreter der Industrie, die Wanderstiftung sowie Einzelperson aus dem lokalen Gewerbe (u.a. dem Berner Warenhausbesitzer François Loeb) angehörten (Stotzer 2002, S. 47).[142] Der Soziologie wurde seitens der juristischen Fakultät aber auch der

[141] Übersetzung des Autors: «Die Idee, ein soziologisches Institut zu gründen, wurde vor zwei oder drei Jahren geboren, weil Professor Behrent [sic!] seine Arbeit nicht mehr alleine machen kann.»

[142] Dies war wohl auf die angespannte finanzielle Situation des Kanton Berns zurückzuführen (vlg. Hierzu die Antwort von Erziehungsdirektor Virgile Mione auf eine grossrätliche Inititative (Grosser Rat des Kanton Bern 1959) Moine betonte die Wichtigkeit der Finanzierung der Aktivitäten des geplanten soziologischen Instituts über die ersten fünf Jahre durch private Mittel: Il a besoin de grouper des personnalités

Erziehungsdirektion eine derart grosse Bedeutung zugesprochen, dass Pläne zur Gründung eines volkswirtschaftlichen Instituts hintenangestellt wurden (Grosser Rat des Kanton Bern 1959, S. 343f.).[143]

Der Schwung der Entwicklung der späten 1950er Jahre hielt in den folgenden Jahren an. Anfangs 1961 stimmte die Fakultät Behrendts Antrag zur Ausdehnung des Lehrstuhls für *Sozial- und Wirtschaftskunde Amerikas und die Betriebssoziologie* auf das ganze Gebiet der Soziologie zu. Die neue Bezeichnung der Professur (*Soziologie sowie Sozial- und Wirtschaftskunde Amerikas und der Entwicklungsländer*) zeugte von der Bedeutung, die der Soziologie zugesprochen wurde.

Ende desselben Jahres folgte ein weiterer wichtiger Entwicklungsschritt indem die Soziologie im Zuge der Studienreform in der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung zur eigenständigen Prüfungsrichtung aufgewertet wurde. «Diese Massnahme befreite die Soziologie aus ihrer subalternen Position gegenüber der Nationalökonomie.» (Stotzer 2002, S.42) Innert gut zehn Jahren vollzog sich an der Universität Bern die Ausdifferenzierung der Soziologie aus der Nationalökonomie.

Nebst dem Institut für Soziologie und Entwicklungsfragen, das heute noch als *Institut für Soziologie* fortbesteht, gilt es auch das *Forschungszentrum für Geschichte und Soziologie der Schweizer Politik* in diese Betrachtung mit einzubeziehen. Nicht nur weil die im Jahr 1961 mit Erich Gruner besetzte Professur für *Sozialgeschichte und Soziologie der schweizerischen Politik*, aus der 1964 das besagte Forschungszentrum

---

de l'industrie, du commerce, des banques, des assurances. Des corporations de droit public, les chemins de fer fédéraux, les postes, télégraphes et téléphones notamment, s'intéressent à la création d'un institut de sociologie à l'université de Berne et se sont déclarées prêtes à soutenir financièrement pendant cinq ans ce nouvel institut, à condition que l'Etat, par la suite, le reprenne à sacharge.

[143] In Beantwortung einer grossrätlichen Initiative vom 21. Mai 1959 machte der freisinnige Erziehungsdirektor Virgile Moine geltend, dass die Mittel des Kantons für den Bildungsbereich beschränkt seien und nach Meinung der juristischen Fakultät die Gründung eines soziologischen Instituts vorrangig sei. Das volkswirtschaftliche Institut wurde 1963 gegründet. (Kommission für bernische Hochschulgeschichte 1984, S.627, zit. in Stotzer 2002, S.41).

hervorging, auch in den Erhebungen der SGS zur Entwicklung der Soziologie in der Schweiz im Jahr 1974 als gewichtiges Forschungszentrum aufgeführt ist (vgl. Schweizerische Gesellschaft für Soziologie 1974; Universität Bern 2016), sondern auch weil Gruner in der Bibliographie der von der SGS herausgegebenen «Soziologischen Arbeiten I» mit mehreren Beiträgen vertreten ist, seine Studien also als ‹soziologisch› qualifiziert wurden (Atteslander 1966a). Das damalige Forschungszentrum für Geschichte und Soziologie der Schweizer Politik wurde 1972 in *Forschungszentrum für schweizerische Politik* und 1987 in *Institut für Politikwissenschaften* umbenannt (Stotzer 2002, S.56). Noch heute gibt es dort einen Lehrstuhl für politische Soziologie.

4.7. Universität Zürich

Die ersten Versuche zur Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Zürich erfolgten früher als in Bern und sind mit der Person René Königs verknüpft. Dieser hatte in Wien und Berlin studiert und floh 1937 vor dem Nationalsozialismus. Er emigrierte in die Schweiz und habilitierte sich 1938 an der Universität Zürich. Mit einer venia legendi in Philosophie unter besonderer Berücksichtigung der Soziologie hielt er als Privatdozent über mehrere Jahre Vorlesungen und genoss dabei in seiner Zuhörerschaft große Beliebtheit. Die Versuche der philosophischen Fakultät I, für König ein Extraordinariat für Soziologie einzurichten, scheiterten 1947 an den übergeordneten Behörden – der Hochschulkommission und dem Erziehungsrat, denen der Immigrant zu ‹unschweizerisch› war (vgl. Zürcher 1995a; Morandi 2014, S. 12). 1950 fungierte König als lokaler Organisator des ersten ISA Weltkongresses in Zürich. Trotz seiner bedeutenden Rolle in der Lehre und seinen Verdiensten beim institutionellen Aufbau der internationalen Soziologie verblieben seine Impulse in der Schweiz ohne großes Echo (Atteslander 1966a, S. 20). Frustriert verließ König 1953 die Universität Zürich und wechselte an die Universität Köln (vgl. Moebius 2015a).

Nachdem die Errichtung eines Extraordinariats ad personam für René König gescheitert war und dieser die Universität Zürich verlassen hatte, traf die philosophischer Fakultät bei der Frage der Wiederbesetzung mit ihren personellen Vorschlägen bei der Hochschulkommission durchwegs auf Ablehnung. Diese hatte aufgrund eines Berichts der philosophischen Fakultät nicht den Eindruck erhalten, «dass sich aus dem Kreis der [von der Fakultät vorgeschlagenen] Soziologen eine allseits überzeugende

Kandidatur aufstellen liesse.» (Regierungsrat Kanton Zürich 1955, MM 3.92 RRB 1955/3270) Auch im weiteren Verlauf erwies sich der Prozess als harzig. Zürcher (1995, S.260) spricht gar davon, dass die Personalfrage dazu gedient habe, das Geschäft mehrere Jahre lang zu verzögern. Nach den Querelen um König und die von ihm gelehrte Soziologie war weder der Hochschulkommission noch dem Regierungsrat daran gelegen, der Soziologie zur weiteren Institutionalisierung zu verhelfen. Während Fakultät und Hochschulkommission um die Nachfolge von König rangen, ersetzte der Lehrbeauftragte Alexander von Schelting als Privatdozent «vorderhand» René König. Was die Fakultät als «provisorischen Zustand» bezeichnete, wurde indes bald verstetigt (ebd., S.260).

Nachdem die Hochschulkommission die Vorschläge der Fakultät wiederholt abgelehnte hatte, schlug diese schliesslich von Schelting als möglichen Lehrstuhlinhaber vor.[144] Es erschien ihr am Ende – angesichts des Widerstands seitens der Hochschulkommission und des Regierungsrats – wohl am erfolgsversprechenden, diejenige Person zu empfehlen, die bereits seit mehreren Jahren als Lehrbeauftragter an der Universität gewirkt hatte. In seinem Beschluss vom 12. Juni 1956 folgte der Regierungsrat der philosophischen Fakultät und wählte von Schelting zum ersten Extraordinarius für Soziologie. Er blieb der Universität Zürich bis zu seinem Tod 1963 erhalten. Danach war das Extraordinariat für Soziologie während mehrerer Jahre vakant.

Der erste Anstoss für die Wiederbesetzung des Lehrstuhls für Soziologie ging von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich aus. In einem Schreiben an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich vom 23. November 1964 legte das Dekanat der Fakultät ausführlich dar, weshalb die Wiederbesetzung des Lehrstuhls eine prioritäre

[144] Die Hochschulkommission folgte zwar dem Vorschlag der philosophischen Fakultät, wich aber von ihrem Antrag dahingehend ab, dass «auf die Schaffung eines etatmässigen Lehrstuhls für Soziologie» zu verzichten sei und Schelting lediglich als Professor ad personam gewählt werden solle. (Protokoll der Hochschulkommission vom 29. August 1955 UAZ: ALE 78 A, 14.5.1955 zit. in Zürcher 1995 S.260).

Frage sei und führte zugleich ein Argumentarium zur Begründung der Umwandlung des betreffenden Extraordinariats in ein Ordinariat an (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964a).[145] Die Fakultät zeichnet in ihren Briefen an die Erziehungsdirektion das Bild einer Wissenschaft im Aufwind. In den Jahren seit Alexander von Scheltings Berufung habe die Soziologie in der Schweiz einen «kräftigen Aufschwung» erfahren, «Enqueten und Meinungsforschung [seien mittlerweile] unvermeidlich und an der Tagesordnung». Dies widerspiegle sich in entsprechenden Entwicklungen an den Universitäten Basel, Bern und Genf sowie in den «bemerkenswerten Aktivitäten», die die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie seit ihrer Gründung entfaltet habe. Nebst der Konkurrenz mit anderen Hochschulen der Schweiz wird im betreffenden Schreiben auch eine gestiegene Nachfrage nach soziologischer Expertise seitens Politik, Verwaltung und Privatwirtschaft als Grund für den Ausbau der Soziologie angeführt. (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964a).

Im November 1965 folgte der Regierungsrat des Kantons Zürich den Ausführungen der philosophischen Fakultät, beschloss deren Antrag auf Errichtung eines Ordinariats für Soziologie zuzustimmen und besetzte dieses mit Peter Heintz (einem Schüler von René König) (Regierungsrat des Kanton Zürich 1965, MM 3.115 RRB 1965/4407, vom 25.11.1965). Im gleichen Entscheid beschrieb die Erziehungsdirektion auch die räumliche und personelle Infrastruktur, die Heintz in Zukunft zur Verfügung stehen sollte. Im Folgejahr gründete Heintz das Soziologische Institut der Universität Zürich, das innert Kürze zum größten soziologischen Institut der Deutschschweiz heranwuchs und auch heute noch die meisten Lehrstühle beherbergt. (Universität Zürich 1966, S.24; Universität Zürich 1984, S.98; Stotzer 2002, S.34) Die Ausrichtung des soziologischen Instituts war vor allem empirisch-quantitativ; im Jahr 2015 wurde schließlich

[145] Vgl. Brief des Dekanats der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, vom 23. November 1964a, Z_70.978_2.

das Zentrum für Qualitative Sozialforschung gegründet, das dem Soziologischen Institut angegliedert ist.

4.8. Universität Basel

Wie in Bern, kamen auch an der Universität Basel die entscheidenden Impulse zur Institutionalisierung der Soziologie aus der Nationalökonomie. Diese genoss im Kontext des wirtschaftlichen Aufschwungs der Nachkriegszeit international hohes Ansehen. Die positive gesamtwirtschaftliche Lage und rasant ansteigende Studierendenzahlen machten einen Ausbau der Wirtschaftswissenschaften unausweichlich, wovon schließlich auch die Soziologie profitierte. In Bezug auf den Ausdifferenzierungsprozess der Wissenschaften bildet Basel einen spannenden Fall, weil die Nationalökonomie die Soziologie als selbstverständlichen Teil ihres Fachgebiets verstand (Lengwiler 2010, S. 22). Verkörpert wurde diese Position dezidiert von Edgar Salin, der seit seiner Berufung 1927 bis zu seiner Emeritierung 1962 das Selbstverständnis der Nationalökonomie als Politische Ökonomie entscheidend prägte und selbst Soziologie lehrte, weil er der Ansicht war, dass man die gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge, innerhalb derer ökonomisches Handeln erfolgt, bei der Untersuchung wirtschaftlicher Phänomene miteinbeziehen müsse (vgl. Atteslander 1966a, S.19). Etliche spätere Professoren für Soziologie haben bei Salin studiert. Er selbst wehrte sich jedoch lange gegen die Abspaltung der Soziologie als autonome Fachdisziplin, weil seines Erachtens damit der Blick für die Gesamtzusammenhänge verloren gehe. Als Universalgelehrter betonte er vielmehr die Einheit der Sozialwissenschaften. Dieses Verständnis drückt sich in Salins «anschaulicher Theorie» aus, die als interdisziplinär ausgerichteter Erkenntnisprozess zu verstehen ist, indem nebst rationaler Theorie auch soziologische, historische und philosophische Aspekte zu berücksichtigen sind (Wächter 2002, S.437).

Gemeinsam mit dem 1957 nach Basel berufenen Nationalökonomen Gottfried Bombach setzte sich Salin Ende der 1950er Jahre erfolgreich für die Schaffung eines dritten Ordinariats für Nationalökonomie ein (Treiber 2002, S. 349). Die Besetzung desselben stellte sich zunächst als schwierig heraus. Weder in der Schweiz noch in Deutschland oder Österreich liesse sich ein geeigneter Kandidat finden, stellte die mit der Besetzungsfrage betraute «Expertenkommission Nationalökonomie» im März

1959 fest.[146] Vor dem Hintergrund des konstatierten Mangels an geeigneten Nationalökonomen, entschied sie sich einen Soziologen zur Wahl vorzuschlagen. «Während kein nationalökonomischer Nachwuchs vorhanden ist, gibt es solchen auf dem Gebiet der Soziologie.» (Protokoll der Expertenkommission Nationalökonomie vom 9. März 1959, StABS, ED-REG 1a 2 1401) Für die Verschiebung des Fokus weg von der Nationalökonomie führte man weiter an, dass einerseits Salins Emeritierung in wenigen Jahren bevor stehe[147] und man andererseits fürchte angesichts der fortgeschrittenen Spezialisierung und Ausdifferenzierungen, Salins fachliche Bandbreite nicht mehr durch eine Person allein abdecken zu können.[148] Weiter stellte die Fakultät mit Verweis auf die Schaffung eines entsprechenden Lehrstuhls an der Universität Bern fest, dass «in der ganzen Schweiz [...] das Interesse an der soziologischen Wissenschaft im Steigen begriffen» sei (StABS, ED-REG 20a 16-19, S.2). Die Soziologie erschien als

---

[146] Zwar sei es der Fakultät gelungen, «verschiedene junge Schweizer Nationalökonomen zu Vorträgen nach Basel einzuladen, doch haben alle diese Herren nicht einen entsprechend guten Eindruck hinterlassen, um für den zu besetzenden Lehrstuhl in Betracht zu kommen.» (StABS, ED-REG1a 2 1401, S.1) Hinsichtlich der Situation in den angrenzenden Nachbarländern stellte der Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät indes fest: «Einen erstrangigen Nationalökonomen aus Deutschland oder aus Oesterreich zu gewinnen, ist leider ausgeschlossen. In beiden Ländern sind eine grosse Zahl von Lehrstühlen unbesetzt». (StABS, ED-REG 20a 16-19, Brief des Dekans der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel an die Kuratel der Universität Basel vom 10. Februar 1959)

[147] Im betreffenden Brief heisst es, dass Salin «in spätestens drei Jahren pensioniert und wahrscheinlich schon vorher zurücktreten wird» (StABS, ED-REG 20a 16-19, S.2).

[148] In einem Schreiben an den Präsidenten der Kuratel schreibt der Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät diesbezüglich folgendes: «Herr Salin hat bekanntlich mit Ausnahme der Theorie im engeren Sinne und der Statistik in seinen Vorlesungen nahezu alle Fachgebiete behandelt, die als Staatswissenschaften und als Soziologie zusammengefasst werden. In den nächsten Generationen wird es niemanden mehr geben, der bei der zunehmenden Spezialisierung noch Wirtschaftspolitik und Finanzwissenschaft, Wirtschaftsgeschichte und Soziologie zu vertreten vermag. Infolgedessen erscheint als beste Lösung, jetzt schon für eines der genannten Gebiete einen Gelehrten ersten Ranges heranzuziehen, sofern er wenigstens einen Teil der übrigen Gebiete mitzubehandeln vermag. Diese Möglichkeit scheint am ehesten auf dem Gebiet der Soziologie vorhanden.» (StABS, ED-REG 20a 16-19, S.2).

vielversprechendes Ausweichgebiet, um den institutionellen Ausbau derart weiterzutreiben, dass er der Nationalökonomie zugutekäme.

In den Blick geriet rasch Heinrich Popitz, der in Basel bei Karl Jaspers, Edgar Salin und Werner Kägi promoviert hatte. Die Berufung des «Nationalökonom[en] und Soziologe[n] mit einer starken humanistischen Tradition» wäre ein Gewinn für die Fakultät, führte Salin an. Mit Popitz bestünde die Chance, «ein Stück der Basler humanistischen Tradition [wie sie insbesondere Salin verkörperte] zu erhalten und weiter zu fördern.» (StABS, ED-REG 201 16-19, S.5) Zudem nahm man an, dass seine Arbeit «Technik und Industriearbeit» in Basel «bei der chemischen Industrie auf sehr viel Interesse stossen» würde. Per Regierungsbeschluss vom 23. Mai 1959 wurde der dritte Lehrstuhl für Nationalökonomie mit Heinrich Popitz besetzt. Popitz trat seine Stelle am 1. Oktober 1959 an (StABS, UNI-REG 5d, 2-1). Sein Lehrstuhl lautete auf *Nationalökonomie und Soziologie* (StABS, ED-REG 1a 2 1401) schien also noch ganz im Sinne von Salin eng mit der Nationalökonomie verbunden zu schein. Indes wurde die Stelle bald dem neu gegründeten ‹Institut für Sozialwissenschaften› zugeordnet (Bernsdorf 1984, S. 739; Zürcher 1995b, S. 24 und 28-31; Lengwiler 2010, S. 23) und zwei Jahre später in ein soziologisches Ordinariat umgewandelt. Popitz wandte sich entsprechend ausschliesslich soziologischen Themen zu, womit die Soziologie weitestgehend eigenständig geworden war.[149] Jedoch verließ er die Universität Basel bereits 1964 und wechselte an die Universität Freiburg i.Br. Darauf blieb das Ordinariat für Soziologie längere Zeit vakant. Als Lehrstuhlvertreter wurde im Wintersemester 1964 Paul Trappe, ein Schüler und ehemaliger Assistent von Richard F. Behrendt eingesetzt. Als 1968 schließlich das Soziologische Seminar gegründet wurde, fiel die Wahl auf Trappe als Vorsteher. Ein Jahr später wurde er zum Ordinarius für Soziologie gewählt (Jäggi, Mäder & Windisch 2001). Trappe führte Behrendts Schwerpunktthema *Entwicklungssoziologie* bzw. *Soziologie der Entwicklungsländer* weiter. Indes kam es während seiner Wirkungszeit nicht zum personellen oder organisatorischen

[149] Auf diese Weise machte man den Weg frei für die Schaffung eines weiteren Ordinariats für Nationalökonomie (Lengwiler 2010, S.23).

Ausbau der Soziologie. Es sollte «noch weitere 37 Jahre dauern, bis aus einer professoralen One-Man-Show ein kleines Institut» wurde (Paul 2018, S.3). Nach seiner Emeritierung im Jahre 2002 setzte die Universitätsleitung eine Strukturkommission ein, aufgrund deren Berichts schließlich ein Ausbau der Soziologie beschlossen wurde. Im Jahre 2005 wurden zweieinhalb Ordinariate besetzt, während die Lehre in der Zwischenzeit mittels mehrfacher Lehrstuhlvertretung aufrechterhalten wurde. Ab 2010 bestanden drei Ordinariate für Soziologie (Paul 2018, S.3).

4.9. ETH Zürich

Auch an den beiden Eidgenössischen Technischen Hochschulen gab es nie Bestrebungen, Soziologie als Hauptfachstudium anzubieten. Bedenkt man, wie wichtig soziologische Überlegungen beim Einsatz technischer Systeme sind, überrascht es allerdings, wie spät die Soziologie an diesen Hochschulen einen festen institutionellen Platz bekam. Bereits 1966 stellte Peter Atteslander (1966a, S.20) ernüchtert fest, dass an der ETH kein Lehrstuhl für Soziologie bestehe. Dies sollte noch fast 25 Jahre so bleiben. Grund dafür waren vor allem angespannte finanzielle Verhältnisse und anderweitige Prioritätensetzungen (NZZ 1975c). Die Abteilung XII für Geistes- und Sozialwissenschaften gab es schon lange, aber erst in den 1980er und 1990er Jahren wurde sie mit weiteren Disziplinen ausgebaut. Gleichzeitig wurde angestrebt, diese Fächer nicht mehr nur als Ergänzung des Fachstudiums zu verstehen, sondern die verschiedenen Disziplinen anhand konkreter Problemstellungen in Form komplementärer Sichtweisen zu integrieren. 1990 gelang der Soziologie an der ETH Zürich mit der Wahl von Marlis Buchmann als Ordinaria der institutionelle Durchbruch (NZZ 1994). Ab 1994 nahm Buchmann – nebst ihrer Anstellung an der ETH – gleichzeitig ein Ordinariat an der Universität Zürich wahr und zog sich 2005 von der ETH zurück. Im Jahr 2003 wurde Andreas Diekmann, der seit 1990 einen Lehrstuhl an der Universität Bern hatte, an die ETH auf eine Professur für Soziologie unter besonderer Berücksichtigung der Umweltsoziologie berufen (ETHZ 2003, S.80).

In der Zeit vor der Einrichtung eines Lehrstuhls für Soziologie gab es an der ETH seit den 1960er Jahren in verschiedenen Fachgebieten immer wieder Lehraufträge für Soziologen. Eine feste Verankerung erfuhr die Soziologie früh im Bereich Architektur und Stadtforschung, wo der Soziologe und Planungstheoretiker Lucius Burckhardt

bereits in den 1960er Jahren die Schaffung einer Dozentur für Soziologie erwirkte, die auch heute noch besteht. Derzeit wird sie von Christian Schmid geleitet, der 2009 zum Titularprofessor befördert wurde (ETHZ 2016a). Im Jahr 1990 wurde überdies das interdisziplinäre ‹ETH Wohnforum› ins Leben gerufen, an welchem immer wieder soziologische Forschung betrieben wird und in dessen Leitungsgremium der Inhaber der Dozentur für Soziologie Einsitz nimmt (ETHZ 2016b). Überdies gab es an der ETH auch regelmäßige soziologische Lehraufträge im Bereich der Agrar- und Forstwirtschaft: In den späten 1960er und den 1970er Jahren lehrte Albert Hauser Agrarsoziologie sowie Soziologie der Land- und Forstwirtschaft, und in den 1980er Jahren wurde Theodor Abt als Privatdozent für Land- und Agrarsoziologie berufen, der bis zu seiner Emeritierung an der ETH tätig war (NZZ 2013; ETHZ 2005). Auch an der Militärakademie der ETH wurde ab 1980 regelmäßig ein Lehrauftrag für Militärsoziologie vergeben, der 1990 zu einer vollamtlichen Dozentur mit mehreren Mitarbeitern ausgebaut wurde (Tresch 2010, S.1).

4.10. EPFL Lausanne

An der École polytechnique fédérale in Lausanne (EPFL) institutionalisierte sich die Soziologie im Kontext der Stadtforschung. Das interdisziplinäre *Institut de recherche sur l'environnement construit* (IREC) wurde 1971 im Departement für Architektur ins Leben gerufen (LEURE ohne Datum). Vier Jahre später entstand die erste Professur für Soziologie, die mit dem Organisationssoziologen Jean-Claude Thoenig besetzt wurde. Als dieser bereits nach zwei Jahren nach Paris weiterzog, schlug er der Direktion der EPLF Michel Bassand als Nachfolger vor. Dieser hatte bei Roger Girod studiert und doktoriert. 1976 trat Bassand Thoenigs Nachfolge an (Jaccoud & Kaufmann 2010, S. 48), 1978 übernahm er die Direktion des IRECs und 1982 wurde er zum Ordinarius für Soziologie befördert (École polytechnique fédérale de Lausanne 1993, S.110; NZZ 1982). Bassand prägte die Entwicklung der Stadtsoziologie in der Schweiz stark. Unter seiner Führung wuchs das IREC in den folgenden Jahren zum wichtigsten Institut für Stadtforschung in der Schweiz heran und zählte in den 1990er Jahren an die 40 Mitarbeiter (Kaufmann 2014, S.31). Im Rahmen der Reorganisation der EPFL im Jahr 2002 wurde das IREC in drei Laboratoires aufgeteilt: LAC (*Labo-*

ratoire Choros), LASUR (*Laboratoire de Sociologie Urbaine*) und REME (*Laboratoire de Recherches en Economie et Management de l'Environnement*). Das LASUR bildet seither ein eigenständiges soziologisches Institut. Seit der Emeritierung von Bassand 2003 wird es von dessen Nachfolger Vincent Kaufmann geleitet.

4.11. Università della Svizzera italiana

Die Universität der italienischen Schweiz wurde 1995 in Lugano und Mendrisio im Kanton Tessin gegründet. Das Angebot beschränkt sich auf vier Fakultäten: Architektur, Informatik, Wirtschaftswissenschaften und Kommunikationswissenschaften. Bei den letzteren gab es eine Zeit lang regelmäßige Lehraufträge für Soziologie, die oft von italienischen Kolleginnen und Kollegen wahrgenommen wurden. Bis heute ist die Soziologie jedoch noch nicht fest an der Universität verankert.

4.12. Universität Luzern

Die Universität Luzern wurde erst 2000 gegründet und ist damit die jüngste Universität der Schweiz. Auch sie hat lediglich vier Fakultäten: Die schon seit 1938 bestehende Theologische Fakultät, eine Rechtsfakultät, eine Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften und neuerdings eine Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und Management. Die Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften bietet heute 10 Bachelor- und 15 Master-Programme an, darunter auf allen drei Stufen (also inkl. Doktoratsstufe) Soziologie. Ein Hauptfachstudium in Soziologie war von Anfang an vorgesehen. Als Gründungsdirektor des *Seminars für Soziologie* wurde der langjährige Direktor des Instituts für Soziologie an der Universität Zürich Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny eingesetzt. Am 1. September 2001 nahm das Seminar seinen Betrieb auf (Universität Luzern 2001, S.23). Auf die erste Professur für Soziologie wurde 2001 der Zürcher Soziologe Gaetano Romano berufen, auf die zweite Professur 2003 Rudolf Stichweh, der von 2006-2010 auch als Rektor amtete und die Soziologie deutlich ausbaute. Luzern wurde rasch zum Hort der systemtheoretischen Soziologie; mittlerweile hat sich diese Konstellation jedoch wieder abgeschwächt und ausdifferenziert.

4.13. Zusammenfassung

Wir haben in diesem Kapitel zunächst die kontextuellen Rahmenbedingungen geschildert, innerhalb derer sich die Soziologie in der Schweiz entwickelte. Die Institutionalisierung der Soziologie vollzog sich an den einzelnen Universitäten in unterschiedlichen Formen und Geschwindigkeiten, erfolgte aber vorwiegend in den 1950er und 1960er Jahren (in Genf bereits 1915).

Auch der deutliche Ausbau der Soziologie in den 1970er Jahren – der hier nicht näher betrachtet werden konnte – geschah zeitgleich mit dem Ausbau in Deutschland und Österreich (wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß). In allen drei Ländern liegt eine vergleichbare gesellschaftliche Dynamik zugrunde: die wirtschaftliche Hochkonjunktur, die Studentenbewegung und Jugendunruhen, das zunehmende Hinterfragen gesellschaftlicher Verhältnisse in der Öffentlichkeit, die Emanzipationsbewegung bezüglich der Geschlechterrollen, Akkulturations- bzw. Assimilationsfragen bezüglich der «Gastarbeiter» und Zuwanderer, u.v.a.m. Wie schon anfangs des 20. Jahrhunderts in Chicago, waren es gerade solche Fragen der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung und Integration sowie der entsprechenden Konfliktfelder, mit welchen die Soziologie ein eigenes Profil gewann. Zugleich entwickelte sie dazu auch ein entsprechendes analytisches Instrumentarium und geeignete empirische Forschungsmethoden.

5. Die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität St. Gallen

Bis heute ist die Geschichte der Institutionalisierung der Soziologie an der Universität St. Gallen nicht aufgearbeitet worden. In wegweisenden Arbeiten zur Soziologiegeschichte der Schweiz fehlt St. Gallen gänzlich (siehe bspw. Zürcher 1995 und Zürcher 2007). Dies hängt in Teilen wohl damit zusammen, dass es einerseits bis heute nicht möglich ist in St. Gallen ein Hauptstudium in Soziologie zu absolvieren[150] und dass sich andererseits Akteure rund um das dortige Seminar für Soziologie bis in die 1990er Jahre hinein kaum durch Forschungsarbeiten hervorgetan haben. Dieses Stück Soziologiegeschichte ist indes nicht aus Liebhaberei zu beleuchten. Vielmehr ist es erstens insofern nachzuholen, als dass in den 1950er Jahren von St. Gallen entscheidende Impulse für die Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie ausgehen und sich das dortige Seminar für Soziologie ab den 1990er Jahren als Zentrum der qualitativen Sozialforschung mit schweizweiter Ausstrahlung etabliert. Zweitens ist die Betrachtung des Verlaufs der Institutionalisierung der Soziologie an der HSG wichtig, um in einem zweiten Schritt im Vergleich mit der Institutionalisierung der Soziologie an anderen Universitäten im gleichen Zeitraum Einsichten in Aspekte zu erlangen, die diese Entwicklung potenziell befördern oder hemmen.

[150] Die Universität St. Gallen unterscheidet sich von den bisher besprochenen Universitäten insofern, als sie auf Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften und damit auf einen deutlich weniger umfangreichen Fächerkatalog spezialisiert ist. Sie wurde 1898 als Handelsakademie gegründet und später zur ‹Handels-Hochschule›umbenannt, die um 1940 herum das Promotions- und Habilitationsrecht bekam und damit in den Kreis universitärer Hochschulen aufgenommen wurde. Ab 1963 nannte sie sich ‹Hochschule St. Gallen› und seit 1995 ‹Universität St. Gallen›, um sich von den neu aufkommenden ‹Fachhochschulen› abzugrenzen; sie versteht sich aber primär als Wirtschaftsuniversität. Schon früh begannen sich die Betriebswirtschaftler für soziologische Fragen zu interessieren, einerseits in Bezug auf Organisationsfragen, andererseits bezüglich der gesellschaftlichen Umwelt von Organisationen. Die Initiative zur Schaffung eines Lehrstuhls kam dann aber, wie in Bern und Basel, von den Nationalökonomen aus, und zwar ebenfalls anfangs der 1950er Jahre.

Nachfolgend wird die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität St. Gallen von ihren Anfängen in den 1930er Jahren bis zur Emeritierung des ersten Ordinarius für Soziologie im Jahr 1988 betrachtet. Die Entwicklung danach wird lediglich summarisch wiedergegeben.

Drittens ist Betrachtung des Kontexts in dem die Soziologie Anfang der 1930er Jahre als Lehrfach an der Handelshochschule St. Gallen ihren Anfang nimmt wichtig, da sie es erlaubt die etablierte These von Markus Zürcher (1995, S.46f.), dass die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz als unterbrochene Tradition zu verstehen sei (womit er auf den Unterbruch einer frühen Entwicklung der Soziologie an den meisten Universitäten der Schweiz durch Vorgänge in der Zwischenkriegszeit anspielt), mit einem gegenläufigen Beispiel zu irritieren. In St. Gallen findet die Soziologie eben gerade aufgrund drängender Fragen, die sich in diesen bewegten durch die Weltwirtschaftskrise von 1929 sowie die Nachwehen des ersten Weltkriegs geprägten Jahren, stellen, Eingang in den Lehrbetrieb der Handels-Hochschule. Die Nationalökonomen Paul Keller und Walter Adolf Jöhr ziehen die Soziologie bei, um zentrale gesellschaftliche Orientierungsfragen zu adressieren. Die geistige Atmosphäre, die Zürcher zurecht als der Institutionalisierung der Soziologie an mehreren Universitäten abträglich beschreibt, stellt in St. Gallen den Nährboden für ihr erstmaliges Fuss fassen dar.

Um die Institutionalisierung der Soziologie an der Handelshochschule St. Gallen (bzw. der späteren Universität St. Gallen) zu verstehen, erscheint schliesslich ins-besondere die Auseinandersetzung mit dem Nationalökonomen Walter A. Jöhr (der an dieser zwischen 1937 und 1977 tätig ist) und dessen Verständnis von Soziologie unausweichlich. Jöhrs Vorstellungen von der Soziologie sind grundlegend für die Art und Weise wie sich die Disziplin ab den 1950er Jahren (nicht zuletzt unter seinem Rektorat) an der Handelshochschule als Hilfswissenschaft verstetigt, sowie für die Gründung und frühe Entwicklung der SGS im Schosse der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik (die entscheidend von Jöhr in seiner Funktion als Präsident der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie mitvorbereitet und geprägt wird).

5.1. Frühe Präsenz als Lehrfach in der Zwischenkriegszeit – Die Soziologie im Dienste von Korporatismus und freier Marktwirtschaft

In St. Gallen ergibt sich der Weg zur Institutionalisierung der Soziologie aufgrund hochschulinterner Dynamiken. In der Zwischenkriegszeit halten die jungen Volkswirte Paul Keller (von 1931 bis 1936) und Walter A. Jöhr (von 1937-1941) an der Handels-Hochschule im Rahmen von Lehraufträgen bzw. Professuren vereinzelt soziologische Veranstaltungen ab. Dank ihres Engagements findet die noch junge Wissenschaft – wenn auch im bescheidenen Umfang von lediglich einer Semesterwochenstunde – Eingang in den Curriculum der Handels-Hochschule.

5.1.1. Die erste soziologische Vorlesung – Der Nationalökonom Paul Keller unterrichtet Soziologie im Nebenamt

Paul Keller[151] wird 1930 auf die neu geschaffene zweite Professur für Nationalökonomie berufen (HSG 210-228, 12. April 1930 Brief der Handels-Hochschule an die Stadt St. Gallischen Zeitungen; Jöhr 1973, S.11 und Zimmermann 2007, S.72). Im Sommersemester 1931 führt er als erster an der Handels-Hochschule eine dezidiert soziologische Veranstaltung durch. Sie trägt den Titel «Einführung in die Soziologie (für Vorgerücktere)». Wiederholt hält Keller bis zu seinem Abgang sechs Jahre später

[151] Paul Keller (01.06.1898-16.02.1973) studiert Rechtswissenschaften an den Universitäten Genf und Zürich und anschliessend Nationalökonomie in Zürich, Paris und Berlin. 1922 promoviert er an der Universität Zürich zum Dr. iur und 1926 habilitiert er sich ebenda für Wirtschaftsgeschichte. Von 1927-1929 ist Keller Privatdozent für Nationalökonomie an der Universität Zürich, auf das Sommersemester 1930 wird er zum Professor für Nationalökonomie an die Handels-Hochschule St. Gallen berufen. Dort wirkt er bis 1937. Seine weitere Karriere entwickelt sich im ausseruniversitären Bereich. (Schweizerische Nationalbank ohne Datum a)

ähnliche soziologische Vorlesungen.[152] Über den Inhalt dieser Lehrveranstaltungen ist nichts weiter bekannt, zu vage ist die Datenlage.[153] Auch existieren keine dezidiert soziologisch ausgerichtete Publikationen aus Kellers Feder. Rückschlüsse auf Kellers Verständnis von Soziologie lassen sein Werdegang und seine volkswirtschaftlichen Schriften zu. Keller studiert in Paris Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftsgeschichte beim Soziologen Célestin Bouglé sowie dem Wirtschaftshistoriker Henri Hauser und in Berlin bei Werner Sombart und Heinrich Herkner (einem Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie). (Jöhr 1973, S.11) Noch während seines Studiums kommt er mit der Soziologie in Kontakt. Kellers Publikationen weisen hingegen mehrheitlich einen eng gefassten nationalökonomischen, wirtschaftsgeschichtlichen Charakter auf und orientieren sich an aktuellen politischen Diskussionen. Der Soziologie kommt lediglich eine untergeordnete Rolle zu – bisweilen erschliesst sich ihre Bedeutung dem Leser implizit aufgrund Kellers Interesse für die gesellschaftliche Ordnung; teilweise aufgrund vereinzelter Zitate.[154]

Ein Hinweis, dass sich Keller Anfang der 1930er Jahre – obwohl es nicht zu entsprechenden Publikationen kommt – intensiv mit Soziologie befasst, ist eine ausführliche Besprechung von Hans Freyers «Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft» in der Zeitschrift für schweizerische Geschichte. Die Rezension erscheint 1931– just jenem Jahr, in dem Keller erstmals an der Handels-Hochschule eine soziologische Lehrver-

[152] Ähnliche Veranstaltungen finden auch im Sommersemester 1932, im Wintersemester 1933/34 sowie im Sommersemester 1936 statt). (vgl. die Vorlesungsverzeichnisse der entsprechenden Jahre).

[153] Zumindest sind Unterlagen zu Kellers Soziologie-Veranstaltungen weder im Universitätsarchiv der Universität St. Gallen noch im Staatsarchiv des Kantons St. Gallen vorhanden.

[154] Kellers Schrift «Die korporative Idee in der Schweiz» (Keller 1934) beginnt beispielsweise mit einem Zitat aus Leopold von Wieses «System der allgemeinen Soziologie» («die korporative Idee in der Schweiz» lässt sich darüber hinaus aber wohl kaum als soziologische Studie bezeichnen).

anstaltung anbietet (Keller 1931). Ihr Inhalt zeugt von einem tiefergehendem Verständnis für und relativ soliden Kenntnissen von Soziologie.[155] Ausschweifend lobt Keller Freyers Versuch zur Grundlegung der Soziologie, schreibt vom 100 jährigen Kampf der Soziologie, um ihren Platz im System der Wissenschaften und setzt sich unter anderem auch mit den Werken bekannter deutschsprachiger Soziologen wie Max und Alfred Weber, Georg Simmel, Ludwig von Wiese, Franz Oppenheimer und Otmar Spann auseinander. Inwiefern Keller Freyers Publikation im Zusammenhang mit seiner soziologischen Lehrveranstaltung studiert, ist nicht bekannt, auf jeden Fall ist sie ein Hinweis darauf, dass er sich in jenem Zeitpunkt intensiv mit der Soziologie auseinandersetzt. Mit seinem soziologischen Lehrangebot weitet Keller die Perspektive des Lehrbetriebs.

In einem – von Jöhr verfassten – Nachruf wird Paul Keller als Teil einer jüngeren Generation beschrieben, die Ende der zwanziger Jahre «in den Lehrkörper eintrat, [...] bald einen bestimmenden Einfluss gewann» und so «in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg – nicht ohne kritische Reaktion der älteren Kollegen gegenüber den Neuerungswünschen «der jungen Herren» – die Grundlagen der raschen Entfaltung der Hochschule während und nach der Zeit des Zweiten Weltkriegs» schuf (Jöhr 1973 S.11) Ob damit auch das Abhalten von Lehrveranstaltungen auf dem Gebiete der Soziologie gemeint ist, geht aus dem Text nicht hervor. Der Umstand, dass Jöhr Jahre später als Prorektor und Rektor der HSG, Vorstand der volkswirtschaftlichen-wirtschaftsgeographischen Abteilung (VWA) sowie Mitbegründer der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie (FGN) zu einem gewichtigen Grade an der Neuorientierung der Handels-Hochschule hin zu einem breiten sozialwissenschaftlichen Profil beteiligt ist, die 1963 in der Umbenennung der Handels-Hochschule in Handels-

[155] Die Soziologie so gibt Keller eine zentrale These Freyers wieder, sei «kein System des Nebeneinanders (Von Formen), sondern notwendig ein System des Nacheinanders». Freyer verstehe sie nicht als formale Logoswissenschaft (wie z.B. Simmel, Wiese oder Spann), sondern als Wirklichkeitswissenschaft (Keller 1931, S.480) Zudem stelle sich Freyer gegen damals aktuelle formale Soziologietheorien (wie jene von Leopold von Wiese) und fordere stattdessen die Ausbildung eines historisch-gesättigten Begriffssystems.

hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mündet, lässt zumindest vermuten, dass damit der erste Anstoss zur Weitung des Blickfeldes – weg von den ursprünglichen Kernfächern der Handelshochschule (Nationalökonomie, Betriebswirtschaftslehre und Jus) – hin zu einem breiten Disziplinenkanon gemeint ist.

5.1.2. Kurzwährende Kontinuität im Lehrbetrieb: Walter Adolf Jöhr als Nachfolger von Paul Keller

1937 verlässt Keller nach sieben Jahren Lehrtätigkeit die Hochschule und tritt eine Stelle im eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement an. Damit beginnt seine ausseruniversitäre Karriere. Im gleichen Jahr lehrt Jöhr[156] erstmals an der Handels-Hochschule (Zimmermann 2007, S.72). Auf Empfehlung von Keller erhält er einen Lehrauftrag für theoretische Nationalökonomie. Nebst dem disziplinären Hintergrund – sowohl Keller als auch Jöhr studieren zunächst Rechtwissenschaften und anschliessend Nationalökonomie (beide u.a. bei Werner Sombart[157] in Berlin) – teilen sie ein Interesse für die korporative Ordnung der Wirtschaft[158].

Jöhr kommt 1910 in Zürich zur Welt. Er studiert und promoviert an der Universität Zürich in Rechtswissenschaften. Es folgt ein zweites Doktorat bei Werner Sombart, das er 1937 mit der Arbeit «Die Ständische Ordnung» abschliesst (Jöhr 1937a). Jöhr gehört zu jener Generation (von) Ökonomen, die sich durch ein breites sozialwissenschaftliches Interesse auszeichnet (ähnlich wie Edgar Salin in Basel)[159] und eine «eine

---

[156] Walter Adolf Jöhr (8.02.1910 - 1.06.1987) studiert Rechtswissenschaften an der Universität Zürich und promoviert 1933. Anschliessend folgt ein Zweitstudium in Berlin. Dort promoviert er ein zweites Mal bei Werner Sombart. Von 1937 bis 1977 ist Jöhr an der Universität St. Gallen tätig. zwisschen 1957 und 1963 als Rektor.

[157] In seinem Lebenslauf gibt Paul Keller an, dass er während seines Aufenthaltes in Berlin «besonders im Seminar von Sombart mitarbeitete» (Curriculum Vitae Paul Keller, ohne Datum, HSG 210-228).

[158] Jöhr (1937a) zitiert Keller (1934) in seiner zweiten Dissertation mehrfach.

[159] Bereits Walter A. Jöhrs Vater (12.06.1878 – 30.06.1953) Adolf Jöhr zeigte ein Interesse an einer breit verstandenen Nationalökonomie/Sozialwissenschaften. Dieser studierte bei August Oncken in Bern (Promotion 1900), bei Gustav Schmoller und Adolph Wagner in Berlin sowie bei Charles Gide und Gabriel Tarde in Paris.

breite, interdisziplinäre Sicht der Ökonomie» vertritt, «die weit entfernt [ist] vom heute dominanten, oft engen und technokratischen Verständnis der Wissenschaft» (2016 Gygi, Köppel & Vinci, S.36). In den folgenden Jahrzehnten kommt Jöhr eine Schlüsselrolle hinsichtlich der Etablierung der Soziologie im Fächerkanon der HSG, aber auch für ihre Institutionalisierung auf nationaler Ebene in einer Fachgesellschaft für Soziologie zu.

Auf Beginn des Wintersemesters 1937/38 tritt Jöhr einen Lehrauftrag für theoretische Nationalökonomie und Wirtschaftsgeschichte an, der zunächst auf zwei Jahre beschränkt ist. (Handels-Hochschule St. Gallen 1938). Im Sommersemester 1938 hält er, wie vor ihm Keller, eine Einführungsveranstaltung in die Soziologie. Sie trägt den leicht abgewandelten Titel «Einführung in die Sozialphilosophie und Soziologie». Es scheint so als hätte er das von Keller ins Leben gerufene Kursformat weitergeführt. Auch in den Folgejahren (bis 1941) liest Jöhr – sein Lehrauftrag wird 1939 um zwei weitere Jahre verlängert – wiederholt seine Einführung in die Soziologie[160].

Einblicke in die Inhalte und das Verständnis von Soziologie, die Jöhr in diesen Kursen vermittelt, bietet ein Typoskript zur Veranstaltung «Einführung in die Soziologie», die er im Sommersemester 1941 hält (vgl. Jöhrs Nachlass im Staatsarchiv St. Gallen)[161] Jöhr konfrontiert die Studierenden – notabene Abgänger einer praxisorientier-

[160] Im WS 1938/39 eine Vorlesung mit dem Titel «Sozialphilosophische Denker von Plato bis zur Gegenwart», im WS 1939/40 mit dem Titel «Einführung in die Soziologie» und schliesslich im WS 1940/41 mit dem Titel «Soziologie».

[161] Im Wesentlichen setzt sich die Lehrveranstaltung aus drei Teilen zusammen: einem «Blick auf die Dogmengeschichte», einer Auseinandersetzung mit dem «Bau der Gesellschaft» sowie einer «Übersicht über die Literatur». Im Teil zur «Dogmengeschichte» sind die Studierenden mit einer umfangreichen Liste von Denkern angefangen bei Plato und endend bei Othmar Spann konfrontiert. Kern der Vorlesung ist der zweite Teil, in dem Jöhr den «Bau der Gesellschaft» behandelt. Hier ist auch sein Grundverständnis der Soziologie erkennbar, das in vielem an jenes von Othmar Spann gemahnt.161 Unter anderem führt Jöhr in diesem Vorlesungsteil die Phänomene des Geistes, der Seele sowie des Körpers als Strukturelemente der Menschhaftigkeit ein und leitet daraus anschliessend die «Notwendigkeit der Gesellschaft» her.

ten Handels-Hochschule – mit einem ausführlichen Überblick über die Ideengeschichte beginnend bei Plato und endend bei Othmar Spann. Ganz generell betrachtet Jöhr die Beschäftigung mit der Dogmengeschichte (bzw. der Geschichte der Volkswirtschaftslehre) als unabdingbar für jegliche wissenschaftliche Arbeit: Sie lehre «dass auch in der Nationalökonomie neue Wege nur dann mit Erfolg beschritten werden können, wenn der Blick ihrer Forscher über den engen Horizont des eigenen Fachgebiets hinausreicht.» (Jöhr 1942a, S.136) Diese Überzeugung resultiert nicht zuletzt in der Idee die Soziologie zur Bearbeitung von Fragen der Nationalökonomie beizuziehen. Jöhrs Verständnis zufolge dient sie vor allem als Hilfswissenschaft zur Beantwortung ordnungspolitischer Fragen.

Die Studierenden sind in Jöhrs Vorlesung mit einer breiten Palette an soziologischen Werken[162] konfrontiert. Zu lesen sind u.a. Max Webers Wirtschaft und Gesellschaft, Leopold von Wieses Beziehungslehre, Georg Simmels «Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung» oder Othmar Spanns «Gesellschaftslehre». Die Einführungsveranstaltung soll wohl, einen Überblick über das Feld der damaligen deutschsprachigen Soziologie vermitteln. Die umfangreiche Literaturliste, die dem Typoskript beigelegt ist, umfasst weiter Texte von Sorokin Pitirim, Georg Simmel,

---

Mit dem Konzept des Verbands begründet Jöhr weiter eine zentrale Kategorie seines Frühwerks (wie sie unter anderem in seiner Dissertation zur ständischen Ordnung bedeutsam ist). Als Grundverbände der Gesellschaft betrachtet er die Kirche, den Staat und die Familie, als grundlegenden soziologische Begriffe jene der «Führung», der «Organisation», der «Masse» und der «Konkurrenz». Im dritten Teil der Vorlesung findet sich unter dem Titel «Übersicht über die Literatur» schliesslich eine Liste soziologischer Publikationen, die Jöhr den Studierenden nahelegt.

[162] Die Literaturliste unterteilt Jöhr in Werke «Zur Einführung», «Hauptwerke wichtiger Richtungen der Gegenwart» und «Werke der speziellen Soziologie». Weiter führt er auch ein Nachschlagewerk (das Handwörterbuch der Soziologie von Alfred Vierkandt) sowie eine Zeitschrift (die von Ludwig von Wiese herausgegebenen Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie) auf. Die Breite Palette an Texten umfasst u.a. Werke von Leopold von Wiese, Pitirim Sorokin, Jakob Baxa, Georg Simmel, Max Weber, Werner Sombart, Franz Jerusalem, Othmar Spann, Alfred Vierkandt, Alfred Adler, Franz Oppenheimer, Emil Brunner, Ferdinand Frodl, Vilfredo Pareto, Max Scheler, Alfred Weber und Karl Dunkmann.

Werner Sombart, Franz Jerusalem, Alfred Vierkandt, Franz Oppenheimer, Max Scheler, Alfred Weber und Vilfredo Pareto.

Im Kern der Vorlesung steht der Teil mit dem Titel «Bau der Gesellschaft». Hier ist Jöhrs Grundverständnis der Soziologie erkennbar, das in vielem an jenes von Othmar Spann gemahnt.[163] Ein Zufall ist das nicht. In seiner Berliner Zeit ist Jöhr «hautnah mit Othmar Spann und seiner universalistischen Wirtschaftslehre konfrontiert». (Kneschaureck 1990, S.XXIX) Er scheint fasziniert von dessen Idee des Universalismus, aber auch von Spanns korporatistischem Staatsverständnis. Die Soziologie – und das ist eine Konstante in Jöhrs Verständnis der Disziplin – ist vor allem im Zusammenhang mit Ordnungsproblemen zwischen Wirtschaft, Gesellschaft und Staat von Bedeutung. Die Vorlesung zur Einführung in die Soziologie weist in vielen Dingen Parallelen zu Jöhrs kontrovers diskutierten Dissertation «Die ständische Ordnung» sowie seinem im Nachgang an einen ausgedehnten Aufenthalt in den USA entstandene Werk «Amerika und der Faschismus» auf. Zentrale Begriffe beider Publikationen wie jene des Führers und der Masse tauchen immer wieder in ihr auf.

Die Rolle und Bedeutung der Soziologie für Keller und Jöhr lässt sich nicht allein anhand ihres Unterrichts erkennen. In einem nächsten Schritt befassen wir uns mit der Rolle der Soziologie in Paul Kellers und Walter Adolf Jöhrs wissenschaftlichen Publikationen der 1930er Jahre.

5.1.3. Die Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft – zur Bedeutung der Soziologie im wissenschaftlichen Werk von Paul Keller und Walter Adolf Jöhr

Um die Beschäftigung von Keller und Jöhr mit der Soziologie besser zu verstehen, hilft es, den zeitgeschichtlichen Kontext jener Jahre zu erhellen. Anfangs der 1930er Jahre sind die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise in der Schweiz deutlich zu spüren. Noch sind die Erinnerungen an die Kriegsjahre präsent. Vor diesem Hintergrund

[163] Zu erkennen ist das u.a. anhand der Übersicht zur Vorlesung selbst bzw. daran, dass sein dogmengeschichtlicher Überblick in der damaligen Gegenwart mit Othmar Spann endet (wobei unter dem Titel Othmar Spann auch seine eigene Dissertation aufgeführt ist).

wird Kritik an der liberalen Ordnung der Schweizer Gesellschaft laut. Grabenkämpfe zwischen den etablierten Parteien und die missliche wirtschaftliche Lage begünstigen diese Tendenz. Im ‹Frontenfrühling› erklingen 1933 Rufe nach Systemveränderung und politischer Erneuerung. Dabei wird bisweilen auf der Suche nach Vorbildern in die Nachbarländer (Deutschland und Italien) geschielt. (vgl. Wolf 2006)

Kellers wie auch Jöhrs erwähnte Schriften sind vor dem Hintergrund einer grundlegenden Verunsicherung weiter Teile der schweizerischen Gesellschaft zu verstehen. Diese führt Keller in seiner Antrittsvorlesung an der Handels-Hochschule auf den gesellschaftlichen Wandel zurück: «Das Erschrecken des Einzelnen wird verständlich in einer Zeit, welche schwere Erschütterungen und tiefe Wandlungen in den Bezirken des Geistigen, Politischen und Wirtschaftlichen erfährt» (Keller 1930, S.23). Es sei unbestreitbar «, dass durch den Weltkrieg, der wichtige Bande einer internationalen Gemeinschaft zerriss, nationalistisches Denken und Handeln einen gewaltigen Impuls» erhalten hätten (Keller 1930, S.23).

Ein tiefes Misstrauen gegenüber dem Liberalismus und einer allzu frei verstandenen Wirtschaft kennzeichnet die von Keller beschriebene Lage, im Kontext derer nationalistische Gruppierungen wie jene der Frontisten Aufwind bekommen. Analytisch versucht er den Zusammenhang zwischen ersterem und dem Zulauf zu solchen Gruppierungen aufzuzeigen: Der Mensch suche in der Dekade wirtschaftlicher Depression «in seiner Hilflosigkeit […] Halt und Stärke in der Verbindung mit andern.» (Keller 1934, S.7) Er fühle sich angesichts solcher Umwälzungen schwach und es werde ihm «Angst vor jener Selbstverantwortung, in die ihn die liberale Weltanschauung gestellt» habe (Keller 1934, S.7).

Grundlegende Zweifel am Liberalismus prägen auch Jöhrs frühe Schriften. Mehrfach bezieht er sich explizit auf Keller (1934). Gleichzeitig setzt er den Liberalismus in eine ursächliche Beziehung mit einer Reihe von «Schäden der gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur» wie dem Auseinanderbrechen der Gesellschaft, der Vereinzelung des Individuums und dem Aufkommen unüberwindbarer Differenzen zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft (Jöhr 1937a, S. 171f.).

Angesichts der Vielfalt an konstatierten Missständen und der Verunsicherung breiter Bevölkerungskreise stellen beide Autoren die Frage, inwiefern Aspekte der gesellschaftlichen Ordnung an ihrem Anfang stehen. Besonders die Frage, inwiefern die Ordnung der Gesellschaft zu reformieren sei beschäftigt Keller und Jöhr. (Keller

1934, S.6)[164] Mit ihrem Vorhaben sind die beiden Volkswirte in der Schweiz nicht allein. Unter dem Stichwort der korporativen Ordnung bzw. des Korporatismus werden in den 1930er Jahren eine Reihe von Erneuerungsvorschlägen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern und Milieus diskutiert. Diese sind sich darin ähnlich, dass sie als Stufe zwischen den wirtschaftenden Individuen und Unternehmen einerseits sowie dem regulierenden und zunehmend in den wirtschaftlichen Alltag eingreifenden Staat andererseits sogenannte Stände (reformierte Versionen der mittelalterlichen Zünfte) vorsehen (zum Korporatismus vgl. Müller 1988). Sowohl Keller (1934) als auch Jöhr (1937a und 1937b) beteiligen sich an der Debatte um den Korporatismus. Während die Mehrheit der Vorschläge im Feld der Politik anzusiedeln sind, versuchen Keller und Jöhr innerhalb des Wissenschaftsbetriebs auf eine mögliche Reform der gesellschaftlichen Ordnung hinzuarbeiten. Dreh- und Angelpunkt ihrer Überlegungen ist das, was Keller als «korporative Idee» bezeichnet. Diese verlege «das Schwergewicht vom Individualprinzip auf das Verbandsprinzip, vom Einzelmenschen auf die soziale Gruppe.» (Keller 1934, S.9) In den Verbänden bzw. Berufsständen sehen Keller und Jöhr das zentrale Element der korporativen Idee. Mit ihrer Unterstützung – so Keller (1934, S.9) – «findet der ‹über seine Hilflosigkeit, Einsamkeit und Schwäche› Erschrockene den Weg aus dem Chaos zur Ordnung, aus der Angst vor dem Unterliegen in der persönlichen Verantwortung in das Handeln im starken Verband. Sie [die korporative Idee] lebt vom Willen vieler Gegenwartsmenschen, aus ihrer Vereinzelung erlöst zu werden.» (Keller 1934, S.9)

Am Ende hält Keller trotz seiner Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen am Liberalismus fest.[165] Entschieden spricht er sich für einen liberalen Entwurf der korporativen Idee aus. Jöhr hingegen bezeichnet den Liberalismus als Fehl-

[164] Rückblickend schreibt Gerhard Schwarz über Jöhr, dass dieser ein Anhänger der Euckenschen These von der Interdependenz der Ordnungen gewesen sei. Denn er glaube, «dass die Gestaltung im politischen und im wirtschaftlichen Bereich ‹vom gleichen Geist geleitet sein muss›.» (Jöhr & Schwarz 1980, S.32, zit. in Schwarz 1990, S. XV)

[165] Er lobt den Liberalismus als «durchdrungen vom Wert des Menschen» sowie dafür, dass er den «Einzelnen vor der erdrückenden Macht der Kollektivitäten» schütze, den Staat wolle und überzeugt als notwendig bejahe. (Keller 1934, S. 61f.)

konstruktion und trachtet danach, «der gegenwärtigen Unordnung» eine neue Gesellschaftsordnung entgegenzusetzen (Jöhr 1937a, S.V & 170). Sein Gesellschaftsentwurf lässt sich dem «illiberalen Korporatismus» zuordnen (Müller 1988, S.61f.). Nicht frei von Bewunderung schielt der dabei auch nach Italien und Deutschland.

5.1.3.1. Jöhrs Zugang zur Soziologie: Die Wirtschaftsordnung als zentraler Anwendungsfall

Der Weg zur geforderten gesellschaftlichen Neuordnung geht bei Jöhr über die Entwicklung einer «Theorie der ständischen Ordnung». Hierfür sei eine philosophische wie auch soziologische Grundlegung nötig (vgl. Jöhr 1937a, S.170). Jöhrs frühe Schriften (Jöhr 1937a und 1937b) sind gerade aufgrund dieser postulierten Notwendigkeit einer soziologischen Fundierung von Interesse. Sie geben an vielen Stellen Aufschluss über sein Verständnis der Soziologie und wie er ihren Anwendungsbereich umreisst. In «Die Ständische Ordnung» und «Amerika und der Faschismus» zeigt sich, dass Jöhr die Auseinandersetzung mit der Wirtschaftsordnung als zentralen Gegenstand betrachtet, für den die Nationalökonomen soziologisches Wissen beizuziehen hätten.

Dies beurteilt Jöhr auch zehn Jahre nach dem Erscheinen der «Ständischen Ordnung» nicht wesentlich anders. Im Rahmen seiner Bemühungen zur Institutionalisierung der Soziologie an der Handels-Hochschule St. Gallen bezeichnet er 1949 die Lehre von der Wirtschaftsordnung als wichtigsten Anwendungsfall der Synthese von Soziologie und Nationalökonomie. Über eine solche habe der Weg zur Institutionalisierung der Soziologie zu verlaufen. Denn die Gestaltung der Wirtschaftsordnung sei «von entscheidender Bedeutung für das Schicksal der modernen Kultur und Gesellschaft.» (Jöhr 1949, S.629f.) Von ihr hänge es weitgehend ab, ob eine hochgradig arbeitsteilige Gesellschaft und ein Staat, der mit einer grossen Zahl von Funktionen aller Art betraut ist, mit einem hohen Masse an individueller Freiheit vereinbar seien.

Während Jöhrs Argumentarium für eine Synthese von Nationalökonomie und Soziologie Anfang der 1950er Jahre sehr elaboriert erscheint, zieht er die Soziologie in den beiden erwähnten Publikationen der 1930er Jahre bei, ohne sein Verständnis derselben oder ihres Zusammenhanges mit der Nationalökonomie explizit zu thematisieren. Am Anfang von Jöhrs Begründung für den Beizug der Soziologie steht lediglich das Infragestellen der aktuellen gesellschaftlichen Ordnung. Die prominente Stellung, die

der Gegenstand der gesellschaftlichen bzw. sozialen Ordnung – und damit der Einbezug soziologischer Theorie – in Jöhrs Frühwerk einnimmt, erschliesst sich dem aufmerksamen Leser bereits bei der Lektüre der ersten Sätze seiner Dissertation:

> *«Es kennzeichnet das Zeitalter, in dem wir leben, dass in ihm zum Unterschiede von allen früheren Epochen der Geschichte die soziale Ordnung zum Problem geworden ist. Diese Tatsache ist von folgenschwerer Bedeutung. Während früheren Zeiten die Formen und Gesetze des menschlichen Zusammenlebens als geheiligte Bräuche oder unverbrüchliche Ordnungen gegeben waren, harrt unserem Geschlecht die Aufgabe, sich zurückzubesinnen auf die eigentlichen – der Struktur des Geistes und der menschlichen Natur adäquaten – Formen des menschlichen Zusammenlebens, um hierauf die als richtig erkannte Sozialordnung in die Wirklichkeit umzusetzen.»* (Jöhr 1937a, S.V)

Es ist kein wertfreies Verständnis von Wissenschaft (wie auch von der Soziologie), das Jöhrs Arbeiten in den 1930er Jahren charakterisiert. Er sucht nicht etwa nach einer deskriptiven Auseinandersetzung mit aktuellen Staatsformen und Wirtschaftsordnungen, sondern möchte auf eine vermeintlich bessere Ordnung hinwirken.[166] Entsprechend weisen beide Werke («Amerika und der Faschismus» (Jöhr 1937a); «Die ständische Ordnung» (Jöhr 1937)) stark normative Züge auf. Daraus macht Jöhr keinen Hehl. Im Vorwort zur ständischen Ordnung schreibt er, dass er «innerhalb der ‹wertfreien› modernen Soziologie vergeblich nach einem tragfähigen Unterbau für ein neues Gesellschaftsgebäude Umschau gehalten» habe und daher versuchen müsse, «die Fundamente der [...] Theorie der ständischen Ordnung selber zu bauen» (Jöhr 1937b, S.VI) Dieses Unterfangen solle jedoch nicht bloss theoretischer Natur sein: «Ich will mich [...] nicht damit begnügen, ein neues Gesellschaftsbild zu entwerfen, ich will auch prüfen, inwiefern und inwieweit sich dieses in der Gegenwart verwirklichen lasse» (Jöhr 1937a, S.VI) Die Wertorientierung sei ein zentrales Charakteristikum von Jöhrs Verständnis der Nationalökonomie schreibt sein Schüler Gerhard

[166] Von einer ähnlichen Aufgabe wie Jöhr sprach drei Jahre früher auch Keller «Es ist unserer Zeit die schwierige Aufgabe einer Neuordnung der Beziehungen zwischen Wirtschaft und Staat und zwischen den wirtschaftenden Individuen gestellt.» (Keller 1934, S. 67)

Schwarz in einer rückblickenden Würdigung (Schwarz 1990, S. XV). Er habe nichts von der Werturteilsfreiheit im Sinne Max Webers gehalten. Werturteile seien für ihn vielmehr «konstitutive Faktoren der Humanwissenschaften» gewesen. (Jöhr 1971, S.220, zit. in Schwarz 1990, S.XV) Der Wissenschaftler habe «nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zur Wertung.» (Jöhr 1947, S.30, zit. in Schwarz 1990 S. XVI)

Jöhrs Verständnis der Soziologie in der «Ständischen Ordnung» – aber auch in späteren Jahren – ist ein Instrumentelles. Er sieht sie – im Laufe der Jahre wird er dies in anderen Publikationen weiter explizieren – als Hilfswissenschaft der Nationalökonomie. In seiner Dissertation werden soziologische Theorien zur Beantwortung der «an die der Gegenwart gestellte[n] Aufgabe der Neuordnung der Formen des menschlichen Zusammenlebens» beigezogen (Jöhr, 1937a, S.V). Damit geraten sie in das Fahrwasser ideologischer Argumentation. Es ist daher auch kaum verwunderlich, dass Jöhr in der wertfreien Soziologie keine Anschlussmöglichkeiten erblickt. In «Amerika und der Faschismus» schreibt er nostalgisch, dass die soziale Ordnung «bis tief in das Zeitalter des Absolutismus hinein, [...] ein durch das Herkommen geheiligter und durch die Autorität der Kirche sanktionierter Zustand» gewesen sei. Den historischen Ausgangspunkt der von ihm beklagten negativen Entwicklungen sieht Jöhr in der Aufklärung. Erst sie habe die «gesellschaftliche Ordnung selbst zum Problem, wie es bis heute auf der abendländischen Menschheit lastet», gemacht und damit «das Ganze des gesellschaftlichen Aufbaues in Frage gestellt» (Jöhr 1937b, S.8f.). Mit seinem Beitrag will Jöhr auf eine gegenläufige Entwicklung hinarbeiten: «Schon stehen wir heute aber auch inmitten einer die ganze abendländische Welt umfassenden geistigen Bewegung, die den Idealen der Aufklärung eindeutig den Rücken gekehrt hat und nach einer neuen Gestaltung des sozialen Daseins sucht, die den unvergänglichen Werten der sozialen Form wieder Gerechtigkeit widerfahren lässt» (Jöhr 1937a, S.V).

Jöhr sehnt sich nach einer aktualisierten Form der ständischen Ordnung des Mittelalters und gedenkt dieser ein neues theoretisches Gewand zu schneidern. Während sich Keller (1934) noch dezidiert für einen liberalen Entwurf der korporativen Idee ausspricht – wobei er den Liberalismus als «durchdrungen vom Wert des Menschen» versteht und ihn schätzt, da er den «Einzelnen vor der erdrückenden Macht der Kollektivitäten» schützt, den Staat will und überzeugt als notwendig bejaht – fällt Jöhrs Vorschlag einer «ständischen Ordnung» dezidiert liberalismuskritisch aus, ja weist

bisweilen gar antidemokratische Züge auf (Keller 1934, S.61f.; Jöhr 1937a; für eine genauere Besprechung siehe Zimmermann 2007).

Liberalismus wie auch Marxismus – die «zwei grossen Versuche» der vorangegangenen 150 Jahre – lehnt er als geistige Fehlkonstruktionen ab. «Unter der Herrschaft widernatürlicher Ordnungsprinzipien» (damit meint Jöhr hier nebst diesen beiden auch den Kapitalismus) habe die soziale Entwicklung «in die gegenwärtige Un-Ordnung hineingeführt» (Jöhr 1937a, S. 164). Dem liberalen Staat spricht Jöhr die Fähigkeit ab, das Auseinanderbrechen der Gesellschaft zu verhindern. Stattdessen orientiert er sich am Faschismus, dessen «geschichtliche Mission» darin beruhe, «die auseinandergebrochene Gesellschaft wieder zusammen[zu]schliess[en], wieder zu einer neuen Einheit [...] einer ‹Einheit in wohlgegliederter Vielheit›» zu führen (Jöhr 1937a, S.10).[167]

Die pointierte Position, die Jöhr in seiner Dissertation vertritt, bereitet ihm im Zusammenhang mit seiner Anstellung an der Handel-Hochschule St. Gallen Probleme

[167] Jöhrs Ausführungen in Amerika und der Faschismus sind deutlich und lassen eine unverhelte Präferenz für den Faschismus erkennen. Zum Beispiel schreibt er auf Seite 11 von «positiven, bleibenden Zügen des Faschismus» und beschreibt ihn weiter als « wieder konservativ, erdverwurzelt, religiös. An die Stelle abstrakter, weltumspannender Konstruktionen setzt er die natürlichen Bindungen an das Volk, die Heimat, den Stand, die Familie, die Scholle, den Beruf, die Tradition, die Geschichte. In der Wiederbejahung dieser Bindungen, die man in Deutschland unter dem Schlagwort «Blut und Boden» zusammengefasst hat, tritt eine vielleicht mehr gefühlsmässige als bewusste Erkenntnis zu Tage, dass die menschliche Natur dieser Anlehnungen notwendig bedarf, dass sie auf diese veranlagt ist.» (Jöhr 1937a, S.11)
Im Schlusswort schildert Jöhr gar eine Situation wonach nicht mehr Amerika, sondern Europa, aktuell ... «Solange Europa sich von allen natürlichen Bindungen des gesellschaftlichen Lebens zu emanzipieren bestrebte, dem Fimmel des technischen Fortschrittes ergeben war und die Anhäufung gewaltiger wirtschaftlicher Reichtümer über alles bewunderte, konnte es in den Vereinigten Staaten seinen besten Lehrmeister erblicken. Heute aber, wo Europa sich wieder zurückbesinnt auf die natürlichen Grundlagen von Volk, Stand und Kultur, wo es wieder die Urgesetze alles gesellschaftlichen Seins zu erkennen beginnt, vermag ihm Amerika für die Lösung seiner Probleme nichts mehr zu bieten. Vielmehr ist, wie unsere Untersuchungen deutlich zu zeigen vermochten, die Reihe an den Vereinigten Staaten, die Augen wieder auf ihre alte Mutter Europa zu richten und von ihr zu lernen, wollen sie der destruktiven Kräfte, die die amerikanische Gesellschaft und mit ihr den amerikanischen Menschen in der Existenz bedrohen, Herr werden.» (Jöhr 1937a)

und wird auch später bei seiner Berufung sowie im Zusammenhang mit Jöhrs Ernennung zum Prorektoren thematisiert (vgl. hierzu Zimmermann 2007). In den Medien ist 1937 die Rede vom «Fall Jöhr». Als Reaktion auf die Erteilung des Lehrauftrags für Nationalökonomie reicht die sozialdemokratische Gemeinderatsfraktion eine Interpellation ein. «Darin wird betont, dass Dr. Jöhr ein ausgesprochener Gegner der demokratischen Staatsform und der liberalen Freiheitsrechte sei und gefragt, ob die Vertreter des Stadtrates im Handelshochschulrate bereit seien, im Interesse der Handelshochschule eine Wiedererwägung dieser Berufung zu veranlassen.» (Der Bund 1937a) Auch bei seinem Vorgänger Paul Keller stösst Jöhr mit den skizzierten Vorschlägen zum Umbau der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung auf Unverständnis. In der NZZ bespricht dieser Jöhrs Dissertation kritisch:

> *«Der schweizerische Verleger hätte den schweizerischen Lesern sagen können, dass er ihnen die Arbeit eines um politische Klärung ringenden jungen Schweizers vorlege, der dem geistigen Milieu einer zeitgenössischen deutschen Hochschule und dem Einfluss ihrer Lehrer so sehr erlegen ist, dass ihm darüber Sinn und Verständnis für die Eigenart schweizerischer Tradition und für die Besonderheit schweizerischer Lebens- und Staatsauffassung – wenigstens vorübergehend – stark verloren gingen.»* (NZZ 1937 zit. in Zimmermann 2007 S.67)

Während kritische Stimmen zurecht den ideologischen Einschlag in Jöhrs Frühwerk beanstanden, wird seine Dissertation von anderen als «wertvoller Schweizerischer Beitrag zur Frage der Ständischen Ordnung, der auch ausserhalb wirtschaftswissenschaftlicher und soziologischer Fachkreise Beachtung verdient» gelobt (Der Bund 1937b). Die Beantwortung der Frage, inwiefern es sich beim jungen Jöhr der 1930er Jahre um einen «um politische Klärung ringenden junge Schweizer» gehandelt hat und wie sein Frühwerk zu beurteilen ist, nicht Aufgabe der vorliegenden Dissertation. Jedoch erscheint Kellers Charakterisierung von Jöhr vor dem Hintergrund eines bald sich abzeichnenden fundamentalen Wandels in dessen Sichtweise auf den Themenkomplex Wirtschaft und Gesellschaft nicht ohne Reiz. Mit den Jahren – und damit auch dem sich wandelnden zeitgeschichtlichen Kontext – verändern sich nämlich Jöhrs Vorstellungen, wie das Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft auszugestalten sei, fundamental. Während er in den 1930ern die Marktwirtschaft noch durch eine berufsständische Ordnung ersetzen will, spricht er dem Korporatismus Ende der

1940er Jahre die Eignung ab, die Probleme einer marktwirtschaftlichen Ordnung zu lösen (vgl. Zimmermann 2007, S.81). Ab den späten 1940er Jahren erscheint Jöhrs Position in seinen Publikationen durchwegs liberal und marktfreundlich (vgl. ebd., S.80f.).[168]

Zeugt die Verschiebung zentraler Ordnungsideen in Jöhrs Anschauung vom Wandel in seinem Denken – Jöhr wurde vom Verfechter des Korporatismus zu dessen Gegner – so erscheint die Überzeugung, dass es notwendig sei, die Soziologie zum besseren Verständnis der Probleme der Wirtschaftsordnung hinzuzuziehen, als Konstante. Für das Nachvollziehen der Institutionalisierung der Soziologie an der Handels-Hochschule St. Gallen ist «Die Ständische Ordnung» gerade auch deshalb von Bedeutung, weil sie dezidiert soziologischen Charakter aufweist und Jöhrs Grundverständnis der Soziologie – das trotz seiner später sich wandelnden politischen Ansichten im Wesentlich dasselbe bleibt – verdeutlicht. Nebst der Zentralität der Frage nach der geeigneten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in Jöhrs Frühwerk zeugt aber auch – wie nachfolgend zu zeigen ist – seine Auseinandersetzung mit dem Werk seines Doktorvaters Werner Sombart von seinem Verständnis von Soziologie.[169]

5.1.3.2. Die Soziologie im Kontext der Einheit der Sozialwissenschaften

Jöhrs Auseinandersetzung mit dem Liberalismus im Rahmen seiner Arbeiten zur korporativen Idee ist im doppelten Sinne bedeutsam für die vorliegende Arbeit. Nicht nur dient sie zur Beleuchtung des Umstandes, dass Jöhr in der Wirtschaftsordnung den

[168] In rückblickenden Ehrungen und Nachrufen, ist es vor allem die Zeit, nach diesem Wandel, welche von Jöhrs Schülern ins Zentrum gerückt wird (vgl. Schwarz 1990, Kneschaurek 1990), während die Publikationen der 1930er gerne unterschlagen werden. So lässt es Kneschaurek (1990) beispielweise so erscheinen, als wäre Jöhr stets ein klarer Verfechter der marktwirtschaftlichen Ordnung gewesen, der sich «vehement gegen jegliche Form organisierter Zusammenfassung wirtschaftender Menschen in Klassen oder ‹Ständen›» gewendet habe (Schwarz 1990, S.XXIX) und dessen «Schlussfolgerungen in diesem Buch [Ist ein freiheitlicher Sozialismus möglich?] – genauso wie in allen Einzelmonographien – auf eine deutliche Ablehnung sozialistischer und kollektivistischer Ordnungsmodelle hinaus und begründen einmal mehr die unverkennbare weltanschauliche Position Jöhrs.» (ebd., S. XXXI)

[169] «Als Schüler Werner Sombarts, für den die Nationalökonomie ein Teilgebiet der Soziologie darstellte, hatte er zunächst die geisteswissenschaftliche Tradition der jüngeren historischen Schule sich angeeignet.» (Kaufmann 1980, S.31)

zentralen Gegenstand erblickte, zu dessen Reformation es der Soziologie bedürfe. Vielmehr blitzt auch stellenweise Jöhrs Verständnis von Soziologie und den Sozialwissenschaften generell auf. Bereits anhand der «ständischen Ordnung» (Jöhr 1937a) lässt sich zeigen, dass Jöhr den Liberalismus (in Verbindung mit der Aufklärung) nicht nur als Ursache für die Tendenz des Auseinanderdriftens der Gesellschaft, sondern auch des Auseinanderbrechens des Wissenschaftssystems betrachtet (eine Tendenz, die ihm augenscheinlich missfällt):

> *«Der von dem sozialen Ordnungsbild des Liberalismus nicht gewollte, wohl aber von ihm bewirkte Prozess des Auseinanderbrechens der Gesellschaft lässt sich auf allen Lebensgebieten nachweisen; besonders augenscheinlich ist er aber in Kunst, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft. So trat in der Wissenschaft an die Stelle der alten universitas litterarum, an die heute noch das Wort ‹Universität› erinnert, eine grosse Zahl völlig selbständiger, sich gegenseitig fremd gewordener, auch in sich selbst gespaltener Fachdisziplinen, die alle eines einigenden geistigen Bandes ermangeln.»* (ebd., S. 166)

Analog zum Zerfall der Gesellschaft zeichnet Jöhr im Feld der Wissenschaften ein Bild der Dekadenz. Es fehle den einzelnen, «sich gegenseitig fremd gewordenen» und «auch in sich selbst gespaltene[n] Fachdisziplinen» ein einigendes geistiges Band. Was Jöhr unter einem einigenden geistigen Band verstehen könnte, lässt sich dem Aufsatz «Gedanken zum Lebenswerk von Werner Sombart» entnehmen, der 1942 einige Monate nach Sombarts Tod erscheint (Jöhr 1942b).

Der Aufsatz lässt Schlüsse auf das Selbstverständnis Jöhrs als Wissenschaftler sowie auf seine Auffassung der Soziologie bzw. Sozialwissenschaften zu.[170] Ehrfürchtig schreibt Jöhr darin, dass der Sozialwissenschaftler (womit er sich selbst meint) in seiner Arbeit inne halte und vor seinem geistigen Auge das gewaltige Werk erstehen lasse, das Sombart hinterlassen habe (ebd., S.321).

---

[170] Jöhr beginnt den Aufsatz mit den Worten: «Am 18. Mai 1941 ist Werner Sombart im Alter von 78 Jahren gestorben. Der Sozialwissenschaftler hält ein in seiner Arbeit und lässt vor seinem geistigen Auge das gewaltige wissenschaftliche Werk erstehen, das ihm der Verstorbene hinterlassen hat.» (Jöhr 1942b, S. 321) Besonders hervor sticht dabei die Selbstbezeichnung als «Sozialwissenschaftler».

> *«Und er sieht nun eine ganze Anzahl von grossen Wissenschaftsgebäuden, die, wenn auch jedes ein in sich geschlossenes Gebilde darstellt, doch in ihrem Stil und in ihrer Gesamtanlage den inneren Zusammenhang verraten.»* (ebd., S.321)

Jöhr lobt die Universalität von Sombarts Werk, die im Widerspruch zu einer Tendenz der Spezialisierung der Wissenschaften stehe und bezeichnet Sombart neben Max Weber als Pionier der verstehenden Sozialwissenschaften (ebd., S. 323).[171]

Ähnlich wie bei seinen späteren Anläufen zur Institutionalisierung der Soziologie an der Handels-Hochschule St. Gallen sowie in einer Schweizerischen Fachgesellschaft für Soziologie sind es vor allem Fragen der Abgrenzung von sowie der Beziehung zu anderen Wissenschaften, die Jöhr im Text zu Leben und Werk Sombarts umtreiben. Insbesondere scheidet er die Sozialwissenschaft von der Naturwissenschaft: Erstere vermöge «in ihren Gegenstand viel tiefer einzudringen als [letztere]». Sie könne nämlich «nicht nur beschreiben, reduzieren, erklären, sie [vermöge auch] den Sinn und die Bedeutung der gesellschaftlichen Vorgänge zu erfassen, mit einem Wort: sie [vermöge] zu verstehen.» (ebd., S.323) Die Naturwissenschaft hingegen könne vor allem äussere Regelmässigkeiten feststellen und vermöge damit (sowie in ihrem Bestreben Gesetze aufzustellen) nur zu ordnen, nicht aber zu verstehen (ebd., S.324). In Jöhrs Ausführungen spiegelt sich nicht zuletzt auch eine Kritik an der Tendenz zur zunehmenden Quantifizierung sozialer Phänomene, die er mitunter auch im Bereich der Nationalökonomie beobachtet.

> *«Die Eigenart der sozialen Ordnung zeigt uns ein Blick auf die Ordnungskriterien der modernen Naturwissenschaften. Diese reduzieren die Welt auf blosse Quantitäten, um sie dann nach den empirisch gewonnenen Regeln der Veränderung zu ordnen. Schon Kant war sich der Unzulänglichkeit dieser mechanistischen Betrachtungsweise klar geworden»* (Jöhr 1937a, S. 170).

---

[171] Eingehend beschäftigt er sich im betreffenden Aufsatz mit der Art und Weise, wie die Sozialwissenschaft Erkenntnis generiert, räsoniert über den Begriff des Verstehens und vergleicht dabei das Werk Werner Sombarts mit jenem Max Webers.

Im Felde der Wirtschaftsordnung führt Jöhr wiederum die Tendenz zur Quantifizierung auf den Kapitalismus zurück. «Dem Kapitalismus vor allem verdanken wir auch die überhandnehmende, besonders geldliche Quantifizierung aller Werte; dies bedeutet aber, da nun einmal geistige Güter Qualitäten und nicht Quantitäten sind, den Zerfall der geistigen Werteordnung» (ebd., S. 167).

Ähnlich wie in seiner zweiten Dissertation und seiner Würdigung Sombarts stellt Jöhr auch in einem weiteren Aufsatz wehmütig fest, dass die Einheit und Einheitlichkeit des Wissens auseinanderbreche und dadurch die verschiedenen Teile der Welt gesondert betrachtet würden (Jöhr 1942a, S.406f.). Jöhr sieht in der seines Erachtens durch Aufklärung und Liberalismus angestossenen Entwicklung zur Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems, die Gefahr des Spezialistentums, in dessen Folge auch die einzelnen Kulturgebiete in Gedanken verinselt würden. Er spricht weiter von der Neigung zur «Vereinzelung der Wissensgebiete», von der Schaffung immer neuer «Fachwissenschaften» und dem wenig inspirierenden Bild eines Aktenschrankes, dass dieser Begriff in seinem Denken evoziere (ebd., S.406f.). Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung klinge Sombarts Lebenswerk – so Jöhr –

> *«Mit der Forderung einer ‹Grundwissenschaft›[... im] Bekenntnis zur Universalität [aus]. [Diese zeige] uns aber auch, was erst das Wesen der Universalität ausmacht: es ist nicht die Beherrschung der verschiedensten Fachdisziplinen durch ein und denselben Forscher; die Universalität ist zunächst ein objektives Prinzip: die Verwurzelung aller Wissenschaften in der gleichen ‹Grundwissenschaft›. Nur dank dieses objektiven Sachverhaltes kann die Durchdringung mehrerer Fachgebiete, die subjektive Universalität, wie man es nennen könnte, nicht zu einer Zersplitterung, sondern zu einer fruchtbaren Gesamtschau führen.»* (Jöhr 1942a, S.335)

Die Lobpreisung von Sombarts Universalismus widerspiegelt Jöhrs Offenheit gegenüber anderen Disziplinen. An dessen Werk lobt er, was er auch für sein eigenes Schaffen als handlungsleitend erachtet. Schwarz fasst (1990, S.XI) das wissenschaftliche Arbeiten Jöhrs mit der Losung «Generalistentum und Interdisziplinarität» zusammen. Ähnlich beschreibt auch Jetzer Jöhrs Wissenschaftsverständnis: «Die Offenheit und Neugier gegenüber Ideen und Ansätzen von Fachkollegen sowie die Bereitschaft – man ist schon eher geneigt zu sagen den Mut –, die Grenzen der eigenen Disziplin zu

überschreiten und sich gründlich in die Gebiete von ‹Nachbarwissenschaften› einzuarbeiten, sind hervorstechende Merkmale seines [Jöhrs] Forscherdrangs.» (Jetzer 1990, S.XXf. 1990) Aus Jöhrs Würdigung von Sombart geht hervor, dass der Nationalökonom – wenn er sich denn auch als Sozialwissenschaftler versteht – sich nicht mit den oftmals technischen Modellen der eigenen Disziplin begnügen dürfe. Zu diesem Zweck führt Jöhr die Unterscheidung zwischen der Morphologie (der wirtschaftlichen Gestaltlehre) und der Katallaktik (die Gütertauschlehre) ein. Während Jöhr für die Katallaktik Theoriebildung im Sinne der Errichtung hypothetisch-deduktiver Systeme (ähnlich wie in den Naturwissenschaften) für legitim erachtet, bedürfe es im Bereich der Morphologie des Beizugs anderer Wissenschaftsgebiete, um ein «Verständnis der Bedingungen, unter denen die Marktwirtschaft und damit der Gegenstand der Katallaktik geschichtlich möglich ist», zu erreichen (Jöhr 1942a, S. 329). Mit diesen Bedingungen spielt Jöhr einmal mehr auf die gesellschaftliche Ordnung sowie das Alltagsgeschehen an, in welche die Marktwirtschaft eingebettet ist. Die nationalökonomische Forschung solle sich nicht auf die permanente Verfeinerung ihrer Modelle und Untergebiete festfahren, sondern sich «mehr mit den ideologischen politischen und interessenspolitischen Einflüssen auf die Wirtschaft» beschäftigen (Jöhr 1947, S.6). Und für diesen Zweck – so lässt sich aus Jöhrs späteren Schriften schliessen – erscheint insbesondere die Soziologie geeignet.

Rückblickend mögen die breite sozialwissenschaftliche Ausrichtung Jöhrs und sein generalistischer intellektueller Horizont den Leser überraschen; bei genauerer Betrachtung erscheinen sie indes nicht als besonders herausragend, sondern geradezu typisch für eine Eigenheit der damaligen nationalökonomischen Tradition Schweizer Prägung. Noch vor Jöhr zeichnen sich in der Schweiz tätige Nationalökonomen wie Eugen Böhler (1893-1977) oder Naum Reichesberg (1867-1928) durch eine ausgeprägte interdisziplinäre Offenheit und ihr Interesse an Soziologie aus (Interview Walter-Busch 2018; zu Naum Reichesberg siehe Masé 2019, S.152f.). Jöhr sei eine ‹schweizerische Ausgabe› gewesen – sprich kein Nationalökonom deutschtheoretischer Ausprägung, sondern einer, der sich auch anwendungsorientiert zeigte und sich interdisziplinär offenhalten wollte. (Interview Walter-Busch 2018) Ähnlich sieht dies Kaufmann (1980, S.31), wenn er schreibt, dass es vor allem Schweizer oder in der Schweiz ausgebildete Ökonomen gewesen seien (womit er auch Jöhr meint), «die in den letzten Jahren einer Isolierung der quantitativen deutschsprachigen Nationalökonomie von den übrigen Sozialwissenschaften entgegengearbeitet haben.»

Die Tour d'Horizon durch Jöhrs Frühwerk verdeutlicht die zentrale Rolle, die er der Soziologie beimisst. Eine breite sozialwissenschaftliche Ausrichtung und eine ausgeprägte Offenheit gegenüber anderen Disziplinen charakterisieren auch die wissenschaftspolitischen Vorstösse in denen Jöhr in der Nachkriegszeit die Relevanz der Soziologie für die Nationalökonomie begründet. In Jöhrs wissenschaftlichen Werk ab den 1940er Jahren kommt der Soziologie hingegen keine gewichtige Rolle mehr zu. Er fokussiert vor allem spezifische Probleme der Nationalökonomie. Dieser Perspektivenwechsel schlägt sich auch im Lehrbetrieb der Handels-Hochschule nieder.

5.1.4. Entwicklung zwischen 1941 und 1951 – Die Soziologie verschwindet aus dem Lehrbetrieb

Nach Jöhrs Ernennung zum Privatdozenten im Jahr 1941 verschwindet die Soziologie zwischenzeitlich aus dem Curriculum der Handels-Hochschule. Jöhr unterrichtet fortan ausschliesslich volkswirtschaftliche Kurse.[172] Dies ändert sich weder mit seiner Ernennung zum Extraordinarius 1944 noch drei Jahre später mit der Beförderung zum Ordinarius (Zimmermann 2007, S.104). Zwischen 1941 und 1951 finden abgesehen von zwei öffentlichen Vorlesungen keinerlei soziologische Veranstaltungen an der Handels-Hochschule statt.[173] Während die Soziologie aus der Lehrtätigkeit Jöhrs verschwindet und ihr in seinem wissenschaftlichen Werk lediglich eine untergeordnete

[172] z.B. Kurse zur theoretischen Nationalökonomie, der Konjunkturpolitik, der Konjunktur- und Geldlehre, zu Methoden in der Volkswirtschaftslehre, historische Kurse zur Wirtschaftslehre sowie einige Kurse zur Sowjetunion (vgl. die Vorlesungsverzeichnisse der betreffenden Jahre).

[173] Im Wintersemester 1945/46 liest René König über die «Soziologie der Familie» (siehe Vorlesunsverzeichnis WS 1945/46, S.13) und im Wintersemester 1949/50 spricht der Zürcher Rechtsanwalt Hans Karrer, der an der Universität Zürich einen Lehrauftrag in Soziologie inne hatte, über «Hauptprobleme der Soziologie» (siehe Vorlesungsverzeichnis WS 1949/50) (zu Hans Karrer vgl. Reitmayer 2009, S.445).

Bedeutung[174] zukommt, setzt er sich in einer Reihe wissenschaftspolitischer Aufsätze explizit mit ihrer Relevanz auseinander.

5.2. Wissenschaftspolitisches Engagement und Verankerung der Soziologie als Lehrfach in der Nachkriegszeit

Anfang der 1950er Jahre entwickelt Jöhr in einer Reihe von wissenschaftspolitischen Aufsätzen[175] ein Argumentarium für die Begründung des Einbezugs der soziologischen Perspektive in die ökonomische Disziplin. Damit reagiert er auf gesellschaftliche Vorgänge im Kontext der Nachkriegszeit. Speziell zu erwähnen sind die beiden Aufsätze «Der Auftrag der Nationalökonomie in unserer Zeit» (Jöhr 1949a) und «Nationalökonomie und Soziologie» (Jöhr 1953). In dieser Zeit wirkt Jöhr hochschulintern auf die Verankerung der Soziologie im Lehrbetrieb der Handels-Hochschule St. Gallen hin. Dabei sind – wie schon in seinem wissenschaftlichen Frühwerk – gesellschaftliche Veränderungen, welche die wirtschaftliche Entwicklung mit prägen Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Jöhrs wissenschaftspolitische Initiativen und seine Anläufe die Soziologie im Lehrbetrieb zu verankern sind – wie nachfolgend zu zeigen ist – eng miteinander verschränkt.

5.2.1. Anläufe zur Begründung des Beizugs der Soziologie durch die Nationalökonomie vor dem Hintergrund der Transformation der Schweizerischen Volkswirtschaft zur sozialen Marktwirtschaft

Wie bereits weiter oben anhand Jöhrs zentraler Frühschriften der 1930er Jahre gezeigt worden ist (vgl. Jöhr 1937a und Jöhr 1937b), fordert Jöhr den Beizug soziologischer Theorie vor allem im Zusammenhang mit Fragen der Wirtschaftsordnung. In dieser Hinsicht wandelt sich Jöhrs Position über die Jahre nicht merklich. Verändert hat sich indes die Art und Weise des geforderten Beizugs: Während Jöhr die Soziologie in den 1930er Jahren zur normativen Fundierung einer neu auszugestaltenden Wirtschafts-

[174] Insbesondere seine Dissertation weist ausgeprägt soziologische Züge auf.

[175] «Das Problem der Wirtschaftsordnung» 1949b; «Der Auftrag der Nationalökonomie in unserer Zeit» 1949a; «Nationalökonomie und Soziologie» 1953; «Forschungsaufgaben der Nationalökonomie» 1955.

ordnung beizieht, sieht er ihren Nutzen für die Nationalökonomie in den 1950er Jahren vor allem im Zusammenhang mit der Untersuchung des gesellschaftlichen Kontextes der Marktordnung.

Jöhrs wissenschaftspolitische Beiträge Ende der 1940er Jahre können einerseits als Kritik der Tendenz zur fortschreitenden Spezialisierung in immer kleinräumigeren disziplinären Teilgebieten verstanden werden. Andererseits sind sie im Kontext des Erstarkens der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften zu sehen. In der Nachkriegszeit beginnt eine Phase des Leistungsausbaus im Bereich der sozialen Sicherheit. Mit der Wahl von Ernst Nobs in den Bundesrat ist die SP 1943 erstmals in der Landesregierung vertreten. Für Jöhrs Ausführungen[176] ist insbesondere der Abstimmungssonntag vom 6. Juli 1947 von Bedeutung. An diesem finden zwei Änderungen der Bundesverfassung eine Mehrheit, die zentral für den Umbau hin zu einer sozialen und stärker durch staatliche Eingriffe geprägte Marktwirtschaft sind. Einerseits stimmen die Wähler der Revision des Wirtschaftsartikels zu. Damit werden korporatistische[177] und interventionistische[178] Elemente in der Bundesverfassung verankert (Hangartner 2015 & Schumacher 2019). Andererseits nimmt das Stimmvolk das AHV-Gesetz an. Es stellt die Grundlage für die Gründung der Alters- und Hinterlassenenversicherung dar (Hangartner 2015).[179] Diese Tendenz bereitet Jöhr Sorgen. Er steht der sich ausdehnenden Staatstätigkeit und dem wachsenden Druck den, Kollektivinteressen und Parteien auf diesen ausüben, kritisch gegenüber.

Zwar erwähnt Jöhr den konkreten historischen Kontext nur am Rande (auf die Einführung der AHV nimmt er explizit Bezug) (Jöhr 1949a, S.622), jedoch lässt sich aus seiner Argumentation schliessen, dass er insbesondere der Revision des Wirtschaftsartikels kritisch gegenübersteht. «In immer grösserem Masse [beeinflusse der Staat] das inländische Wirtschaftsleben» moniert er beispielsweise im Aufsatz «Der Auftrag

[176] Und vor allem auch im Zusammenhang mit seinem Aufsatz «Der Auftrag der Nationalökonomie in unserer Zeit».

[177] Wie der «Einbezug der Verbände in Gesetzesvorbereitung und –vollzug» oder die «Möglichkeit zur Allgemeinverbindlicherklärung von Gesamtarbeitsverträgen».

[178] Regelungen zur wirtschaftlichen Landesversorgung und zum Schutz des «Bauernstandes».

[179] Am 1. Januar 1948 wurde die Alters- und Hinterlassenenversicherung eingeführt, welche im Vorjahr in einer Abstimmung mit historisch hoher Stimmbeteiligung von 79.66 % und einem Ja-Anteil von 80 %.

der Nationalökonomie in unserer Zeit» (Jöhr 1949a, S. 623f.). Im Zuge der genannten Verfassungsänderungen konstatiert Jöhr eine Zuspitzung der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Kollektivinteressen: «Die Gefahr, dass der Konflikt zwischen diesen Kollektivinteressen, vor allem derjenige zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, schliesslich zu einer nationalen Katastrophe werde, [sei] keineswegs zu unterschätzen.» Gleichzeitig bedauert er eine zunehmende Demokratisierung der Entscheidfindung hinsichtlich Fragen, die das Wirtschaftsgeschehen unmittelbar betreffen: «sowohl die grösseren wie die kleineren Entscheidungen der Wirtschaftspolitik [werden] in immer stärkerem Masse in der Öffentlichkeit diskutiert». «Immer mehr [liessen] sich hierbei die regierenden und die oppositionellen Parteien von dem Gesichtspunkt leiten, die bisherigen Wähler weiter an sich zu ketten und neue zu gewinnen.» (Jöhr 1949a, S.623)

Die bezeichnete Demokratisierung der Entscheidfindung sei nun insofern problematisch, als dass eine Mehrheit der Wähler unselbständig arbeitstätig sei und daher «keine emotionelle Bindung an die Marktwirtschaft» (ebd., S.623) habe. Aus diesem Grund müsse – so Jöhr – befürchtet werden, «dass Vorschläge für eine Wirtschaftsordnung, welche die Marktwirtschaft beseitigen oder doch an wichtigeren Orten einschränken wollen, immer grösseren Anklang finden». Vor allem aber würden auch «systemwidrigen Teilkorrekturen [womit er vermutlich auch die Revision des Wirtschaftsartikels meinte] immer mehr überhand nehmen, was angesichts der wachsenden Empfindlichkeit der Marktwirtschaft als sehr ernste Gefahr betrachtet werden [müsse].» (ebd., S.623)

Aus Sorge vor solchen Entwicklungen rückt Jöhr die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Kräften in den Fokus, die gestaltend auf die Marktwirtschaft einzuwirken suchen. Er beschreibt den Beizug der Soziologie vor dem Hintergrund der Bedrohung der marktwirtschaftlichen Ordnung durch das zunehmende Aufkommen von ihr gegenläufigen Forderungen sowie interventionistischer Tendenzen als dringlich. Jöhr betrachtet die Soziologie in diesen Jahren als Instrument zur Erforschung der Wirtschaftsordnung sowie der Kollektivinteressen, die auf diese Einfluss nehmen, und damit gewissermassen als Antidot gegen Interventionismus.

5.2.2. Wie die Soziologie wieder Eingang in den Lehrbetrieb der Handels-Hochschule findet – Die Auseinandersetzung mit der Formierung der Kollektivinteressen

Die politische Grosswetterlage der späten 1940er Jahren bildet den Kontext, vor dessen Hintergrund Jöhr die Soziologie sukzessive an der Handels-Hochschule, ja generell im disziplinären Feld der Nationalökonomie, zu verankern sucht. Er befürchtet eine Entwicklung hin zum «Interventionismus» in welchem «der Staat unter dem Drucke der Kollektivinteressen und Parteien einerseits [und] einer starken inneren Verpflichtung zu sozialpolitischen Massnahmen andererseits in immer grösserem Masse das inländische Wirtschaftsleben gestaltend» beeinflussen würde (Jöhr 1949, S.625).[180]

Jöhr versteht den Aufsatz «Der Auftrag der Nationalökonomie in unserer Zeit» als Aufruf an die Nationalökonomen, «das theoretische Rüstzeug» zu entwickeln, um diese Entwicklung zu adressieren. Zwar sei die Nationalökonomie im Bereich der Kreislauftheorie stark entwickelt. Der «Formierung und [dem] Machtkampf der Kollektivinteressen» begegne sie jedoch mit «sehr viel geringerer Aufmerksamkeit» (ebd., S. 628). Im Zuge der Verengung des Blickes auf erstere seien die Probleme, die Jöhr mit dem Begriff Kollektivinteressen zusammenfasst, weitgehend unbeachtet geblieben oder als nicht in den Gegenstandsbereich der Nationalökonomie gehörend betrachtet worden. Für die Weitung des Blickfelds der Nationalökonomen sei die Soziologie die geeignete Disziplin, denn: «die Vernachlässigung dieser Probleme ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sie sich mit den Mitteln der Markt- und Kreislauftheorie nicht lösen lassen, sondern eine soziologisch fundierte Lehre erfordern.» (ebd., p. 628) Die Schaffung einer solchen Lehre und «ihre Verknüpfung mit der Markt- und Kreislauftheorie» müsse im «Zeitalter der grossen Arbeitskonflikte» als «eine Aufgabe von besonderer Dringlichkeit bezeichnet werden» (ebd., S. 628).

Vor dem Hintergrund der bezeichneten gesellschaftlichen Veränderungen votiert Jöhr für die verstärkte Untersuchung der Arbeitskonflikte jener Zeit. Dies sei allein mit Hilfe der Soziologie zu bewerkstelligen. Ihre Rolle sieht Jöhr vor allem im Hinblick

[180] Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung verwendet Jöhr deutliche Worte. So sei beispielsweise «dem kommunistischen Bazillus möglichst wenig Angriffsflächen zu bieten»

auf ein besseres Verständnis der Genese der Kollektivinteressen. Die Beschäftigung mit der Wirtschaftsordnung und den Kollektivinteressen sind aber nicht nur Inhalt von Forderungen, die Jöhr an das Fachpublikum der Nationalökonomen richtet, sondern auch die thematischen Gegenstände, über welche die Soziologie in den 1950er Jahren Eingang in das Veranstaltungsprogramm der Handelshochschule St. Gallen findet.

Ab Anfang der 1950er Jahre arbeitet Jöhr konsequent auf die Institutionalisierung der Soziologie an der Handels-Hochschule hin; zunächst in der Funktion als Vorstand der VWA und Prorektor, später als Rektor der Handels-Hochschule.[181] Ein erster Schritt in diese Richtung läuft über die Lehre. Nach zehn Jahren Abwesenheit taucht die Soziologie 1951 wieder im Vorlesungsverzeichnis der Handels-Hochschule auf. 1951 erhält Dr. Emil J. Walter, Privatdozent an der Universität Zürich, einen Lehrauftrag «für das Gebiet der Soziologie» (Handels-Hochschule St. Gallen 1952, S.12).[182] Zunächst hält er lediglich jedes zweite Semester Vorlesungen (bis 1956). Über die Jahre führt Walter eine Reihe sehr unterschiedlicher soziologischer Vorlesungen durch.[183]

Integraler Teil von Jöhrs Anstrengungen zur Verankerung der Soziologie sind die Vorlesungsreihen zu den bezeichneten Themengebieten (Wirtschaftsordnung und

[181] Emil Walter-Busch betont, im Gespräch, dass Jöhr ein starker Abteilungsvorstand und wichtiger Rektor gewesen sei (schriftliche Kommunikation 2018).

[182] Dem Lehrauftrag Walters geht ein Briefwechsel mit dem damaligen Rektor der Handels-Hochschule St. Gallen, Theo Keller voraus. In einem Brief vom 11. Juni 1950 unterbreitet Walter diesem Vorschläge für mögliche Kurse im Bereich Soziologie (vgl. Brief Walter an Rektor Keller vom 11. Juni 1950, HSG 210-495). Walter schlägt Keller eine «zwei- oder besser viersemestrige» Vorlesung mit dem Titel «Einführung in die Soziologie» vor. Die vorgeschlagene Vorlesung besteht aus vier Teilen: 1. Teil: Methoden und Probleme der Soziologie; 2. Teil:: Geschichte der Soziologie; 3. Teil Entstehung von Familie, Wirtschaft, Recht und Staat; IV. Teil: Wirtschafts- und Rechtssoziologie der modernen Gesellschaft.

[183] Im Rahmen seines Lehrauftrags führt Walter folgende Vorlesungen durch: «Geschichte der Soziologie» (im Sommersemester 1951, im WS 1952/53 sowie im WS 1954/55) zur «Soziologie der Gegenwart» (im Wintersemester 1953/54 und im WS 1956/57) zur «Vergleichenden Staats- und Wirtschaftssoziologie der wichtigsten Grosstaaten» (WS 1953/54) und «Zur öffentlichen Meinung», ihrer Bedeutung und Erforschung (WS 1955/56). Daneben bietet Walter auch Kurse zur Entwicklung der sowjetrussischen Volkswirtschaft (SS 1952) oder zur Geschichte der Naturwissenschaften an (WS 1952/53).

Kollektivinteressen). Ab den frühen 1950er Jahren setzen sich Studierende in mehreren Veranstaltungen mit unterschiedlichen Ordnungssystemen und Kollektivinteressen auseinander – immer wieder spielt dabei die Soziologie eine Rolle.[184]

Als Prorektor der Handels-Hochschule nimmt Jöhr 1953 die Organisation der ersten dieser Veranstaltungsreihen (zum Thema Sozialismus) an die Hand. Zur Konzipierung der Vorlesung kontaktiert er Eugen Steinemann, den Vorsteher des Schweizerischen Sozialarchivs. Dieser schickt Jöhr eine Liste mit Dozenten, die ihm als am besten für das Thema geeignet erscheinen (Steinemann an Jöhr, Brief vom 10. Juni 1953, HSG 152.02).[185] Bei der Mehrheit der vorgeschlagenen Personen handelt es sich um Gründungsmitglieder der im selben Jahr ins Leben gerufenen SGS[186] (und bei dreien gar um Vorstandsmitglieder). Die Vorlesungsreihe «Wesen und Geschichte des Sozialismus» findet im Wintersemester 1953/54 statt.[187] Die Wichtigkeit, die Jöhr der Vorlesungsreihe beimisst, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass er selber zusammen mit dem Juristen und späteren Rektoren, Prof. Otto Konstantin Kaufmann, in den einzel-

[184] Im Wintersemester 1953/54 im Rahmen der Vorlesung «Wesen und Geschichte des Sozialismus», im Sommersemester 1954 im Rahmen der Vorlesung «Gewerkschaften und Genossenschaften», im Wintersemester 1954/55 im Rahmen der Vorlesungsreihe «Der Sozialismus in der Gegenwart» und im Wintersemester 1955/56 im Rahmen des Kurses «Geschichte des Kommunismus».

[185] Konkret schlägt Steinemann den Privatdozenten Dr. Emil J. Walter (der bereits seit 1951 an der Handels-Hochschule unterrichtet), den Historiker Prof. Dr. Valentin Gitermann (dieser wird 1949 von René König in einem Bericht über die Situation der Soziologie in der Schweiz zuhanden der UNESCO als Wissenschaftler, der soziologische Arbeiten publiziere genannt), den SP Politiker und Sekretär des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes Dr. Edmund Wyss, die Agraringenieurin und damalige Zentralsekretärin der SP sowie der sozialdemokratischen Frauengruppen der Schweiz Mascha Oettli, den SP Ständerat und Juristen Dr. Edmund Klöti, den Gewerkschafter, SP Politiker sowie Direktoren der BLS Bahngesellschaft Robert Bratschi, den Zürcher SP Stadtrat und Präsident der Familienheim Genossenschaft Zürich Jakob Peter sowie den Direktoren des Lebensmittelvereins Zürich Ernst Sigg als Dozenten vor.

[186] Gründungsmitglieder der SGS sind Emil J.Walter, Max Weber, Eugen Steinemann, Edmund Wyss und Mascha Oettli.

[187] Von den vorgeschlagenen Personen unterrichten nebst Steinemann selbst, Emil J. Walter und Valentin Gitermann. Hinzu kommt der St.Galler Regierungsrat und spätere Nationalrat Mathias Eggenberger.

nen Veranstaltungen die Diskussion leitet (Jöhr an die einzelnen Dozenten, Briefe vom 8. Juli 1953, HSG152.02). In den nachfolgenden Jahren finden weitere Vorlesungsreihen rund um den Themenkomplex der Kollektivinteressen (Gewerkschaften/Genossenschaften) und der Ordnungssysteme (Sozialismus/Kommunismus) statt.[188] Unter den Vortragenden sind unter anderem der sozialdemokratische Altbundesrat und Nationalökonomieprofessor Max Weber (selbst ein SGS Mitglied), Vertreter verschiedener Gewerkschaften (u.a. das SGS-Mitglied Edmund Wyss) und wieder Emil J. Walter (Jöhr an die einzelnen Dozenten, Briefe vom 8. Juli 1953, HSG152.02). Auch bei späteren Kursreihen – so zum Beispiel dem Vortragszyklus «Sozialismus – heute» ist Jöhr – mittlerweile als Rektor der HSG – zusammen mit Prof. Emil Küng (Mitgründer der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie) in die Organisation involviert.

Zwar wirkt Jöhr in diesen Veranstaltungen nicht als Dozierender, jedoch ist er während einzelner Veranstaltungsblöcke präsent und fungiert teilweise als Diskussionsleiter. Wie bereits weiter oben erläutert, kommt Jöhrs Fokus auf alternative Wirtschaftsordnungen nicht von ungefähr. Er sieht in der Lehre von der Wirtschaftsordnung den «wichtigste[n] Anwendungsfall» einer Synthese zwischen Soziologie und Nationalökonomie und stilisiert sie zur Schicksalsfrage der westlichen Kultur:

> *«Die Gestaltung der Wirtschaftsordnung ist von entscheidender Bedeutung für*

---

[188] Betrachtet man die einzelnen Programme der erwähnten Veranstaltungsreihen genauer, so fällt der hohe Stellenwert auf, der der Auseinandersetzung mit der Dogmengeschichte zukommt. Dies geschah wohl nicht aus Selbstzweck, sondern sehr wahrscheinlich in Übereinstimmung mit Jöhrs Auffassung (wie sie bereits in seiner «Einführung in die Soziologie» im Jahr 1941 erkennbar ist). Demnach ist die eingehende Auseinandersetzung mit der Dogmengeschichte unabdingbar, um sich mit Fragen zur Genese von Kollektivinteressen zu beschäftigen: «Die Geschichte des Sozialismus, die, wie die Bevölkerungslehre, regelmässig einen Teil der Dogmengeschichte bildet, macht uns mit den Nöten und Sorgen des kapitalistischen Zeitalters vertraut und gibt uns Kunde von dem rastlosen Bemühen, mit immer neuen Sozialkonstruktionen ihrer Herr zu werden.» (Jöhr 1942a, S. 137)

das Schicksal der modernen Kultur und Gesellschaft. Denn es hängt weit-gehend von ihr ab, ob eine hochgradig arbeitsteilige Gesellschaft und ein Staat, der mit einer grossen Zahl von Funktionen aller Art betraut ist, mit einem hohen Masse an individueller Freiheit vereinbar sind, und es hängt weiter von ihr ab, ob als Preis dieser Freiheit schwere Nachteile wie periodische Massenarbeitslosigkeit in Kauf genommen werden müssen oder ob solche Konsequenzen vermieden und damit zugleich Stabilität und Zukunft betreffenden Ordnung gewährleistet werden können.» (Jöhr 1949a, S. 629f.)

Jöhrs wissenschaftliches Werk zeugt vom «unablässigen Ringen [...] um ordnungspolitischen Erkenntnis» (Kneschaurek 1990, S. XXIX).[189] Identifiziert er in den 1930er Jahren das Dreigespann von Liberalismus, Marxismus und Kapitalismus als zentrale Bedrohung für die Schweizerische Volkswirtschaft und die Schweizerische Gesellschaft, so erblickt er in den 1950er Jahren (mittlerweile spricht er sich für eine freie Marktwirtschaft als auch eine freiheitliche liberale Gesellschaftsordnung aus) die grösste Gefahr im Sozialismus und den diese begleitenden Gewerkschaften.
Während sich Jöhrs Einschätzung mit der Zeit wandelt, bleibt seine Überzeugung, dass sich die Studierenden im Rahmen ihrer Ausbildung mit verschiedenen Wirtschaftsordnungen auseinanderzusetzen haben unverändert. Die Verankerung einer vertieften Beschäftigung mit den zentralen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Konkurrenzsystemen im universitären Lehrgang – und damit verbunden der Einbezug der soziologischen Perspektive – versteht er als integralen Teil der Ausbildung künftiger Generationen von Nationalökonomen. Diese müssten für die Wichtigkeit der Wirtschaftsordnung für das Funktionieren einer freien Marktwirtschaft sensibilisiert werden. Für Jöhr ist die Frage nach der optimalen Wirtschaftsordnung unmittelbar mit der Soziologie verknüpft. Entsprechend komme der Nationalökonom auch nicht ohne die soziologische Disziplin aus.

[189] Davon zeugt eine Reihe dogmengeschichtlicher Essays, «in welchen immer aufs neue die Frage nach der optimalen Wirtschaftsordnung aufgrund eines Vergleiches zwischen einer marktwirtschaftlichen Ordnung und anderen in ihren Zielen und Prioritäten davon abweichenden gestellt wird.» (Kneschaurek 1990, S. XXVIII)

5.2.3. Die Institutionalisierung der Soziologie an der HSG – Die Forderung einer Synthese von Nationalökonomie und Soziologie

Ab den späten 1940er Jahren spricht sich Jöhr – wie eben geschildert vor dem Hintergrund der beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen – in mehreren Publikationen für den Einbezug der soziologischen Perspektive in die Nationalökonomie aus. Verschiedene Aspekte seien in der nationalökonomischen Disziplin wegen eines einseitigen Fokus auf die Kreislauftheorie lange Zeit unberücksichtigt geblieben (Jöhr 1949, S. 628). Im Zuge der zunehmenden Spezialisierung im disziplinären Feld der Nationalökonomie dränge es sich auf, «die engen Schranken des in sich geschlossenen Faches in dieser oder jener Richtung zu überschreiten» (Jöhr 1953, S.295).

Die Wichtigkeit die Jöhr soziologischen Fragestellungen beimisst, zeigt sich mitunter auch in seinem Briefverkehr. Anfang der 1950er Jahre korrespondiert er mit Arnold Gehlen über einen Sonderdruck mit dem Titel «Probleme einer soziologischen Handlungslehre» (Jöhr an Gehlen, Brief vom 6. September 1952). 1950 erhält er eine Einladung zum ersten Kongress der International Sociological Association (ISA) in Zürich.[190] In beiden Fällen konstatiert Jöhr, das Vorhandensein eines grossen Interesses an der Soziologie. An Gehlen schreibt er, er «hoffe [sich] bei Gelegenheit einmal eingehender mit der Soziologie befassen zu können». Auf die Einladung zum ISA Kongress entgegnet er, dass ihn die Veranstaltung zwar ungemein interessiere, er jedoch bedingt durch eine Amerikareise nicht teilnehmen könne. Der entsprechende Antwortbrief an Erik Rinde, Provisional Secretary der ISA, enthält Hinweise auf Jöhrs Verständnis von Soziologie und ihr Verhältnis zur Ökonomie: «I would very much like to take part at your congress, because – just as an economist – I am deeply interested in sociology. I even consider it as an absolute necessity [that] economics make full use of sociology to arrive at a system which furnishes the necessary foundation for economic policy.» (Jöhr an Rinde, Brief vom 23. Juni 1950, HSGHN 001/003) Jöhr versteht die Soziologie in dieser Periode seines Schaffens als Hilfswissenschaft, derer sich die Ökonomen im Forschungsalltag bedienen sollen, nicht zuletzt um kon-

[190] von dessen «Provisional Executive Committee» unterzeichnet: «Provisional Secretary/Treasurer» Erik Rinde (05061950).

krete wirtschaftspolitische Massnahmen zu entwickeln, aber auch um gesellschaftliche Phänomene besser in ihre theoretischen Modelle einfliessen zu lassen. In den Folgejahren treibt Jöhr die Institutionalisierung der Soziologie als Lehrfach an der Handels-Hochschule voran. Dabei ist sein instrumentelles Verständnis der Soziologie als Hilfswissenschaft («make full use of sociology») handlungsleitend.

5.2.4. Die Begründung einer Synthese zwischen Soziologie und Nationalökonomie in der SGVS und in wissenschaftspolitischen Aufsätzen

Anfang der 1950er Jahre propagiert Jöhr wiederholt in verschiedenen Kontexten (hochschulintern aber auch ausserhalb der Handels-Hochschule) das Erfordernis einer Synthese zwischen Nationalökonomie und Soziologie. Wie eine solche seiner Ansicht nach ausgestaltet werden solle lässt sich anhand zweier Quellen nachvollziehen die beide 1953 entstehen: einerseits dem Protokoll einer Tagung der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie der SGVS, andererseits einem Aufsatz mit dem Titel «Nationalökonomie und Soziologie» (Jöhr 1953). Die Begrifflichkeiten, die Jöhr darin verwendet, bergen Potential für Missverständnisse. Während er konzeptuell durchwegs eine Synthese fordert (worunter definitionsgemäss die «Vereinigung verschiedener [gegensätzlicher geistiger Elemente, [...] zu einem neuen [höheren] Ganzen» zu verstehen ist (vgl. Duden o.D.)) spricht er hinsichtlich der konkreten Umsetzung meist von der Eingliederung spezifischer soziologischer Wissensbestände in die Nationalökonomie. Es soll also nicht zur Verbindung zweier Wissenschaftsgebiete kommen, vielmehr soll sich die eine Disziplin gewisse Wissensbestände der anderen einverleiben.

Die Schweizerische Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik wird für Jöhr in den 1950er Jahren zum wichtigen Forum. Die Fachgesellschaft der Volkswirte und Statistiker ist in diesen Jahren offen gegenüber Entwicklungen in anderen Disziplinen.

Besonderes Interesse an der Soziologie zeigt die Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie. Diese wird 1944 von Valentin F. Wagner[191] und Walter A. Jöhr gegründet (Fritsch 1960). Beide scheinen zentral für die Öffnung der nationalökonomischen Fachgesellschaft gegenüber der Soziologie gewesen zu sein. Wagner ist von 1944 bis 1959 Redaktor der Schweizerischen Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik. Er gilt als anspruchsvoller Redaktor und trifft eine «strenge Auslese» unter den Einsendungen (Bieri 1989, S.257). Umso mehr fällt auf, dass sich unter seiner Ägide Beiträge von Soziologen häufen. Regelmässig werden soziologische Publikationen und Zeitschriften besprochen. Wie Jöhr gehört auch Valentin Wagner zu den ersten Mitgliedern der SGS (vgl. SGS 1957, S.18f.). In diesen Jahren ist die SGSV von grundlegender Bedeutung für die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz. Zu einem Zeitpunkt, an dem an keiner Hochschule in der Deutschschweiz ein Lehrstuhl für Soziologie besteht und René König soeben frustriert die Universität Zürich verlassen hat, gehen von ihr zentrale Impulse aus.

In der Nachkriegszeit hat die Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie «Hochkonjunktur»: «Unter den Präsidenten Wagner und Jöhr [trifft] man sich [...] viermal jährlich in Zürich, um durch geeignete Vorträge und Diskussionen den Anschluss an die internationale Entwicklung zu finden.» (Bieri 1989, S.257) An einer dieser Veranstaltungen werden die Weichen zur Gründung der SGS gestellt. Am 30. Mai 1953 kommen die Mitglieder der Studiengruppe in Zürich zusammen um «die Bedeutung der Soziologie für die Nationalökonomie» zu diskutieren. Die Veranstaltung wird von Jöhr geleitet. Im Zentrum steht das gleichnamige Referat von Alexander Rüstow. Im Anschluss findet eine Diskussion statt an der sich René König, Emil J. Walter (späterer Extraordinarius für Soziologie an der Handels-Hochschule) und Jöhr selbst planmässig beteiligen. Nebst den Mitgliedern der Studiengruppen sind zwei geladene Gäste anwesend: Roger Girod und Ernst Stauffer (SGVS 1953). Die beiden lancieren wenige Monate später einen «Aufruf zur Zusammenarbeit der schweizerischen Soziologen», auf den 1955 die Gründung der SGS als Studiengruppe

[191] Valentin F. Wagner ist zwischen 1942 & 1956 Ordinarius für Nationalökonomie an der Universität Basel. (Maeder 2012)

der SGVS folgt (Girod & Stauffer 1953). Das Treffen der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie ist gleichsam ein Katalysator für die Institutionalisierung der Soziologie auf nationaler Ebene (wobei sie zunächst als Studiengruppe der SGVS besteht und daher nicht eigenständig ist) (vgl. hierzu Honegger & Jurt 2005; Eberle & Reichle 2018a). Gleichzeitig ist es argumentativer Ausgangspunkt für das Verständ-nis, welches der Etablierung der Soziologie an der Handels-Hochschule St. Gallen zugrunde liegt. Die Veranstaltung rahmt Jöhr in seinem Eröffnungsvotum. Dabei weist er auf «die ausserordentliche Wichtigkeit» «des Verhältnisses zwischen Soziologie und Nationalökonomie» und betont das «Bedürfnis nach einer Synthese» (SGVS 1953, S.1). Eine solche sei zwar wiederholt gefordert worden, jedoch habe man bislang nicht konkret ausgeführt, wie diese Verbindung herzustellen sei. In seinem eigenen Redebeitrag skizziert Jöhr ein modellartiges Schema seiner Perspektive auf die Synthese zwischen den beiden Disziplinen.[192] Es wird dabei das Argumentarium deutlich, das er auch für die Institutionalisierung der Soziologie an der Handels-Hochschule St. Gallen vorbringt. Rasch zeigt sich, welche der beiden Wissenschaften im Vordergrund steht: die soziologische Erkenntnis sei in den nationalökonomischen Gedankengang einzugliedern. Sie erlaube es unter anderem die Daten der ökonomischen Theorie zu erweitern, die bislang festgefahrene Datengrenze rückzuverlegen und die soziologischen Auswirkungen ökonomischer Auswirkungen zu untersuchen. Während Jöhr die Nationalökonomie als praxisnahe Wissenschaft darstellt, beschreibt er die Soziologie als wenig kohärente Disziplin: «Die Nationalökonomie umfasst alle jene Erkenntnisse, die notwendig sind für die Lösung von wirtschaftspolitischen Problemen. Die Soziologie: hier sind die Problemstellungen ausserordentlich vielfältig. Das führt dazu, dass sich die Soziologie mit Vorliebe in graue Vorzeiten oder entfernte Länder begibt und deren Dasein erforscht.» (SGVS 1953, S.4) Auf Jöhrs Votum reagieren vor allem mehrere Nationalökonomen mit Ablehnung. Sie sehen im Beizug der Soziologie keine Hilfe für die eigene Disziplin. Einer der Anwesenden entlarvt gar

[192] Hauptsächlich stützt sich Jöhr in seinen Ausführungen auf einen Aufsatz ab, den er im gleichen Jahr in der Festschrift für Alfred Amonn veröffentlicht (Vgl. Jöhr 1953)

Jöhrs instrumentelles Verständnis der Soziologie: «Verlangt man [...] nach einer Wirtschaftssoziologie, so darf man nicht vergessen, dass wir dann die Fragen diktieren und die Soziologie in ein Abhängigkeitsverhältnis von der Nationalökonomie gerät.» (SGVS 1953, S.6) Das Votum verdeutlicht, was Jöhr implizit in seinem Beitrag andeutet. Aus seiner Perspektive ist im vornerein klar, welche Disziplin die zentralen Fragen bezeichnet und die Forschungslücken bestimmt: die Nationalökonomie. Seine Position bringt ihm weitere Kritik ein: Man könne der Soziologie keinen Vorwurf machen, «wenn sie uns nicht die Antworten gibt, die wir von ihr erwarten» führt ein gewisser Dr. Hess[193] an. Als Reaktion auf die Wortmeldung modifiziert Jöhr seine Forderung der Synthese zwischen den beiden Disziplinen. Sie habe in diesem Falle in der Personalunion zu erfolgen – sprich über die Aneignung entsprechenden Wissens durch den Nationalökonomen selbst: «Solange die Nationalökonomen keine Soziologen, und die Soziologen keine Nationalökonomen sind, werden die Probleme ungelöst bleiben.» (SGVS 1953, S.6)

Eine vergleichbare Argumentationslinie vertritt Jöhr in verschiedenen Aufsätzen, die Ende der 1940er/Anfang der 1950er Jahre entstehen. Jöhrs Ausgangspunkt für eine Synthese der beiden Disziplinen ist nicht etwa das Zusammenführen der Nationalökonomie mit einer eigenständigen Soziologie, sondern vielmehr die verstärkte Beschäftigung ausgewiesener Nationalökonomen mit der Soziologie. Die Verbindung zwischen Nationalökonomie und Soziologie sei «in der Regel nur dann fruchtbar [...], wenn sie die Form der Personalunion [annehme], wenn also ein- und derselbe Forscher sich sowohl als Nationalökonom wie auch als Soziologie mit diesen Fragen [befasse] (Jöhr 1949, S.629). Damit werde viel vom Nationalökonomen verlangt. Nicht nur müsse er «die eigene Volkswirtschaft und die Hauptprobleme der Wirtschaftspolitik seines Landes kennen; [...] die zahlreichen aktuellen Probleme der Weltwirtschaft und der internationalen Organisationen ständig verfolgen [sowie auch] die genannten

[193] Sehr wahrscheinlich ist hier Ernst Hess gemeint, der 1954 an der Handels-Hochschule St. Gallen habilitiert und später Ordinarius für Volkswirtschaftslehre an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg wird.

Hauptrichtungen der Nationalökonomie in ihrer Entwicklung laufend untersuchen». Vielmehr gehöre es auch zu seinen Aufgaben sich «in Nebengebiete, wie Soziologie und Psychologie, soweit [zu] vertiefen, dass er ihre Erkenntnisse in seine ökonomischen Ableitungen eingliedern [könne].» (Jöhr 1955b, S.19)

Die Ausführungen Jöhrs zur Synthese der beiden Disziplinen beruhen im Wesentlichen auf dem programmatischen Aufsatz «Nationalökonomie und Soziologie» (Jöhr 1953). Bereits in der Einleitung schimmert der Gedankengang auf, den er auch an der erwähnten Tagung der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie vorbringt: «A man is not likely to be a good economist if he is nothing else», zitiert er John Stuart Mill, um zu verdeutlichen, dass vor allem die Beschäftigung mit Problemen der Wirtschaftspolitik die Nationalökonomie dazu zwinge, sich den Erkenntnissen anderer Disziplinen zuzuwenden (John Stuart Mill zit. in Jöhr 1953, S. 295, basierend auf L. Robbins, An Essay on the Nature and Significance of Economic Science, 2. Aufl., New York und Boston 1937, S. 150). Man müsse sich diese «nutzbar [...] machen, indem man sie in den nationalökonomischen Gedankengang einordne [...]» (ebd., S.295).

Wie das Zusammenführen der beiden Disziplinen genau auszugestalten sei, versucht Jöhr im besagten Aufsatz zu beantworten. Dazu untersucht er zunächst in welchem Verhältnis sie zueinanderstehen und wie dies von verschiedenen Wissenschaftlern gesehen wird. Dem Versuch einer Synthese stellt Jöhr die Abgrenzung der beiden Wissenschaftsgebiete voran. Dabei verwirft er eine Reihe von Vorschlägen anderer Wissenschaftler, nach welchen die Soziologie als «Grundlagenwissenschaft für die übrigen Sozialwissenschaften» erscheint (nach Winkmann), oder aber die Nationalökonomie als Teilgebiet von ihr betrachtet wird (nach Sombart). Jöhr bekundet Mühe mit einer Betrachtungsweise, wonach die Soziologie über einen umfassenderen Charakter verfügt als die Nationalökonomie. Schliesslich stellt er die Soziologie auf die gleiche Ebene wie die Nationalökonomie: «Eine eigentliche Synthese ist nur dann möglich, wenn die Soziologie eine Art Schwesterdisziplin der Nationalökonomie bildet, also einen ähnlichen Grad der Spezialisierung aufweist wie diese.» (ebd., S.299) Für Jöhrs Argumentation ist die Festschreibung der Soziologie auf den Status einer Schwesterdisziplin von fundamentaler Bedeutung. Die Begründung, weshalb er dies als gerechtfertigt erachtet ist jedoch vage. Lose greift er auf Leopold von Wiese zurück: Der

Soziologie komme die Stellung einer Sozialwissenschaft neben anderen Sozialwissenschaften zu. Nachdem Jöhr die Soziologie auf Augenhöhe mit der Nationalökonomie gestellt hat, sucht er nach einem geeigneten Abgrenzungskriterium. Eigenheiten wie die verwendeten Methoden und die behandelten Sachgebiete (bzw. die Gegenstandsbereiche) verwirft er (bei beiden erscheint die Soziologie als umfassendere Disziplin), um schliesslich als Abgrenzungskriterium jenes der «Grundprobleme» vorzuschlagen. In der Folge legt Jöhr in ausführlicher Weise die (mehrheitlich normativen) Grundprobleme der Nationalökonomie dar[194], die ihr eine klare Entwicklungsrichtung vorgeben. Dann schlussfolgert er, dass es der Soziologie «an einem solchen Katalog stillschweigend, aber allgemein anerkannter Probleme» fehle, «welche die Forschung unwiderstehlich in ihren Bann zwinge». Während die «brennenden Wirtschaftsfragen unseres Zeitalters [...] für die Nationalökonomie [...] konstitutiven Charakter» hätten, leide die Soziologie darunter, «dass alles und jedes als soziologisch interessant» gelte (ebd., S.303f.). Die Soziologen würden es versäumen, «die wichtigsten praktischen Aufgaben, nach denen ihre Forschung zu orientieren wäre, zu umreissen» (ebd., S.305). Ähnlich formuliert er zwei Jahre später in den Hochschulnachrichten der Handels-Hochschule St. Gallen:

> *«Leider verhält es sich nun aber nicht so, dass wir einfach bei den Soziologen anklopfen könnten, um von ihnen jene Antworten zu erhalten, die wir benötigen. Die Soziologie ist eine Wissenschaft, die sich mit viel zu vielen, zum Teil ganz fernliegenden Fragestellungen befasst, aber eines Kataloges allgemein anerkannter gesellschaftspolitischer Grundprobleme entbehrt, die ihr – ähnlich wie dies in der Nationalökonomie die wichtigen Hauptprobleme der Wirtschaftspolitik tun – eine bestimmte Marschrichtung aufzwingen würden. Das macht die Aufgabe einer Synthese von Nationalökonomie und Soziologie besonders schwierig.»* (Jöhr 1955b, S. 18)

---

[194] Als Grundproblem der Nationalökonomie begreift Jöhr v.a. die Steigerung des Volkswohlstands (Bzw. die Zielsetzungen, den Güterstrom möglichst zu vergrössern, möglichst stetig wachsen zu lassen und möglichst gerecht zu verteilen»), die Gewährleistung einer hohen und stabilen Beschäftigung oder die Vermeidung von Schwankungen des Geldwertes, etc.

Die Art und Weise wie Jöhr die Soziologie und die Nationalökonomie vergleicht, zeugt von einem normativen Verständnis von Wissenschaft. Wie die Nationalökonomie wirtschaftspolitische Probleme zu lösen habe – so Jöhr – müsse auch die Soziologie Lösungen für gesellschaftspolitische Probleme erarbeiten. Jöhr versucht – da die Soziologen selbst dies seines Erachtens nicht leisten würden – die Grundprobleme der Soziologie zu bestimmen. Sein Vorschlag umfasst einer Reihe gesellschaftspolitischer Zielsetzung, darunter die Aufrechterhaltung eines demokratischen Regierungssystems, das Bewahren der Familie vor weiterer Zersetzung, die Bekämpfung der Gefahren für Moral und kulturelles Niveau der Gesellschaft und die Verringerung der hohen Kriminalität und sexuellen Promiskuität (vgl. Jöhr 1953, S.306). Jöhr zeichnet das Bild einer zielgerichteten Wissenschaft im Dienste eines bestimmten Gesellschaftsbildes. Für ergebnisoffene ethnographische bzw. anthropologische Forschung wie jene von Hortense Powdermaker zeigt er hingegen wenig Verständnis (ebd., S.304).

Indem Jöhr die Soziologie auf eine Auswahl vermeintlicher Grundprobleme (die er als gesellschaftspolitische Probleme bezeichnet) richtet und sie dadurch im Sinne einer Schwesternwissenschaft auf eine Ebene mit der Nationalökonomie stellt (die wiederum wirtschaftspolitische Probleme adressiert), zähmt er sie gleichsam argumentativ. Damit weicht er entscheidend vom Verständnis seines Doktorvaters Werner Sombart ab, der die Nationalökonomie als Teilgebiet der Soziologie auffasst. (ebd., S.298) In ähnlicher Weise geht er auch hochschulintern als Prorektor vor. In einem programmatischen Text in den Hochschulnachrichten, in dem er für die Verankerung der Soziologie an der Handelshochschule votiert, argumentiert er diesbezüglich wie folgt:

> *«Während einzelne Soziologen der Meinung sind, dass ihrer Disziplin, die Stellung einer Mutterwissenschaft aller Sozialwissenschaften zukomme, sind andere der Meinung, sie sei als eine Schwesterwissenschaft von Fächern wie der Volkswirtschaftslehre oder der Jurisprudenz aufzufassen. Dieser zweite Standpunkt erweist sich bei der Arbeit an den Problemen als fruchtbarer. Die Soziologie verliert sich dann nicht in methodologischen Betrachtungen und in Anweisungen an die ihr vermeintlich untergeordneten anderen Sozialwissenschaften, sondern befasst sich mit jenen Problemen, welche die Rechts-, Staats-*

und Wirtschaftswissenschaften nicht lösen können: es sei etwa an die Probleme der Familie und ihrer Gefährdung in der heutigen Zeit, an die Probleme der Elitenbildung, des Zeitalters der Massen, der sozialen Stabilität erinnert.» (Jöhr 1955a, S.3)

Jöhr verweist die Rolle der Soziologie gleichsam an die Ränder der theoretischen Modelle der Nationalökonomie. Während in seinen Ausführungen Kernelemente wie das Modell der vollkommenen Konkurrenz unhinterfragt bleiben und aus dem Aufgabenfeld der Soziologie ausgeklammert werden, argumentiert er für den Beizug der Disziplin zur Untersuchung von Phänomenen, die typischerweise in der Nationalökonomie als gegebene unabhängige Variablen (und damit als nicht erklärbar) betrachtet werden. Dank der Soziologie soll das «was vorher als gegeben eingesetzt wurde, [...] nun auf seine Ursachen zurückgeführt werden.» (Jöhr 1953, S. 310) Die Soziologie erlaube so gleichsam eine Rückverlegung der Datengrenze nationalökonomischer Betrachtungen, ist Jöhr überzeugt. Mit ihrer Hilfe sollen zuvor als gegeben vorausgesetzte Phänomene erklärbar werden: So liessen sich beispielsweise die Ursachen der Kartellierung beforschen, die Motivationen von Unternehmern jenseits von Erwerbsstreben untersuchen (z.B. das Bedürfnis nach Macht), die Sparneigung der Individuen eingehend betrachten, der technische Fortschritt erklären (mit verschiedenartigen Kräften wie Forschungsdrang, Gestaltungswille, Spieltrieb, Machthunger) oder aber auch die Auswirkungen ökonomischer Kräfte auf «den Lebensstil, das soziale Spannungsverhältnis und die Anfälligkeit gegenüber ideologischen Strömungen» analysieren (ebd., S.308ff.). Die Auflistung zeigt, dass Jöhr durchaus über ein Gespür für mögliche Anwendungsfälle für soziologische Expertise verfügte. Indes ist diese in Jöhrs Argumentation durchwegs eingeengt im Korsett der Forderung zur Lösung gesellschaftlicher Probleme und der dominierenden nationalökonomischen Perspektive.

Kurz gesagt: In Jöhrs verschiedenen wissenschaftspolitischen Texten erscheint die Soziologie vor allem als Hilfswissenschaft im Dienste der Nationalökonomie. Dies erkennt auch Richard F. Behrendt – damaliger Ordinarius für Soziologie an der Universität Bern. In einem Brief an Jöhr bringt er nebst lobender Worte höflich eine Kritik an dessen Aufsatz «Nationalökonomie und Soziologie» (Jöhr 1953) an: «Sie sind sich natürlich darüber klar, dass Ihre Hinweise nur die Bez[i]ehungen der Soziologie mit

einer ihrer Nachbarwissenschaften betreffen, und somit nicht die grundlegende Fragestellung und den spezifischen Charakter der Soziologie als Wissenschaft umschreiben.» (Behrendt an Jöhr, Brief vom 23. Juli 1954, HSGN 001/005) Mit seinem Fokus auf vermeintliche Grundprobleme umschifft Jöhr die Auseinandersetzung mit den Fragen nach dem Gegenstandsbereich sowie den Methoden der Soziologie. Die Soziologie erscheint gleichsam konturenlos. Jöhr verleiht ihr einzig Profil, indem er sie auf Probleme hin ausrichtet, die seiner Ansicht nach für Nationalökonomen zwar relevant sind, die diese jedoch mit den Mitteln der eigenen Disziplin nicht selbst untersuchen können. Dies soll nicht heissen, dass er die Soziologie nicht wertschätzt. Ja, er bezeichnet die Eingliederung soziologischer Erkenntnisse in die Nationalökonomie gar als lebenswichtig für diese. Jedoch spricht er ihr mit seinen Abgrenzungsversuchen jegliche Legitimität als eigenständige Disziplin jenseits der Beschäftigung mit normativen Fragen der Gesellschaftspolitik ab (was er als «Grundprobleme der Soziologie» bezeichnet). Auch klammert Jöhr den zweiten Schritt zu einer effektiven Synthese der beiden Disziplinen – den er zwar kurz andenkt – aus seinem Aufsatz aus: «Die weitere Aufgabe bestünde darin, vom Gesichtspunkt der Soziologie aus die Frage der Eingliederung nationalökonomischer Erkenntnisse zu untersuchen. Diese Aufgabe müsste jedoch von einem Soziologen in Angriff genommen werden.» (Jöhr 1953, S. 316) Am Ende bleibt es daher trotz geforderter Synthese beim einseitigen Eingliedern soziologischer Teilwissensbestände in die Nationalökonomie.

5.3. Die Errichtung eines Extraordinariats für Soziologie – ein Umweg über die Volkswirtschaftslehre

Während die Soziologie mit der Person Emil J. Walters ab 1951 im Rahmen eines Lehrauftrages im Lehrbetrieb der Handels-Hochschule St. Gallen vertreten ist und die Probleme der Wirtschaftsordnung und der Kollektivinteressen in verschiedenen Kursen mit soziologischem Einschlag behandelt werden, ist ihr inneruniversitärer Status weiterhin prekär. Zwar interessiert sich Jöhr Anfang der 1950er Jahre stark für Soziologie, jedoch fehlen ihm Zeit und Ressourcen, um sich ihr eingehender zu widmen. In genereller Weise schildert er diese Problematik im Aufsatz «Forschungsaufgaben der Nationalökonomie». Darin schreibt er, dass in jenen Jahren (1955a) viel vom Nationalökonomen verlangt werde. Nicht nur müsse dieser «die eigene Volkswirtschaft

und die Hauptprobleme der Wirtschaftspolitik seines Landes kennen; [...] die zahlreichen aktuellen Probleme der Weltwirtschaft und der internationalen Organisationen ständig verfolgen [sowie auch] die genannten Hauptrichtungen der Nationalökonomie in ihrer Entwicklung laufend untersuchen». Vielmehr gehöre es – nebst der zusätzlichen Beanspruchung durch Lehrtätigkeit und administrative Funktionen – auch zu seinen Aufgaben, sich «in Nebengebiete, wie Soziologie und Psychologie, soweit [zu] vertiefen, dass er ihre Erkenntnisse in seine ökonomischen Ableitungen eingliedern [könne].» (ebd., S.19) Im erwähnten Aufsatz folgert Jöhr: «Wer sich das richtig verdeutlicht, kann nur zu dem einen Schlusse kommen: er kann diesen Anforderungen nicht genügen.» (ebd., S.19)

Die in früheren Jahren wiederholt von Jöhr geforderte Bearbeitung der Themengebiete von Nationalökonomie und Soziologie in Personalunion – so der Unterton des betreffenden Textes – erscheint ihm unter den an der Handels-Hochschule vorherrschenden Bedingungen nicht möglich. Was Jöhr beschreibt, ist das Dilemma vieler Hochschullehrer, insbesondere wenn diese in Disziplinen tätig sind, die an einer Hochschule eher ein Randgebiet darstellen und nur dürftig mit personellen und finanziellen Ressourcen ausgestattet sind. Die Lehrverpflichtung und andere hochschulinterne Aufgaben beanspruchen sie derart, dass kaum Zeit für die Vertiefung in neue Felder oder gar die Inangriffnahme systematischer Forschungstätigkeit bleibt. Zwar ist die Nationalökonomie an der Handels-Hochschule Anfang der 1950er nicht wirklich ein solches Randgebiet – mittlerweile bestehen drei Professuren für Nationalökonomie (vgl. HSG 210-228) –, jedoch existiert zu jenem Zeitpunkt noch kein volkswirtschaftliches Institut. Die drei Ordinarien scheinen durch den Lehrbetrieb und administrative stark ausgelastet. Es ist ihnen nur bedingt möglich, sich der Grundlagenforschung zu widmen, geschweige denn, sich in andere Gebiete (wie beispielsweise die Soziologie) zu vertiefen.

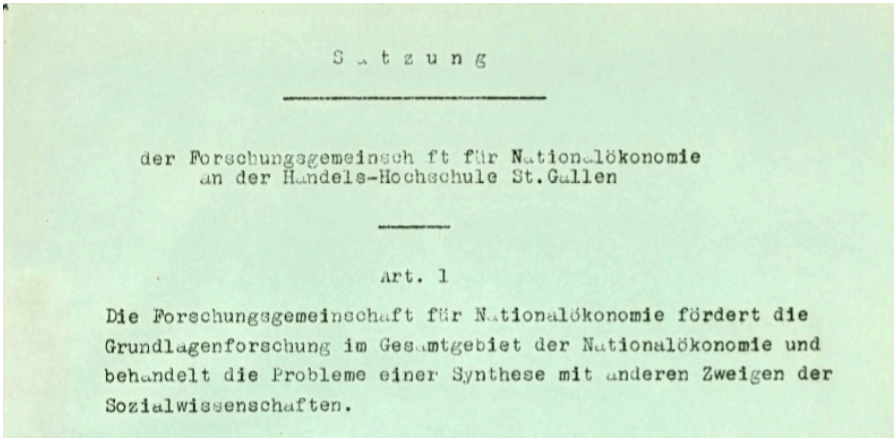
In den frühen 1950er Jahren arbeitet Jöhr hochschulintern – aufbauend auf dem soeben geschilderten Argumentarium zur Synthese von Nationalökonomie und Soziologie – auf die Änderung dieser Lage hin. Dabei verschiebt er den Fokus hinsichtlich der geforderten Synthese weg von der Person des Nationalökonomen hin zur Struktur der Universität. Nicht mehr die Auseinandersetzung mit zwei Disziplinen in Personalunion, sondern vielmehr die Verankerung von beiden in der universitären Struktur scheint ihm der praktikabelste Weg dies zu erreichen.

Die Verankerung der Soziologie an der Handels-Hochschule verläuft zunächst indirekt über eine verstärkte Institutionalisierung der Nationalökonomie. Im Juli 1952 verfasst Jöhr ein Papier zu einem «Projekt für eine Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie». In den folgenden Monaten bespricht er dieses mit verschiedenen Professoren der Handels-Hochschule (Bachmann 1952, HSGH 106-002) Als dem Projekt zugrundeliegende Zielsetzung führt Jöhr im Gespräch mit anderen Professoren «die Erreichung einer Synthese der verschiedenen Zweige der mit der Volkswirtschaft in Zusammenhang stehenden Disziplinen» an (Bachmann 1952, HSGH 106-002). Insbesondere tritt er an seine Kollegen Theo Keller und Emil Küng heran – beide Professoren auf dem Gebiet der Nationalökonomie – um sie für sein Unterfangen zu gewinnen. Die drei verstehen sich. Noch im selben Jahr gründen sie gemeinsam die FNG. Sie ist das erste volkswirtschaftliche Institut der Universität St. Gallen.

Die Gründung der FNG ist ein entscheidender Schritt zur Institutionalisierung der Nationalökonomie an der Handels-Hochschule. Mit dem neuen Institut schaffen sich Jöhr, Keller und Küng die nötige Infrastruktur für die Entfaltung ihrer je eigenen Forschungstätigkeiten.[195] (Jöhr 1952a, Binswanger 1990, S.X).

[195] Mit privaten Mitteln bewerkstelligt die Forschungsgemeinschaft die Anstellung von Forschungsassistenten, die Finanzierung von Forschungsreisen, die Veranstaltung von wissenschaftlichen Aussprachen und Vorträgen, die Vergabe von Forschungsaufträge an Externe, die Herausgabe und Übersetzung von Publikationen sowie die Beschaffung von Literatur ermöglicht werden (vgl. Satzung der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie, Art.2). Die finanziellen Zuwendungen kommen hauptsächlich von ausserhalb der Universität in Form von Spenden verschiedener Unternehmungen (wie beispielsweise dem Schweizerischen Bankverein, der Sandoz AG, der Brown Boveri AG oder der Schweizerischen Aluminium AG (Angaben aus dem Jahr 1964 vgl. HSGH 106-002)). Die Unterstützung wird von den Initianten äusserst geschätzt. 1955 schreibt Jöhr euphorisch von «Gefühle[n] grosser Dankbarkeit [...] die drei Mitglieder der Leitung der neu gegründeten Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie [erfüllen täten]. Diese [gebe] ihnen die Möglichkeit, ihre Forschungen durch Assistenten zu erleichtern, wichtige Gebiete durch selbständige Forscher erschliessen zu lassen [und] unentbehrliche Hilfsmittel anzuschaffen.» (Jöhr 1955a, S. 19f).

Der neue Zusammenschluss fasst sich über die Förderung der angestammten Forschungsrichtungen der drei Ordinarien[196] hinaus «von Anfang an [...] eine umfassendere Zielsetzung ins Auge» (Jöhr 1952a). Die FNG soll als Institut zwei Hauptziele verfolgen: Einerseits die Förderung der Grundlagenforschung im Gesamtgebiet der Nationalökonomie und andererseits die Behandlung der Probleme einer Synthese mit anderen Zweigen der Sozialwissenschaften (Jöhr 1952b, Artikel 1 der Satzung der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie an der Handels-Hochschule St. Gallen, vom 17. Dezember 1952). Vorliegend ist vor allem die zweite Zielsetzung von Bedeutung. Die Handschrift von Jöhr ist unverkennbar: Auch im Kontext der FGN ist die von ihm geforderte Synthese mit anderen Wissenschaften zentral. Der Fortschritt der Nationalökonomie sei weniger von einer stetigen Verfeinerung ihrer bereits bestehenden theoretischen Instrumente zu erwarten, als von der Verbindung mit anderen Disziplinen (Jöhr ohne Datum, S.4).



S a t z u n g

der Forschungsgemeinsch ft für Nationalökonomie
an der Handels-Hochschule St.Gallen

Art. 1

Die Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie fördert die Grundlagenforschung im Gesamtgebiet der Nationalökonomie und behandelt die Probleme einer Synthese mit anderen Zweigen der Sozialwissenschaften.

Abbildung 1: Artikel 1 der Satzung der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie (Quelle: Jöhr 1952b)

[196] Theo Keller: Staatswirtschaftslehre; Walter A. Jöhr: Theorie der Wirtschaftsordnung und Wirtschaftslenkung; Emil Küng: Theorie der internationalen Wirtschaftsbeziehungen.

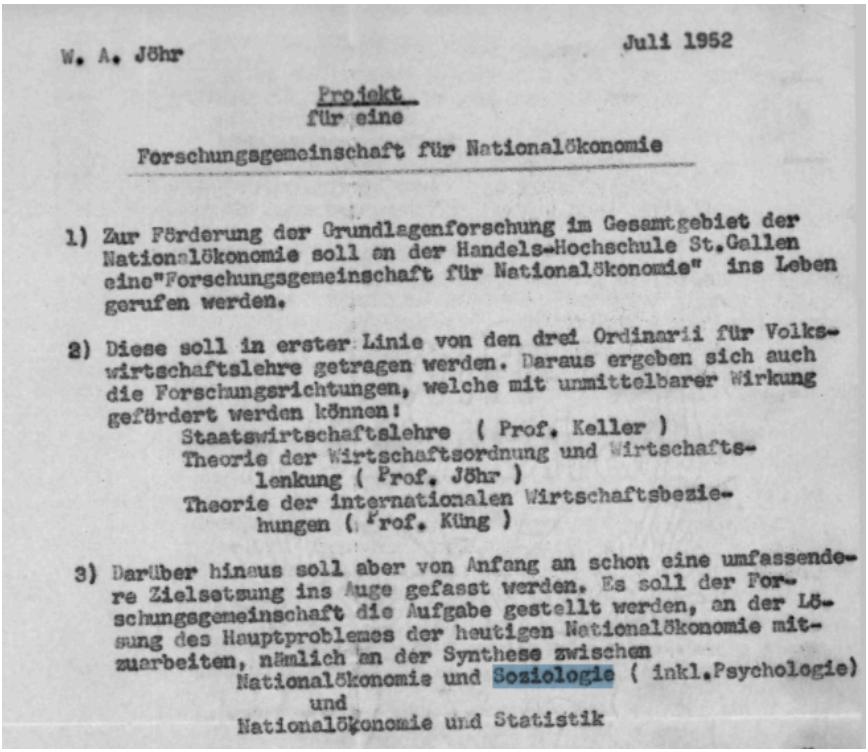
Während in der Satzung allgemein von einer «Synthese mit anderen Zweigen der Sozialwissenschaften» die Rede ist, läuft die ursprüngliche Absicht von Jöhr auf die Institutionalisierung zweier konkreter Wissenschaftsgebiete hinaus. In einem Orientierungsschreiben zur FGN beschreibt er die Hauptaufgabe der Forschungsgemeinschaft als «Ausbau der Nationalökonomie durch Verbindung mit der Soziologie einerseits und der Statistik andererseits» (Jöhr 1952c, S.1). Im anfänglichen Projektbeschrieb (der der Gründung der Forschungsgemeinschaft und damit auch ihrer Satzung vorausgeht) nennt er diese beiden Disziplinen explizit:

> *«Es soll der Forschungsgemeinschaft die Aufgabe gestellt werden, an der Lösung des Hauptproblemes der heutigen Nationalökonomie mitzuarbeiten, nämlich an der Synthese zwischen Nationalökonomie und Soziologie (inkl. Psychologie) und Nationalökonomie und Statistik»* (Jöhr 1952a)

Es ist bemerkenswert, dass Jöhr im Kontext der Errichtung des ersten nationalökonomischen Instituts der Handels-Hochschule St. Gallen die Soziologie in den Fokus rückt, ja die Beschäftigung mit ihr nicht nur in wissenschaftspolitischen Aufsätzen, sondern inneruniversitär zu den Hauptaufgaben der eigenen Disziplin zählt. Jöhrs Ausführungen zur Ausrichtung der Forschungsgemeinschaft erinnern stark an die oben betrachteten Aufsätze.[197] Die Forschungsgemeinschaft solle sich in den Dienst der erwähnten Synthese stellen. Die FNG stellt damit die organisatorische Grundlage

[197] Als Ausgangspukt für die Synthese mit der Soziologie bezeichnet Jöhr – wie bereits in den 1930er Jahren – das Problem der Wirtschaftsordnung. Dieses biete die Möglichkeit «die Verbindung von Nationalökonomie und Soziologie an einem wichtigen Beispiel klarzulegen» (Jöhr 1952c,S.1). Der Brückenschlag zur bzw. diese Synthese mit der Soziologie sei jedoch keineswegs völlig unproblematisch bzw. voraussetzungslos. Zwar sei eine Reihe bedeutender Nationalökonomen zugleich auch Soziologen gewesen, jedoch hätten diese die Frage einer Synthese nicht wirklich geklärt. Die Schwierigkeit des Annäherns von Nationalökonomie und Soziologie sieht Jöhr vor allem im Mangel eines Kataloges von Grundproblemen begründet, welcher der Soziologie eine potenzielle Entwicklungsrichtung vorgeben würden (Jöhr ohne Datum, S.4). Vielfach hätten Aussenstehende Mühe sich im Bereich der Soziologie zurecht zu finden. Zum Teil läge dies daran, «dass sich die Soziologie zu wenig auf gewisse Grundprobleme konzentrier[e]» und daher «für die Vertreter anderer Sozialwissenschaften ein schwer fassbares Gebilde darstell[e].» (Jöhr ohne Datum, S.4)

für den inneruniversitären Ausbau der Soziologie der nächsten Jahre über ihre gelegentliche Präsenz im Lehrbetrieb hinaus.



W. A. Jöhr Juli 1952

Projekt
für eine
Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie

1) Zur Förderung der Grundlagenforschung im Gesamtgebiet der Nationalökonomie soll an der Handels-Hochschule St.Gallen eine"Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie" ins Leben gerufen werden.

2) Diese soll in erster Linie von den drei Ordinarii für Volkswirtschaftslehre getragen werden. Daraus ergeben sich auch die Forschungsrichtungen, welche mit unmittelbarer Wirkung gefördert werden können:
Staatswirtschaftslehre (Prof. Keller)
Theorie der Wirtschaftsordnung und Wirtschaftslenkung (Prof. Jöhr)
Theorie der internationalen Wirtschaftsbeziehungen (Prof. Küng)

3) Darüber hinaus soll aber von Anfang an schon eine umfassendere Zielsetzung ins Auge gefasst werden. Es soll der Forschungsgemeinschaft die Aufgabe gestellt werden, an der Lösung des Hauptproblemes der heutigen Nationalökonomie mitzuarbeiten, nämlich an der Synthese zwischen
Nationalökonomie und Soziologie (inkl.Psychologie)
und
Nationalökonomie und Statistik

Abbildung 2: Punkt 3 des Projekts für eine Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie (Quelle: Jöhr 1952b)

Die in der Satzung der FNG angelegte Zielsetzung ist als Startpunkt für die weitere Etablierung der Soziologie und der Ökonometrie im Fächerkanon der Handels-Hochschule zu verstanden. Während sich Emil Küng auf das Gebiet der Ökonometrie konzentriert, ist Jöhr verantwortlich für die Soziologie.

5.3.1. Die Institutionalisierung der Soziologie als Teil des Umbaus der Handels-Hochschule zu einer Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Im Jahr der Gründung der FGN wird Jöhr Vorstand der volkswirtschaftlich-wirtschaftsgeographischen Abteilung und Prorektor der Handelshochschule. In diesen beiden Funktionen sowie später als Rektor (zwischen 1957 und 1963) wirkt er auf die Institutionalisierung der Soziologie hin. Zudem gestaltet er die Neuausrichtung der Universität hin zu einem breiten sozialwissenschaftlichen Profil entscheidend mit. Beides ist – wie nachfolgend gezeigt wird – eng miteinander verflochten. Handlungsleitend ist dabei das Verständnis, das seinen wissenschaftspolitischen Aufsätzen, aber auch der FGN zu Grunde liegt.

Im Bestreben der Umgestaltung der Handels-Hochschule wendet sich Jöhr im August 1954 Rat suchend an Professor Albert von Mühlenfels den Direktor des Sozialökonomischen Seminars an der Universität Hamburg. An der Universität Hamburg spalteten sich im selben Jahr die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät ab (Allgoewer & Schroeter o.D.). Er habe mit grossem Interesse gelesen, dass Mühlenfels eine «*Wiso-Fakultät*» konstituieren werde und bitte ihn, deshalb ihm allfällig vorhandene Unterlagen (Denkschriften, Lehrpläne, Prüfungsordnungen) zuzuschicken, denn man studiere «gegenwärtig in St. Gallen die bessere Verankerung der Soziologie und die Einführung der politischen Wissenschaften.» (Jöhr an Mühlenfels, Brief vom 04. August 1954, HSGHN 001/005). Für die Verankerung der Soziologie sowie eine Weitung des Profils der Handels-Hochschule spricht sich Jöhr erstmals 1955 im hochschulinternen Publikationsorgan aus. In den St. Galler Hochschulnachrichten fordert er unter dem Titel «Oekonometrie und Soziologie – zwei neue Aufgaben der Handels-Hochschule» die Schaffung von Professuren für Ökonometrie und Soziologie sowie entsprechenden Forschungsmöglichkeiten und die Integration in die Studiengänge (Jöhr 1955b, S.1). Die Etablierung der beiden Disziplinen formuliert Jöhr mit dieser Überschrift im Unterschied zur Argumentation rund um die FGN drei Jahre zuvor nicht mehr als primäre Aufgaben der Nationalökonomie, sondern als solche der Handels-Hochschule generell.

Im Text selbst steht dann jedoch das Beispiel der Nationalökonomie im Vordergrund: Jöhr beschreibt darin aktuelle Entwicklungen im Bereich der Nationalökonomie sowie der Ökonometrie als durch einen «zunehmend technischen Charakter» geprägt und übt Kritik an den geschlossenen Modellen volkswirtschaftlicher Theorien. Die Soziologie erscheint ihm vor dem Hintergrund dieser Entwicklung als geeignet, um den gesellschaftlichen Kontext zu erhellen, innerhalb dessen Wirtschaften stattfindet. Vornehmlichen Anwendungsbereich für die Soziologie sieht Jöhr – wie bereits in den Jahren zuvor – bei der Frage der Wirtschaftsordnung. Diese werde beispielsweise in der neoliberalen Richtung der Nationalökonomie bereits durch das Modell selbst beantwortet. In der Konsequenz blieben die effektiven Vorgänge im gesellschaftlichen Alltag ausgeblendet. Es sei eine Eigentümlichkeit der neoliberalen Schule, «dass für sie das Endergebnis ihrer Forschungen schon von vornherein feststeh[e]: der sich innerhalb einer bestimmten Rahmenordnung abspielende marktwirtschaftliche Prozess muss frei von staatlichen Interventionen gelassen werden.» (Jöhr 1955b, S. 18) Jöhr zielt mit seinem Aufsatz darauf ab, den Tunnelblick, der die nationalökonomische Disziplin in jenen Jahren prägt, für andere Perspektiven zu öffnen. Infolge einer eng an den theoretischen Modellen orientierten Ausrichtung – so seine Argumentation – würden wichtige Probleme verdeckt, «wie etwa die etatistischen Konsequenzen einer radikalen Anti-Monopolpolitik, die wachsenden Ansprüche starker Interessentengruppen auf Sicherung ihres Lebensstandards.» (Jöhr 1955b, S.18)

Während Jöhr die Institutionalisierung der Soziologie mit der Gründung der FGN sowie in seiner Rolle als Abteilungsvorstand konsequent vorantreibt, arbeitet er gleichzeitig auf Ebene der Universitätsleitung auf die Neuausrichtung der Handels-hochschule hin. Die Institutionalisierung der Soziologie in enger Anbindung an die Nationalökonomie erscheint bei genauerer Betrachtung gleichsam pars-pro toto als Spiegelbild dieses grösseren Vorhabens. Jöhrs Votum für die Etablierung der Soziologie steht stellvertretend für eine Weitung des Blickfelds, wie sie die künftige Entwicklung der Handelshochschule charakterisiert. Was Jöhr vorschwebt ist nicht etwa eine ‹[Voll-]Universität der Ostschweiz›, sondern vielmehr eine auf Wirtschafts- und Sozialwissenschaften spezialisierte Hochschule im Grade ihrer Beschränkung auf bestimmte Disziplinen vergleichbar mit der ETH in Zürich. Die Fokussierung eines bestimmten Gebiets und dessen intensive Pflege durch die Errichtung der erforderlichen Zahl von Lehrstühlen und Forschungsstätten erachtet Jöhr zielführender, als einen

Umbau zu einer ‹vollwertigen Universität› mit einer Vielzahl an Fakultäten (Jöhr 1955b, S.1). Gleichzeitig sieht er die Zukunft der Handels-Hochschule nicht in der Beschränkung des Fächerkanons auf den Status quo und rät von der Priorisierung des Ausbaus der bestehenden Disziplinen durch weitere Spezialisierung ab. Das Vorankommen der nationalökonomischen Forschung – aber wohl auch in anderen Fachgebieten wie der Betriebswirtschaftslehre – sieht Jöhr nicht im Bemühen um die permanente Verfeinerung von Modellen, sondern vielmehr in der Beschäftigung mit den «ideologischen, politischen und interessenspolitischen Einflüssen auf die Wirtschaft» (Jöhr 1947, S. 6; vgl. auch Schwarz 1990, S. XII). Die Handels-Hochschule könne entsprechend nicht bei der aktuellen Abgrenzung ihres Aufgabenkreises stehen bleiben, zu sehr seien «die Probleme des öffentlichen wie des privaten Rechtes, der Betriebs- wie der Volkswirtschaft [...] eingewoben in politische, soziologische und sozialpsychologische Zusammenhänge». Jöhr votiert für eine Weitung des Blickfeldes sowohl in Forschung als auch Lehre. Denn je komplizierter und vielgestaltiger das wirtschaftliche und soziale Leben und je umfassender seine rechtliche Regelung werde, desto wichtiger sei es über den Tellerrand der eigenen Disziplin zu schauen.

Jöhrs Votum liegt in seinem generalistischen Wissenschaftsverständnis begründet, das wohl in groben Zügen auf seinen Lehrer Werner Sombart zurückgeht (wie weiter oben bereits dargelegt worden ist).[198] In diesem Sinne reflektiert seine wissenschaftspolitische Tätigkeit an der Handels-Hochschule das Hinwirken auf die Realisierung eines vergleichsweise generalistischen Studienangebots. Was ein solches Studienangebot umfassen solle, führt Jöhr im erwähnten Beitrag in den St. Galler Hochschulnachrichten aus: «Das Gesamtgebiet, dessen Pflege ihr [der Handel-Hochschule] obliegt, kann mit dem in Amerika und England üblichen Ausdruck ‹Social Sciences›, wofür man im deutschen Sprachgebiet meist ‹Sozial›- oder ‹Gesellschaftswissenschaften› sagt, umschrieben werden.» (Jöhr 1955b)

Der konsequente Ausbau des Fächerkatalogs zur Ergänzung der zentralen Studien-

[198] Wenn sich auch Jöhrs Vorstellungen zum Verhältnis von Nationalökonomie und Soziologie grundlegend von jenem Werner Sombarts unterscheiden (vgl. hierzu Jöhr 1953). Während Sombart die Nationalökonomie als Teilgebiet der Soziologie begreift, versteht Jöhr die beiden Disziplinen als Schwersternwissenschaften.

richtungen – vorliegend anhand der Beispiele der Soziologie und der Ökonometrie dargelegt – gipfelt schliesslich 1963 während Jöhrs Rektorat in der Umbenennung der Handels-Hochschule in Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (HSG) (vgl. Handels-Hochschule St. Gallen 1962, S.1). Im gleichen Jahr zieht die HSG aus ihrem beschaulichen klassizistischen Schulgebäude an der Notkerstrasse in einen campusartig angelegten brutalistischen Neubau auf dem Rosenberg. «Aus der ursprünglichen Handelsschule ist eine Universität mit Forschung und Lehre in einem breiten Themengebiet [...] entstanden.» (HSG ohne Datum) Die breite Ausrichtung der Universität schwingt dabei bereits im Untertitel «für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften» mit. Diese lasse – so Jöhr (1962, S.1) – «Raum für weitere Entwicklungen, insbesondere auf dem Gebiete der Soziologie, der Sozialphilosophie und -psychologie, der Bevölkerungslehre und der Sozialgeschichte».

5.3.2. Die systematische Verankerung der Soziologie in der Studienordnung der Handels-Hochschule

Jöhrs Argumentation zur Weitung des Tätigkeitsfeldes der Handels-Hochschule bildet den Hintergrund für die Einführung der Ökonometrie und der Soziologie als etablierte Lehrfächer. Zu letzterer schreibt Jöhr 1955, dass «zwar [...] an der Hochschule seit einer Reihe von Jahren immer wieder soziologische Vorlesungen veranstaltet [würden] [dass jedoch] festgehalten werden [müsse], dass die Soziologie an der Hochschule bei weitem nicht jene Stellung einn[ähme], die ihr gebühren würde und die sie an andern Orten, z.B. an den Universitäten der welschen Schweiz, in Frankreich, in den Vereinigten Staaten und neuerdings in Deutschland erlangt [hätte].» (Jöhr 1955b, S.2) Dazu gehöre am Ende nicht allein die Berufung eines ausgewiesenen Soziologen, vielmehr bedürfe es auch Forschungsmöglichkeiten sowie der Aufnahme der neuen Fächer in die Prüfungsordnungen und damit verbunden der Einführung einer neuen Studienrichtung, um die beiden Disziplinen (Ökonometrie und Soziologie) angemessen zu verankern (ebd., S.3).

In den folgenden Jahren nimmt die volkswirtschaftlich-wirtschaftsgeographische Abteilung unter Jöhrs Leitung mehrere Anläufe, um die erwähnten Disziplinen an der Handels-Hochschule zu verankern. Im Mai 1955 unterbreitet sie dem Rektorat einen Antrag auf Einführung einer neuen wirtschaftswissenschaftlichen Studienrichtung mit

dem Titel «Internationale Wirtschaft» (Jöhr an die Abteilungsvorstände der Handels-Hochschule St. Gallen, Brief vom 21. Mai 1955, HSG 210-495). Diese «würde [...] die Gelegenheit bieten, gewisse Fächer neu einzuführen, welche sich in den letzten 20 Jahren stark entwickelt haben, und andere Fächer, welche in den bestehenden Studien- und Prüfungsordnungen nur ungenügend zur Geltung [kämen], besser zu verankern.» Im Rahmen einer neuen Studien- und Prüfungsordnung sei die Verankerung der Fächer Soziologie, der politischen Wissenschaften sowie der Ökonometrie vorgesehen. In einem Schreiben an sämtliche Abteilungsvorstände der Handels-Hochschule unterstreicht Jöhr diese Position: Die volkswirtschaftliche Abteilung sei der Auffassung, dass die Einführung dieser Fächer in den Studienplan unbedingt erforderlich sei, um nicht gegenüber in- und ausländischen Hochschulen in den Rückstand zu geraten (Jöhr an die Abteilungsvorstände der Handels-Hochschule St. Gallen, Brief vom 21. Mai 1955, HSG 210-495). Dabei sei der Soziologie ein klarer Platz zu schaffen: Innerhalb der Vertiefungsrichtung «Internationale Wirtschaft» seien 10 Stunden für soziologische Vorlesungen vorzusehen (Jöhr an die Abteilungsvorstände der Handels-Hochschule St. Gallen, Brief vom 21. Mai 1955, HSG 210-495).[199] Ein solch klarer Platz sei jedoch mit der Verankerung der Soziologie in der Studienordnung der Handels-Hochschule allein noch nicht geschaffen. Vielmehr müsse diese von einer entsprechenden personellen Verstetigung begleitet werden. Trotz der klaren Forderungen, bleibt der erste Versuch, universitätsintern auf die Verstetigung der Soziologie hinzuwirken, zunächst ohne greifbare Resultate.

5.3.3. Die Schaffung und Besetzung der ersten Professur für Soziologie

Drei Jahre später unternimmt die VWA – erneut unter Jöhrs Leitung – einen zweiten Anlauf zur besseren Verankerung der Soziologie. Am 1. Juli 1958 stellt Jöhr stellver-

[199] Der Vorschlag der volkswirtschaftlich-wirtschaftsgeographischen Abteilung zielt darauf ab, im Wintersemester 5 Stunden und im Sommersemester 7 Stunden soziologische Vorlesungen einzuführen (wobei zwei dieser total 12 Stunden den politischen Wissenschaften zukämen).

tretend für den Vorstand der Abteilung einen «Antrag auf Schaffung einer ausserordentlichen Professur für Soziologie» an den Senat der Handels-Hochschule. Eingeleitet wird der Antrag wie folgt:

> *«Im wachsenden Masse setze sich im Auslande wie in der Schweiz die Erkenntnis durch, dass die Soziologie, als die Lehre von den Grundbeziehungen des menschlichen Zusammenlebens, für die an unserer Hochschule gelehrten Kernfächer (Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre und Jurisprudenz) grundlegende Bedeutung besitzt.»* (VWA, Antrag 1. Juli 1958, HSG 152.02).

Mit ihrem Vorstoss legt die VWA den Grundstein für die permanente Verankerung der Soziologie an der Handels-Hochschule. Im Unterschied zum vorangehenden Anlauf begründet sie die Legitimation für die Institutionalisierung der Soziologie nicht mehr allein in Bezug zur Nationalökonomie, sondern im Verhältnis zu sämtlichen Kernfächern der Universität. Damit löst sie sie argumentativ ein Stück weit aus ihrem Abhängigkeitsverhältnis zur Nationalökonomie, gleichzeitig schreibt sie ihren künftigen Status als potenzielle Hilfswissenschaft sämtlicher Kernfächer der Handels-Hochschule fest. Im betreffenden Antrag koppelt die volkswirtschaftliche Abteilung die Schaffung eines Extraordinariats an eine geplante Studienreform, wonach für alle Studierende der Handelshochschule eine soziologische Grundausbildung von zwei Wochenlektionen sowie die Einführung einer Vertiefungsrichtung «Soziologie und Betriebspsychologie» von zehn Wochenstunden vorgesehen sei. Die skizzierte Eingliederung der Soziologie in die neuen Studienordnungen erfordere «eine entsprechende personelle Verankerung der Soziologie an unserer Hochschule, was nur durch die Errichtung eines Extraordinariats geschehen kann (Antrag VWA auf Schaffung eines Extraordinariats für Soziologie, HSG 152.02., vom 01. Juli 1958). Untermauert wird die Wichtigkeit des Antrags mit Verweis auf die Zunahme der Bedeutung der

Soziologie an anderen Schweizer Hochschulen.[200] Gleichzeitig rückt die Abteilung erstmals das Erfordernis soziologischer Forschung in den Fokus. Mit der Errichtung eines Extraordinariats sei der Verankerung der Soziologie an der Handels-Hochschule nicht genüge getan. Es reiche nicht «in diesen Fächern ausgewiesene Dozenten nach St. Gallen zu berufen, es müssen ihnen auch Forschungsmöglichkeiten geboten werden.» (Antrag VWA auf Schaffung eines Extraordinariats für Soziologie, HSG 152.02., vom 01. Juli 1958)

5.3.3.1. Die Wahl von Emil J. Walter

Die Argumentation der Abteilung verfängt bei den Mitgliedern des Hochschulrats. Im September 1958 wird Emil J. Walter zum Extraordinarius für Soziologie gewählt. In den Hochschulnachrichten der Handels-Hochschule ist die Rede von der «längst fälligе[n] Schaffung eines Lehrstuhles für Soziologie» (Doerig 1958, S. 6). Personell ist Walter (und damit auch die Soziologie als Fach) in die Volkwirtschaftlichwirtschaftsgeographische Abteilung eingegliedert (Jöhr an Walter, Brief vom 13. September 1958, HSG 210-495).

Zum Zeitpunkt seiner Wahl ist Walter bereits 60 Jahre alt. Weshalb er trotz seines fortgeschrittenen Alters berufen wird lässt sich anhand der vorhandenen Unterlagen

[200] «Sodann sei darauf hingewiesen, dass an den andern schweizerischen Hochschulen dieSoziologie an Bedeutung wesentlich zunimmt. In Bern bekleidet Professor Behrendt ein Ordinariat für Staats- und Wirtschaftssoziologie und internationaleWirtschaftsorganisationen sowie Sozial- und Wirtschaftskunde Amerikas. In Freiburg gehört zum Lehrstuhl für Geschichte und Theorie der Volkswirtschaftslehre auch die Soziologie. In Genf besteht die Möglichkeit, das Studium mit einem Dr. der Soziologie abzuschliessen. Die Soziologie wird von Prof. Girod vertreten, der ein Extraordinariat bekleidet. In Lausanne besteht an der zur Juristischen Fakultät gehörenden Ecole des Sciences sociales et politiques ein Ordinariat für Soziologie und Psychologie, das Prof. Jaccard innehat. In Neuenburg besteht an der Juristischen Fakultät ein Ordinariat, das Soziologie, Bevölkerungskunde und Statistik umfasst die Geschichte der Nationalökonomie einschliesst und von Prof. Erard besetzt ist. In Zürich ist vor kurzem ein Extraordinariat für Soziologie geschaffen worden, das Prof. von Schelting übertragen wurde.» (Antrag der VWA auf Schaffung eines Extraordinariats für Soziologie, HSG 152.02., vom 01. Juli 1958, HSG 152.02)

nicht abschliessend beurteilen. Im entsprechenden Antrag an die Mitglieder des Hochschulrats thematisiert Jöhr (in seiner Funktion als Rektor) vor allem die beschränkte Auswahl an Fachsoziologen in der Schweiz: «Da die Soziologie in der Schweiz erst in den letzten Jahren einen stärkeren Aufschwung genommen hat, stehen relativ wenig schweizerische Persönlichkeiten, die bereits an einer Hochschule tätig sind für die in Aussicht genommene Professur für Soziologie zur Verfügung.» (Rektor Jöhr an den Hochschulrat, Brief 13. August 1958, HSG 210-495). Nebst Walter sind im betreffenden Antrag Peter Heintz (zu diesem Zeitpunkt Privatdozent an der Universität Köln), Ernst Stauffer (zu diesem Zeitpunkt Privatdozent an der Universität Genf) und Viktor Willi (zu diesem Zeitpunkt Dozent an der Fordham University in New York) als mögliche Kandidaten aufgeführt. Während Jöhr Willi (aufgrund einer Gastvorlesung, «die aber nicht unbedingt überzeugte») und Stauffer (wegen des Umstandes, dass seine Forschungsrichtung die soziologischen Beziehungen innerhalb von Kindergruppen seien) als ungeeignet beurteilt, führt er Peter Heintz im Antrag unkommentiert auf und lässt ihn ohne Begründung aussen vor. Er kommt zum Schluss, dass Walter «von den in Betracht gezogenen Persönlichkeiten für die Uebernahme des Lehrstuhles für Soziologie am besten geeignet» sei. Vermutlich dürfte beim Entscheid mit eine Rolle gespielt haben, dass Walter bereits länger an der Handels-Hochschule Soziologie unterrichtete und ab 1957 Vizepräsident der SGS war. Dem breit sozialwissenschaftlich orientierten Jöhr sagt zudem Walters generalistisches Profil zu (Interview Walter-Busch 2018). Im Schreiben lobt er Walter als «universell gebildet», beschreibt ihn als auf «verschiedensten Gebieten erfolgreich publizistisch» tätigen Wissenschaftler und bemerkt, dass er sich bereits seit mehr als zwei Jahrzehnten zunehmend mit Soziologie befasse (Rektor Jöhr an den Hochschulrat, Brief vom 13. August 1958, S.2, HSG 210-495). Indes lässt der letzte Satz in Jöhrs Beschreibung des Kandidaten aufhorchen. Walter ist im Gegensatz zu Ernst Stauffer und Peter Heintz kein ausgebildeter Fachsoziologe. Der 1897 geborene Winterthurer erlangt 1924 sein Doktorat in Naturwissenschaften (Chemie), fungiert an der Universität Zürich ab 1949 als Privatdozent für Geschichte der Wissenschaften und ab 1951 an der ETH Zürich als Dozent für Geschichte der Technik (Lienhard 1978, S.24). Bevor er sich in den 1940er Jahren verstärkt der Soziologie zuwendet, beschäftigt er sich vornehmlich mit naturwissenschaftlichen, historischen sowie auch wissenschaftstheoretischen Fragen. Walters Publikationen erscheinen bisweilen eklektisch und bringen die unterschiedlichsten Theorietraditionen zusammen. Angesichts dieser Umstände, und aufgrund der Tatsa-

che, dass er bis zu seiner Berufung an die Handels-Hochschule St. Gallen kaum empirisch gearbeitet hat (wo doch die Abteilung im Antrag die empirische Forschung auf dem Gebiet der Soziologie als erklärtes Ziel beschreibt), erscheint die Begründung Jöhrs doch etwas wacklig.

Weiter überrascht der Vorschlag der Abteilung, wenn man sich Walters politische Orientierung und inhaltliche Ausrichtung vor Augen führt. Es ist bemerkenswert, dass sich die volkswirtschaftliche Abteilung der Handels-Hochschule, in der in jener Zeit das Ideal einer freien Marktwirtschaft durchwegs als ideeller Leitstern erscheint, für einen generalistisch ausgerichteten Wissenschaftler entscheidet, der 1930 eine Einführung in die marxistische Wirtschaftstheorie publiziert (Walter 1930), Mitglied der sozialdemokratischen Partei ist und sich regelmässig in sozialdemokratischen und sozialistischen Zeitschriften wie der «Roten Revue» und «Profil» dezidiert für eine sozialistische Gesellschaftsordnung ausspricht. Walters Aufsätze tragen Titel wie «Der Weg zum Sozialismus» oder «Europäischer Sozialismus» und erscheinen in ausgeprägt sozialistisch bzw. kommunistisch ausgerichteten Verlagen wie dem Zürcher Verlagshaus «Der Aufbruch» (Walter 1942a & b). In diesen Texten findet Walter vernichtende Worte für vielerlei Aspekte, die in der volkswirtschaftlich-wirtschaftsgeographischen Abteilung als *taken for granted* erscheinen und kritisiert die kapitalistische Gesellschaftsordnung fundamental.[201] Walter-Busch vermutet, dass auch politische Gründe zur Wahl Walters beigetragen haben. Mit Walter habe man zumindest einen Sozialdemokraten an der Handels-Hochschule gehabt, was der politischen Legitimation wohl zuträglich gewesen sei (Interview Walter-Busch 2018).

[201] z.B.: «Die kapitalistische Gesellschaftsordnung, welche dank bestimmter seelischer Mechanismen, wie der Möglichkeit der Gefühls- und Bewusstseinsspaltung, ihre Schändlichkeiten zu verstecken weiss, taumelt gegenwärtig in der grössten weltgeschichtlichen Katastrophe aller Zeiten einem schmachvollen Ende entgegen.» (Walter 1942a, S.260)

5.4. Die Wirkungsphase des ersten Extraordinarius für Soziologie – Empirische Forschung, die Begründung eines «Phantom-Seminars» und Anlauf zum Ausbau der Disziplin

Obwohl Walter seine Stelle als Extraordinarius für Soziologie wenige Jahre vor Erreichen des Pensionierungsalters antritt, vermag er innert kurzer Zeit wichtige Weichen zum Ausbau der Soziologie an der Handelshochschule zu stellen. Während seiner knapp zehnjährigen Schaffenszeit entstehen erste empirische Forschungsarbeiten im Feld der Soziologie. Zugleich wirkt Walter hochschulintern mit einem konkreten Plan zur Institutionalisierung der Soziologie auf die Errichtung einer zweiten Professur sowie die Gründung einer soziologischen Forschungsstelle hin.[202] Dies alles wird auf den nächsten Seiten beleuchtet. Zunächst werfen wir jedoch ein Blick auf Walters Verständnis der Soziologie, das insbesondere in seiner Antrittsvorlesung sowie seinen frühen wissenschaftsphilosophischen Schriften greifbar wird.

5.4.1. Das Soziologieverständnis von Emil J. Walter

Am 11. Juni 1959 hält Emil J. Walter seine Antrittsvorlesung als Extraordinarius für Soziologie. Sein Vortrag trägt den Titel «Von der Sozialphilosophie zur empirischen Sozialforschung.» (Ankündigung der Antrittsvorlesung von E.J. Walter durch Rektor Jöhr 29. Mai 1959, HSG 210-495). Er vermittelt darin einen weiten historischen Überblick über die sozialphilosophischen Gedanken von Plato und Aristoteles in der Antike bis zur modernen Sozialforschung. Auch thematisiert er seine Rolle an der Handels-Hochschule St. Gallen, wobei er im Grunde die Position übernimmt, die die

[202] Walter knüpft mit seinem Ansinnen an die Stossrichtung an, die Jöhr Ende der 1950er Jahre skizzierte. Im Dezember 1958 – zwei Monate nach der Ernennung zum Extraordinarius – bittet Jöhr Walter im Rahmen der Allgemeinen Dozentenkonferenz einen Vortrag zu halten, der die Grundlage für weitere Ausbauschritte bildet: «Wir möchten nun diese Dozentenkonferenz Ende Januar durchführen und an ihr das Problem der Stellung der Soziologie im Rahmen des Studiums an der Hochschule behandeln. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie diese Aufgabe übernehmen könnten.» (Brief Jöhr an Walter vom 9. Dezember 1958, HSG 210-495)

volkswirtschaftliche-wirtschaftsgeographische Abteilung (bzw. Jöhr) in den vergangenen Jahren im Rahmen der Argumentation für die Errichtung einer Professur vertrat. Das St. Galler Tagblatt schreibt dazu:

> *«Professor Walter sieht seine Aufgabe an der Handels-Hochschule weniger in der Entwicklung eines realwissenschaftlichen Idealtyps der Soziologie als in ihrer Heranziehung als Hilfswissenschaft der Rechtslehre, der politischen, der Wirtschafts- und der Verwaltungswissenschaft.»* (St. Galler Tagblatt 1959)

Nachfolgend soll Walters Verständnis der Soziologie, wie es in verschiedenen Arbeiten greifbar wird kurz skizziert werden. In seiner Antrittsvorlesung (Walter 1960, S.22) beschreibt er die Soziologie als «junge Realwissenschaft, resp. Empirische Fachwissenschaft», die sich mit dem Gegenstand der Gesellschaft beschäftigt und begründet ihren universitätsinternen Status als Wissenschaft im Dienste der Kernfächer:

> *«Die Soziologie braucht allerdings nicht an allen Hochschulen als eine selbständige Wissenschaft betrieben zu werden. Oft wird es genügen, sie als eine Hilfswissenschaft der Rechtslehre, der Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften aufzufassen. In allererster Linie gilt es den Blick für jene Zusammenhänge zu schärfen, die wir schlagwortartig als soziologische Dimensionen bezeichnen können. Der Soziologe kann und darf z.B. dem Politiker nicht die Prinzipien seiner politischen Aktivität vorschreiben. Dazu reichen die ihm zur Verfügung stehenden Erkenntnismittel nicht aus. Aber die Soziologie kann Einsichten vermitteln, die vom Politiker verwertet werden können.»* (Walter 1960, S.30f.)

Mit seiner Argumentation ist Walter auf der Linie, die die volkswirtschaftliche Abteilung in ihrer Begründung zur Institutionalisierung und zum Ausbau der Soziologie in den 1950er Jahren vorgezeichnet hat. Die Soziologie soll vor allem dazu dienen, die vielfach sehr theoretische Modellarbeit der Nationalökonomen in ‹realen› Kontexten zu verorten. Allzu oft würden nämlich «in der Wirtschaftstheorie [...] soziale und politische, resp. soziologische Randbedingungen bei der Behandlung wirtschaftlicher Strukturen und Entwicklungsfragen durch modelmässige Gedankenexperi-

mente übersehen.» (Walter 1960, S.31) Wie schon Jöhr beschreibt Walter die Soziologie als Disziplin, die an den Rändern anderer Wissenschaftsgebiete ansetzt. Ihre Existenzberechtigung ergibt sich im Zusammenhang mit Disziplinen wie der Nationalökonomie. Wie ein roter Faden zieht sich das Zusammendenken der Soziologie mit anderen Disziplinen durch Walters Überlegungen zu ihrer Stellung im Haus der Wissenschaften.

Generell scheint die Loslösung und Ausdifferenzierung der Soziologie Walter nicht zu behagen. Stets denkt er sie im Verbund mit anderen Disziplinen (in frühen Jahren in der durch die Idee der Einheitswissenschaft inspirierten Konzeption des Systems der Wissenschaften, während seiner Jahre an der Universität St. Gallen als Hilfswissenschaft und nach seiner Emeritierung schliesslich als eine Sozialwissenschaft unter vielen). Auch in späteren Schriften Walters (1972 & 1974) hallen seine Ausführungen zur Einheitswissenschaft aus den 1930er Jahren nach. In diesen beklagt er die «gegenwärtige Lage der Realwissenschaften», die «durch eine immer mehr sich steigernde Spezialisierung und Aufsplitterung in Einzeldisziplinen gekennzeichnet» sei (Walter 1938, S.232). Diese Tendenz drohe «die Einheit des wissenschaftlichen Weltbildes in einseitige Teilaspekte» zu zerreissen (Walter 1934, S.212). Das sei vor allem problematisch, da sich das Erkenntnisinteresse der Menschen gemeinhin nicht nur darauf beschränke «im einzelnen Teilgebiet sachlich-objektive Ordnung zu schaffen, sondern auch einen Blick auf das Ganze, eine Aussicht auf das Allgemeine zu erwerben» (Walter 1934, S.14). Walter spricht diesbezüglich von einem «quasi weltanschaulichen Bedürfnis des ‹philosophischen Triebes› des Menschen». Wie auch Jöhr betont er die Notwendigkeit von Synthesen zwischen verschiedenen Wissenschaftsgebieten. Eine Parallele, die auch in den 1950er Jahren zwischen den beiden Wissenschaftlern auffällt.[203] So beispielsweise im Rahmen der oben thematisierten Tagung zur Bedeutung der Soziologie für die Nationalökonomie[204]. Dabei setzen sich die beiden Voten von Walter und Jöhr mit der Zuhilfenahme soziologischer Gesichtspunkte

[203] Diesen Eindruck bestätigt auch Emil Walter-Busch im Interview.

[204] Gemeint ist die weiter oben thematisierte Tagung der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie der SGSV, die im Jahr 1953 in Zürich stattfindet.

im Sinne von Erklärungshilfen zur Erhellung wirtschaftsgeschichtlicher Tatbestände und Entwicklungsvorgänge auseinander (vgl. Stauffer 1953, S.570).

In einem Aufsatz den Walter in den frühen 1970er Jahren verfasst, thematisiert er die Soziologie ebenfalls im Verbund mit anderen Sozialwissenschaften, die für sie von Bedeutung seien. «Alle diese bisher bloss zum Teil ausgebauten Zweige der Soziologie bilden nur einen Teil der Sozialwissenschaften, zu denen unter anderem Sozialpsychologie, Pädagogik, Nationalökonomie, Geschichte von der politischen Geschichte bis zur Kunstgeschichte, der Geschichte der Philosophie und Geschichte der Wissenschaften, der Rechtswissenschaften vom Privat- und Völkerrecht bis zur staats- und Verfassungslehre gehören.» (Walter 1972, S.129). Entsprechend sei es auch Voraussetzung für soziologisches Forschen, sich mit anderen Wissensgebieten auseinanderzusetzen. «Ihre Methoden: Beobachtung, Beschreibung und theoretische Erklärung vor allem im Sinne der vergleichenden Induktion, setzen Berücksichtigung der wichtigsten Sozialwissenschaften [...] voraus.» (ebd., S. 129). Darüber hinaus bedürfen soziologische Überlegungen der Abstützung auf «ein breites Tatsachenwissen», um nicht zu missverständlichen oder falschen Schlussfolgerungen zu gelangen (ebd., S.130). Schliesslich setze selbst ein ernsthaftes Studium der Soziologie «nicht bloss ein methodologisches Fachstudium voraus, sondern erforder[e] auch umfassende Kenntnisse auf den Gebieten der Wirtschaftslehre, der Technologie, der Politologie, der Rechts- und Staatskunde, der Psychologie, vor allem der Tiefenpsychologie, der Ethnologie oder Völkerkunde, der Geschichte und auch der Mathematik, speziell der Statistik.» (Walter 1974, S.171) Hier dreht Walter den Spiess um und führt an, dass all diese Wissenschaften «wichtige Hilfswissenschaften einer ernsthaft betriebenen Soziologie» seien (ebd., S.171).

5.4.2. Walters späte Hinwendung zur Empirie und die erste Nennung des Seminars für Soziologie

Aus theoretischer und wissenschaftsphilosophischer Perspektive befasst sich Walter bereits Jahrzehnte vor seiner Ernennung zum Extraordinarius ausführlich mit der Stellung der Soziologie im «System der Wissenschaften». Hingegen betreibt er vor sei-

nem Stellenantritt kaum empirische Forschung[205]. Während dem Grossteil seiner beruflichen Laufbahn ist er als Lehrperson – u.a. während 18 Jahren als Hauptlehrer für Chemie und Physik an der Gewerbeschule Zürich – tätig (vgl. Lienhard 1978, S.24).

In seiner Antrittsvorlesung[206] gibt er nichtsdestotrotz unmissverständlich zu verstehen, dass ihm empirische Forschung ein wichtiges Anliegen ist (Walter 1960, S.22). Bereits der Titel der Vorlesung («Von der Sozialphilosophie zur empirischen Sozialforschung») weist darauf hin. Im Laufe seines Vortrags unterstreicht er dies dezidiert: Es sei «wichtiger, Soziologie als empirische, realwissenschaftliche Forschung zu betreiben, als über die Gesellschaft im Allgemeinen in unverbindlichen, philosophischen, den Einzelnen zwar beglückenden, aber nur wenig effektive Kenntnisse vermittelnden Gedankengänge zu spekulieren» (Walter 1960, S.25). Im Kontext der ersten soziologischen Forschungsarbeiten, die unter Walters Leitung an der Handels-Hochschule stattfinden, stellt sich bald die Frage nach einer soziologischen Forschungsstelle. Eine solche wird zwar bis heute formell nicht begründet. Nichtsdesto-trotz entfaltet die rasch geläufige informelle Bezeichnung «Seminar für Soziologie» bald eine gewisse symbolische Wirkung.

5.4.2.1. Die Begründung eines «Phantom»-Seminars ohne Ressourcen

In den Jahren nach seiner Berufung ist Walter das Betreiben empirischer Forschung nur unter widrigen Bedingungen möglich. Ihm fehlen für kontinuierliche und systematische Forschungsaktivitäten die nötige Infrastruktur und Ressourcen. Nach seiner Wahl zum ausserordentlichen Professor wird Walter nicht etwa ein mit finanziellen und personellen Mitteln ausgestattetes Forschungsinstitut, sondern eine Worthülse mit auf den Weg gegeben. Ab dem Sommersemester 1957 findet sich im Vorlesungsverzeichnis und Publikationen der Handels-Hochschule regelmässig der Begriff des

[205] Abgesehen von einem kürzeren Aufsatz zur «soziologische Struktur der politischen Parteien der Stadt Zürich» (Walter 1955) finden sich in seiner Bibliographie betreffend der Schaffensphase vor der Ernennung zum Extraordinarius für Soziologie keine gegenwartsorientierte empirische Arbeiten.

[206] Retrospektiv (Walter 1960) beschreibt Walter seine Antrittsvorlesung als «eine Art grundsätzliches Programm für den Aufbau einer schweizerischen Soziologie».

Soziologischen Seminars. Die Bezeichnung geht zurück auf Walter Jöhrs Wunsch (als Vorstand der Volkswirtschaftlichen Abteilung), die Lehrveranstaltung von Emil J. Walter «ohne Zusatz, also einfach als ‹Soziologisches Seminar›, anzukünden.» (Prof. Geiger an PD Walter, Brief vom 9. Februar 1957, HSG 210-495) Der eigentlich unspektakuläre Eintrag im Vorlesungsverzeichnis entfaltet bald eine überraschende Wirkung. Gegen Aussen suggeriert er das Bestehen einer festen Organisationseinheit. Im Sommersemester 1959 ist das Soziologische Seminar erstmals neben anderen organisatorischen Einheiten der HSG unter der Überschrift «Seminare, Institute, Bibliotheken, Wirtschaftsarchiv, Sammlungen» in der Kategorie «Studienseminare» im Vorlesungsverzeichnis aufgeführt (Vorlesungsverzeichnis der Handels-Hochschule St. Gallen, 1959 SS, S. 22). Dies obwohl streng genommen formal keine Organisation besteht. Was genau der Begriff des Studienseminars bezeichnet lässt sich nicht eindeutig ergründen. Im Universitätsarchiv der Universität St. Gallen finden sich weder Unterlagen zur Gründung eines «Soziologischen Seminars» bzw. eines «Seminars für Soziologie», noch Jahresberichte oder etwa eine Satzung[207]. Die einzigen Spuren, die auf das Bestehen eines Seminars für Soziologie im Sinne einer Organisationseinheit der Handels-Hochschule hinweisen, sind die erwähnten Nennungen in Universitätspublikationen und Briefen.

In seinen Anfangsjahren erscheint das Seminar für Soziologie (SfS) gleichsam als Phantom-Seminar ohne Räume, Mitarbeiter und finanzielle Mittel. Zunächst tritt es vor allem als Bezeichnung in Briefen, Berichten der SGS sowie dem Vorlesungsverzeichnis der Handels-Hochschule in Erscheinung. Dies erweckt bei der Leserin der betreffenden Publikationen und Aktenstücke bisweilen den Anschein des Vorhandenseins einer mehr oder weniger etablierten Organisation. Ein solcher Eindruck täuscht insbesondere während der ersten Jahre des Extraordinariats Walters über die tatsäch-

[207] Gemäss dem St. Galler Universitätsgesetz Art. 46 Abs. 2 bedürfen Institute und Forschungsstellen einer Satzung. Diese ist wiederum durch den Universitätsrat zu erlassen und die kantonale Regierung zu genehmigen.

lichen Verhältnisse weg. Anfang der 1960er Jahre besteht an der Handels-Hochschule keine eigentliche formelle soziologische Organisationseinheit. Walter verfügt weder über einen Assistenten, noch kommt er in den Genuss der Infrastruktur eines Instituts. Er belegt – alleine – ein Büro im sogenannten Kirchhoferhaus. Erst in den letzten zweieinhalb Jahren seiner Tätigkeit an der HSG stellt er einen Assistenten im Umfang einer halben Stelle an (Interview Schatz 2020[208]). Bis in die Gegenwart ändert sich die personelle wie auch räumliche Ausstattung des SfS entscheidend. Dennoch handelt es sich beim Seminar bis heute nicht um eine formal begründete organisatorische Einheit innerhalb der Universitätsstruktur. Das SfS ist weder unter den Instituten und Forschungsstellen der Universität aufgeführt, noch verfügt es über eine Satzung.[209] Es ist nicht explizit durch das Universitätsgesetz oder das Universitätsstatut abgedeckt. Bis heute handelt es sich formell vornehmlich um eine Bezeichnung mit symbolischer Wirkung, die über die Jahre indes zunehmend den Charakter einer Organisationseinheit der Universität angenommen hat. Heute sind unter dem Dach des SfS zwölf Mitarbeitende zusammengefasst (Seminar für Soziologie o.D.). Regelmässig finden Kolloquien und Teamsitzungen statt. Zudem sind aktuell am SfS verschiedene Forschungsprojekte im Gange. In dieser Hinsicht unterscheidet es sich wenig von üblichen universitären Instituten.

5.4.2.2. Erste soziologische Forschungsarbeiten an der HSG unter widrigen Bedingungen

Vor dem Hintergrund der eben beschriebenen Ausgangslage arbeitet Walter konsequent auf die Verstetigung der Soziologie hin. Nebst einem expliziten Begehren zur Gründung eines soziologischen Instituts sowie zum personellen Ausbau der Sozio-

[208] Jürg Schatz studierte in den 1960er Jahren an der HSG Volkswirtschaft und Unternehmensführung. 1970 promovierte er bei Emil J. Water. Schatz war sowohl Assistent von Emil J. Walter als später auch von Andreas Miller.

[209] Bis heute gründet das SfS weder auf einem formalen Gründungsakt, noch existiert eine Satzung oder ähnliches. Eine Pflicht Buchhaltung und Jahresrechnung jährlich durch die universitätsinterne Revisionsstelle prüfen lassen zu müssen, wie es das Universitätsgesetz für Institute und Forschungsstellen vorschreibt, besteht nicht. Im Unterschied zu den 33 Instituten und Forschungsstellen der HSG ist das SfS demnach auch nicht durch das Universitätsstatut dazu verpflichtet sich finanziell weitgehend selbständig zu tragen (Universitätsstatut der Universität St. Gallen, Art. 124 Abs.2).

logie versucht er vor allem Forschungsarbeiten zu realisieren. Dazu kollaboriert er mit anderen Professoren und etabliert Kontakte zu Bundesämtern. In dieser Phase sind persönliche Beziehungen, die aufgrund Walters Mitgliedschaft und Vorstandstätigkeit in der noch jungen SGS entstanden sind, von Bedeutung. Wiederholt setzt Walter die Bezeichnung «Soziologisches Seminar» strategisch ein. Im Schriftverkehr (bzw. in Briefen und Ankündigungen) und an Tagungen verwendet er den Begriff «Soziologisches Seminar» derart, dass Dritte wohl von der Existenz eines entsprechenden organisatorischen Gefüges ausgegangen sind. An der ausseordentlichen Generalversammlung der SGS vom Februar 1957 erklärt sich Walter beispielsweise bereit, in Zusammenarbeit mit dem soziologischen Seminar der Handelshochschule St. Gallen in einer Arbeitsgruppe dem Problem eines Fragebogens für die anstehende Volkszählung zu widmen (SGS Mitteilungsblatt 1, April 1957, S.7). Zudem erscheint das soziologische Seminar in verschiedenen Ausgaben des Mitteilungsblatts der SGS im Zusammenhang mit dieser Volkszählung sprachlich als Organisation.[210]

Für eigene Forschungsarbeiten ausserhalb von Lehrveranstaltungen fehlen Walter jedoch Ende der 1950er Jahre die nötigen Ressourcen. Generell scheint seine finanzielle Situation prekär. Trotz Extraordinariat ist er auf Lehrtätigkeit an anderen Institutionen angewiesen. Im Januar 1960 erhält er vom SNF einen Betrag an Forschungsprojekte zugesprochen, der «den Verdienstausfall infolge der Sistierung einer halbamtlichen Tätigkeit an der Gewerbeschule Zürich kompensieren» soll (Brief vom 21. Januar 1960, Schweizerischer Nationalfonds an Rektor Jöhr, Gesuch Nr.: 1707; HSG 210-495). Gemeinsam mit dem Extraordinarius für Psychologie Prof. Jean Ungricht (ebenfalls Mitglied der SGS[211]) versucht Walter derweilen auf eine bessere Institutionalisierung der Soziologie hinzuarbeiten. Im Februar 1962 berichtet er dem damaligen Rektor Jöhr von einer geplanten intensiven Zusammenarbeit mit Ungricht auf dem Gebiete der Berufssoziologie. «Wir beabsichtigen, das soziologische Seminar in

[210] Unter der Überschrift «Tätigkeit der Orts- und Fachgruppen» findet sich beispielsweise in der zweiten Ausgabe des Mitteilungsblatts der Hinweis, dass «durch das soziologische Seminar der Handelshochschule St. Gallen [...] unter der Leitung von PD. Dr. E. Walter ein Entwurf einer Eingabe an das Eidgenössische Statistische Amt zur besonderen Berücksichtigung soziologischer Aspekte in der nächsten Volkszählung ausgearbeitet» werde (SGS Mitteilungsblatt 2, Oktober 1957, S.7).

[211] Jean Ungricht ist ab 1958 Mitglied der SGS (vgl. SGS Mitteilungsblatt 5 1959).

dieser Richtung auszubauen», schreibt er im betreffenden Brief. Aufgrund eines unerwarteten Ausfalls von Ungricht erweist sich der Plan jedoch als nicht durchführbar, und auch später finden sich keinerlei Hinweise auf dessen weitere Verfolgung. Um seine Situation dennoch zu verbessern, bittet Walter Jöhr, ihm einen Teil der Lehrverpflichtung von Prof. Ungricht – der wohl krankheitsbedingt ausgefallen ist – zu übertragen (Brief vom 11. Februar 1962, Walter an Rektor Jöhr, HSG 210-495).

Trotz des gescheiterten Anlaufs ergibt sich unter Walters und Ungrichts Anleitung eine gewisse Forschungsdynamik. Sie beschränkt sich indes im Wesentlichen auf Arbeiten von Studierenden. In den folgenden Jahren betreuen die beiden gemeinsam bis zum unerwarteten Tode Ungrichts 1969 mehrere Qualifikationsarbeiten.[212] Die vier Dissertationen, die Walter in St. Gallen begleitet (drei davon mit Ungricht) und eine Reihe von Diplomarbeiten haben allesamt einen ausgeprägt empirischen Charakter[213] (vgl. Schweizer 1963, Principe 1965, Villiger 1967, Schatz 1970). Verschiedentlich gehen sie aus konkreten Lehrveranstaltungen hervor. Gleichzeitig gründen die darin behandelten Fragestellungen grösstenteils auf Kontakten zur SGS bzw. auf Walters persönlichen Beziehungen mit SGS Mitgliedern. Weiterer zentraler Ausgangspunkt der Forschungsaktivitäten rund um Walter an der Hochschule St. Gallen ist die Verschränkung von Lehre und Forschung. Diese lässt sich exemplarisch anhand der Dissertation von Clemens Principe nachvollziehen. Im Wintersemester 1960/61 unternimmt Walter im Rahmen der Einführungsvorlesung in Soziologie mit 25 Studenten eine Exkursion in das Dorf Degersheim. In Kleingruppen besuchen die Studenten Bauernhöfe, mehrere Fabriken, Metallwerke, eine Möbelfabrik, eine Zwirnerei, die

[212] vgl. die Dissertationen von Principe (1965), Villiger (1967) und Schatz (1970).

[213] Die von Walter betreuten Untersuchungen sind allesamt empirisch ausgerichtet und basieren auf Fragebögen, die grösstenteils aus relativ geschlossenen Fragen (teilweise mit Auswahlmöglichkeiten) bestehen. Durchwegs weisen sie einen quantitativen Charakter auf. Die Codierung und Auswertung der Daten nimmt beispielsweise Villiger in Zusammenarbeit mit der Datron AG in St. Gallen an die Hand. Dort wird auch «das Lochen und die elektronische Sortierung und zweidimensionale Tabulierung besorgt.» (Villiger 1967, S.14)

Wasserheilanstalt Sennrüti, eine Hühnerfarm, die Gemeindeverwaltung und – im benachbarten Dorf Magdenau – das Kloster Magdenau. Angeregt durch diese Exkursion nimmt sich Clemens Principe nach Abschluss des Lizenziats der Thematik an: Es entsteht eine Dissertation, die «ein ‹social survey› der Gemeinde Degersheim unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der wirtschaftlichen als Teil der kulturellen Entwicklung auf die Sozialstruktur» zum Ziel hat (vgl. Principe 1965, S.III).

Die anderen drei Dissertationen, die Walter an der HSG betreut, entstehen allesamt im Zusammenhang mit Kooperationen bzw. im Austausch mit ausseruniversitären Akteuren. Zentral sind hierbei vor allem die SGS bzw. die Kontakte, die Walter über seine Involvierung in die Fachgesellschaft knüpft. Anfang der 1960er Jahre führt Karl Schweizer, der im Jahr zuvor das Lizenziat in Wirtschaftswissenschaften erlangte, eine Befragung zum Freizeitverhalten der Bevölkerung von St. Gallen[214] durch (vgl. Schweizer 1963). Die Arbeit wird durch die SGS angeregt. (vgl. Schweizer 1963, S.V) Ein weiterer Anstoss zur Forschung folgt im Frühjahr 1962. Im Anschluss an ein Gespräch mit Max Holzer, Gründungspräsident der SGS und Direktor des Bundesamts für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA), ergibt sich die Gelegenheit zur Zusammenarbeit mit dem BIGA. Walter und Holzer kennen sich bereits mehrere Jahre aus dem Vorstand der SGS. In einem Brief an Walter nimmt Holzer Bezug auf eine Besprechung. In dieser habe Walter ihm mitgeteilt, «dass im Soziologischen Seminar der Handels-Hochschule St. Gallen[215] die Möglichkeit besteh[e], Diplomarbeiten ausführen zu lassen über Fragen, die auch für unser Amt von Bedeutung sind.» (Brief vom 26. Februar 1962, Holzer an Walter, HSG 210-495).

Holzer zeigt sich interessiert an einer Kooperation und wünscht, dass eine Reihe von Diplomarbeiten in Form empirischer Untersuchungen erfolge. Im Gegenzug bietet er Walter Unterstützung in der Vorbereitung (z.B. Aufstellung eines Fragebogens) an.

[214] Der verwendete Fragebogen besteht mehrheitlich aus geschlossenen Fragen.

[215] Auch in diesem Schreiben erscheint das Soziologische Seminar, als Organisationseinheit dargestellt.

Walter sagt zu. Es kommt zur Kooperation mit dem BIGA[216]. Einen geeigneten Korreferenten findet Walter im Betriebswirtschaftsprofessor Hans Ulrich. Dieser hält das Vorhaben «empirische soziologisch-betriebswirtschaftliche Untersuchungen als Diplomarbeiten durchzuführen, für einen interessanten und lohnenswerten Versuch». Die beiden vereinbaren «eine Reihe von Diplomarbeiten zu vergeben, welche die Probleme der Schichtarbeit in einzelnen Branchen, vor allem in der Textilindustrie, behandeln sollen.» (Brief vom 8. März 1962, Hans Ulrich an Rektor Jöhr, HSG 210-495)[217] Während der nächsten Jahre entstehen unter Walters Anleitung mehrere Diplomarbeiten sowie eine Dissertation zum Problemkreis der Schichtarbeit.[218] Die Arbeiten sind Teil einer durch den Nationalfonds ermöglichten Untersuchung über die «Sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen von Schichtarbeit und Automation in der schweizerischen Volkswirtschaft» (Walter 1973, S.79). Eine davon ist die Dissertation von Armin Villiger (1967). Im Forschungsprozess steht diesem das BIGA «mit Rat und Tat zur Seite» (Villiger 1967, S.VII). Gleichzeitig kann Villiger auf verschiedenen Diplomarbeiten aufbauen, die unter Walters Anleitung entstanden sind. Ein Auszug aus seiner Dissertation (1967, S.134) gibt Einblick in den Prozess seiner Forschungsarbeit und eröffnet gleichzeitig ein Verständnis für die Art und Weise, wie Walter innert weniger Jahre ohne personelle Mittel an der Handels-Hochschule mittels der Vergabe von Forschungsaufgaben in der Form von Diplomarbeiten einen kleinen Forschungsschwerpunkt aufbaut:

---

[216] Jedoch resultiert diese nicht in finanziellen Zuwendungen an das soziologische Seminar

[217] Wohl im Zusammenhang mit diesen Diplomarbeiten wendet sich Walter im Frühjahr 1963 mit einem Antrag auf Verlängerung der Ausarbeitungszeit für Diplomarbeiten mit empirischen soziologischen Untersuchungen an den Senatsausschuss der Handels-Hochschule. Darin führt Walter an, dass es sich in den Fällen bereits durchgeführter empirischer soziologischer Arbeiten gezeigt habe, dass die von der Universität vorgesehene Bearbeitungsfrist von 6 Wochen nicht ausreichend sei (insbesondere um den Fragebogen einem Probetest zu unterwerfen). Jedoch wird Walters Antrag abgelehnt (VWA Antrag vom 2. Mai 1963, HSG 210-495).

[218] Bauer, Karl. 1965. Schichtarbeit in der Metallindustrie; Desax, Eduard. 1966. Technische und soziale Probleme der Schichtarbeit; Gautschi, Marcel. 1966. Probleme der Schichtarbeit in der Textilindustrie; Imobersteg, Markus. 1962 Schicht-, Sonntags- und Nachtarbeit in der schweizerischen Industrie; Schatz, Jürg. 1965 Schichtarbeit in der Verkehrswirtschaft; Wehrli, Hansjörg. 1966. Einfluss der Schichtarbeit auf Betriebsklima und Familienleben.

«Die Planung geht ins Frühjahr 1962 zurück, als Prof. Walter im Rahmen einer Diplomarbeit der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften die ersten Vorarbeiten und Probeinterviews in die Wege leitete. Im Frühjahr 1965 widmeten sich erneut zwei Diplomanden diesem Themenkreis. Aufbauend auf dem von ihnen benützten und einem anderen, in einer betriebsinternen Befragung in der SWISSAIR verwendeten Fragebogen, einigen neueren Büchern mit empirischen Untersuchungen der Schichtarbeitsverhältnisse und Arbeitsverhältnisse im allgemeinen und unseren mehrmonatigen Detailstudien, erstellten wir im Frühling 1966 einen neuen Fragebogen, der in der Folge für drei empirische Diplomarbeiten verwendet werden konnte. Wir benutzen die dabei gemachten Erfahrungen für die Verbesserung unseres Fragebogens, der schliesslich nur noch an die spezifischen Verhältnisse des von uns erfassten Betriebes angepasst werden musste.» (Villiger 1967, S. 134)

Nachdem die Kollaboration mit Jean Ungricht nicht zustande gekommen ist, gelingt es Walter zwar, über die Vergabe von Diplomarbeitsthemen und Dissertationen temporär eine gewisse Forschungsdynamik loszutreten. Jedoch bleibt die Stellung der Soziologie über die Verankerung im Lehrbetrieb hinaus unsicher. In der Folge versucht Walter ihre Institutionalisierung auf wissenschaftspolitischem Wege voranzutreiben.

5.4.3. Ein Plan zum Ausbau der Soziologie

1963 legt Walter eine Strategie zur besseren Verankerung der Soziologie an der Handels-Hochschule vor. Diese basiert auf Eindrücken einer Studienreise nach Deutschland. Auf dieser erlangt Walter Einsichten in den Stand und die Tendenzen der soziologischen Forschung an den deutschen Hochschulen. In seinem Bericht zur Reise stellt er fest, dass «die Soziologie als Lehrfach und Forschung [in Deutschland] systematisch ausgebaut» werde und dass alle grösseren Universitäten bald über zwei bis drei planmässige Professuren in Verbindung mit soziologischen Instituten verfügen würden (Walter 1963, Die Soziologie in Deutschland, HSG 152.02). Im Vergleich dazu beurteilt er die Verhältnisse in der Schweiz als ungünstig. An mehreren Universitäten könne «beim gegenwärtigen Stande der Entwicklung der Soziologie [...] nicht von einem Standardlehr- und Forschungsprogramm ausgegangen werden». Am Ende des Dokuments stellt Walter «minimale Forderungen für den Ausbau der Soziologie» an der Handels-Hochschule; darunter die «Schaffung eines ordentlichen Lehrstuhles

für Soziologie in Verbindung mit der Schaffung eines Institutes für Sozialforschung und Sozialpolitik», die «Schaffung einer zweiten ausserordentlichen Professur für Soziologie», «die Vermehrung der Lehraufträge soziologischen Inhaltes», «die Schaffung der Möglichkeit [...] mit Soziologie im Hauptfach [zu] promovieren», «die Einrichtung einer besonderen soziologischen Studienrichtung» sowie «die Schaffung mindestens einer festen Assistenzstelle» (Walter 1963, Die Soziologie in Deutschland, HSG 152.02).

Um das Vorhaben finanziell zu stemmen schlägt Walter die Gründung einer Fördergesellschaft vor, in der «die in Frage kommenden Gewerkschaften, Konsumvereine und anderen Organisationen [...] [zusammengefasst seien]». Der Vorschlag erinnert an die Art, wie in Bern drei Jahre zuvor das Institut für Soziologie und Entwicklungsfragen errichtet wurde.[219] Walters Vorhaben zielt auf den Ausbau der Soziologie als relativ eigenständiger Wissenschaft mit eigener Studienrichtung und soliden Ressourcen für eine grundlegende Forschungstätigkeit ab. Der gewählte Zeitpunkt scheint günstig. 1963 benennt sich die Handels-Hochschule in Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften um und zieht auf den Rosenberg in einen brutalistischen Neubau. Unter dem Rektorat Jöhr wandelt sich die Universität merklich und schafft sich ein breites sozialwissenschaftliches Profil. Mitte der 1960er Jahren rückt der Ausbau der Soziologie an der Handels-Hochschule St. Gallen in Greifweite.

5.5. Der Ausbau der Soziologie in den 1960er Jahren[220]

Im Kontext der Neuorientierung der Universität St. Gallen lässt sich die VWA Mitte der 1960er Jahre von Walters wissenschaftspolitischem Papier leiten. Wohl inspiriert durch seinen Ausbauplan wird 1965 ein zweites Extraordinariat – finanziert als Forschungsprofessor – begründet. Besetzt wird es mit dem Bevölkerungswissenschaftler und Soziologen Andreas Miller. Während gut zweieinhalb Jahren lehren Walter und

[219] In Bern ist die Errichtung eines soziologischen Instituts allein mit der Hilfe eines breit aufgestellten Gönnervereins möglich (Siehe Kapitel 4.6).

[220] Da die Institutionalisierung der Soziologie rund um die Errichtung des Ordinariats für Soziologie an der Universität St. Gallen im Kapitel X eingehend untersucht wird, beschränke ich mich auf den nächsten Seiten auf die wesentlichen Aspekte der Entwicklung der Disziplin unter Andreas Miller.

Miller parallel an der HSG. Zu konkreten Kooperationen oder zur gemeinsamen Ausformulierung einer Strategie kommt es dabei nicht. Zwischen den beiden Professoren gibt es kaum Berührungspunkte. Zu verschieden sind die beiden Persönlichkeiten, zu unterschiedlich ihre Interessen. Jörg Schatz, der für beide als Assistent tätig war, spricht von einem «Nichtverhältnis». Der Übergang von Walter zu Miller sei einem Bruch gleichgekommen. Während Walter politisch dezidiert links eingestellt gewesen sei und eine forschungsorientierte Soziologie befördert habe, habe Miller eine konservative Grundhaltung gehabt und sei eher an aktuellen Entwicklungen im Feld der theoretischen Soziologie interessiert gewesen (Interview Schatz 2020).

In diesem Zeitraum fordert die VWA konsequent den weiteren Ausbau der Soziologie im Bereich der Lehre als auch der Forschung. Ein solcher erfolgt – vor dem Hintergrund eines Rufes nach Würzburg – im Frühjahr 1967 in der Form der Beförderung von Andreas Miller zum Ordinarius für Soziologie. Um Miller in St. Gallen zu halten, werden ihm relativ favorable Bedingungen zuerkannt; darunter die «Schaffung einer soziologischen Studienrichtung» (womit kein eigenständiges soziologisches Studium, sondern vielmehr eine soziologische Vertiefung im Rahmen eines Hauptstudiums gemeint ist), die «Errichtung einer soziologischen Forschungsstelle» sowie der Zuspruch personeller Ressourcen[221] (Aktennotiz des Rektors der HSG betreffend Berufung von Herrn Professor Dr. A. Miller nach Würzburg vom 15. Februar 1967 (HSGH 152-058)).

Im Sommer des gleichen Jahres stimmen Senat und Hochschulrat der HSG Millers Vorschlag zur «Schaffung der Möglichkeit eines vertieften Soziologiestudiums» zu, die im Rahmen der dann laufenden Studienreform umgesetzt wird. Miller äussert in einem Schreiben an den Präsidenten des Hochschulrates die Hoffnung, «dass damit

[221] Konkret umfassen die Miller zugesicherten personellen Ressourcen eine Sekretärin, einen vollamtlichen soziologisch ausgebildeten Assistenten und ein Kredit für zusätzliche Hilfskräfte für die Durchführung von Forschungsprojekten.

die Grundlage für die weitere Entwicklung der Soziologie als Lehrfach und als Forschungsrichtung geschaffen wurde.» (Brief vom 10. Juli 1967, Miller an Anderegg, HSGH 152-058)

5.6. Stagnierende Entwicklung unter dem ersten Ordinarius für Soziologie

Trotz der wegweisenden Entscheidungen im Jahr 1967 stagniert die Entwicklung der Soziologie in den kommenden Jahren. Das Extraordinariat von Walter wird im Frühjahr 1968 – obwohl dies zunächst angedacht war – nicht neu besetzt. Gleichzeitig läuft die neu geschaffene Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie nur schleppend an. In den nachfolgenden Jahren (bis zur Abschaffung der Vertiefungsrichtung im Jahr 1991) entscheiden sich jeweils nur wenige Studierende für Wirtschaftssoziologe. Schliesslich stellt sich unter Miller auch die von der VWA und von Rektor Kaufmann skizzierte Forschungsorientierung nicht ein. Weder kommt es zur Gründung eines soziologischen Forschungsstelle, noch stellt Miller eine Sekretariatsfachkraft ein[222] oder macht Gebrauch von dem ihm zugesprochenen Kredit zur Anstellung von Hilfskräften für Forschungsprojekte. Das Versprechen, sich verstärkt der Forschung zu widmen, bleibt in den nächsten Jahren uneingelöst. Miller widmet sich nebst seiner Lehrtätigkeit (wie schon in den Jahren vor seiner Berufung) vor allem der Hochschulpolitik (vgl. Eberle 1991, S.3). Für mehrere Rektoren der HSG wird er zum Verbindungsmann in die nationale Hochschulpolitik. Derweilen betreibt er selbst bis Ende der 1970er Jahre keine Forschung. Überhaupt sind die soziologischen Forschungsaktivitäten während Millers Zeit an der HSG bescheiden. Vereinzelt verfassen Studierende

[222] Miller habe bereits in seiner Funktion als Leiter der Schweizerischen Zentralstelle für Hochschulwesen über eine Sekretariatsfachkraft verfügt und daher am SfS eine weitere nicht für nötig befunden (Interview Haesler 2020).

empirisch ausgerichtete Diplomarbeiten.[223] Während seines Ordinariats entstehen fünf Dissertationen.[224] Darüber hinaus wird am SfS lange Zeit keine Forschung betrieben.[225] Erst wenige Jahre vor seiner Emeritierung nimmt Miller – da er sich offenbar unter Zugzwang wähnt (vgl. Interview Haesler 2020) – einige Anläufe zu kleineren Forschungsprojekten, wovon keiner zu vielversprechenden Resultaten führt.[226]

In den 1970er Jahren häuft sich die Kritik am schleppenden Ausbau der Soziologie (aber auch anderer Disziplinen) seitens der Studierenden (Eberle 1974, Wagner 1975), aber auch aus dem Lehrkörper (Walter-Busch 1975). Die Stimmen verklingen ungehört. Miller scheint wenig Interesse am Ausbau der Soziologie zu haben. Die ihm bei seiner Berufung zugesprochenen Ressourcen schöpft er nicht aus. Die Schaffung und «Besetzung einer zweiten Soziologieprofessur, die in den 70er Jahren von der VWA

[223] Zu nennen ist insbesondere eine Reihe von Diplomarbeiten zu Fragen der Migration und Integration. In einem Brief an den damaligen Rektor fragt Miller um die Genehmigung vier Diplomarbeiten von Studierenden zu diesem Themenfeld an die Eidgenössische Konsultativkommission für das Ausländerproblem zu schicken. Im Brief werden lediglich Jahr und Titel der Arbeit, nicht aber die Namen der Verfasserinnen erwähnt: 1970. Die Schwarzenbachinitiative in den Augen der Gastarbeiter (10 Interviews mit italienischen Gastarbeitern); 1973. Assimilations- und Akkulturationsprozess (2 ausführliche Gespräche mit italienischen Ehepaaren); 1974. Assimilation politischer Flüchtlinge in der Schweiz (Befragung von 10 ungarischen Flüchtlingen); 1975. Das ausländische Kind in der Primarschule (Befragung von 6 jugoslawischen Ehepaaren) (Brief vom 22. Oktober 1975, Miller an Rektor HSG).

[224] Die Dissertationen von Silvio Ronzani (publiziert 1979), Rudolf Gerber (publiziert 1981), Thomas S. Eberle (publiziert 1984), Aldo J. Haesler (publiziert 1984) und Pierre Stillhart (publiziert 1987).

[225] Nebst den erwähnten Dissertationen betreibt an der HSG in den 1970er und 1980er Jahren einzig Emil Walter-Busch, seit 1977 ständiger Dozent und später Titularprofessor für Sozialpsychologie und angewandte Sozialforschung, soziologische Forschungsprojekte und publiziert rege (vgl. Eberle 1991, S.3).

[226] Die einzige empirische Arbeit, die er gemeinsam mit Studierenden im Rahmen einer Lehrveranstaltung lanciert, endet im Konflikt. Aufgrund von Differenzen in der Erarbeitung des Berichts veröffentlichen Miller und zwei Studierende am Ende je eigene Publikationen zur Studie. (Vgl. Miller 1980 und Holderegger & Wenger 1980) Ein weiteres Forschungsprojekt, für das Miller in den 1980er Jahren ein Gesuch an den SNF richtet, kommt letztlich trotz gesprochener Fördergelder nicht zustande.

noch favorisiert worden wäre» verhindert er während seiner Zeit an der HSG «erfolgreich» (Eberle o.D.).

Erst in den späten 70er Jahren beklagt sich Miller – nach langer Untätigkeit – in einem Brief an Rektor Alfred Meier über seine «seit Jahren andauernde überdurchschnittliche Belastung mit Lehrveranstaltungen».[227] Bis zum Frühjahr 1979 verfügt er lediglich über einen Assistenten. Die Klage zeigt Wirkung. Fortan steht ihm jeweils im Sommersemester eine zusätzliche halbe Assistierendenstelle zu. In den frühen 1980er beschwert sich Miller erneut beim Rektoren Meier über seine Situation. Seit Jahren sei ihm «eine Entlastung durch Schaffung einer neuen Stelle» versprochen worden. In resigniertem Ton versucht er einen moderaten personellen Ausbau zu erwirken.[228] Seine Bemühungen beschränken sich auf seinen langjährigen Assistenten Thomas S. Eberle. Nachdem Miller die grösste Zeit seiner Anstellung an der HSG den Ausbau der Soziologie verhindert, arbeitet er wenige Jahre vor seiner Emeritierung auf die Verstetigung von dessen Position hin. Miller versucht seinem Assistenten eine Anstellung über die eigene Emeritierung hinaus zu ermöglichen. Nach längerem hin und her wird Eberle im April 1986 zum ständigen Dozenten für Soziologie ernannt (HSG 1987, S.14) (eine Stelle, die organisatorisch unabhängig vom Ordinariat für Soziologie ist); im Folgejahr wird er Ko-Leiter des SfS. Damit ist seine Zukunft an der HSG über die Emeritierung Millers hinaus gesichert.

[227] Brief vom 30. September 1978, Miller an Rektor Meier.

[228] Ein Auszug aus dem betreffenden Brief macht Millers Argumentation nachvollziehbar: «ich wurde an unsere Hochschule als zweiter Dozent für Soziologie berufen. Eine Entlastung durch Schaffung einer neuen Stelle wurde mir seit Jahren immer wieder versprochen. Und schliesslich: seit über 10 Jahren habe ich ein Pensum von Lehrveranstaltungen von im Durchschnitt 10 Wochenstunden, und heute, wo meine ganz feste Erwartung etwas rasch enttäuscht wurde, habe ich es einfach satt.» (Brief vom 21. Februar 1982, Miller an Rektor Meier)

5.7. Die Entwicklung der Soziologie in St. Gallen nach Andreas Millers Emeritierung

Andreas Miller wird auf Ende Sommersemester 1988 emeritiert. (Eberle 1988) Als sein Nachfolger folgt 1989 Peter Gross. Dieser wirkt bis 2006 an der HSG als Ordinarius für Soziologie. Fortan tritt das Seminar für Soziologie prominenter in Erscheinung. 1991 konstatiert Eberle (1991) eine Aufbruchsstimmung im Bereich der Soziologie. Diese betreffe sowohl den Bereich der Lehre als auch die Forschung. Ab den frühen 1990er Jahren ist das SfS in den Jahresberichten der HSG unter der Rubrik «Institute und Forschungsstellen» mit einem kurzen Bericht aufgeführt. Mit Peter Gross rückt die Forschung zunehmend in den Fokus. Gemeinsam mit Thomas Eberle teilt er sich die Leitung des SfS. Anfang der 1990er Jahre werden die personellen Ressourcen rasch ausgebaut. 1993 arbeiten nebst Gross und Eberle eine Sekretärin und fünf wissenschaftliche Mitarbeiterinnen am Seminar. Auch werden in diesem Zeitpunkt mehrere Soziologen im Rahmen von Lehraufträgen angestellt, so bspw. im Wintersemester 1992/93 Anne Honer und Ronald Hitzler (HSG 1993, S.26). Gleichzeitig ist eine Reihe von Forschungsprojekten im Gange, einige davon in Kooperation mit externen Stellen. Eberle selbst habilitiert sich 1997 und wird zum Titularprofessor für Soziologie ernannt. Als solcher wirkt er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2015 an der HSG (Schultheis 2015).

Während Peter Gross mit der Monographie «Die Multioptionsgesellschaft», die 1994 im Suhrkamp Verlag erscheint, eine weitum beachtete Bestandsaufnahme der modernen Gesellschaft veröffentlicht und auch in nachfolgenden Publikationen zeitdiagnostische Thesen publiziert, die breit rezipiert werden (auch in den Medien), beschäftigen sich Eberle und die Assistierenden mit unterschiedlichen Forschungsgebieten und theoretischen Ansätzen, die von Alfred Schütz' phänomenologischer Soziologie über ethnographische Untersuchungen bis hin zu systemtheoretischen Ansätzen reichen. In den 1990er Jahren etabliert sich in St. Gallen kontinuierlich eine Tradition qualitativer Sozialforschung (v.a. aufgrund der Aktivitäten von Thomas S. Eberle und Christoph Maeder), die unter anderem auch in der Gründung des Forschungskomitees «Interpretative Sozialforschung» in der SGS (1999) sowie des Research Networks «Qualitative Methods» der European Sociological Association (an der Eberle federführend beteiligt war) mündet. Die erste Konferenz des ESA-Netzwerks findet 2002 in St. Gallen

statt.[229] Sukzessive wird St. Gallen zu einem Zentrum der qualitativen Sozialforschung in der Schweiz.

Gleichzeitig kommt St. Gallen bzw. dem SfS in der SGS um die Jahrtausendwende eine wichtige Rolle zu. 1991 wird Eberle Vizepräsident der SGS, von 1998 bis 2005 wirkt er als deren Präsident. Auf Eberle folgt Christoph Maeder (Präsidentschaft von 2006 bis 2009), der von 1985 bis 1989 an der HSG studierte und anschliessend von 1991 bis 1996 am SfS als Assistent tätig ist. Beide prägen die SGS entscheidend. Unter ihrer Präsidentschaft findet auch ein Redesign des SGS-Logos und der SZfS statt. Zudem werden die Kongressthemen konsequent auf brisante gesellschaftliche Themen ausgerichtet und mit der Publikation eines Kongressbandes einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

2006 wird Peter Gross emeritiert. Sein Nachfolger wird Franz Schultheis. Schultheis hatte 1993 bei Pierre Bourdieu habilitiert, war danach zunächst Ordinarius für Soziologie an der Universität Neuenburg und anschliessend Inhaber des Lehrstuhls für Sozialstrukturanalyse an der Universität Genf. Zwischen 2007 und 2019 wirkt er als Ordinarius für Soziologie an der HSG. In diesem Zeitraum entfaltet das SfS eine beachtliche Forschungstätigkeit und akquiriert regelmässig Drittmittelprojekte. Unter Schultheis' Leitung entstehen am SfS grössere Studien zur Arbeitswelt, dem Themenfeld Prekariat sowie zum internationalen Kunstmarkt. Die Forschungsprojekte von Schultheis charakterisieren sich durch eine qualitative Forschungsmethodik (vornehmlich Tiefeninterviews) und orientieren sich in theoretischer Hinsicht stark an den Arbeiten von Pierre Bourdieu.

In dieser Zeit wird die Soziologie personell weiter ausgebaut. 2009 wird Felix Keller als Assistenzprofessor berufen. (HSG 2010, S.86), 2014 wird Florian Elliker auf eine ständige Dozentur gewählt. Nach der Emeritierung von Thomas Eberle im Jahr 2015 wird Tanja Schneider zu seiner Nachfolgerin gewählt. 2019 wird sie zur assoziierten

[229] Die Tagung findet unter dem Titel «Ethnographic Organizational Studies» vom 19. bis zum 21. September 2002 an der HSG statt.

Professorin für Technologiestudien. Auf Franz Schultheis folgt 2019 Patrik Aspers als neuer Ordinarius für Soziologie. Aspers beschäftigte sich in seiner bisherigen Forschung vor allem mit Märkten und Wirtschaftssoziologie, hat einen Bezug zur Phänomenologie und arbeitet vornehmlich mit qualitativen Forschungsmethoden. Am 1. April 2020 wird schliesslich Paula Bialski auf die neu geschaffene assoziierte Professur für Soziologie der Digitalisierung berufen. (HSG 2020)

5.7.1. Die Soziologie als Lehrfach nach 1988

Kurz nach Gross' Berufung ändert sich der Status der Soziologie als Lehrfach an der HSG grundlegend. Im Rahmen einer Studienreform wird die 1968 begründete Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie 1991 abgeschafft und ersetzt durch eine neu geschaffene Vertiefungsrichtung «Sozialwissenschaften / Management sozialer Prozesse» (MSP), die gemeinsam von Vertretern der Soziologie und der Organisationspsychologie betreut wird. Im Herbst 1993 startet das Programm (HSG 1994, S.16). Während die Soziologen der volkswirtschaftlichen Abteilung angehören, sind die Organisationspsychologen Teil der betriebswirtschaftlichen Abteilung. Auch der Soziologie Prof. Emil Walter-Busch, der ebenfalls der betriebswirtschaftlichen Abteilung angehört, wird integriert. Die Vertiefungsrichtung MSP ist damit in den beiden wirtschaftswissenschaftlichen Abteilungen angesiedelt und kann neu auch von Studierenden der Betriebswirtschaft gewählt werden, die im Allgemeinen ein grösseres Interesse an soziologischen Fragen haben als jene der Volkswirtschaft (Eberle o.D, «Soziologie an der HSG: kurzer historischer Abriss»). In dieser neuen Konstellation löst sich die Soziologie ein Stück weit von der VWA ab (die Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie war in den Jahren zuvor in dieser angesiedelt). Die abteilungsübergreifende Vertiefung kann bis 2001 von Studierenden gewählt werden. 2004 läuft sie endgültig aus. Seit der Abschaffung der Vertiefungsrichtung MSP ist es an der HSG nicht mehr möglich, eine soziologisch geprägte Studienrichtung zu absolvieren.

Kurz nach der Jahrtausendwende konzentriert sich die HSG schliesslich auf wenige Bachelor- und Masterprogramme und schafft ergänzend das sogenannte «Kontextstudium», das in jeder Fachrichtung einen Anteil von 25% am Studium hat. Diesem ist auch die Soziologie zugeordnet. Fortan ist sie als Reflexionswissenschaft für Studierende aller Hauptstudiengänge im Rahmen einzelner Veranstaltungen wählbar. Mit

der Studienreform verlässt die Soziologie auch die volkswirtschaftliche Abteilung und wechselt am 1. Oktober 2001 zur kulturwissenschaftlichen Abteilung an (die in einer späteren Reform in «School of Humanities and Social Sciences (SHSS)» unbenannt wird).

5.8. Zwischenfazit

Der historische Abriss zeigt, dass die Institutionalisierung der Soziologie an der Handels-Hochschule St. Gallen bis in die 1930er Jahre zurückreicht. Die Soziologie ist lange vor allem aufgrund der Initiative einzelner Lehrerpersonen (teils gar nur im Kontext befristeter Lehraufträge) an der Handels-Hochschule vertreten. Bis zur Errichtung eines Extraordinariats Ende der 1950er Jahre ist ihr Status stets prekär – zeitweise verschwindet sie gänzlich aus dem Vorlesungsverzeichnis. Von 1931 bis 1936 unterrichtet Paul Keller, von 1937 bis 1941 Walter Adolf Jöhr und zwischen 1951 und 1958 Emil J. Walter jeweils im Umfang von wenigen Wochenstunden soziologische Kurse. Über diesen Zeitraum hinweg erfolgt der Beizug der Soziologie zum etablierten Fächerkanon der Handels-Hochschule stets als Hilfswissenschaft der Nationalökonomie. Vor allem Keller und Jöhr thematisieren mit Hilfe der Soziologie Fragen rund um die Ausgestaltung der Gesellschaftsordnung. Im Kontext des gesellschaftlichen Wandels der Zwischenkriegsjahre und insbesondere der Weltwirtschaftskrise von 1929 sehen sie die marktwirtschaftliche Wirtschaftsordnung in gesellschaftlichen Diskursen zunehmend in Zweifel gezogen und suchen mit Hilfe der Soziologie nach möglichen Antworten. Die Präsenz der Soziologie im Lehrbetrieb der Handels-Hochschule von 1931 bis 1958 ist hauptsächlich auf das Interesse und die Initiative der drei genannten Dozierenden (Keller, Jöhr und Walter) zurückzuführen. Im Kontext gesellschaftlichen Wandels konstatieren sie die Notwendigkeit, über die Ränder nationalökonomischer Modelle hinauszudenken, und suchen nach Wegen, diesen Wandel über den Beizug der Soziologie greif- bzw. verstehbar zu machen. Während sich die Aktivitäten Kellers und Walters in diesen Jahren vor allem auf die Lehre beschränken, ist Jöhr insbesondere ab den späten 1940er Jahren wissenschaftspolitisch aktiv. In der Nachkriegszeit werden in der Schweiz die Weichen hin zu einer sozialen Marktwirtschaft gestellt. Jöhrs wissenschaftspolitische Schriften aus dieser Zeit zeugen vom Unbehagen gegenüber dem institutionellen Ausbau des Sozialstaats und der Sorge vor

Eingriffen in das Wirtschaftsgeschehen. Um die gesellschaftlichen Veränderungen, denen er kritisch gegenübersteht, besser zu verstehen – so Jöhr – bedarf es des Beizugs der Soziologie. Konsequent fördert er in den folgenden Jahren ihre Verankerung im Lehrbetrieb der Handels-Hochschule. Auch die Vergabe eines Lehrauftrags für Soziologie an Walter 1951 ist vornehmlich im Zusammenhang mit Fragen zu verstehen, welche die Wirtschaftsordnung betreffen. Emil J. Walter lehrt mehrfach zu gerade jenen Themen, die Jöhr in diesen Jahren besonders umtreiben (beispielsweise die Rolle der Gewerkschaften bzw. der Kollektivinteressen oder aber die Auseinandersetzung mit ‹Konkurrenzsystemen› wie dem Sozialismus).[230]

Anfangs der 1950er Jahre unternimmt Jöhr erste Anläufe, die Soziologie an der Handels-Hochschule über den Status eines gelegentlichen Lehrfaches hinaus zu verankern. Angestossen durch seine Initiative gehen von der VWA der Handels-Hochschule und der 1952 gegründeten FGN wichtige Impulse aus, die 1958 in der Errichtung eines Extraordinariats für Soziologie sowie der Verankerung der Soziologie in der Studienordnung der Handels-Hochschule münden. Dabei ist in Anträgen und generell der betreffenden Argumentation stets Jöhrs instrumentelles Verständnis der Soziologie als Hilfswissenschaft der Nationalökonomie handlungsleitend.

Diese erste Phase des Ausbaus der Soziologie (ca. 1951 bis 1958) an der Handels-Hochschule ist entscheidend durch eine spezifische Konstellation geprägt. Die ausgeprägten wissenschaftspolitischen Aktivitäten Jöhrs (insbesondere eine Reihe von programmatischen Texten sowie eine Tagung der von ihm präsidieren Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie der SGVS) fallen zeitlich mit seiner im Kontext der HSG zunehmend wichtigeren Position zusammen (ab 1952 während vieler Jahre als Vorstand der volkswirtschaftlich-wirtschaftsgeographischen Abteilung, zudem zwischen 1953 und 1957 als Prorektor und dann zwischen 1957 und 1963 als Rektor). Während ihm ersteres das nötige Argumentarium für den Ausbau der Soziologie lie-

[230] Mindestens eine Veranstaltungsreihe, in die auch Walter als Lehrbeauftragter involviert ist, wird von Jöhr selbst konzipiert.

fert, bietet ihm letzteres das Fundament bzw. inneruniversitäre Standing, um die institutionelle Verankerung der Soziologie über den Status eines blossen Lehrfachs hinaus erfolgreich voranzutreiben. Seine Initiative resultiert in der Errichtung des Extraordinariats für Soziologie und der festen Verankerung der Soziologie in der Studienordnung der Handels-Hochschule. Dabei versteht er es wohl die VWA von seinen Vorhaben zu überzeugen. In der FGN wird nebst der Soziologie auch die Ökonometrie gefördert, die in jenen Jahren weniger in Jöhrs Interessensgebiet fällt.

Eine zweite Phase des Ausbaus der Soziologie (ca. 1958 bis 1968) an der Handels-Hochschule – in der Emil J. Walter als zentraler Akteur erscheint – ist wiederum entscheidend durch drei Eigenheiten geprägt. Erstens befindet sich die Handels-Hochschule in diesen Jahren in einem grundlegenden Wandlungsprozess hin zu einer breiteren sozialwissenschaftlichen Ausrichtung. Walter versteht es, den stark durch Jöhr geprägten Umbau der Hochschule, der 1963 in der Umbenennung in Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (HSG) mündet, für die Begründung des Ausbaus der Soziologie zu nutzen. Zweitens tritt Walter in diesen Jahren gegenüber Dritten, aber auch inneruniversitär wiederholt im Zusammenhang mit der Bezeichnung «Seminar für Soziologie» (SfS) auf. Während dieser Begriff für Nichtwissende das Vorhandensein einer Organisation impliziert, kommt ihm effektiv in jenen Jahren lediglich eine symbolische Bedeutung zu. Die Verwendung des Begriffs «Seminar» zeugt von einem Freiraum im organisatorischen Gefüge der Universität St. Gallen (wie auch an anderen Universitäten). Das SfS kann in jenen Jahren – im Unterschied Forschungsstellen und Instituten – ohne Genehmigung durch universitäre Gremien oder das Erfüllen bestimmter formeller Voraussetzungen kreiert werden. Im Unterschied zu den Forschungsstellen und Instituten der HSG ist das SfS aber keine eigentliche Organisationseinheit der Universität. Lange Zeit verfügt es weder über ein Budget noch über personelle Ressourcen oder Räume. Indes ist es aufgrund seiner symbolischen Wirkung gegen Aussen wichtig für die Art und Weise, wie Walter die Institutionalisierung der Soziologie an der Handels-Hochschule vorantreibt.

Drittens entwickelt sich unter Walters Anleitung eine – berücksichtigt man die prekäre Situation der Soziologie in jenen Jahren – beachtliche empirische Forschungstätigkeit.

Ohne jegliche finanziellen Ressourcen vermag Walter über die Involvierung von Studierenden eine Reihe empirischer Arbeiten anzustossen und zur Umsetzung zu bringen.

Alle drei Eigenheiten bilden zusammen betrachtet den Kontext, vor dessen Hintergrund Walter 1963 hochschulintern in einem Strategiepapier die Notwendigkeit und Stossrichtung eines weiteren Ausbaus der Soziologie als relativ eigenständiger und forschungsorientierter Disziplin begründet. Seine Überlegungen finden Gehör. Mitte der 1960e Jahre spricht sich die volkswirtschaftliche-wirtschaftsgeographische Abteilung erneut für einen Ausbau der Soziologie aus. In diesen Jahren lösen Walter und die VWA die Soziologie argumentativ ein Stück weit von der Nationalökonomie ab, skizzieren indes weiterhin das Bild einer Hilfswissenschaft (wenn diese fortan auch im Dienste sämtlicher Kernfächer der HSG stehen soll). 1965 wird zunächst ein zweites Extraordinariat für Soziologie (angelegt als Forschungsprofessur) und 1968 schliesslich das erste Ordinariat für Soziologie errichtet. Gleichzeitig wird die Gründung einer soziologischen Forschungsstelle vorbereitet und eine soziologische Vertiefungsrichtung geschaffen.

Die verfügbare Datenlage zeugt von einer Konstellation, in der zunächst Mitte der 1950er vornehmlich Jöhr und ab Ende der 1950er Jahre Walter den Weg für den Ausbau der Soziologie bereiteten. Jöhr erscheint auf Grundlage der Archivalien als gut vernetzter Hochschulpolitiker. Im Zuge seiner verstärkten Zusammenarbeit mit anderen Ökonomen bringt er die Soziologie und damit verbunden generell die Weitung des Horizonts der nationalökonomischen Disziplin gleichsam parallel bzw. nebenher als Begleiterscheinung des Ausbaus der Nationalökonomie voran. Dies geschieht weitestgehend aufgrund Jöhrs Initiative (Neben diesem sind in jenen Jahren keine anderen hochschulinternen als auch -externen Akteure besonders an der Soziologie interessiert). Walter hingegen – der an der Handels-Hochschule eine weitaus weniger gewichtige Position innehat und bisweilen als isoliert beschrieben wird – baut die Soziologie vornehmlich über Kontakte zu ausseruniversitären Akteuren (primär im Zusammenhang mit der SGS und persönlichen Beziehungen, die sich aufgrund seiner Tätigkeit in dieser ergeben) unter Verwendung der symbolischen Bezeichnung «Seminar für Soziologie» sowie über lose Kooperationen mit anderen Professoren der

Handels-Hochschule, z.B. durch das gemeinsame Betreuen von Diplomarbeiten und Dissertation (vor allem zusammen mit Jean Ungricht und Hans Ulrich) aus.

Die von Jöhr vorgespurte und von Walter später fortgesetzte Dynamik – die stets durch die volkswirtschaftlich-wirtschaftsgeographischen Abteilung getragen wird – kommt indes bald zum Erliegen. In den späten 1960er Jahren erscheinen die Bedingungen für den Ausbau der Soziologie als eigenständige Disziplin eine Zeit lang günstig. Jedoch nutzt Andreas Miller, der 1965 auf das zweite Extraordinariat für Soziologie berufen wird und 1968 zum ersten Ordinarius für Soziologie ernannt wird, den Spielraum, der ihm durch Walter und die volkswirtschaftlich-wirtschaftsgeographische Abteilung – gestützt durch den Rektor – eröffnet wird, nicht aus. Weder gründet er eine soziologische Forschungsstelle, noch nimmt er die ihm zugesprochenen Mittel in Anspruch. Während Millers 23 Jahren an der HSG (20 davon als Ordinarius) stagniert die Entwicklung der Soziologie. Die 1968 begründete Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie stösst bei den Studierenden während dieser Zeit auf relativ geringes Interesse, Forschungsaktivitäten finden bis auf wenige Dissertationen kaum statt, und der personelle Ausbau bleibt auf der Strecke. Zum Zeitpunkt von Millers Emeritierung ist der inneruniversitäre Status der Soziologie – abgesehen von einer ständigen Dozentur, die er 1986 zur Verstetigung seines langjährigen Assistenten Thomas S. Eberle erwirkt – alles andere als solide.

Erst nach Millers Emeritierung entwickelt sie sich an der HSG zu einer forschungsstarken, wobei sie während der nächsten 30 Jahre konsequent auf qualitative Forschungsmethoden ausgerichtet wird. Gleichzeitig wächst der Personalbestand am SfS innert weniger Jahre beachtlich. Anfang 2021 bestehen am SfS ein Ordinariat und zwei assoziierte Professuren. Zudem sind am Seminar zwei ständige Dozierende, sechs wissenschaftliche Mitarbeiter und acht externe Lehrbeauftragte tätig. Indes bleibt das SfS bis heute eine universitätsintern zwar etablierte, wenngleich nicht formell begründete Organisationseinheit. Heute ist die Soziologie Teil der School of Humanities and Social Sciences und damit dem sogenannten «Kontextstudium» zugeordnet. Zwar ist sie damit organisatorisch von der Volks- als auch der Betriebswirtschaftslehre losgelöst, indes verweist der Begriff «Kontextstudium» weiterhin darauf, dass der Soziologie innerhalb der organisatorischen Struktur der HSG die Rolle einer – wenn auch heute eigenständigeren – Hilfswissenschaft zukommt.

5.9. Limitierungen einer etischen Betrachtungsweise

Die Errichtung eines Ordinariats oder die Gründung eines Instituts kommt der inneruniversitären Sicherung des langfristigen Bestehens eines Wissenschaftsgebiets gleich. Mit ihnen werden Institutionen im Sinne von Berger und Luckmann (2007) geschaffen: die Soziologie verfestigt sich als universitäre Disziplin und löst sich in ihrem Fortbestehen von Einzelpersonen und deren Handlungen ab (bspw. den Professoren, die bis anhin die Soziologie freiwillig im Nebenamt unterrichten). Fortan steht sie Aussenstehenden «als objektive Faktizität[...] unabweisbar gegenüber». Nach der Emeritierung eines Professors bestehen in der Regel sowohl die Stelle des soziologischen Ordinariats als auch das an dessen Lehrstuhl geknüpfte soziologische Institut fort (Berger & Luckmann 2007, S.64). Die Soziologie droht damit nicht mehr aus dem Vorlesungsverzeichnis der Universität zu verschwinden, wie in den Jahren zuvor, wenn bspw. ein Privatdozent, zu dessen Interessensgebieten sie gehörte, in den Ruhestand trat.

Im universitären Kontext verleiht die Erwähnung in kantonalen Beschlüssen und fortan in Veranstaltungsverzeichnissen oder Jahresberichten der Soziologie als Forschungs- und Lehrfach ein gewisses Mass an Faktizität.[231] Jedoch geht die beschriebene Beständigkeit der Institutionen nicht zwangsläufig mit einem Fortbestand entsprechender Wissenskulturen einher. Während nämlich ein soziologisches Institut nach der Emeritierung seines Vorstehers organisatorisch weiterhin Bestand hat[232],

[231] Der Begriff der Faktizität wird hier in Anlehnung an Berger/Luckmann 2007 [1980], S.63f. verwendet. Die Eigenschaft der Aktenförmigkeit (dokumentiertes Behördenhandeln) kommt dabei gewissermassen der Weitergabe einer Institution an eine neue Generation gleich. Die Soziologie wird als Institution gewissermassen nicht mehr nur in der Interaktion einer kleinen Gruppe von Individuen aufrechterhalten, sondern erscheint als «natürlich» bzw. wird zur Geschichte.

[232] Kantonale Behördenentscheide erlauben es beispielsweise, die Miete von Institutsräumlichkeiten und das Finanzieren einer personellen Infrastruktur über einen bestimmen Zeitraum hinweg zu garantieren und sichern damit den Bestand des jeweiligen Instituts. Mittels solcher Entscheide werden Stellen und

lässt die Berufung eines neuen Ordinarius die bis anhin etablierte und gefestigte Wissenskultur nicht unberührt. Institutionalisiert (mittels Behördenentscheiden) und gesichert (dank kantonalem Budget) ist vor allem die organisatorische Hülle (in Form einer bestimmten Anzahl Stellen, eines jährlichen Budgets, einer Platzierung im organisatorischen Gefüge der Universität, etc.) bzw. das Gefäss, welches Bühne und Infrastruktur für denkbar verschiedenartige soziologische Wissenskulturen und Denkstile sein kann. Während sich in einem solchen Fall organisatorisch Kontinuität konstatieren lässt (das betreffende Institut für Soziologie besteht auch nach der Emeritierung eines Ordinarius weiterhin), stellen sich aus der Perspektive des Konzepts der Wissenskulturen vielerlei Fragen. Inwiefern berührt der Wechsel an der Institutsspitze beispielsweise die restliche Belegschaft? Werden bestehende Forschungsschwerpunkte fortgeführt oder aber durch neue ersetzt? Wird fortan eine andere Soziologie unterrichtet als bisher? Und wie verändern sich das Arbeitsklima sowie die Formen der Kooperation in denselben Räumlichkeiten unter neuer Leitung? Während sich nach Aussen eine Kontinuität der Organisation feststellen lässt (auch die Webseiten der Institute verändern sich oft kaum merklich), finden im Innenverhältnis womöglich Brüche hinsichtlich der bis anhin vorherrschenden Wissenskultur(en) bzw. eine Neuorientierung statt (die Wissenskultur, die sich um den früheren Institutsdirektor herausgebildet hat ist nicht mehr dieselbe wie jene, die sich mit dem neu gewählten Ordinarius anbahnt). Entsprechend griffe es auch zu kurz Gründungsakte wie die Errichtung von Lehrstühlen und Instituten vorschnell mit dem Beginn der Soziologie an den betreffenden Bildungsinstitutionen gleichzusetzen. Wie das Beispiel von René König in Zürich zeigt können sich relativ beständige soziologische Wissenskulturen nämlich

organisatorische Gefüge geschaffen, aber auch die Nutzung oder gar Errichtung von Räumlichkeiten ermöglicht. Beides verleiht der Soziologie materiell vermittelte Faktizität (zumindest für den Zeitraum der Budgetierung ist ein soziologisches Institut räumlich vorhanden und das Büro eines Soziologieprofessors aufsuchbar bzw. die Soziologie im wahrsten Sinne des Wortes ‹verortet›).

auch ausserhalb bzw. trotz des Fehlens solcher organisatorischen Hüllen (Ordinariat, Institut) etablieren.[233]

Die Errichtung von Lehrstühlen, die Gründung von Instituten, die Beschlussfassung über neue Lehrgänge wie auch Studienrichtungen oder das Begründen einer Schriftenreihe zeugt also vornehmlich von den nach Aussen ‹sichtbaren›/‹wahrnehmbaren› Aspekte von Institutionalisierungsprozessen. Man könnte sie als «Institutionalisierungsspitzen» bezeichnen – jene Momente in Institutionalisierungsprozessen, in denen bestimmte Meilensteine organisatorischer Verfestigung erreicht werden. In diesem Kapitel wurde anhand solcher aktenförmig dokumentierten Meilensteine ein Schlaglicht auf die Institutionalisierung der Soziologie an den Universitäten der Schweiz geworfen.

Die Begriffswahl «nach Aussen sichtbar» rührt daher, dass es sich bei diesen Meilensteinen um Aspekte von Institutionalisierung handelt, die in materiellen Objektivationen[234] eingeschrieben und damit aus einer etischen Perspektive (bzw. jener eines Outsiders) rasch ins Blickfeld geraten. Da die erwähnten Institutionalisierungsschritte (bzw. Meilensteine der Institutionalisierung) im Rahmen rechtlich festge-

[233] René König betrieb beispielsweise trotz seines prekären Status als Privatdozent, ohne finanzielle, räumliche und personelle Ressourcen gemeinsam mit Studierenden einen kleinen Forschungszusammenhang, der eine Reihe von Publikationen hervorbrachte. Dieser Forschungszusammenhang wies trotz kaum existenter organisatorischer Verfestigung (an der Universität hatte man weder Räumlichkeiten noch personelle oder finanzielle Mittel zur Verfügung) und mangels Behördenbeschlüsse einen beachtlichen Institutionalisierungsgrad auf. Da kein Institutsgebäude bestand traf man sich bei König zuhause. Die finanziellen Mittel für empirische Erhebungen brachten die Studierenden meist selbst auf. Königs Programmatik der Soziologie als empirisch orientierter Gegenwartswissenschaft war zudem für mehrere Dissertationen ein zentraler methodischer Wegweiser (vgl. Bsp. Andina 1951). Obwohl also König während seiner langjährigen Lehrtätigkeit an der Universität Zürich weder eine Professur noch die Gründung einer Forschungsstelle vergönnt war (entsprechend wäre aus etischer Perspektive sein Wirken gerade in frühen Jahren nur bedingt feststellbar), lässt sich rund um seine Person eine eindrückliche und relativ langfristige Wissenskultur feststellen.

[234] Gemeint sind hier beispielsweise Regierungsratsbeschlüsse oder Gründungssatzungen von Instituten. Bei diesen Objektivationen (nicht zuletzt bedingt durch die rechtlich festgeschriebene relativ umfassende aktenmässige Dokumentation von Verwaltungshandeln und politischen Entscheidungsprozessen in demokratisch gewählten Gremien) handelt es sich gleichsam um materialisierte Kultur.

schriebener Entscheidungsprozesse erfolgen und zeitlich durch einen Akt der Beschlussfassung gekennzeichnet sind, der sich nachträglich anhand von Behördenakten nachvollziehen lässt, sind sie empirisch vergleichsweise leicht zu greifen. Soziologische Professuren werden in der Schweiz beispielsweise durch Entscheide kantonaler Regierungen geschaffen. Im Regelfall sind sie in einem publizierten Regierungsbeschluss des betreffenden Kantons verzeichnet und damit als in Papierform materialisierte Spur von Institutionalisierungsprozessen lesbar.

Anhand solcher materiellen Objektivationen (wie vorliegend ein Regierungsratsbeschluss) wird eine in formal festgelegten Prozeduren entschiedene Verstetigung der jeweiligen Lehr- oder Forschungszusammenhänge manifest und selbst für Aussenstehende, die nicht oder nur bedingt mit den Wissensbeständen einer soziologischen Forschungs- bzw. Lehrgemeinschaft vertraut sind, verstehbar. Die jeweiligen Gründungshandlungen sind aktenförmig dokumentiert (bspw. in der Gestalt eines Regierungsratsbeschlusses) und werden durch die Massenmedien thematisiert. Ein Behördenpapier oder ein Zeitungsartikel bezeugen das Bestehen des Instituts ab einem bestimmten Zeitpunkt. Dieses ist grundsätzlich für jede Person, die solche Dokumente in den Händen hält, nachträglich nachvollziehbar.[235] Und dies – sofern die jeweiligen Aktenbestände nicht entsorgt werden – auch noch Jahrzehnte im Nachhinein. Entsprechend leicht sind diese Meilensteine der Institutionalisierung ‹von aussen› betrachtet zu greifen. Ein Gang ins Archiv, eine kurze Suchabfrage im Internet genügen, um sie

[235] Ein soziologisches Institut wiederum existiert für die Allgemeinheit zunächst, da seine Gründung in einem formellen Akt erfolgte, der in irgendeiner Weise aktenförmig festgehalten ist (z.B. in der Gestalt einer Satzung) und medial vermittelt universitätsintern in Publikationen wie den Hochschulnachrichten und gegen aussen in Zeitungen oder Radiosendungen thematisiert wurde. Als Beispiel für eine Satzung wird vorliegend jene der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie an der Handels-Hochschule St. Gallen betrachtet (die im vorangegangenen Kapitel von Bedeutung war). Diese wurde nach Ausarbeitung durch die Gründer der Forschungsgemeinschaft am 4. März 1955 vom Hochschulrat erlassen und am 14. März 1955 vom Regierungsrat genehmigt. Aufgrund dieses formellen Verfahrens fand die Satzung Eingang in die Gesetzessammlung des Kanton St. Gallen und ist somit potenziell für jedermann einsehbar.

festzustellen. Vermittels der Sichtung von Dokumenten, Aktenstücken und (amtlichen) Publikationen lässt sich die Institutionalisierung der Soziologie an den einzelnen Universitäten der Schweiz derart in groben Zügen nachzeichnen.[236]

Doch was ist damit gewonnen? Behördenentscheide und damit verbundene Gründungs- oder Anstellungsakte erlauben es, zunächst vor allem die Entwicklung der Soziologie an den einzelnen Universitäten zeitlich mehr oder weniger zuverlässig zu verorten. Jedoch bezieht sich eine solche Betrachtung vornehmlich auf die besagten Institutionalisierungsspitzen, bzw. die Meilensteine organisatorischer Verfestigung der Soziologie.[237] Was zwischen diesen Meilensteinen liegt – all das, was nicht aufgrund eines formalen Prozedere festgehalten wurde – entzieht sich potenziell der Betrachtung. Die identifizierten Meilensteine sind jeweils nur Momentaufnahmen langwieriger Institutionalisierungsprozesse. Das «dazwischen», das Davor und Danach drohen im Dunkeln zu bleiben. In den nächsten Kapiteln möchte ich den Lichtkegel auf diese Dunkelstellen richten.

---

[236] Durch die Einsicht in einen Regierungsentscheid lassen sich beispielsweise der Zeitpunkt der Errichtung eines Instituts oder einer Berufung zuverlässig identifizieren aber auch die einem solchen Entscheid zugrundeliegenden Erwägungen bzw. Debatten nachvollziehen.

[237] Die aus etischer Perspektive anhand der Deutung materieller Objektivationen bzw. materialisierter Kultur leicht registrierbare organisationale Verfestigung lässt sich im übertragenen Sinn mit dem Erreichen von Institutionalisierungsspitzen vergleichen (wobei im Falle der Soziologie an einer Universität für gewöhnlich a) die Schaffung einer Professur, b) die Errichtung eines Instituts, c) die Begründung eines soziologischen Studiengangs und d) die Ermöglichung soziologischer Publikationen als Institutionalisierungsspitzen betrachtet werden können). Entsprechend lassen sich solche Institutionalisierungs-Spitzen auch zeitlich einfach einordnen bzw. datieren.

6. Unter der Oberfläche organisationaler Verfestigung - Schriftenreihen als Ausgangspunkt zur Beschreibung lokal gebundener soziologischer Wissenskulturen

Die Institutionalisierung einer Disziplin ist vielschichtig. Im Kern bezeichnet sie Differenzierungsprozesse[238] (vgl. Kapitel 2), im Zuge derer sich ein Wissenschaftsgebiet aus einem anderen herauslöst und eine gewisse organisatorische wie auch denkmässige Eigenständigkeit[239] erlangt. Im vorangehenden Kapitel wurde die organisationale Verfestigung der Soziologie an Universitäten in der Schweiz nachgezeichnet. Die resultierenden Bilder helfen, die Verstetigung der Soziologie innerhalb der lokalen Kontexte verschiedener Universitäten besser zu verstehen. Jedoch tun sie das nur bedingt. Unbeleuchtet bleibt nämlich weitestgehend, inwiefern sich im Windschatten organisatorischer Verfestigung (bzw. ihr vorgelagert) auch eine gewisse denkmässige Eigenständigkeit eingestellt hat. Für letztere ist insbesondere die Möglichkeit, sich als

[238] Gemeint ist vorliegend die Ausdifferenzierung aus und das Erlangen von Eigenständigkeit in Bezug auf andere(n) Disziplinen. Sei dies in organisatorischer Hinsicht (beispielsweise die Abspaltung der SGS aus der SGVS oder die Schaffung einer eigenen Zeitschrift) oder in denkmässiger Hinsicht (im Sinne der Herausbildung eines eigenständigen Denkstils, der sich durch spezifische Fragestellungen, methodische und theoretische Ausrichtungen kennzeichnet, die auch ausserhalb des disziplinären Kontext einer «Mutterwissenschaft» Sinn ergeben). Oftmals geht beides Hand in Hand, so kommt beispielsweise die Schaffung der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie dem Erlangen eines Stücks organisatorischer Eigenständigkeit gleich, die wiederum als Voraussetzung erscheint, dass einzelne Autoren dezidiert soziologische Themen aller möglicher Couleur von einem explizit soziologischen Standpunkt aus betrachten können (und nicht mehr wie im Rahmen der Schweizerischen Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik vom ökonomischen Publikationskontext ‹eingeschränkt› werden).

[239] Der Begriff der «denkmässigen Eigenständigkeit» ist angelehnt an Ludwik Flecks Terminus des Denkstils, mit welchem er die denkmässigen Voraussetzungen eines Denkkollektivs bezeichnet (Vgl. Fleck 2017).

Soziologe an ein bestimmtes Publikum wenden zu können bzw. Forschungsergebnisse und erarbeitetes Wissen über Fachzeitschriften, Verlage und Massenmedien kommunizieren und in breitere Schichten tragen zu können, von Bedeutung.

Für disziplinäre Eigenständigkeit ist die Möglichkeit des kommunikativen Verbreitens, Austauschens und Diskutierens wissenschaftlicher Arbeiten und Ideen und damit verbunden die soziale Konstruktion geteilter Wissensbestände innerhalb einer scientific community ein Schlüsselmoment. All dies ist nicht voraussetzungslos. Verlage und Zeitschriften und damit Foren des Austausches sowie wissenschaftliche Publikationsarenen bestehen nicht einfach von Vorneherein. Vielmehr – so zeigt der nachfolgende Blick auf die Schweizer Publikationslandschaft der Nachkriegszeit – müssen sie zunächst geschaffen werden und sich vor dem Hintergrund einer bestimmten scientific community bewähren. Der Akt des Veröffentlichens allein bedeutet noch lange nicht, dass es zum Austausch, zur Verbreitung oder Diskussion wissenschaftlichen Wissens kommt.[240] Das wirksame und nachhaltige Zugänglichmachen von Forschungsresultaten und erzeugtem Wissen erfordert eine bestimmte Infrastruktur. Damit sind einerseits organisatorische Aspekte bezeichnet (in denen sich Ordinarien, Assistierende und wissenschaftliche Mitarbeiter für gewöhnlich nur bedingt auskennen): Die Verarbeitung von Manuskripten in Teilschritten wie Redaktion, Lektorat, Drucklegung, Verlagsarbeiten, Bewerbung und Vertrieb erfordert finanzielle Mittel, personelle Ressourcen, Kontakte und spezifisches Know-how, das im Hinblick auf das Konzipieren eines Publikationsinstruments oder einer Schriftenreihe von Nöten ist.

[240] Arbeiten, die – sei dies mangels Kontakte oder aufgrund nicht vorhandenen Interessens seitens von Verlagen – in Eigenregie publiziert werden, kommt für gewöhnlich nicht dieselbe Aufmerksamkeit zu wie solchen die als Beiträge in kuratierten Schriftenreihen eines Verlags erscheinen.

Über organisationale Belange hinaus bedingen die Verbreitung, der Austausch und die Diskussion soziologischen Wissens andererseits aber auch bestimmte denkmässige Voraussetzungen (in Anlehnung an Ludwik Fleck).[241] Diese äussern sich beispielsweise in geteilten Forschungsinteressen und Wissenschaftsverständnissen, aber auch in den innerhalb eines bestimmten Akteurkreises bevorzugten Methoden und theoretischen Perspektiven. (vgl. Dreke 2008, S.239) So betrachtet, lassen sich Zeitschriften, Sammelbände oder auch institutseigene Schriftenreihen als Träger eines gemeinsamen Denkstils untersuchen, der sich in kommunikativen Zusammenhängen entwickelt hat und die Grundlage eines Denkkollektivs bzw. einer Wissenskultur darstellt. (vgl. Fleck 1980, 129ff. zit. in Dreke 2008, S.293)

Die Teilhabe an einem Denkkollektiv bzw. an einer Wissenskultur (wenn auch nur über die Veröffentlichung eines Textes in einer Zeitschrift oder Schriftenreihe, den man entsprechend konzipiert und ausgestaltet) ist voraussetzungsreich. Sie erfordert die Fähigkeit zur Erzeugung wissenschaftlichen Wissens unter Verwendung anerkannter Methoden, das Know-how für dessen Verarbeitung zu publikationsreifen Texten sowie zur Verortung der eigenen Arbeit in vielschichtigen disziplinären Diskursen (die bspw. durch bestimmte thematische Schwerpunkte, theoretische Ausrichtungen oder methodische Fragen geprägt sind) und schliesslich auch die Kompetenz zur Rahmung der resultierenden Texte im Kontext der jeweiligen Zeitschrift, Schriftenreihe, etc. oder (im Falle institutseigener Schriftenreihen) des lokal relevanten institutionellen (meist universitären) Gefüges.

6.1.1. Die soziologische Publikationslandschaft der Nachkriegszeit

Mit der Frage der Institutionalisierung der Soziologie streifen wir also auch jene nach der soziologischen Publikationslandschaft der Schweiz jener Jahre. Um diese zu be-

[241] Mit denkmässigen Voraussetzungen zielen wir auf Flecks Begriff des Denkstils ab. Es sind diese «die es den Gruppenmitgliedern unmöglich machen, in anderen ‹Gestalten› als jenen wahrzunehmen und verarbeiten» die ihnen eigen sind (vgl. Fleck 1980, S.129f. zit. in Dreke 2008, S.293).

leuchten wird zunächst die Ausgangslage der Nachkriegszeit im Hinblick auf Publikationsorte betrachtet (damit sind Zeitschriften, Verlage und Schriftenreihen bezeichnet in denen soziologische Texte erschienen). Auf Grundlage retrospektiv erstellter soziologischer Bibliographien wird nachgezeichnet, wo und auf welchem Wege in jenen Jahren soziologische Arbeiten veröffentlicht und zugänglich gemacht wurden. Im Ansatz wird so die Publikationslandschaft sichtbar, mit der Soziologen und soziologisch orientierte bzw. interessierte Wissenschaftler in der Schweiz jener Jahre konfrontiert waren. Es zeigt sich dabei, welche Zeitschriften und Verlage für die Veröffentlichung und Verbreitung soziologischer Texte von Bedeutung waren und welche Publikationsmuster sich ergaben.

In einem zweiten Schritt werden jene Publikationsorte identifiziert, die Rückschlüsse auf bestimmte Wissenskulturen erlauben bzw. die in einem engen Zusammenhang mit lokal gebundenen Wissenskulturen stehen und daher wertvolle Ausgangspunkte und Wegweiser für das Erarbeiten dichter Beschreibungen dieser Wissenskulturen darstellen. Der unmittelbarste Zusammenhang zwischen dem Entstehen lokaler soziologischer Wissenskulturen und schriftlichen Erzeugnissen, die diesen zugerechnet werden können, besteht – so wird nachfolgend gezeigt – in institutseigenen Schriftenreihe (bzw. Schriftenreihen, die von einer für die Herausbildung einer Wissenskultur zentralen Person lanciert und betreut wurden). Bei diesen handelt es sich gleichsam um institutseigene Sprachrohre gegenüber einer bestimmten disziplinären community, in welchen nicht selten insbesondere Studierende und Assistierende erste Gehversuche im Feld des wissenschaftlichen Publizierens unternehmen. Als solche erlauben sie es bis zu einem gewissen Grad die personellen, aber auch inhaltlichen Grenzmarken der betreffenden Wissenskulturen zu bestimmen. Wer gehörte dazu und worüber wurde wie geforscht? In den einzelnen Beiträgen von Schriftenreihen widerspiegelt[242] sich

[242] Dies gilt vornehmlich für den betrachteten Zeitraum, in dem ausser den erwähnten Schriftenreihen kaum Publikationsmöglichkeiten für soziologische Arbeiten offenstanden.

sowohl der ungefähre personelle Kreis einer Wissenskultur, als auch das, was inhaltlich in ihrem Rahmen beforscht worden ist und wie dabei methodisch und forschungspraktisch vorgegangen wurde.

Der Fokus auf Schriftenreihen erscheint weiter von Bedeutung, da diese in einigen Fällen als zentrale Motoren von Institutionalisierungsprozessen an Universitäten betrachtete werden können. In ihnen verschränkten sich gleichsam Forschung, Lehre, die Sozialisation ‹heranwachsender› Soziologen und die Kommunikation gegenüber breiteren Kreisen im Feld der Wissenschaft.

Aus den dargelegten Gründen werden in diesem Kapitel institutseigene Schriftenreihen als Ausgangspunkt für das Skizzieren der lokal situierten soziologischen Wissenskulturen an einzelnen Universitäten verwendet. Die betreffenden Schriftenreihen werden dazu genauer in den Blick genommen, auf Parallelen und Unterschiede in der Zitation hin untersucht und als Instrument verwendet, um Einblicke in die jeweiligen Wissenskulturen und deren Genese zu gewinnen. Dabei stellt sich mitunter auch die Frage inwiefern sich Unterschiede, Berührungspunkte oder gar Momente des Austauschs (teilweise auch über Sprachraumgrenzen hinweg) zwischen einzelnen Wissenskulturen feststellen lassen.

6.1.2. Ein Mangel an Publikationsorganen und das Fehlen adäquater Bibliographien

Wie oben erwähnt, ist der Frage nach dem Austausch[243] zunächst die Frage nach dessen Voraussetzungen voranzustellen. Zugleich ist sie historisch zu situieren. Nachfolgend werden einzelne soziologisch geprägte Wissenskulturen in der Schweiz im Zeitraum zwischen 1945 und 1980 betrachtet. Wie Eberle und Reichle (2018b) gezeigt haben, handelt es sich bei diesem Zeitraum um eine zentrale Institutionalisierungsphase der Soziologie in der Schweiz, fällt doch die Begründung und Errichtung

[243] Ungeachtet, ob dieser Austausch nun zwischen Soziologen derselben Universität, in derselben Region, im selben Sprachraum, nationalen Kontext oder darüber hinaus erfolgt.

soziologischer Lehrstühle und Institute an mehreren Schweizer Universitäten in diese Periode.

Wie gestaltete sich nun aber die Publikationslandschaft für soziologische Arbeiten in der Schweiz in den 1940er Jahren? In einem Zeitraum also, in dem die Soziologie kaum als eigenständiges Lehrfach an den hiesigen Universitäten präsent war und an den meisten Hochschulen keinerlei soziologische Forschungsinstitute bestanden? Eine zufriedenstellende Antwort auf diese Frage lässt sich kaum ohne Berücksichtigung der Aktivitäten der UNESCO[244] in jenen Jahren geben. Im Nachgang an den Zweiten Weltkrieg unternahm die soeben gegründete Sonderorganisation der UNO Anstrengungen zur Förderung der Sozialwissenschaften und ihres Ausbaus in Europa.[245] Teil dieser Anstrengungen war es nebst der Gründung der *International Sociological Association* (ISA), den Status Quo der soziologischen Disziplin in den verschiedenen Ländern Europas zu ermitteln. Einer der Wissenschaftler, die mit dieser Aufgabe betraut wurden war der damals in Zürich tätige Soziologe René König. In Berichten die König Ende der 1940er Jahre im Auftrag der UNESCO verfasste (König 1950/1951; König 1949), springen vor allem zwei Schwierigkeiten (hinsichtlich des Austausches) ins Auge, mit denen sich Soziologen und an Soziologie interessierte Personen in der Schweiz seiner Ansicht nach in jener Zeit konfrontiert sahen. Einerseits das Fehlen adäquater soziologischer Bibliographien, die eine Übersicht über das soziologische Schaffen vermitteln (König 1950), andererseits der Mangel an Publikationsorganen – Verlagen und Zeitschriften – welche es Verfassern soziologischer Studien ermöglichen, ihre Forschungsresultate öffentlich zugänglich zu machen und Debatten zu führen (König 1949).

---

[244] Abkürzung für: United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization

[245] Generell kann die UNESCO als Katalysator für die Institutionalisierung der Soziologie in nationalen Fachgesellschaften betrachtet werden. (Platt 1998, S.16) Von den Aktivitäten der UNESCO versprachen sich die Gewinner des Zweiten Weltkriegs nicht nur das Anstossen einer intellektuellen und kulturellen Entwicklung, sondern vor allem auch die Schaffung von Bedingungen, die vermittels einer besseren Verständigung unter den verschiedenen ‹Völkern› einer stabilen internationalen Ordnung zuträglich sein sollten (vgl. Platt 1998, S.13; Bastian 1951, S.2).

Die beiden von König skizzierten Probleme sollten die Soziologen in der Schweiz – wie nachfolgend zu zeigen ist – über die nächsten Jahrzehnte anhaltend beschäftigen.

6.1.3. Das Vermitteln von Orientierung im Feld – über die Wichtigkeit von Bibliographien für die Entwicklung einer Disziplin

Wichtige Grundvoraussetzungen wissenschaftlicher Tätigkeit und Vernetzung sind die Übersicht über das eigene Feld und die Verfügbarkeit geeigneter Kanäle, um Forschungsergebnisse zu publizieren. Betrachtet man die Situation von Wissenschaftlern in den Nachkriegsjahren, so ist zunächst dem Umstand Rechnung zu tragen, dass ohne die technologischen Vorzüge von Internet und Computerdatenbanken, bereits das Verschaffen von Orientierung im eigenen wissenschaftlichen Feld keine triviale und eine bisweilen äusserst zeitintensive Herausforderung darstellte. Gedruckte Bibliografien waren vor der breiten Nutzbarkeit des Internets von eminenter Bedeutung für Forschende, ermöglichten sie dem Leser doch, sich innert relativ kurzer Zeit einen Überblick über ein bestimmtes Forschungsfeld oder die Publikationen aus einem spezifischen Wissenschaftsgebiet zu verschaffen. Alternativ stellte das Abstellen auf die kürzeren Literaturverzeichnisse soziologischer Arbeiten eine Möglichkeit dar, sich Orientierung zu verschaffen. Die in soziologischen oder soziologisch orientierten Monographien, Aufsätzen oder Sammelbandbeiträgen auffindbaren Bibliographien unterscheiden sich indes von umfassenderen Bibliographien, die losgelöst von einer konkreten Forschungsarbeit publiziert werden. Letztere kennzeichnen sich durch den Anspruch auf eine gewisse – wenn auch mitunter selektive – Vollständigkeit. Sind solche ‹eigentliche› Bibliographien gewissermassen Kompasse oder Landkarten, die für die alltägliche wissenschaftliche Arbeit Orientierung vermitteln, so ermöglichen kurze, an wissenschaftliche Arbeiten angefügte Bibliographien vor allem selektive Einblicke in sehr spezifische Forschungsfelder. Bibliographien beider Typen sind für die vorliegende Analyse gerade aus diesem Grund von Bedeutung. Sie tragen nämlich ein – wenn auch vages – Abbild der Entwicklung einer Disziplin sowie ihrer Publikationsmuster in einem bestimmten geographischen, thematischen, theoretischen oder methodischen Kontext in sich.

Eine Bibliographie vermittelt Orientierung zur Navigation durch ein wissenschaftliches Gebiet oder eine thematische Diskussion. Sie wirkt damit gerade in der Ära vor

dem Aufkommen des Internets darauf hin, dass verschiedene Vertreter eines bestimmten wissenschaftlichen Feldes die Forschungstätigkeit der Anderen annäherungsweise im Blick haben und ähnlich sehen. In Bezug auf die soziologische Disziplin umschreibt König diese Funktion wie folgt: «it should provide guidance through the tangled mass of sociological writings which are being produced in such quantities today.» (König 1950, S.127) Aus dieser Perspektive lässt sich die Wichtigkeit nachvollziehen, welche die UNESCO disziplinären Bibliographien zukommen liess (Vergleiche den Bericht von René König 1950/51). In seiner Auftragsarbeit für die UNESCO in der er zu verschiedenen Ländern (Belgien, England, Frankreich, Deutschland, den Niederlanden, Polen, Spanien und der Schweiz) die zentralen Zeitschriften mit bibliographischen Charakteristika ermittelt, führt König bezüglich der Schweiz lediglich die Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik sowie die von dieser herausgegebene «Schweizerische Bibliographie für Volkswirtschaft und Statistik» auf. Letztere wurde in den 1930er durch die SZVS und das Eidgenössische Statistische Amt begründet und stellt für die in der Schweiz tätigen Soziologen und an Soziologie interessierten Personen, während mehrerer Jahrzehnte einen Spiegel der wissenschaftlichen Tätigkeit im Bereich der Soziologie dar. Die Notwendigkeit einer nach nationalen Gesichtspunkten erstellten Bibliographie begründet das Eidgenössische Statistische Amt in der SVZS wie folgt: «die Schweiz betreffenden Titelmeldungen [lassen sich] nur mit Mühe aus der umfassenden internationalen Übersicht herausheben. Zudem hat sich eine Welt-Bibliographie naturgemäss auf die Literatur von internationalem Interesse zu beschränken; im Gegensatz dazu muss eine Landesbibliographie auch jene geistigen Erzeugnisse festhalten, die für ein begrenztes politisches Gebiet von Wert sind.» (Eidgenössisches Statistisches Amt 1937, S.629) Damit ist bezeichnet, was eine nach nationalen Gesichtspunkten geführte Bibliographie ausmacht: ihre Selektivität. Diese bezieht sich nicht primär auf die Qualität der aufgeführten Schriften, sondern zunächst vor allem auf deren Bezug zur Schweiz bzw. «ein begrenztes

politisches Gebiet».[246] Der Wunsch, der der Begründung einer solchen Bibliographie zugrunde gelegen hatte, war denn auch, einen «behenden, zuverlässigen Führer durch die statistisch-volkswirtschaftliche Buch- und Zeitschriftenliteratur der Schweiz» für «Wissenschaft und Praxis» zu schaffen (Eidgenössisches Statistisches Amt 1937, S.629). Dies war gerade das, was in den von König besprochenen Länder für die Disziplin der Soziologie fehlte. Bis auf die «Revue de l'institut de Sociologie» in Brüssel seien Ende der 1940er Jahre alle aufgeführten Zeitschriften in bibliographischer Hinsicht sehr inadäquat gewesen (König 1950, S.126).

Berücksichtigt man, dass die Soziologie in der Schweiz in den späten 1940er Jahren an den meisten Schweizer Universitäten kaum institutionalisiert und in der Deutschschweiz weder mit einem Lehrstuhl für Soziologie noch mit einem soziologischen Institut vertreten war, so gewinnt dieser Umstand zusätzlich an Brisanz. So weist unter den von König erwähnten bibliographischen Publikationsinstrumenten in verschiedenen europäischen Ländern einzig die Zeitschrift, die hinsichtlich der Schweiz aufgeführt ist, keinen direkten, expliziten Bezug zur Soziologie auf (Es handelt sich um die «Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik»). In allen anderen untersuchten Ländern tragen die relevanten Zeitschriften und regelmässigen Publikationen (wie z.B. Bulletins) in ihrem Namen explizite Verweise auf die soziologische Disziplin (Bzgl. Belgien nennt König die «Revue de l'lnstitut de Sociologie», hinsichtlich England «The Sociological Review», in Bezug zur Situation in Deutschland führt er die «Kölner Zeitschrift für Soziologie» an). Der nationalökonomische Kontext, in welchem König den Ansatz einer Bibliographie soziologischer Publikationen für die Schweiz sieht, zeugt von einem Grundproblem. das König hinsichtlich der Erstellung soziologischer Bibliographien generell identifiziert: So sei es «in spite of all efforts to introduce system» unmöglich eine präzise Trennlinie zwischen der Soziologie und den vielen mit ihr verbundenen Wissenschaften zu ziehen ([im Original]«to draw a precise line of demarcation between that science and the many related

[246] Auch wenn dieser Bezug bisweilen einzig daran liegt, dass eine bestimmte Person, die eine soziologische Arbeit verfasst hat in irgendeiner Form einem bestimmten soziologischen Institut organisatorisch angehängt ist.

sciences.» (König 1950, S.123) Die Schwierigkeit einen soziologischen Anwendungsbereich und Untersuchungsgegenstand zu umschreiben mag verschiedene Gründe haben und gibt bis heute Anlass für Debatten. König sieht nicht zuletzt darin einen Grund für die «striking inadequacy of most bibliographic services in sociology». Sie steht stellvertretend für «an inherent weakness of sociology itself, which is not surprising when we consider that it is a comparatively young science» (König 1950, S.126).

Königs Idealvorstellung einer Bibliographie ist eine periodische Publikation, die möglichst jährlich erscheinen und international aufgestellt sein sollte – ein «Year Book of Sociology». Die zwei ersten – und im betrachteten Zeitraum einzigen[247] – Anläufe zu solchen dezidiert soziologisch ausgerichteten Bibliographien folgten erst Mitte der 1960er Jahre (vgl. Bassand 1965 und Atteslander & Oetterli 1966). Mit ihnen erschienen erstmals Bibliographien, die zumindest hinsichtlich der Schweiz einen Überblick über die Breite und den Umfang des aktuellen soziologischen Schaffens vermitteln. Beide Bibliographien zeigen eindrücklich, wie sehr die soziologischen Publikationen der vorangegangenen Jahre über eine Vielzahl verschiedener fachfremder Zeitschriften und einzelne kleinere Verlage verstreut waren. Die Publikationslandschaft schien

[247] 1973 lancierte die SGS die Reihe «Laufende Soziologische Forschungen». Diese war indes nicht primär zur Orientierung im Feld der soziologischen Publikationen gedacht. Die zugrunde liegende Zielsetzung des jährlich erscheinenden Forschungsverzeichnisses war jedoch in einem Aspekt vergleichbar mit jenen der «Soziologischen Arbeiten I» (1966): Es ging darum, einen Überblick über die soziologische Forschung[247] in der Schweiz zu vermitteln, aber auch darum, die Kommunikation unter den Soziologen zu fördern und einem interessierten Publikum den Zugang zur soziologischen Forschung in der Schweiz zu erleichtern (Rusterholz 1992, S. VII). Zur Erstellung des jährlich erscheinenden Forschungsverzeichnisses wurden bei den Mitgliedern der SGS und bei den Hochschulinstitutionen Erhebungen über aktuelle Forschungsprojekte durchgeführt. Die Reihe wollte einen Beitrag zur Selbst- und Fremdwahrnehmung leisten und der intradisziplinären Kooperation gerade über die Sprachgrenzen hinweg neuen Auftrieb verleihen (Rusterholz 1992, S. VII). Bis 1992 erschienen 13 Ausgaben. Seither ist die Dokumentation sozialwissenschaftlicher Forschungsprojekte professionalisiert in einer eigenen Institution (SIDOS, später FORS) womit die Publikation eines gedruckten Forschungsverzeichnis obsolet wurde.

unübersichtlich, fragmentiert und wenig kohärent. Dezidiert auf soziologische Arbeiten ausgerichtete Verlage oder Zeitschriften gab es nicht. Während Bassands Bibliographie aus der Perspektive eines Soziologen aus der Romandie verfasst ist, reflektiert jene von Atteslander und Oetterli vereinfacht gesagt eine Deutschschweizer Perspektive. In beiden Fällen blieb es bei einmaligen Publikationen.[248] Das Grundproblem, dass regelmässig erscheinende Bibliographien im Feld der Soziologie fehlten, bestand also weiterhin. Das Ziel, langfristig Orientierung in einem noch jungen akademischen Feld zu vermitteln, blieb damit verfehlt.

Aus soziologiegeschichtlicher Perspektive sind die Bibliographien von Bassand sowie Atteslander und Oetterli vor allem von Interesse, da sie sich auf den Zeitraum ab 1945 bis Mitte der 1960er Jahre beziehen, aus der emischen Perspektive von Akteuren im Feld der Soziologie erarbeitet wurden bzw. annäherungsweise für diese stehen (zumal die Verfasser der Bibliographien selbst Protagonisten der Soziologie in der Schweiz jener Jahre waren). Sie erlauben es daher, eine skizzenhafte Kartographierung der Soziologie in der Schweiz zwischen 1945 und 1965/66 vorzunehmen.

Bassands Bibliographie ist Teil eines Artikels, der sich zum Ziel setzt, den «état et orientation de l'enseignement et de la recherche» in der Schweiz zu bestimmen. Noch in der Einleitung greift er genau jenes Problem auf, das König bereits 15 Jahre zuvor beschrieb, nämlich die Schwierigkeit, eine Trennlinie zwischen der Soziologie und anderen Wissenschaften zu ziehen. Weder sei es zielführend, eine Zustandsbestimmung der Soziologie an den Personen mit soziologischen Diplomen und den von diesen publizierten Arbeiten festzumachen (es gäbe schlichtweg eine Vielzahl von Personen ohne soziologisches Diplom, die aufgrund ihrer Arbeit als Soziologen zu bezeichnen seien (Bassand 1965, S. 86)), noch mache es Sinn, alle Arbeiten, von denen behauptet würde, sie seien soziologisch, zu berücksichtigen. Die Begriffe «Soziologie» und «soziologisch» seien äusserst populär und würden inflationär und vielfach

[248] Die «Soziologischen Arbeiten» waren zwar als jährlich erscheinende Publikation angedacht, es erschien jedoch lediglich eine Ausgabe (Atteslander 1966a, S. 26) (vgl. auch SGS Mitteilungsblatt 15, 1964, S. 23).

auch unzutreffend verwendet: «N'importe quelle interview, la moindre réflexion de journaliste sur la société, sont qualifieées de sociologique.» (Bassand 1965, S. 87)

Bassands Bibliographie ist thematisch gegliedert in die Bereiche «Allgemeine Soziologie, Sozialpsychologie und Sozialphilosophie», «Bildungssoziologie», «Arbeitssoziologie», «politische Soziologie und Politikwissenschaften», «Entwicklungssoziologie und Soziologie der Kooperation» und «Diverses». In seiner Übersicht erhebt Bassand keinen Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr beschränkt er sich auf das, was er als die wichtigsten soziologischen Arbeiten betrachtet. Zu den Quellen seiner Bibliographie schweigt Bassand. Auf jeden Fall dient sie Atteslander und Oetterli als Ausgangspunkt für ihre Arbeit an den «Soziologischen Arbeiten» (Atteslander und Oetterli 1966, 307). Im Unterschied zu Bassand gliedern diese ihre Bibliographie aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht nach «Sachgebieten», sondern nach Publikationsart (Buch; Artikel in Zeitschrift; Beitrag zu einem Sammelband) alphabetisch. Auf Bassands Bibliographie aufbauend, erheben Atteslander und Oetterli mit einem Fragebogen die nötigen Daten für ihre Bibliographie, um anschliessend das Ergebnis ihrer Umfrage mit der Schweizerischen Bibliographie für Statistik und Volkswirtschaft abzugleichen und wo nötig Ergänzungen vorzunehmen. Zur Frage, welches die Adressaten ihrer Umfrage waren und was für Fragen gestellt wurden, finden sich in der betreffenden Publikation keine Erläuterungen. Bezüglich des Resultats stellen die beiden Autoren jedoch fest, dass «das vorhandene soziologische Schrifttum wesentlich umfangreicher ist» als die in der Schweizerischen Bibliographie für Statistik und Volkswirtschaft aufgeführten Publikationen (Atteslander und Oetterli 1966, S. 307). Die Ausführungen der beiden Autoren über ihre Erhebungsmethode sowie die Unterschiedlichkeit der drei Bibliographien (jener von Bassand; jener über Jahre geführten in der Schweizerischen Bibliographie für Statistik und Volkswirtschaft und ihrer eigenen) lassen nur erahnen, wie aufwendig und herausfordernd eine solche Arbeit damals war. Gerade zu einem Zeitpunkt, in dem viele soziologische Arbeiten von ausgebildeten Nationalökonomen, Rechts- und Staatswissenschaftlern stammten, die dementsprechend auch oftmals in den jeweils als relevant betrachteten Fachzeitschriften publizierten. Inwiefern die Bibliographie von Atteslander und Oetterli das Soziologische Schaffen in der Schweiz während der ersten zwei Jahrzehnte der Nachkriegszeit akkurat widerspiegelt, lässt sich kaum eruieren – fehlten doch schlichtweg die

technischen Mittel, um sich die nötige Übersicht über erschienene Publikationen zu verschaffen. Nichtsdestotrotz stellt sie den umfassendsten Versuch dar, das soziologische Schaffen in der Schweiz der Nachkriegszeit zusammenzutragen und dürfte als seriöse Auflistung von grossem Wert für soziologisch forschende bzw. an Soziologie interessierten Personen gewesen sein.

6.1.4. Die Möglichkeit zu publizieren - Fehlende Publikationsinstrumente

Doch nicht nur der Mangel an soliden Bibliographien und damit an Übersicht und Orientierung im Feld der soziologischen Disziplin stand der Institutionalisierung der Soziologie nach 1945 im Wege. Vielmehr waren auch die Bedingungen zur Veröffentlichung soziologischer Texte in der Schweiz während jener Jahre denkbar ungünstig. In seinem Bericht zur aktuellen Situation der Soziologie in der Schweiz konstatiert König das Fehlen eines Publikationsinstruments[249], das dezidiert und primär soziologischen Arbeiten offensteht. «Un instrument de publication d'ordre purement sociologique n'existant pas encore jusqu'à l'heure actuelle» (König 1949, S. 9).

Es sei vor allem die Zeitschrift der nationalökonomischen Fachgesellschaft, die SZVS, welche «sich gnädigerweise für die Veröffentlichung soziologischer Werke anbiete» [im Original: «qui se prête gracieusement à la publication de travaux sociologiques], wenn auch mit einem Fokus auf ökonomische Soziologie. Dies sollte noch länger so bleiben.

Bis zur Lancierung der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie 1974 und der im gleichen Jahr durch die SGS begründeten Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» fehlten eigenständige, explizit auf Soziologie ausgerichtete Publikationsorgane gänzlich. Ein sozialwissenschaftlich ausgerichteter Verlag, der grösseren soziologischen Abhandlungen und Sammelbänden offenstand, war bis zur Gründung des von der

[249] König verwendet im auf Französisch geschriebenen Text den Terminus «instrument de publication», der vorliegend mit «Publikationsinstrument» übersetzt worden ist. Damit ist bezeichnet, was in dieser Arbeit begrifflich mit der Bezeichnung «Publikationsort» (Verlage, Schriftenreihen, Zeitschriften, etc.) umschrieben ist.

SGS mitgetragenen Verlags SEISMO im Jahr 1988 (und damit den gesamten Untersuchungszeitraum hindurch) inexistent.

1965 kommt Michel Bassand (1965, S. 93f.) zu einem ähnlichen Schluss wie König sechzehn Jahre vor ihm: Der Schweizer Soziologe habe keine Möglichkeit, sich in einer soziologischen Fachzeitschrift auszudrücken. Wenn er dennoch seine wissenschaftliche Arbeit zugänglich machen möchte, müsse er entweder in international ausgerichteten Zeitschriften publizieren oder es bei Schweizer Zeitschriften versuchen, die sich auf andere Wissenschaftsgebiete spezialisiert hätten.[250] Dies habe mitunter negative Folgen hinsichtlich des Schreibstils und der Terminologie: «il decoule de cette lacune que le sociologe suisse ne peut pas s'exprimer avec sa terminologie, qu'il doit rédiger dans un style qui tient plus à la vulgarisation qu'au langage scientifique» (Bassand 1965, S.94). Bassand konstatiert, dass das Fehlen soziologischer Zeitschriften der Entwicklung einer eigenen Fachsprache entgegen-laufe. Damit bezeichnet er ein Hemmnis ihrer Institutionalisierung. Bedenkt man, dass die Verfasser wissenschaftlicher Artikel diese jeweils auf bestimmte Zeitschriften ausrichten, dabei die Debatten, die in diesen stattfinden berücksichtigen und beim Schreiben ein mehr oder weniger konkretes Publikum vor Augen haben, so scheint es wahrscheinlich, dass sich dieses Hemmnis nicht allein auf die Sprache beschränkt (vielmehr auch auf inhaltliche, theoretische oder methodische Aspekte). Bedenkt man, dass sich die Soziologie an den meisten Universitäten im Windschatten von Disziplinen wie der Ökonomie entwickelte, so stellt sich beispielsweise die Frage, ob die Anpassung an andere Fachsprachen und Publikationsgepflogenheiten, um überhaupt einen Text zur Veröffentlichung zu bringen, potentiell die Zementierung des Status der Soziologie als Hilfswissenschaft begünstigt hat.

---

[250] Bassand (1965) zählt eine Reihe von in der Schweiz erscheinenden Zeitschriften auf, in denen Soziologen in der Nachkriegszeit Texte publizieren konnten. In der Deutschschweiz sind dies nebst der bereits von König erwähnten SZVS, die «Schweizerische Lehrerzeitung» (Zürich) und die «Schweizer Monatshefte» (Zürich). In der Westschweiz erwähnt Bassand die «Revue économique et sociale» (Lausanne), «Les Cahiers de Vilfredo Pareto» (Genf), die «Revue de philosophie» (Genf) und die «Revue de théologie et de philosophie» (Lausanne).

Um diese Frage zu beleuchten, aber auch um Hinweise auf spezifische Wissenskulturen zu identifizieren, wird nachfolgend die Publikationslandschaft im Feld der Soziologie in der Schweiz zwischen 1945 und 1980 analysiert.

6.1.5. Eine Analyse der Publikationslandschaft im Feld der Soziologie in der Schweiz zwischen 1945 und 1980 basierend auf Bibliographien

Für die Analyse der soziologischen Publikationslandschaft in der Schweiz im untersuchten Zeitraum, wird auf die oben erwähnten Bibliographien zu soziologischen Schriften in der Schweiz zurückgegriffen. Im Fokus steht vor allem das als Reihe konzipierte, schliesslich jedoch nur einmal erschienene Jahrbuch «Soziologische Arbeiten» (Atteslander & Girod 1966). Dieses enthält die umfassendste Bibliographie soziologischer Publikationen ab 1945 bis 1966 und wird daher vorliegend als Ausgangspunkt für eine grobe Kartographierung der Situation und Entwicklung der Soziologie in der Schweiz in jenen Jahren verwendet.

6.1.5.1. Zeitschriften

Eine Auswertung der Bibliographie von Atteslander und Oetterli (1966) zeigt, dass im betrachteten Zeitraum sowohl in der Deutschschweiz als auch in der Romandie keine primär soziologisch orientierte Zeitschrift bestand. Für deutschsprachige Artikel waren vor allem die Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik (das Publikationsorgan der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistiker) und die Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (und damit eine ausländische Zeitschrift) von Bedeutung.

Deutschsprachige Zeitschriften (Auswahl)	**Anzahl soziologischer Artikel zwischen 1945 und 1966**
Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik	26
Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie	26
Industrielle Organisation	10
Berufsberatung und Berufsbildung	10
Offene Welt	6
Schweizer Rundschau	6
Zeitschrift Wirtschaft und Recht	5
Schweizerische Zeitschrift für Nachwuchs und Ausbildung	5
Agrarpolitische Revue	5
Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft	5
Schweizer Monatshefte	5

Tabelle 1: Übersicht deutschsprachige Zeitschriften und Artikel

Im betrachteten Zeitraum von 1945-1966 erschienen in beiden Zeitschriften je 26 Texte aus der Hand von in der Schweiz tätigen Soziologen.[251] Das macht im Durchschnitt bescheidene 1.2 Texte pro Jahr und Zeitschrift. Nebst diesen zwei Periodika

waren weiter die thematisch ausgerichteten Zeitschriften «Berufsberatung und Berufsbildung»[252] und «Industrielle Organisation» von einer gewissen – wenn auch untergeordneten Relevanz (in beiden erschienen im betrachteten Zeitraum je zehn soziologische Texte).

Um also in jenen Jahren in der Schweiz einen soziologischen Artikel in deutscher Sprache zu publizieren musste man sein Glück primär bei einer zwar deutschsprachigen, aber internationaler ausgerichteten Zeitschrift (wobei die Konkurrenz durch Soziologen des restlichen deutschen Sprachraums die Wahrscheinlichkeit einer Publikation eher verringerte) oder einer Handvoll Zeitschriften, die sich durch eine ‹fachfremde› hauptsächlich volks- bzw. betriebswirtschaftliche Ausrichtung auszeichneten versuchen.

Darüber hinaus bestanden kaum Möglichkeiten zur Publikation soziologischer Artikel. Die Publikationslandschaft in der Deutschschweiz im untersuchten Zeitraum war wenig kohärent, unübersichtlich und fragmentiert. In Ermangelung soziologischer Fachzeitschriften wichen die Autoren soziologischer Texte auf die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Periodika, aber auch Revuen und Wochenzeitungen aus, um für ihre Arbeiten einen Platz zu finden. Entsprechend ist die Mehrheit der deutschsprachigen soziologischen Artikel im betrachteten Zeitraum über eine grosse Zahl sehr verschiedenartiger Zeitschriften, Wochenzeitungen und Magazine verteilt erschienen (in gut siebzig verschiedenen Titeln wurden im Zeitraum von 1945 bis 1966 zwischen je einem und vier Texte abgedruckt).[253]

In der Romandie zeigt sich die Situation ähnlich fragmentiert. Jedoch fehlten zentrale Zeitschriften, die eine gewisse bescheidene Konstanz in der Publikation soziologischer Arbeiten ermöglicht hätten wie es sie in der Deutschschweiz mit der KZfSS und

[252] Dabei handelt es sich um die Zeitschrift des Schweizerischen Verbands für Berufsberatung.

[253] Daneben bestanden sieben weitere Zeitschriften, in denen relativ selten soziologische Texte abgedruckt wurden (insgesamt je fünf bis sechs Texte) «Offene Welt» sechs Artikel, «Schweizer Rundschau» sechs Artikel, «Zeitschrift Wirtschaft und Recht» fünf Artikel, «Schweizerische Zeitschrift für Nachwuchs und Ausbildung» fünf Artikel, «Agrarpolitische Revue» fünf Artikel, «Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft» fünf Artikel, «Schweizer Monatshefte» fünf Artikel.

der SZVS gab. Mit zwischen vier und fünf Artikeln sind die Revue «Cahiers internationaux de sociologie» (die in Frankreich verlegt wurde), die «Revue Tourisme» und die «Revue économique et sociale» jene Zeitschriften, mit den meisten soziologischen Publikationen. In ihnen erschien im Durchschnitt lediglich alle 4.2 bzw. 5.2 Jahre ein soziologischer Artikel.

französischsprachige Zeitschriften	**Anzahl soziologischer Artikel zwischen 1945 und 1966**
Cahiers internationaux de sociologie	5
Revue Tourisme	5
Revue économique et sociale	4

Tabelle 2: Übersicht französischsprachiger Zeitschriften und Artikel

Entsprechend herausfordernd war die Ausgangslage für Autoren französischsprachiger soziologischer Texte. Ähnlich wie in der Deutschschweiz schien es am vielversprechendsten sein Glück entweder bei einer im Ausland ansässigen[254] oder aber ‹fachfremden› Zeitschriften im Feld des Tourismus und der Ökonomie zu versuchen. Jedoch druckten diese kaum je Arbeiten von Schweizer Soziologen ab. Mit 39 Zeitschriften, die im betrachteten Zeitraum soziologische Texte zur Publikation brachten, zeigt sich die Situation in der Romandie zwar ebenfalls fragmentiert, aber nichtsdestotrotz überschaubarer als in der Deutschschweiz.

Anhand der Analyse der soziologischen Publikationslandschaft (in Zeitschriften) lässt sich weiter ansatzweise ein Graben zwischen den beiden Sprachräumen aufzeigen.

[254] Die «Cahiers internationaux de sociologie» wurden 1946 durch Georges Gurvitch gegründet und als einzige soziologische Zeitschrift während jener Jahre in Frankreich herausgegeben.

Abgesehen von wenigen Ausnahmen[255], waren die beiden Publikationsarenen strikt nach Sprachen getrennt. Dabei beschränken sich nicht nur die Zeitschriften und Magazine auf den jeweiligen Sprachraum, in dem sie situiert waren. Auch die Autoren der soziologischen Texte publizierten fast ausschliesslich entweder auf Deutsch oder Französisch.[256]

Bezieht man den angelsächsischen Sprachraum in die Betrachtung mit ein, so fällt auf, dass lediglich ein Autor mit Publikationen im englischsprachigen Raum präsent war (Kurt B. Mayer publizierte sechsundzwanzig Artikel auf Englisch und fünf Artikel auf Deutsch). Darüber hinaus publizierte nur eine Handvoll Wissenschaftler auf Englisch, wobei es sich ausnahmslos um je einen einzigen Text handelte.[257]

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass in beiden Sprachräumen soziologische Fachzeitschriften als zentrale Instrumente für den Austausch und die Vernetzung für Soziologen in der Schweiz fehlten. Entsprechend schwierig dürfte es gewesen sein, Fachdiskurse zu führen. Zwar räumte die SZVS der Soziologie beachtlichen Raum ein (in ihr wurden soziologische Bücher besprochen, Protokolle von Tagungen

[255] Lediglich in den Zeitschriften «Berufsberatung und Berufsbildung», der «SZVS» und der «Agrarpolitischen Revue» erschien nebst deutschsprachigen Texten auch je ein (einziger) Text in französischer Sprache. In den Zeitschriften der Romandie wurde hingegen kein einziger deutschsprachiger Text abgedruckt.

[256] Lediglich acht der aufgeführten Akteure veröffentlichten sowohl in deutschsprachigen als auch französischsprachigen Zeitschriften soziologische Texte (wobei es sich meist um einen einzigen Artikel in der jeweils anderen Sprache und zum Teil auch nur um einen kleinen Text für ein Bulletin handelt): Joseph Bochenski publizierte einen Artikel auf Deutsch und einen auf Französisch; Hardi Fischer publizierte drei Artikel auf Deutsch und einen auf Französisch; Roger Girod publizierte vierundzwanzig Artikel auf Französisch und einen Artikel auf Deutsch; Urs Jaeggi publizierte fünf Artikel auf Deutsch und einen auf Französisch; René König publizierte fünf Artikel auf Deutsch und zwei auf Französisch; Paul Trappe publizierte zehn Artikel auf Deutsch, einen Artikel auf Spanisch, einen Artikel auf Italienisch, einen Artikel auf Französisch und einen Artikel auf Englisch; Ernst Stauffer publizierte fünfzehn Artikel auf Deutsch und drei Artikel auf Französisch.

[257] Nebst Kurt B. Mayer haben im betrachteten Zeitraum lediglich Peter Atteslander (einen Artikel auf Englisch und neun Artikel auf Deutsch), Paul Trappe (ein Artikel auf Englisch, zehn Artikel auf Deutsch, ein Artikel auf Spanisch, ein Artikel auf Italienisch und ein Artikel auf Französisch) sowie Robert Reichardt (ein Artikel auf Englisch und ein Artikel auf Deutsch) und Edgar Salin (acht Artikel auf Deutsch und ein Artikel auf Englisch) in internationalen englischsprachigen Zeitschriften publiziert.

der SGS abgedruckt und soziologische Texte publiziert), indes blieb die Disziplin in ihr eine Randerscheinung. Nichtsdestotrotz erscheint die SZVS aufgrund ihrer zentralen Rolle in der Frühphase der SGS für die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz bedeutsam, zumal die Vernetzung zwischen an der Soziologie interessierten Personen aus den verschiedenen Landesteilen über die Zeitschrift sowie die Fachgesellschaft der Volkswirte und Statistiker organisiert wurde. In der Romandie ist hingegen keine Zeitschrift auszumachen, die im betrachteten Zeitraum eine ähnliche Rolle erfüllt hätte. Abgesehen von den klar sichtbaren sprachlichen Grenzen zwischen den beiden Publikationslandschaften (man publizierte vornehmlich innerhalb des jeweiligen Sprachraums und kaum je auf Englisch) lässt sich weiter konstatieren, dass die Mehrzahl der soziologischen Artikel (sowohl in der Deutschschweiz als auch in der Romandie) über ein relativ grosse Zahl von äusserst verschiedenartigen wissenschaftlichen Zeitschriften, Revuen und Wochenzeitungen erschienen sind.

Angesichts der äusserst fragmentierten Publikationssituation im Feld der Zeitschriften und da die Mehrheit der soziologischen Texte in fachfremden Zeitschriften publiziert wurde, erscheint es schwierig enge Zusammenhänge zu den soziologisch geprägten Wissenskulturen herzustellen, die sich an den einzelnen Universitäten der Schweiz im untersuchten Zeitraum herausbildeten. Es gilt also andere Publikationsformate aufzuspüren, die dafür besser geeignet sind.

6.1.5.2. Schriftenreihen

König (1949, S.9), Bassand (1965, S.94) sowie Atteslander und Oetterli (1966, S.349) werfen in ihren Bibliographien mitunter auch ein Schlaglicht auf Verlage[258], die regelmässig soziologische Monographien oder Schriftenreihen veröffentlichten. Hier

[258] **König** (1949, S.9) nennt in seiner Auftragsarbeit für die UNESCO fünf Buchreihen, die sich durch eine gewisse soziologische Ausrichtung auszeichnen: 1. die von M. Konrad Farner herausgegebene Reihe «Mensch und Gesellschaft», die ab 1944 im Francke Verlag in Bern erschien; 2. die ebenfalls im Francke

gestaltet sich die Situation anders als im Bereich der Periodika, zumal in der Schweiz der Nachkriegszeit einige dezidiert soziologisch orientierte Schriftenreihen begründet wurden. Bei eingehender Betrachtung der aufgeführten Verlage und Buchreihen stellt sich jedoch heraus, dass nur drei der acht in den Bibliographien erwähnten Schriftenreihen für die Publikation von Arbeiten aus der Hand von Schweizer Soziologen von grundlegender Bedeutung waren und sich damit zur Annäherung an lokal gebundene Wissenskulturen eignen.[259]

Verlag erschienene «Collection Dalp»; 3. die von König selbst ab 1946 ebenfalls im Francke Verlag herausgegebenen «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie»; 4. die Reihe «Neue Internationale Bibliothek», die ab 1945 im Europa Verlag Zürich erschien; 5. die von M. Paul Reiwald herausgegebene Reihe «Internationale Bibliothek für Psychologie und Soziologie», die ab 1946 im Pan-Verlag Zürich erschien; sowie eine Reihe von Büchern, die bei unterschiedlichen Verlagen erschienen sind (wobei er als Autoren Antony Babel, Hans Barth, Valentin Gitermann, Adolf Grabwosky, René König, Fritz Marbach, Jean Piaget, William Rappard, Paul Reiwald, Jakob Sulser, Adrien Turel und Emil J. Walter anführt).
Bassand (1965, S.94) listet in seiner Bibliographie zwei Burchreihen auf. Einerseits die von Richard F. Behrendt herausgegebene Reihe der «Berner Beiträge zur Soziologie», die ab 1959 im Paul Haupt Verlag in Bern erschien (9 Bände bis 1965) und andererseits die von Jean Meynaud in Lausanne herausgegebenen «Etudes politiques» (10 Bände innert vier Jahren). Darüber hinaus erwähnt er eine Reihe von Verlagen, die zwar soziologische Arbeiten publizieren würden, jedoch keine spezialisierten Reihen etabliert hätten. Bei den Verlagen handelt es sich um «Delachaux et Niestlé» (Neuchâtel), «Hans Huber» (Bern) und die «librarie Droz» (Genf).
Atteslander und Oetterli (1966, S. 349) nennen in ihrer Bibliographie folgende 5 Buchreihen: 1. die von Richard F. Behrendt herausgegebenen «Berner Beiträge zur Soziologie», die ab 1959 im Paul Haupt Verlag erschienen, 2. die von Hardi Fischer herausgegebenen «Schriften zur Sozialpsychologie», die ab 1962 im Verlag Huber Bern/Stuttgart erschienen, 3. die von René König herausgegebenen «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie», die ab 1946 zunächst im Francke Verlag Bern, dann im Regio-Verlag Zürich (Bände 1-6) erschienen, 4. die von Heinrich Popitz herausgegebenen «Texte und Dokumente zur Soziologie», die ab 1965 im Walter Verlag Olten/Freiburg im Breisgau, erschienen, 5. die von M. Paul Reiwald und Emil J. Walter herausgegebene Reihe «Internationale Bibliothek für Psychologie und Soziologie», die ab 1946 im Pan-Verlag Zürich erschien.

[259] Einzig die von René König, Richard F. Behrendt und Heinrich Popitz begründeten Schriftenreihen sind vorliegend von Bedeutung. Die anderen fünf Schriftenreihen fallen bei genauerer Betrachtung aus

dem Rahmen: **1.** In der von Konrad Farner herausgegebenen Reihe «***Mensch und Gesellschaft***» erschienen vornehmlich Übersetzungen von Büchern international bekannter Autoren wie Benedetto Croce, Guglielmo Ferrero, Stanislaw Warynski, Joseph A. Schumpeter oder Walter Lippmann, die teilweise durchaus als soziologisch betrachtet werden können (wie beispielsweise die Bücher von Guglielmo Ferrero und jenes von Stanislaw Warynski), aber auch um Werke bekannter Wissenschaftler in Deutscher Sprache wie von Alfred Amonn und Alfred Weber. Damit zeichnet sich «Mensch und Gesellschaft» zwar durch einen gewisse soziologische bzw. sozialwissenschaftliche Perspektive aus, jedoch enthält die Buchreihe keine Beiträge von Schweizer (bzw. in der Schweiz tätigen) Wissenschaftlern und kann damit nicht als Publikationsort für soziologische Arbeiten, die in der Schweiz entstanden sind, betrachtet werden. **2.** Ähnlich verhält es sich mit der **«*Internationalen Bibliothek für Psychologie und Soziologie*»,** in deren Rahmen hauptsächlich Übersetzungen von Werken international bekannter Wissenschaftler (u.a. Werke von Erik H. Erikson, Torgny Torgnysson Sgerstedt, Lancelot Law Whyte oder Bronislaw Malinowski) erschienen. Einzig die Herausgeber Paul Reiwald, seinerseits Jurist und Kriminologe, und Emil J. Walter sowie der aus Deutschland in die Schweiz emigrierte Politikwissenschaftler Adolf Grabowsky und der in die USA ausgewanderte österreichische Philosoph, Physiker und Mathematiker Philipp Frank veröffentlichten Originalbeiträge auf Deutsch, wobei diese bis auf jenen von Emil J. Walter kaum als soziologisch betrachtet werden können. Beiträge von Schweizer Soziologen sucht man nebst jenem von Emil J. Walter («Psychologische Grundlagen der geschichtlichen und soziologischen Entwicklung» Band zwei der Reihe) in der «*Internationalen Bibliothek für Psychologie und Soziologie*» vergeblich. Insofern ist die Buchreihe für die vorliegende Analyse nicht von Belang. **3.** Die ***Collection Dalp*** wiederum ist sehr breit aufgestellt und enthält verschiedene Einführungen und Spezialuntersuchungen zu geisteswissenschaftlichen, aber auch naturwissenschaftlichen Themen. Verschiedentlich fanden auch Lexika und historische Bücher Eingang in die Reihe. Nebst Emil J. Walter (der sich in Band fünf nicht etwa mit einer soziologischen Fragestellung, sondern mit dem Thema «Erforschte Welt: die wichtigsten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung» auseinandersetzt) ist unter den Autoren kein weiterer Schweizer Soziologe. In der Bibliographie von Atteslander und Oetterli sind nichtsdestotrotz zwei Bücher aufgeführt, die in der Sammlung Dalp erschienen. Einerseits ein Sammelband von F.E. Lehmann, der zwei Texte von Hans Ryffel enthält (1958, Band 89 Dalp Sammlung), andererseits die Monographie «Die zeitgenössische Denkmethoden» vom polnischen Philosophen und Logiker Jozef Maria Bochenski (1959, Dalp Taschenbücher Bd. 304). Berücksichtigt man den Umfang der wohl wichtigsten Buchreihe des Berner Francke Verlags von mehreren Hundert Bändern, so kann bei zwei (ansatzweise) soziologisch geprägten Beiträgen wohl kaum von einer Reihe die Rede sein, die für Soziologen in der Schweiz als Publikationsort in Frage kam. **4.** Die von Hardi Fischer herausgegebenen **«Schriften zur Sozialpsychologie»** umfassen nebst zwei Publikationen des Herausgebers (Band 1 und 2) eine sozialpsychologische Untersuchung von Dieter Hanhart

Lediglich die «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» von René König, die «Berner Beiträge zur Soziologie» von Richard F. Behrendt sowie die «Texte und Dokumente zur Soziologie» von Heinrich Popitz standen primär soziologischen Arbeiten offen. In einem Zeitraum, in dem in der Schweiz keinerlei dezidiert auf Soziologie ausgerichtete Verlage und Publikationsgefässe existierten, riefen König, Behrendt und Popitz je eigene Schriftenreihen ins Leben. Bei allen handelt es sich um institutseigene Schriftenreihen (bzw. im Falle von König um eine personenbezogene Schriftenreihe[260]), die in Kooperation mit Schweizer Verlagen realisiert wurden. Im Zentrum stand wohl die Zielsetzung, den Mitgliedern der jeweiligen Wissenskultur Publikationsmöglichkeiten zu eröffnen und dadurch die lokale Institutionalisierung der Soziologie voranzutreiben. Entsprechend standen diese Buchreihen auch lediglich einem relativ überschaubaren Personenkreis als Publikationsforen offen.[261] Die einzelnen Beiträgen der drei Reihen sind im Regelfall Werke von Studierenden bzw. Schülern und Angestellten des jeweiligen Herausgebers. Meist kamen Qualifikationsarbeiten

---

zum Freizeitverhalten von Arbeitern, zwei Übersetzungen von kanadischen Wissenschaftlern (Otto Klineberg (Band 4) und Bastin Georges (Band 5)) und eine empirische Studie des Freiburger Psychologen Klaus Hinst zum «Verhältnis zwischen Westdeutschen und Flüchtlingen» (Band 6). In der Bibliographie von Atteslander und Oetterli sind Band 1 bis 3 aufgeführt, die später erschienen Bände hätten wohl die Kriterien für die Aufnahme in die Bibliographie nicht erfüllt (haben sie doch keinerlei Bezug zur Schweiz). Somit ist auch Hardi Fischers Buchreihe nur bedingt als Plattform zur Publikation soziologischer Arbeiten von in der Schweiz tätigen Wissenschaftlern zu sehen (vor allem da zwei der drei aus soziologischer Warte interessanten Publikationen aus seiner Feder stammen). **5.** Hinsichtlich der französischen Schweiz wird einzig die Reihe **«édition politique»** von Jean Meynaud erwähnt (Bassand 1965, S. 94). Zumal die mehr als zehn Bände umfassende Buchreihe ausschliesslich aus Beiträgen von Meynaud selbst (teilweise in Zusammenarbeit mit anderen Personen entstanden) besteht, die überdies durch Meynaud selbst im Eigenverlag publiziert wurden, ist auch hier nicht von einer Publikationsplattform für soziologische Schriften von Wissenschaftlern in der Schweiz zu sprechen.

[260] Hier ist die Rede von personenbezogen, da an der Universität Zürich in jenen Jahren kein soziologisches Institut bestand und somit König selbst als zentraler Ankerpunkt der Schriftenreihe erscheint.

[261] Von generellen Publikationsplattformen für Schweizer Soziologen kann also keine Rede sein.

(Dissertationen und Habilitationen) zur Publikation. Mangels an Forschungsinfrastruktur und Geldern für grössere Studien, war die Durchführung kleinerer Forschungsarbeiten durch Studierende und den angestellten Lehrkörper (teilweise unter Mitarbeit von Studierenden) im Zusammenhang mit Lehrveranstaltungen und Qualifikationsarbeiten eine valable Möglichkeit, dennoch soziologische Monographien zu realisieren. All dies deutet darauf hin, dass in diesen Schriftenreihen vornehmlich Personen publizierten, die an denselben Wissenskulturen teilhatten und damit bestimmte Wissensbestände hinsichtlich der Arten und Weisen des Betreibens von Soziologie, aber auch in Bezug auf soziologische Theorien usw. teilten. Entsprechend erscheinen die drei Schriftenreihen als geeignete Ausgangspunkte zur Annäherung an die Wissenskulturen, die sich rund um König in Zürich, Behrendt in Bern und Popitz in Basel herausbildeten.

Anhand der Analyse der soziologischen Publikationslandschaft der Schweiz der Nachkriegsjahre ist evident geworden, dass sich das erwähnte Zuordnungsproblem zwischen publizierten Werken und spezifischen Wissenskulturen am wenigsten in den Fällen von institutseigenen Schriftenreihen stellt, umfassen diese doch oft ausschliesslich Publikationen von Institutsmitarbeitern und Studierenden der Soziologie an der jeweiligen Universität. Es hat sich gezeigt, dass Schriftenreihen zugleich ‹Gegenstand›, ‹Zeugnis› als auch ‹Medium› der Institutionalisierung der Soziologie sind. Denn sie tragen Inhalte in sich, die über die Lektüre einer Leserschaft reproduziert und potentiell verstetigt werden, belegen die Aktivitäten einer Wissenskultur und tragen über die publikationsbedingte Sichtbarkeit nach Aussen zur Institutionalisierung der Soziologie bei. Damit eignen sie sich bestens als Ausgangspunkt zur Rekonstruktion und Beschreibung vergangener lokal situierter Wissenskulturen aber auch zur Beleuchtung der diesen zugrundeliegenden Institutionalisierungsprozesse.

6.2. Schriftenreihen als Abbilder von Wissenschaftskultur

Schriftenreihen sind wie auch Behördenentscheide materielle Objektivationen, die von Institutionalisierungsprozessen zeugen. Vorliegend sind sie besonders wertvoll, da sie es dem Soziologiehistoriker ermöglichen, sich auch dann weg von einer etischen Perspektive auf Institutionalisierungsprozesse hin zu einer emischen Betrach-

tung zu bewegen, wenn keine Augenzeugen mehr leben, die interviewt werden könnten. Weiter bieten sich Schriftenreihen als Ausgangspunkt zur Beleuchtung von Wissenskulturen an, da sie als Verlags-Publikationen einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich sind und problemlos in Bibliotheken eingesehen oder in Antiquariaten erworben werden können. Dies ganz im Unterschied zu den wenigen lückenhaften und fragmentarischen Datenbeständen zur Institutionalisierung der Soziologie an Schweizer Universitäten.

Inhaltlich sind Schriftenreihen für die vorliegende Arbeit interessant, da sie Hinweise auf Aspekte von Wissenskulturen enthalten, die über die aktenförmig dokumentierten Meilensteine der Institutionalisierung (Institutsgründungen, Errichtung von Professuren, etc.) der Soziologie hinausgehen. Beim Studieren der einzelnen Bände ist der Leser mit verschiedenen Eigenheiten der jeweiligen Wissenskultur konfrontiert. Die einzelnen Publikationen vermitteln Einblicke in den vergangenen Alltag dieser Wissenskultur und enthalten grundlegende Informationen zum Kontext, in dem sich die Institutionalisierung der Soziologie an einer bestimmten Universität abspielte. Gleichzeitig sind sie Träger von Wissensbeständen, die die Mitglieder dieser Wissenskultur teilten.

Der Leser eines Bandes solcher Schriftenreihen hält also gewissermassen den Beleg für ein Teilwissen in der Hand, das dieser spezifischen Wissenskultur entsprungen ist. Bei der Lektüre erschliessen sich ihn geteilte Wissensbestände der Mitglieder dieser Wissenskultur (z.B. eine gemeinsame Vorstellung von Soziologie, geteilte theoretische Bezüge oder ein gemeinsames Forschungsverständnis). Er kann also indirekt an der betreffenden Wissenskultur Anteil nehmen, bspw. ihr spezifisches Verständnis von Soziologie – wenn ihn dieses überzeugt – zu seinem eigenen machen. Über das Aufspüren und Aneignen der geteilten Wissensbestände, die gedruckte Publikationen enthalten, scheint also eine Annäherung an die Binnenperspektive der Mitglieder der betreffenden Wissenskulturen möglich.

Dazu werden die Schriftenreihe bzw. deren einzelnen Beiträge nachfolgend in ihrem jeweiligen Entstehungskontext situiert betrachtet und auf ihre Literaturverweise hin

untersucht.[262] Es wird rückblickend nach den Gründen, Voraussetzungen und Bedingungen gefragt, unter welchen sie ins Leben gerufen und über kürzere oder längere Zeit unterhalten wurden. Gleichzeitig werfen wir damit ein Schlaglicht auf die Umstände, unter welchen die Arbeiten, die in diesen Reihen publiziert wurden, entstanden sind. Um dies zu leisten werden über die Bibliographien der einzelnen Reihenbeiträge hinaus Selbstzeugnisse, Interviews und andere Quellen als sekundäre Materialien beigezogen. Diese sind geeignet, die spezifischen Hintergründe zu beleuchten, vor welchen die einzelnen Beiträge entstanden sind. Auf diese Weise sollen verschiedene Facetten der jeweiligen Wissenskulturen sichtbar gemacht werden.

Um Hinweise für eine erste vage Skizze der jeweiligen orts-, institutionen- oder personenbezogenen Wissenskulturen und ihrer Institutionalisierung zu gewinnen, werden zunächst die Literaturverzeichnisse der einzelnen Arbeiten analysiert. Methodisch lässt sich dies durch das sogenannte «citation indexing» bewerkstelligen, «die indirekte Beschreibung der Gleichartigkeit durch gleiche Zitationsmuster und dem damit implizierten Inhalt der nachgewiesenen Literaturstellen.» (Ohly 2010, S. 786) Anhand der Bibliographien der einzelnen Beiträge sollen Muster des Referenzierens sowie zentrale Autoren und Werke identifiziert werden. Aus einer solchen Perspektive stellt sich die Frage, ob sich Zitationsgemeinschaften erkennen lassen und inwiefern diese sich an sprachlichen bzw. kulturellen Aspekten orientieren. Vorliegend wird lediglich eine oberflächliche Zitationsanalyse durchgeführt, um die Ausrichtung der jeweiligen Reihen besser beschreiben und zentrale theoretische bzw. methodische Referenzen identifizieren zu können.

Nebst den bereits erwähnten (und in den oben betrachteten Bibliographien aufgeführten) Schriftenreihen, die durch René König, Richard F. Behrendt und Heinrich Popitz initiiert wurden, werden nachfolgend auch die von der SGS lancierte Reihe «Soziologie in der Schweiz» sowie die von Paul Trappe ins Leben gerufene Schriftenreihe «social strategies» in die Betrachtung miteinbezogen. Erstere wurde 1974 durch die

[262] Dabei liegt es mir fern, Rückschlüsse auf die Verortetheit von Wissenskulturen in geographischer bzw. kultureller Hinsicht, aber auch in bestimmten Wissensgebieten und Forschungsrichtungen allein aufgrund von Literaturverweisen zu ziehen.

Schweizerische Gesellschaft für Soziologie als zweisprachige Reihe begründet. Trappe lancierte die baslerische Schriftenreihe – die bis in die Gegenwart weitergeführt wurde – seinerseits 1975. Beide sind nicht in den oben thematisierten Bibliographien aufgeführt, da sie erst später begründet wurden.

Über den Untersuchungszeitraum verteilt werden also fünf Schriftenreihen analysiert. In allen fünf Fällen – so wird gezeigt – fällt die Zuordnung zwischen einzelnen Beiträgen und der jeweils untersuchten Wissenskultur relativ leicht. Dies da es sich mehrheitlich um Publikationen von Mitarbeitern der jeweiligen Institute oder Studierende der betreffenden Ordinarien handelt. Meist sind die Reihen von Universitätslehrern (Privatdozenten, Ordinarien, etc.) ins Leben gerufen worden und umfassen mehrheitlich Qualifikationsarbeiten von Schülern (vornehmlich Dissertationen). Damit erscheint ein enger personeller bzw. institutioneller Bezug zwischen den einzelnen Büchern und der jeweiligen Wissenskultur als gegeben. Ansatzweise lässt sich die Prägung durch den jeweiligen Universitätslehrer nachvollziehen, die für die Untersuchung der Herausbildung denkmässiger Eigenständigkeit bedeutsam ist. Im untersuchten Zeitraum in dem sich die Soziologen einen Platz an den Universitäten sowie auch den Gegenstandsbereich ihres Fachgebietes auszuhandeln suchten, hatte die Sozialisierung der Studierenden in bestimmte Denkrichtungen im Zuge der Erarbeitung von Qualifikationsarbeiten gewiss einen Einfluss auf die spätere Entwicklungsrichtung der Soziologie.

Institutseigene oder an bestimmte Personen geknüpfte Schriftenreihen etablierten sich vornehmlich in der Deutschschweiz, während eine vergleichbare Entwicklung in der Romandie – im betrachteten Zeitraum – ausblieb (erst mit der «Collection sociologie en Suisse» bestand ab 1975 eine soziologisch orientierte Schriftenreihe. Anfang der 1980er Jahre – und damit ausserhalb des Untersuchungszeitraums – folgte dann die durch Jean-Pierre Fragnière und Pierre Gilliand initiierte Schriftenreihe «réalités sociales» (Fragnière o.D.). Aufgrund der Ausrichtung der vorliegenden Dissertation werden die Wissenskulturen in der französischen Schweiz nachfolgend nur marginal thematisiert.

6.2.1. Rene König in Zürich – die «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie»

Mitte der 1940er Jahre etabliert René König mit den «Beiträge[n] zur Soziologie und Sozialphilosophie» unter prekären Bedingungen einen Kommunikationskanal, über den seine Forschungsprogrammatik der kommenden Jahre greifbar wird. Als Privatdozent lehrt er seit mehreren Jahren an der Universität Zürich. Weder verfügt er über eine feste Stelle[263] noch kann er auf die Ressourcen eines Instituts zurückgreifen.

Trotz der widrigen Umstände erscheinen im Zeitraum von 1946 bis 1952 sieben Bände (ein achter Band, der ebenfalls von einem Schweizer Schüler Königs stammt folgt, 1964). Der Auftakt der Reihe stammt aus Königs Feder, alle anderen Beiträge sind Abdrucke von Qualifikationsarbeiten seiner Studierenden (Dissertationen und in einem Fall eine Habilitation).[264] Über die Jahre wechselt die Reihe von Verlag zu Verlag. Zwischen 1946 und 1949 erscheinen die ersten drei Bände bei Francke in Bern. Die Bände vier bis sieben kommen im Zürcher Regio-Verlag zur Veröffentli-

[263] Eine Professur bleibt König in Zürich bis zu seinem Weggang nach Köln verwehrt. Zu Königs materieller Situation in jenen Jahren schreibt sein Sohn Mario rückblickend: «Im Frühjahr 1938 nahm er als Privatdozent die Lehrtätigkeit auf. Ein Gehalt war damit nicht verbunden, hingegen gab es zweimal im Jahr einen bescheidenen Betrag, der sich aus der Zahl der als Hörer Eingeschriebenen errechnete.» (König 1996, S.22)

[264] Daneben betreut König neun weitere Dissertationen (Peter Atteslander (1956) «Probleme der sozialen Anpassung», Max Leutenegger (1954) «Untersuchungen zur Soziologie der Grosstadt unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Zürich», Hans Weiss (1957) «Vom Bauerndorf zum Industriedorf», Ernest Zahn (1954) «Toynbee und das Problem der Geschichte», Edith Riemerschmied (1956) «Der Einfluss Bakunins auf die Italienische anarchistische Bewegung», Wouter van Wijk (1948) «A sociological study of the gypsies», Eric Agier (1950) «Désintegration familiale chez les ouvriers», Ivar Iverus (1953) «Versuch einer Darstellung des Zusammenhanges zwischen Bevölkerungsentwicklung, Familienpolitik und öffentlicher Meinung in Schweden» und Nehněvajsa Jiří (1953) «Die Tragödie des ethischen Sozialismus»).

chung. Und mit dem Weggang Königs aus Zürich nach Köln geht die Reihe schliesslich ab Band 8 in das Programm des dort ansässigen Verlagshauses Kiepenheuer und Witsch über.

In seinen Zürcher Jahren befindet sich König in einer schwierigen ökonomischen Lage. Wie gelingt ihm unter diesen Umständen die Etablierung einer Schriftenreihe? Entscheidend dürften persönliche Kontakte gewesen sein. Beispielsweise jener zu Hans Aregger, dem Sekretär der Schweizerischen Landesplanung. Zusammen mit Aregger gründet König den Zürcher Regio-Verlag (Zürcher 1995, S.265). In diesem erscheinen vier Bände der Reihe. In Briefen spricht König von seinem «eigene[n] Verleger».[265] Was genau König dazu bewog, die Schriftenreihe aus der Taufe zu heben ist nicht bekannt. Weder finden sich diesbezüglich in seinen Memoiren, noch in den einzelnen Bänden der Reihe eindeutige Ausführungen. Allenfalls bestand ein Zusammenhang mit Königs Einschätzung der Publikationsmöglichkeiten für soziologische Arbeiten in der Schweiz. Es existiere kein «rein soziologisches Publikationsinstrument», konstatiert er 1949 in einem Bericht zur Lage der Soziologie in der Schweiz. Mangels Fachzeitschriften und Verlagen, sei es äusserst schwierig, soziologische Arbeiten zu publizieren. Notgedrungen müsse man deshalb auf «fachfremde» Publikationsorte ausweichen (König 1949, S.9). Selbst publiziert König in jenen Jahren in verschiedenen «fachfremden» Magazine und Zeitschriften. Seine Texte erscheinen in den «Schweizer Monatshefte[n]»[266], der «Neue[n] Schweizer Rundschau» oder

[265] Eine Formulierung, die bei genauer Betrachtung des Verlagsprogramms zutreffend erscheint: Sieben der insgesamt zwölf aufgespürten Publikationen des Regio-Verlags stammen von König und seinen Schülern. Sowohl im Katalog der Schweizerischen Nationalbibliothek als auch dem Katalog und Datenhub aller Schweizer Hochschulbibliotheken Swissbib und einschlägigen Online-Antiquariaten (abebooks.com) finden sich lediglich zwölf Publikationen, die im Zeitraum 1949 bis 1952 im Regio-Verlag erschienen sind. Vermutlich stellte der Verlag anschliessend seine Tätigkeit aufgrund der schwierigen Lage auf dem Büchermarkt ein (vgl. Thurn 1999, S.270f.).

[266] Die Schweizer Monatshefte trugen damals den Untertitel «Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur». Zwischen 1939 und 1980 erschienen in der Zeitschrift fünf Texte von König.

der «Weltwoche». Diese richteten sich allesamt an ein Laienpublikum. Im Fokus dieser Magazine und Zeitschriften steht eine breite Palette an sehr unterschiedlichen Themen des Zeitgeschehens.[267] Kompromisse hinsichtlich Sprache, Terminologie und Anspruchsniveau scheinen da unvermeidlich.

In wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht König während dieser Zeit nur wenig. Vereinzelt kommt es zum Abdruck eines Artikels in «fachfremden» Periodika, wie der «Schweizerischen Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik» (siehe Blümel 1992, S.47ff.). Wie war es unter solchen Umständen möglich, ein interessiertes Fachpublikum zu erreichen?

Mit den «Beiträge[n] zur Soziologie und Sozialphilosophie» schafft König 1946 für sich und seine Schüler ein Publikationsinstrument, das die Veröffentlichung grösserer soziologischer Arbeiten ermöglicht und das Anpassen an fachfremde Umstände obsolet macht. Die Schriftenreihe eröffnet Einblicke in die Forschungsschwerpunkte und Themen, die König in jenen Jahren beschäftigten und zu deren Bearbeitung er seine Studierenden anregt. Zugleich verspricht eine eingehende Auseinandersetzung mit den «Beiträge[n] zur Soziologie und Sozialphilosophie» spannende Einsichten in Königs eigene Entwicklung hin zur empirischen Sozialforschung. Schliesslich erhoffe ich mir auch wertvolle Hinweise auf die Wissenskultur rund um den prekären Privatdozenten. Im nächsten Abschnitt nähern wir uns dieser über eine Analyse der Literaturverweise der einzelnen Bände.

6.2.1.1. Die Literaturverweise in den «Beiträge[n] zur Soziologie und Sozialphilosophie»

Die Analyse der Literaturverweise in den Beiträgen zur Soziologie und Sozialpsychologie zeigt, dass sich die Autoren der Reihe vor allem an Arbeiten aus dem deutschen

[267] Daneben veröffentlichte König auch Texte in Zeitungen wie dem «St. Galler Tagblatt» sowie im Zürcher Rentsch Verlag und der ebenfalls in Zürich ansässigen Büchergilde Gutenberg.

Sprachraum orientierten.[268] Dabei lassen sich keine spezifischen soziologischen Traditionen bzw. keine bestimmten Soziologen erkennen, die für die Reihe besonders zentral erscheinen. In den einzelnen Bänden werden relativ vielfältige Soziologietraditionen rezipiert.

In allen drei Sprach- bzw. Kulturräumen scheint jeweils eine kleine Zahl von Soziologen bedeutsam für die Beiträge der Reihe. Im Feld der deutschsprachigen Soziologie sind dies Karl Marx, Theodor Geiger, Max Weber, Robert Michels, Werner Sombart und Alfred Vierkandt.[269] Von den französischsprachigen Soziologen[270] werden Georges Sorel, Émile Durkheim und Georges Gurvitch am häufigsten beigezogen. Und William F. Ogburn, Robert Morrison MacIver sowie Pitirim Sorokin sind schliesslich die im angelsächsischen Raum tätigen Soziologen[271], auf die in der Reihe am meisten verwiesen wird.

Kaum verwendet werden hingegen soziologische Arbeiten aus der Schweiz (lediglich 17.65 % der aufgeführten Quellen stammen von Autoren aus der Schweiz, wobei

---

[268] Bei 61.43 % der Quellen handelt es sich um deutschsprachige Arbeiten (wobei entfallen 13.99 % auf die Schweiz). 17.33% der Quellen sind französischsprachige Arbeiten (wobei 3.66% auf die Schweiz entfallen). 11.79% der Quellen sind auf Englisch (wovon 0.0% auf die Schweiz entfallen). Insbesondere in den frühen Beiträgen (abgesehen von Band 1 aus der Feder von René König) wird kaum auf englischsprachige Quellen verwiesen. Einschränkend muss hierzu festgehalten werden, dass bedingt durch die thematische Ausrichtung, die gewählte Fragestellung und die Art der Untersuchung (z.B. historisch vs. empirisch) einer Publikation jeweils andere (und nicht immer nur soziologische) Literatur relevant erscheint. Dies ist bei der Interpretation der vorliegenden Zahlen mitzuberücksichtigen.

[269] Die Autoren sind wie folgt in der Reihe präsent: Karl Marx: 11 Quellen verteilt auf 3 Bände; Theodor Geiger: 6 Quellen verteilt auf 4 Bände; Max Weber: 4 Quellen verteilt über 4 Bände; Robert Michels: 3 Quellen verteilt auf 3 Bände; Werner Sombart: 3 Quellen verteilt auf 2 Bände; Alfred Vierkandt: 3 Quellen verteilt auf 3 Bände.

[270] Georges Sorel: 5 Quellen verteilt über 3 Bände, Emile Durkheim: 4 Quellen verteilt über zwei Bände; Georges Gurvitch: 4 Quellen verteilt über 3 Bände.

[271] William F. Ogburn: 7 Quellen verteilt über 3 Bände; Robert Morrison MacIver: 5 Quellen verteilt über 4 Bände; Pitirim Sorokin: 4 Quellen verteilt über 2 Bände.

längst nicht alles soziologische Arbeiten sind). Ausser Arbeiten von König selbst verwenden die Autoren nur vereinzelt Texte anderer zu jener Zeit in der Schweiz tätigen Soziologen (darunter auch Arbeiten seiner Schüler), selten aber als zentrale Quellen.[272] Überhaupt nicht rezipiert und als Quelle genutzt werden Arbeiten von Soziologen aus der französischsprachigen Schweiz (in Genf wirkte in jenen Jahren beispielsweise Jean Piaget).

Damit zeichnen sich die Publikationen in der Reihe der Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie in den Quellen durchschnittlich dadurch aus, dass sie sich primär auf deutschsprachige, sekundär auf französischsprachige und tertiär auf englische Quellen abstützten. Referenzpunkt ist in der Schweiz im Feld der Soziologie geografisch gesprochen einzig Zürich und dort vor allem René König als Person (wenn er auch nicht durchgängig als zentraler theoretischer oder methodischer Bezugspunkt erscheint). Die Soziologie an anderen Universitäten wie Genf (wo Jean Piaget wirkte) oder Basel (wo unter anderem Hans Ritschl lehrte) wird hingegen kaum rezipiert.

Ein interessanter Wandel im Hinblick auf Literaturverweise zeichnet sich in Hans Weiss' Dissertation mit dem Titel «Vom Bauerndorf zum Industriedorf» ab. War diese zunächst als Band 8 von Königs Reihe vorgesehen, erscheint sie schliesslich 1958 ohne Verlagsangabe. Im Unterschied zur Mehrzahl der anderen Beiträge der Reihe nehmen angelsächsische Quellen in Weiss' Arbeit einen zentralen Platz ein

[272] König wird nebst seinem eigenen Beitrag zur Reihe in drei von acht Publikationen zitiert. Einzig der Psychologe und Dozent für Berufspsychologe und -Soziologe Jean Ungricht wird nebst ihm mehrfach zitiert (sechs Mal verteilt auf zwei Bände). Lediglich mit einer Arbeit in je einem Band der Reihe aufgeführt sind Vilfredo Pareto, Andreas Miller, Edgar Salin und Erich Gruner (wobei es sich in allen Fällen – ausser jenem Paretos – nicht um dezidiert soziologische Texte handelt). Schliesslich finden sich auch Publikationen von Königs Schülern bzw. ihre Beiträge zur Reihe vereinzelt in den Bibliographien. Je einmal werden Rinaldo Andinas, Hansjürg Becks und Peter Atteslanders Beiträge zur Reihe angeführt; der einzige Schüler Königs, von dem zwei Quellen in den Bibliographien der Reihe auftauchen ist Peter Heintz

(38.74% im Vergleich zu 58.16% deutschsprachigen Quellen und 4.08% französischsprachigen Quellen). Damit steht Weiss' Dissertation exemplarisch für die Orientierung einer Reihe siedlungs- und gemeindesoziologischer Studien, die Anfang der 1950er Jahre um König herum entstehen (vgl. auch Leutenegger 1954 und Atteslander 1956).

6.2.1.2. Thematische und methodische Ausrichtung der «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» - Der Anfang empirischer Sozialforschung in Zürich

Thematisch sind die «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» breit angelegt. Sie umfassen Arbeiten aus den Bereichen der Familien-, Berufs- und Gemeindesoziologie, als auch eine Reihe historischer Abhandlungen zum internationalen Anarchismus[273], zum Arbeitsethos des deutschen Protestantismus sowie zur abendländischen Eschatologie. Sie gehen alle unmittelbar auf Interessensgebiete von König zurück, wie er sie selbst rückblickend schildert und in seinem Unterricht an der Universität behandelt (König 1980, S.123f.).

Nicht nur von den Themen her, sondern auch im soziologischen Zugang unterscheiden sich die Beiträge deutlich.[274] Bedenkt man, dass René König und die Kölner Schule gemeinhin mit empirischer Sozialforschung assoziiert werden, so mag zunächst überraschen, dass der Grossteil der auf Königs Zürcher Zeit zurückgehenden «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» keinen empirischen Charakter aufweist. Die meisten Arbeiten jener Jahre sind historische oder theoretische Schriften. Lediglich zwei von sieben Beiträgen basieren überwiegend auf Primärdaten, wobei

---

[273] «Ein spezielles Interessengebiet von mir war das Studium der Rolle des internationalen Anarchismus in der Schweiz (Michail Bakunin) und in Italien sowie die Auseinandersetzung mit dem eingeborenen Schweizer Anarchismus, speziell in der Welschen Schweiz in Genf und im Jura in der Uhrmacherstadt La Chaux-de-Fonds. Über letztere verfasste Rolf R. Bigler eine Arbeit (»Über den libertären Sozialismus in der Schweiz«), die dann bereits in Köln eingereicht wurde. Peter Heintz habilitierte sich in Köln bei mir mit einer Arbeit über Pierre-Joseph Proudhon.» (König 1980, S.123f.)

[274] Während die Mehrheit der Bände (1-3, 6-7 und 11) vorwiegend theoretisch und historisch ausgerichtet ist, zeichnen sich die Bände vier bis sechs durch eine ausgeprägte empirische Orientierung aus.

die eine dieser Arbeiten Fragen der Methode nur knapp und ausweichend beantwortet und die andere diese gänzlich ausblendet.

Ein vergleichbares Bild zeigt sich hinsichtlich der Lehrtätigkeit Königs in Zürich. Vergeblich sucht man aus diesem Zeitraum explizite Vorlesungen über empirische Sozialforschung in Königs Nachlass. (Moebius 2015b, S.263) Vornehmlich spricht er über soziologiehistorische, allgemeinsoziologische und soziale Probleme behandelnde Themen (Moebius & Griesbacher 2019, S.260). Das Feld der empirischen Sozialforschung thematisiert er im Vorlesungssaal damals nur am Rande.

Es griffe dennoch zu kurz, die Zürcher Jahre Königs als hauptsächlich theoretisch und historisch orientiert zu bezeichnen. Vielmehr lässt sich anhand verschiedener Publikationen aus dem Kreis rund um König in jenem Zeitraum eine Hinwendung zur empirischen Sozialforschung nachvollziehen. Ausgangspunkt hierzu sind die Bände vier bis sechs von Königs Schriftenreihe. Diese zeugen von der Orientierung an Königs Idealbild einer gegenwartsorientierten empirischen Sozialforschung, die sich mit drängenden aktuellen Problemstellungen auseinanderzusetzen hat.

6.2.1.3. Exkurs: Die Anfänge empirischer Sozialforschung in Zürich

Die Dissertationen von Rinaldo Andina, Lucie Stämpfli und Hansjörg Beck erscheinen Anfang der 1950er Jahre im kurz zuvor von König mitgegründeten Regio-Verlag. Mit dem Wechsel vom Francke zum Regio-Verlag wandelt sich auch das Profil der Schriftenreihe. Ansatzweise spiegelt sich in ihrem Fortgang das, was Atteslander «den Anfang empirischer Sozialforschung [...] in Zürich» nennt.[275] Das «Akademikerproblem» (Band 4, Andina 1951), die «unvollständige Familie» (Band 5, Stämpfli 1951)

[275] Zugleich spiegelt sich wohl auch die persönliche intellektuelle Entwicklung René Königs, der – selbst kein ausgebildeter Soziologe – sich in diesen Jahren in die Disziplin einarbeitet und zum Soziologen bildet, ansatzweise in der Schriftenreihe (von Alemann 1992, S.16f.).

und «der Kulturzusammenstoss zwischen Land und Stadt» (Beck 1952) sind die Themen, anhand welcher die Studierenden um König erste Gehversuche in der empirischen Sozialforschung unternehmen. Die Zugänge dieser Arbeiten sind pragmatisch gewählt, die Methodenkapitel entsprechend kurzgehalten. Weder Andina noch Beck führen Quellen zur verwendeten Methode an.[276] Und Stämpfli verweist zwar in der Einleitung als auch im Schlusswort ihrer Studie auf die Relevanz empirischer Arbeiten, erhebt selbst jedoch keine eigenen Daten.[277] Die drei Beiträge gleichen sich in der Betonung der Wichtigkeit empirischer Sozialforschung, jedoch liegt ihnen kein erkennbarer gemeinsamer methodischer oder theoretischer Nenner zugrunde.

Der Wandel der Schriftenreihe zeigt sich aber nicht nur in der Ausrichtung der einzelnen Bände. Er wird auch explizit thematisiert und programmatisch eingeläutet: Als 1951 mit Rinaldo Andinas Studie zum Akademikerproblem der erste Beitrag im Regio-Verlag in Zürich erscheint (nach drei Bänden im Francke Verlag), ist diesem eine Ankündigung angefügt. Unter der Überschrift «Sinn und Bedeutung einer Reihe mit Beiträgen zur Soziologie und Sozialphilosophie» werden Ausrichtung und Konzeption der Schriftenreihe eingehend begründet (Regio Verlag 1951, S.190). Die Soziologie wird als realitätsnahe, gegenwartsbezogene, empirische Wissenschaft beschrieben. Sie sei «keineswegs graue Theorie» und zeichne sich dadurch aus, dass ihre Schlüsse «nicht auf abstrakten Denkvorgängen» fussten, sondern auf einem tatsächlichen Geschehen, «wie es sich zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einer bestimmten Gesellschaft abspielt» (Regio Verlag 1951, S.190). Es geht bei der Soziologie darum – suggeriert der kurze Text weiter – «gesellschaftliche Zusammenhänge aufzudecken». Die Soziologie wird in der Ankündigung des Regio-Verlags als Gegenwartsaufgabe beschrieben, die ihre Arbeit nur am gegenwärtigen gesellschaftlichen Geschehen erfüllen könne, und gerade in Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher Wandlungen und Umwälzungen vonnöten sei (Regio Verlag 1951, S.190).

[276] In Becks Dissertation finden sich überhaupt keine Literaturverweise.

[277] Vielmehr verwendet Stämpfli selbst ausschliesslich publizierte Quellen als Grundlage für ihre Arbeit.

In der Umschreibung der Gegenwartsaufgabe der Soziologie knüpfen die Anmerkungen des Regio-Verlags am Auftakt der Reihe an, der fünf Jahre davor erschienen war. In den «Materialien zur Soziologie der Familie» (König 1946), dem ersten Band der Reihe, zeigt sich im Ansatz bereits Königs Programmatik einer Soziologie als Gegenwartswissenschaft, wie er sie wenig später auch in «Soziologie heute» (König 1949) ausführlich darlegt und wie sie die nachfolgenden Bände der Schriftenreihe charakterisiert. König versteht die Soziologie als dezidiert empirisch orientierte Wissenschaft, die ganz und gar auf Gegenwartserkenntnis abzustellen habe und damit als aufklärerisches Mittel für eine demokratische Gestaltung der Gesellschaft dienen soll (Moebius & Griesbacher 2019). Dieses Verständnis zeigt sich bereits im ersten Abschnitt der «Materialien zur Soziologie der Familie». Darin führt König aus, dass die im Buch vereinigten Abhandlungen «zwar dem äusseren Anschein nach überwiegend theoretischer Natur [seien], dennoch aber [...] ursprünglich aus einer praktischen Aufgabe erwachsen [seien]» (König 1946, S.1).

Angestossen durch eine Anfrage des eidgenössischen Amts für Sozialversicherung verfasst er in den frühen 1940er Jahre vor dem Hintergrund einer nahenden Volksabstimmung zur «Familienschutzinitiative» ein Gutachten «über die Lage der Familie in der Gegenwart.» Basierend auf diesem Gutachten und auf seinen familiensoziologischen Vorlesungen an der Universität Zürich entstehen die «Materialien zur Soziologie der Familie».

Der Publikation haftet ein aufklärerischer Anspruch an. Im Vorwort beklagt König das Fehlen einer sachlichen Auseinandersetzung in der Schweizer Presse. «Während der Arbeit an meinem Gutachten musste ich einsehen, dass Familienpolitik nur dann mit Aussicht auf Erfolg betrieben werden kann, wenn die öffentliche Meinung eine richtige Vorstellung von der Familie und ihrer Lage in der Gegenwart hat.» (König 1946, S. 2) Weiter attestiert König der Schweizer Öffentlichkeit eine «erschreckende[...] Unkenntnis auch der primitivsten Tatbestände, ohne die man das Leben der Familie gar nicht begreifen» könne (ebd., S.2f.). Er zeigt sich besorgt darüber, in wie geringem Masse noch das öffentliche Bewusstsein einer theoretischen Betrachtung des Problems der Familie aufgeschlossen sei. Mit solchen Formulierungen dürfte König angesichts eines emotional geführten Abstimmungskampfes nicht immer auf Ge-

genliebe gestossen sein. Die aus katholisch-konservativen Kreisen angestossene Initiative stellt die ‹natürliche Einheit› der Familie und die traditionelle Rollenteilung zwischen Männern und Frauen in den Vordergrund und bietet König damit viel Angriffsfläche (Geschichte der sozialen Sicherheit, ohne Datum).

In seinen «Materialien zur Familiensoziologie» skizziert König die doppelte Forderung nach einer empirischen Soziologie mit einem aufklärerischen Anspruch, die eben gerade auf solche Vorstellungen reagieren solle: Als Antwort auf im Alltagsbewusstsein gründende falschen Ideen, erhebt er einerseits die «Forderung nach einer sachgegründeten Familiensoziologie [und andererseits jene] nach erziehungsmässiger und aufklärender Verbreitung der Resultate dieser Familiensoziologie». (ebd., S.9)

König sieht die Aufgabe der Familiensoziologie darin, «durch die soziologische Analyse die Beschreibung des Phänomens »Familie« von geschichts- und sozialphilosophischen sowie kulturkritisch ausgerichteten Betrachtungen zu befreien» (Nave-Herz 2006, S.1697). Im politischen Alltag stehen damals vor allem die unterschiedlichen Idealvorstellungen der beteiligten Akteure im Vordergrund. Um diesen sinnvoll zu begegnen – so König – sei es notwendig «zwischen Erwartungen an die Familie bzw. Familienidealen und der familialen Realität» zu unterscheiden (ebd., S.1697).

Königs Feststellung der Notwendigkeit vermehrter empirischer Forschung wird auch in nachfolgenden Beiträgen der Reihe explizit und dezidiert betont. Indes vergehen zunächst einige Jahre, in denen vornehmlich theoretische und historische Texte in der Schriftenreihe abgedruckt werden. Erst 1951 erscheint – wie bereits erwähnt – Rinaldo Andinas Dissertation über «Die Stellung des Akademikers in Gesellschaft und Beruf». Die Enquête unter 325 ehemaligen Doktoranden der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich ist die erste empirische Arbeit der Reihe (Andina 1951). Andina führt die verwendete Forschungsmethode sehr knapp und ohne Quellennachweis ein. Auf eine ausführliche Besprechung verzichtet er mit einem Pauschalverweis am Anfang des Methodenkapitels: «Auf all die Probleme, die bei der Durchführung von Erhebungen, Enquêten und Untersuchungen der öffentlichen Meinung auftauchen, auf die Grundlagen, die verschiedenen Methoden und die Leitprinzipien von soziolo-gischen Feldforschungen [könne] nicht näher eingegangen werden». Andinas erste Schritte im Bereich der Feldforschung sind noch wenig durch Fachliteratur- oder

Diskurse zur Forschungsmethodik geprägt. Vielmehr nähert er sich der Aufgabe pragmatisch. Vorsichtig äussert er sich auch zur Wahrnehmung empirischer Sozialforschung durch die Bevölkerung:

> *«In der Schweiz stossen Erhebungen über persönliche Verhältnisse und Meinungen im Allgemeinen noch auf einen gewissen Widerstand. Der Schweizer lässt sich nicht gerne ausfragen. Zudem ist die Bedeutung der empirischen Sozialforschung noch nicht genügend in das Bewusstsein der Öffentlichkeit eingedrungen. So ist denn solchen Unternehmen im Allgemeinen kein grosser Erfolg beschieden.»* (Andina 1951, S.57)

Die nächsten beiden Beiträge der Reihe zeugen ebenfalls von der Wichtigkeit, die der Empirie im Kontext der Wissenskultur um König zukommt. Im selben Jahr wie Andinas Studie zum Akademikerproblem erscheint Lucie Stämpflis Dissertation. Im Unterschied zu Andinas Beitrag zur Reihe ist die Arbeit mit dem Titel «die unvollständige Familie» (Stämpfli 1951) kaum empirisch ausgerichtet und beleuchtet vor allem aus theoretischer Warte, «ob und welche Unterschiede sich bei den Wirkungen des Ausfalls von Vater oder Mutter auf die Kinder beobachten lassen.» (ebd., S.7) Selbst erhebt Stämpfli keine Daten. Sie verarbeitet lediglich publizierte Literatur. Nichtsdestotrotz ist sie sich der Wichtigkeit empirischer Untersuchungen gewahr. In der Einleitung führt sie diesbezüglich aus, dass «letztlich [...] alle einschlägigen Probleme der Familiensoziologie nicht durch allgemein-theoretische Erörterungen, sondern einzig durch empirische Erhebungen fruchtbar gefördert werden können.» Am Ende des Buches wiederholt sie ihr Credo für empirische Untersuchungen im Bereich des Problemfelds der unvollständigen Familie:

> *«Es wäre ausserordentlich wünschbar, wir möchten es hier zum Schluss nochmals betonen, dass dies Problem in weitergreifenden empirischen Untersuchungen aufgenommen werden möchte, um eventuell die in dieser Arbeit vorgenommenen Differenzierungen noch weiter zu differenzieren und damit immer näher an die Wirklichkeit heranzubringen. Es wird dann vielleicht auch möglich werden, auch praktische Konsequenzen aus den theoretischen Erörterungen zu ziehen und somit jenen zu helfen, auf denen wohl fast immer das ganze Gewicht der Unvollständigkeit lastet, nämlich den Kindern.»* (ebd.,

S.185f.)

Stämpflis Betonung der Wichtigkeit empirischer Sozialforschung sowie ihr aufklärerischer Anspruch, mit Forschungsresultaten die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verbessern, weisen Parallelen zu den Ausführungen Königs (1946) auf. Beide Aspekte können als Charakteristika der Wissenskultur, die sich Ende der 1940er Jahre um den Privatdozenten herausbildete, betrachtet werden.

Der sechste Band in Königs Schriftenreihe verweist schliesslich auf ein Forschungsfeld, das Anfangs der 1950er Jahre für König und seine Studierenden in Zürich rasch an Bedeutung gewinnt. Hansjörg Becks Dissertation «Der Kulturzusammenstoss zwischen Stadt und Land in einer Vorortsgemeinde» beschäftigt sich mit dem Wandel des Siedlungsgebiets im Grossraum Zürich. Sie ist die erste einer Reihe von Dissertationen, die König kurz vor seinem Weggang nach Köln anstösst, die sich allesamt mit der zunehmenden Urbanisierung des Siedlungsraumes beschäftigen. Die meisten davon erscheinen nicht in den «Beiträgen zur Soziologie und Sozialpsychologie». Dennoch wird in diesen Arbeiten eine Programmatik verfolgt, die bereits in Königs Schriftenreihe angelegt ist.

6.2.1.4. Exkurs: Die Anfänge der Gemeinde- und Stadtsoziologie in der Schweiz

Die gemeinde- und stadtsoziologischen Untersuchungen, die anfangs der 1950er Jahre um René König entstehen, zeichnen sich durch einen ausgeprägt empirischen Charakter sowie die Rezeption angelsächsischer Soziologie aus. Sie stehen gleichsam für den Beginn der Gemeinde- und Stadtsoziologie in der Schweiz.

In dieser Phase ist die Bekanntschaft mit Hans Aregger bedeutsam. Im Sekretär der Schweizerischen Landesplanung findet König einen ähnlich gesinnten Mitstreiter, der ebenfalls in diesem Zeitraum mit Stadtstudien beginnt. Im gemeinsam betreuten Regio-Verlag kommt eine der erwähnten Studien – die Dissertation von Hansjörg Beck

– zur Publikation. Die Wege Areggers und Königs kreuzen sich in jenen Jahren verschiedentlich.[278] König betrachtet ihn als Ausnahmeerscheinung, da er zu einem Zeitpunkt genereller Skepsis bezüglich empirischer Sozialforschung, dieser gegenüber offen eingestellt gewesen sei. Nebst der gemeinsamen Gründung des Regio-Verlags kommt es auf dem Gebiet der Stadt- und Gemeindesoziologie zum Austausch. Aregger habe «in rühmlicher Ausnahme den Sinn, ja die Notwendigkeit von (nicht nur, aber auch soziologischen) Stadtstudien eingesehen» (Thurn 1999, S.269). Aber auch darüber hinaus scheinen die Beziehungen zu Aregger hilfreich zu sein. In Ermangelung eines soziologischen Instituts bekommen die Studierenden um König – mutmasslich dank der Hilfe Areggers – beispielsweise einen Raum in einem Büro der Schweizerischen Landesplanung zur Verfügung gestellt (Atteslander 2003, S.3).

Becks Dissertation ist die letzte Arbeit aus dem Kreis der Studierenden um König, die im Regio-Verlag erscheint. Bald stellt dieser seine Tätigkeit ganz ein. Der Schweizer Buchmarkt war vom Krieg nicht verschont geblieben. Eine vereinbarte Publikation Königs kommt angesichts sinkender Verkaufszahlen nicht mehr zur Veröffentlichung (Thurn 1999, S.269).

Nichtsdestotrotz entfaltet sich in den frühen 1950er Jahren eine rege Forschungstätigkeit zur Stadt Zürich und deren Peripherie.[279] Am Anfang dieser produktiven For-

[278] Auch ausserhalb des gemeinsamen Interessensgebiets der Stadt- resp. Gemeindeforschung steht König mit Aregger im Kontakt. Offenbar kann dieser über die Aufnahme von Publikationen ins Verlagsprogramm entscheiden. Anfang der 1950er schlägt König Aregger beispielsweise vor, eine Abhandlung zum Thema Mode im Regio-Verlag zu veröffentlichen (ein Unterfangen, dass schliesslich trotz anfänglicher Übereinkunft aufgrund der schlechten Entwicklung des Buchmarktes nicht zur Umsetzung kam)(Thurn 1999, S.269). Rückblickend äussert sich König äusserst wertschätzend zu Aregger (vgl. König 1980, S.141).

[279] In kurzer Folge schliessen Hansjürg Beck (1952), Peter Atteslander (1952), Max Leutenegger (1953) und Hans Weiss (1954) ihre Dissertationen ab. König selbst verfasst eine Studie über Berufspendler, die in einem Sammelband von Georges Friedmann erscheint. (Vgl. König, René (1953). Banlieues, déplacement journaliers, migrations de travail, in: Georges Friedmann (Hrsg.), Villes et Campagnes. Paris. S.191 u.ö.).

schungsphase steht eine unveröffentlichte Arbeit Königs über die «statistisch-deskriptive Darstellung der gegenwärtigen geografischen Bevölkerungsverteilung der Stadt Zürich» aus dem Jahr 1949. Aufbauend auf dieser untersucht Max Leutenegger die Zürcher Innenstadt. Die Dissertation mit dem Titel «Untersuchungen zur Soziologie der Grossstadt» bringt Leutenegger im Sommer 1953 zum Abschluss (vgl. Leutenegger 1954, S.47). Darin unterteilt er die Zürcher Innenstadt aufgrund einer differenzierten Dichten-Analyse in verschiedene kleinere und soziologisch zusammengehörende statistische Bezirke (ebd., S.15). Die Arbeit stösst auf Interesse. Kurz nach ihrem Erscheinen wird Leutenegger vom statistischen Amt der Stadt Zürich beauftragt, «die Sozialstruktur der Zürcher Innenstadt» zu untersuchen (vgl. Leutenegger 1954). Im gleichen Zeitraum wie Leutenegger arbeiten auch Hansjürg Beck, Peter Atteslander und Hans Weiss an ihren Dissertationen. Diese drehen sich um Fragen der Verstädterung, des Zuzuges in die Stadt und der Veränderung von Gemeinden aufgrund der Ansiedlung von Industrie.

König versucht in diesem Zusammenhang in Zürich eine kleine Forschungsstelle aufzubauen, scheitert aber am Widerstand und den Vorbehalten des damaligen Stadtpräsidenten (König 1980, S.125). Die Forschungsgruppe ist zu diesem Zeitpunkt kaum verstetigt. Die Dissertanden sind nicht etwa entlohnte Forschungsmitarbeiter, sondern «interessierte Studenten», die für sich allein, ohne die organisatorische Infrastruktur eines Instituts an ihren Projekten arbeiten. Nebst den anderen vielfältigen Interessen Königs, scheint die Gemeindesoziologie Anfang der 1950er Jahren einen zentralen Platz in seinem Wirken einzunehmen. Es sei ihm ein wichtiges Anliegen gewesen, «Stellenwert und Konzeption einer Soziologie der Gemeinde grundlegend mitzubestimmen.» (Hammerich 2006, S.410) Mit den «Forschungsarbeiten über ländliche und städtische Gemeinden in der Schweiz» verfolgt König dabei nicht zuletzt die Absicht, «den gelegentlich leicht utopischen (da harmonistischen) schweizerischen Gemeindegedanken realistisch zu untermauern.» (König 1980, S. 122) Damit schafft sich König nicht nur Freunde. Dies zeigt sich an der Auseinandersetzung um die Dissertation von Hansjörg Beck. Wegen einer «wenig schmeichelhaften Darstellung der lokalen Volkskultur» zieht die Gemeinde Witikon gegen diesen vor Gericht (Schmid 2006). Beck habe ein Zerrbild dörflicher Verhältnisse entworfen, lautete der Vorwurf (König 1996, S.23).

Nicht nur stösst Königs Forschungsagenda verschiedentlich auf Widerstand, zugleich fällt die Phase produktiver stadt- und gemeindesoziologischer Forschung in die Zeit von Königs Weggang von Zürich. Nachdem ihm dort jahrelang eine Professur verwehrt geblieben war, folgt König schliesslich – vor dem Hintergrund der «Wititkoner Affäre» sowie universitätsinterner Intrigen – einem Ruf nach Köln (König 1996, S.23). Damit bricht die produktive Phase zwar nicht ab, verlagert sich aber weg von der Schweiz in den Kölner Kontext. Dort mündet sie im Erscheinen des ersten Sonderhefts der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie zur «Soziologie der Gemeinde» im Jahr 1956 und zwei Jahre später in Königs umfassender Studie «Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde» (König 1958; vgl. Moebius & Griesbacher 2019, S.560).

In der Schweiz hallen die verfassten Studien nichtsdestotrotz nach. Die Zürcher Gemeinde- und Stadtstudien setzten eine Thematik auf die Agenden verschiedener Institutionen, die diese in den späten 1950er Jahren in Kongressen aufgreifen. Im April 1957 beschäftigt sich der Verband Schweizerischer Statistischer Ämter (VSSA) mit Fragen der Verstädterung. Im November desselben Jahres führt die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie ihre wissenschaftliche Jahrestagung zum Thema «Tendenzen der Verstädterung in der Schweiz» durch. Unter den drei Hauptrednern sind Peter Atteslander und Hans Weiss. Während Atteslander über den «soziologischen Prozess der Verstädterung»[280] referiert, spricht Weiss über «die Ausbreitung der städtischen Lebensformen auf dem Land». Sowohl Atteslander als auch Weiss veröffentlichen in diesen Jahren mehrere Arbeiten zum Themenfeld der Gemeinde- und Stadtsoziologie.[281] Für nachfolgende stadtsoziologische Arbeiten in der Schweiz, die teils viel später und in anderen Buchreihen erscheinen, sind die Zürcher Stadt- und Gemeindestudien von Bedeutung. In mehreren Publikationen der «Berner Beiträge zur

[280] Ein auf Atteslanders Referat basierender Beitrag erscheint bald in der SZVS. (Atteslander 1959).

[281] Atteslander veröffentlicht 1955 in der KZfSS einen Beitrag mit dem Titel «Dynamische Aspekte des Zuzuges in die Stadt». Hans Weiss publiziert seinerseits 1956 einen Artikel mit dem Titel «Die Industrialisierung auf dem Lande» in der KZfSS, sowie 1958 einen weiteren Text mit dem Titel «Ausbreitung städtischer Lebensformen auf dem Lande» in der Zeitschrift «Internationales Gewerbearchiv»

Soziologie» (Kamer 1963; Jaeggi 1965) als auch in der von Heinrich Popitz herausgegebenen Schriftenreihe (Oswald 1966) sowie in der Reihe «Soziologie in der Schweiz» (Hamm 1977) wird die Forschung zur Gemeinde- und Stadtsoziologie von René König und seinen Zürcher Schülern rezipiert.

6.2.1.5. Exkurs: Die Rezeption angelsächsischer Soziologie

Mit den stadt- und gemeindesoziologischen Arbeiten verschiebt sich der Fokus der Studierenden um König zunehmend auf den angelsächsischen Sprachraum. Dies schlägt sich nicht zuletzt in der methodischen Ausrichtung als auch den Bibliographien der betreffenden Arbeiten nieder (vgl. z.B. die Dissertationen von Peter Atteslander, Hans Weiss und Max Leutenegger). Die Orientierung in Richtung amerikanischer und englischer Soziologie kommt dabei nicht von ungefähr. Bereits im Wintersemester 1943/44 hält König eine Vorlesung zur «Einführung in die neue amerikanische Soziologie». Atteslander erinnert sich, während des Studiums in Königs Seminaren mit den Amerikanern Louis Wirth, Ezra Park und Sorokin, später den «ersten Meistern der empirischen Sozialforschung» Robert K. Merton, Lazarsfeld, Arensberg und William Foote Whyte konfrontiert worden zu sein.

Königs Interesse an der angelsächsischen Soziologie zeigt sich auch exemplarisch in der Bibliographie der «Materialien zur Soziologie der Familie» wo unter anderem Morris Ginsburg, Charles Horton Cooley, Robert Morrison McIver und William Fielding Ogburn als Quellen aufgeführt sind. «Falls man daran interessiert war» habe man die Bekanntschaft mit der amerikanischen Soziologie schon früh machen können, betont König in seiner Darstellung der deutschen Soziologie der Weimarer Zeit (König 1987, S.10; zit. in. Weischer 2004, S.49).

In den wenigen Jahren, die zwischen dem Erscheinen der ersten Bände der «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» und den erwähnten gemeinde- und stadtsoziologischen Untersuchungen liegen, lässt sich eine Verschiebung hin zu einer verstärkten Rezeption der angelsächsischen Soziologie feststellen. Ist diese in den ersten Bänden der Reihe kaum präsent und auf ein überschaubares Mass sowie einige zentrale Personen beschränkt, so verschiebt sich in den erwähnten stadt- und gemeindesoziologischen Arbeiten der Fokus zunehmend auf konkrete Studien aus dem Feld der empirischen Sozialforschung in Amerika (so z.B. die Street Corner Society von William

Foote Whyte, verschiedene Studien von Ernest W. Burgess, Louis Wirth oder auch die berühmten Middletown Studies von Robert S. Lynd und Helen Merrell Lynd[282])

König stellt für diese Entwicklung die Weichen, trägt aber nicht allein zu ihr bei. Anfang der 1950er Jahre entstehen vielfältige Kontakte in die USA und nach England. Von Belang dürfte auch der erste Kongress der ISA gewesen sein, den König 1950 in Zürich mitorganisierte. Unter den Teilnehmern waren Louis Wirth und der junge Howard Becker aus den USA, aber auch Morris Ginsburg aus England (ISA/Z/8, 1950). Im Sommer 1951 erhalten Peter Atteslander und Hans Weiss ein Stipendium des Salzburg Seminars in American Studies.[283] Dieses ermöglicht ihnen mit bekannten amerikanischen Soziologen in Kontakt zu treten (Atteslander 1956, S.48). Beide sind zu diesem Zeitpunkt mit ihren Dissertationen beschäftigt. Max Leutenegger weilt im Winter 1952/53 drei Monate am soziologischen Departement der London School of Economics bevor er im Sommer 1953 seine Dissertation zum Abschluss bringt (Leutenegger 1954, S.47). Für Atteslander fällt die Teilnahme am Salzburg Seminar in eine entscheidende Phase seiner Doktorarbeit. Eineinhalb Jahre vor deren Fertigstellung lernt er dort den Harvard Professoren George Caspar Homans kennen, in welchem er einen seiner Lehrmeister findet und der ihn später nach Harvard einlädt.

> *«Da war das Salzburg Seminar für American Studies [...], welches mich gerettet hatte. Denn ich bin in meiner empirischen Arbeit in meinem Material regelrecht verloren gegangen. [...] Ich war ja Werkstudent, ich war ziemlich müde. Ich habe mich ausgeruht in Salzburg, aber Homans hat mich gepackt. Ähnlich wie König, er war eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Und er hat mich gefragt, was meine Dissertation sei und da habe ich ihm das erzählt, wo ich stünde. Ich habe dann gesagt, ich habe größte Schwierigkeiten der Aus-*

[282] Besonders auffallend ist überdies die Präsenz von Studien der Chicago School u.a. Nels Andersons (1923) The Hobo; Frederic Milton Trashers (1927) The Gang; Ruth Cavan (1928) Suicide oder Paul Goalby Cressey (1932) The Taxi-Dance Hall

[283] Hans Weiss nimmt kurz vor dem Beginn der Arbeit an seiner Dissertation am besagten Seminar teil (Weiss 1957, S.23).

wertung. Ich ertrinke im Material. Ich habe 18 oder 19 Kriterien, die ich korrelieren wollte. Und da hat er sich das genauer angekuckt und hat gesagt: ‹Das geht nicht. Sie müssen da die drei wichtigsten zusammenfassen und da auch!› Das war es!» (Atteslander 2011)

Aus der Begegnung im Rahmen des Salzburg Seminars ergeben sich für Atteslander unverhofft weitere Chancen. Im Rahmen einer Fellowship kann er für länger in die USA reisen. Dort lernt er auf Empfehlung Homans William Foote Whyte kennen, bei dem er das lernt, was ihm König in Zürich nicht praktisch vermitteln konnte:

«Das war der zweite Mann, zu dem ich effektiv in die Lehre [ging]. Das Handwerk habe ich bei ihm lernen können. Denn er war der begabteste auch qualitativer Interviewer. Er hat an und für sich auch uns trainiert, wie man in ein Untersuchungsfeld eintritt. Vor allem auch, wie man das wieder verlässt und was man da zu tun hat. Inwiefern man die Menschen nicht nur als Versuchskaninchen anguckt, sondern die haben ein Recht zu erfahren, was mit den Befunden passiert.» (Atteslander 2011)

Atteslander ist bis 1954 Visiting Fellow an der New York State School of Industrial and Labor Relations der Cornell University in New York, wo William Foote Whyte wirkt. Dort lernt er auch Robert K. Merton kennen und wird zu Königs «Verbindungsmann» in den USA.[284] Nach seiner Rückkehr fungiert er zunächst in Köln bei König als Forschungsleiter und anschliessend als Assistierender sowie später ausserordentlicher Professor an der Universität Bern. In Bern vermittelt er den Studierenden Forschungsmethoden und leitet sie in empirischen Projekten an. Dabei macht er diese nicht zuletzt auch mit der ihm mittlerweile vertrauten amerikanischen Soziologie be-

[284] König reist im Rahmen einer Rockefeller Fellowship 1952 ebenfalls in die Vereinigten Staaten. Neun Monate lang setzt er sich «in völliger Freiheit mit der amerikanischen Soziologie auseinander» (König 1999, S.239) Teilweise begleitet ihn dabei Peter Atteslander (Briefe von König an seine Mutter, vgl. König 2000, S.702f., Briefe vom 25.10 und vom 14.12.1952)

kannt. Atteslander gehört damit zu «den ersten Vertretern einer erfahrungswissenschaftlichen Soziologie, die diese Entwicklung aus den USA mit nach Deutschland [und in die Schweiz] brachten.» (Maurer, Moebius & Siegert 2016, S.1)

6.2.1.6. Einblicke in die Wissenskultur um René König

Ab 1938 beginnt René König eine rege Vorlesungstätigkeit, die ihm viel abverlangt. Bald empfindet er die Arbeitslast als drückend (König 1999, S.373; Moebius 2015b, S.274). Seine Lage gestaltet sich von Beginn weg äusserst prekär. Als ausländischer Staatsbürger darf er in den ersten Jahren keiner Erwerbstätigkeit nachgehen. Ohne festes Einkommen ist er auf die Hörergelder seiner Studierenden angewiesen. Auch später ist mit seiner Stellung als Privatdozent lediglich ein bescheidenes Gehalt verbunden.[285] Um sich durchzuschlagen geht König allerlei Tätigkeiten nach. Er arbeitet als Hilfsbibliothekar am Juristischen Seminar, übersetzt Kriminalromane, verfasst Buchbesprechungen sowie Zeitungsartikel und führt literarische Verlagsarbeiten aus (König 1996, Atteslander 2006, S.407). Mühsam hält er sich so über Wasser. Während er mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ist König «als Dozent äusserst erfolgreich. Seine Hörsäle und Seminarien [sind] überfüllt.» (Atteslander 1996, S.164)

Trotz des Erfolgs bei seiner Hörerschaft, ist es König nur bedingt möglich in der Schweiz zu forschen. Es fehlen im dazu Zeit und Mittel. Abgesehen von einem Gutachten, zur «Familienschutzinitiative» und einer darauf aufbauenden Studie, publiziert König in der Schweiz denn auch keine grösseren soziologischen Forschungsarbeiten.[286] Später zentrale Förderinstanzen wie der Schweizerische Nationalfonds zur

[285] Erst nach Kriegsende erteilte ihm die Universität einen «(schlecht) bezahlten» Lehrauftrag. (siehe Zürcher 1995, S.241)

[286] Anfang der 1940er Jahre erscheinen zwar noch ein Buch zu Niccolò Machiavelli sowie eine Monografie über Sizilien, die auf Erfahrungen aus drei Reisen während der 1930er Jahre gründet. Jedoch handelt es sich bei beiden nicht um soziologische Arbeiten im engeren Sinne.

Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF; die bis heute wichtigste öffentliche Institution zur Förderung der Grundlagenforschung in der Schweiz) bestehen zu diesem Zeitpunkt noch nicht.[287] Die Arbeiten an seinen «Materialien zur Soziologie der Familie» kann König nur dank der Unterstützung durch die «Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia» sowie einer «Jubiläumsspende für die Universität Zürich» vorantreiben. Dass es König so möglich war, «der Ausarbeitung [seiner] eigentlichen Familiensoziologie in Ruhe nachzugehen», war wohl eine glückliche und seltene Fügung.

Im Allgemeinen beurteilt König die schweizerischen akademischen Verhältnisse jener Zeit als der Forschung nicht zuträglich. Insbesondere im Feld der Sozialforschung seien die Bedingungen denkbar ungünstig (König 1980, S.124). Es bestünde kaum ein Interesse an soziologischer Forschung. Und wenn punktuell doch, so sei sich «die öffentliche Meinung […] bei weitem nicht klar darüber, dass auch soziologisches Forschen auf ‹Laboratoriumsarbeit› angewiesen ist, die oft genug erst nach langem Bemühen positive Resultate zeitigt.» (König 1946, S. 13)

Entsprechend schwierig dürfte es gewesen sein, ressourcenintensive empirische Erhebungen durchzuführen. Angesichts fehlender Forschungsförderung ist König auf sich selbst zurückgeworfen:

> *«[Das] geringe Interesse an der Forschung hatte für mich persönlich zur Folge, dass ich zumeist die entstandenen materiellen Unkosten aus eigener Tasche bezahlen musste, was für mich als Emigranten, der trotz des Titels als Honorarprofessor (seit 1947) sein Leben mit einem kleinen Lehrauftrag fristen musste und dem zudem jede weitere Erwerbstätigkeit in den ersten Jahren untersagt war, auch später aus Mangel an Gelegenheit nicht ganz einfach war.»* (König 1980, S. 125)

Erst Mitte der 1940er Jahre verbessert sich König finanzielle Situation, mit einem grösseren Auftrag für das Schweizer Lexikon (Moebius 2015b, S.274). Dennoch

[287] Der SNF wird erst 1952 ins Leben gerufen, also kurz bevor König definitiv nach Köln umzieht.

bleibt seine Situation prekär. Es liegt an ihm selbst, so gut es eben geht, die Bedingungen zu schaffen, unter welchen soziologische Forschung geschehen kann. Dies versucht er primär über seine Lehraktivität an der Universität Zürich. Während er selbst kaum Forschungsarbeiten verfasst und sich mit allerlei Tätigkeiten über Wasser hält, ergeben sich im Kontext seiner Lehrveranstaltungen, eine Reihe von Arbeiten, die später in Dissertationen münden. Überhaupt ist die Lehre während Königs Zürcher Zeit von prioritärer Bedeutung. Über seinen Lehrerfolg – gemessen an der zahlenmässigen Teilnahme an seinen Veranstaltungen – definiert sich das universitätsinterne Standing des Privatdozenten. Zugleich ermöglicht ihm die Lehre die eigene ökonomische Situation – zumindest ein Stück weit – zu verstetigen. Ende 1938 schreibt er diesbezüglich seiner Mutter:

> *«Il est d'extrême importance que mes cours aient un certain succès. C'est le seul moyen de prouver qu'on a besoin de vous et j'espère qu'après quelques semestres je me serai fait une petite troupe de dèles. Dès à présent j'ai déjà trois étudiants qui passeront leur doctorat chez moi en hiver. Cela me fait respecter de la part de professeurs et – ce qui n'est pas sans importance – me rapporte chaque fois une assez forte somme (plus de 100 francs par examen!).»*[288]

Mit der zunehmenden Zahl an Doktoraten, die Königs betreut, bildet sich eine kleine Forschungsgemeinschaft. Über die Lehre schafft König die Voraussetzungen, damit andere – unter seiner Anleitung – Forschung betreiben können. In Lehrveranstaltung vermittelt er dazu das nötige Wissen. Vor allem nutzt er hierzu spezifische Formate:

> *«Schliesslich las ich auch neben den Hauptvorlesungen Spezialkollegs über mich besonders interessierende Themen (etwa Familie in der Gegenwart, Beruf, Schichtung, Industrie- und Betriebssoziologie, Recht, das Problem der Masse), die zumeist mit Übungen kombiniert waren [...], in denen Forschungsprobleme oder -projekte diskutiert werden sollten. Hier waren vor allem die*

[288] König 2000, Brief 274, undatiert, Ende Juli 1938 an die Mutter Marguerite König, zit. in Moebius 2015b, S.254.

zukünftigen Doktoranden aktiv» (König 1999, S.122)

In diesen Spezialkollegs geht René König seinen Interessen nach und kommt dabei in engeren Kontakt mit Studierenden. Er nutzt die Lehre gleichsam, um sich in verschiedenen Feldern der Soziologie einzuarbeiten. «Die Tätigkeit eines Privatdozenten [bestehe] darin [schreibt er in seinen autobiographischen Erinnerungen], sich zu Lasten seiner Zuhörer in der von ihm vertretenen Disziplin auszubilden.» (König 1999, S.121)

Bald versammelt König eine kleine, Zahl von Schülern um sich. Über die Jahre hinweg gehören zu diesem Kreise Ernest Zahn, Jiri Nehnevasja, Rinaldo Andina, Hansjürg Beck, Ernst Kux, Rolf Bigler, Jacob Taubes, Hans Weiss, Max Leutenegger, Clara Vontobel, Lucie Staempfli, Peter Atteslander und Peter Heintz (vgl. Moebius 2015b, S.255 und König 1980, S.139f.; Atteslander 1996, S.166, Hoffmann-Nowotny 1992, S.219). Angestossen durch ihren Lehrer stürzen sich diese in die Arbeit: «Wir wuchsen zu einer verschworenen Bande zusammen. Wir versuchten, ohne jegliche Mittel, empirische Forschung unter wahrlich abenteuerlichen, ich würde heute sagen unzumutbaren, Umständen durchzuführen.» (Atteslander 1996, S.166)

Die Wissenskultur um René König charakterisiert sich trotz widriger Bedingungen und nicht vorhandener finanzieller Mittel durch eine ausgeprägte Forschungsorientierung. In den Spezialkollegs bewegt König Studierende dazu, Forschung zu betreiben. Eine Reihe von Dissertationen findet so ihren Anfang. Doch auch hier fehlt das Geld, um empirisch zu arbeiten. Die Forschungsarbeiten sind nur dank der Bereitschaft von Studierenden möglich, sich über das eigentliche Studium hinaus zu engagieren. Notgedrungen müssen sie ihre Untersuchungen – soweit dies denn nötig ist – selbst finanzieren. Um beispielsweise Adressen aus der Einwohnerkartei zu Forschungszwecken erwerben zu können, jobbt Peter Atteslander in Nachtarbeit bei der Sihlpost (Atteslander 1996, S.166). Die Verschränkung von Lehre und Forschung sind ein Schlüsselmoment der Wissenskultur um den prekären Privatdozenten und seine Studierenden. Mit diesem beschäftigt sich König später explizit in einem Aufsatz: 1966 skizziert er in den «Soziologischen Arbeiten» das Zusammendenken von Lehre und Forschung als Idealfall des Studiums der Soziologie:

> *«Wir müssen uns darüber klar sein, daß zu einem adäquaten Lehrbetrieb an jeden Lehrstuhl ein eigenes Forschungsinstitut angeschlossen werden muß, in dem die Studenten ihre erste Praxis mit Forschungstechniken durchmachen.»* (König 1966, S.43)

Das Zusammenspiel zwischen Unterricht und wissenschaftlicher Arbeit lässt sich anhand der «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» gut nachvollziehen. Die Beiträge zwei und drei der Reihe nehmen ihren Anfang unmittelbar in einer Lehrveranstaltung zum Themenkomplex «Arbeit, Industriebetrieb, Beruf».

> *«Ich erinnere mich [...] an ein besonders gelungenes Seminar, in dem Jacob Taubes über die Arbeitsvorstellung des Judentums, ein Theologe, dessen Namen ich vergessen habe über die Arbeitsvorstellung des Christentums, der Ägypter Hussein Monès über die besonderen Arbeitsvorstellungen des Islams und des Koran, ein Katholik über die katholische Welt und Clara Vontobel über die Arbeitsvorstellungen der protestantischen Sekten berichteten.»* (König 1980, S.123)

Für Taubes und Vontobel war das Seminar Anstoss zur Doktorarbeit. Ihre Beiträge stehen exemplarisch für die Verzahnung von Unterricht und wissenschaftlicher Arbeit, welche die Wissenskultur um König ausmacht. Beides sind historisch angelegte Dissertationen, ohne empirischen Charakter. Angeregt durch und aufbauend auf ihrem Referat untersucht Klara Vontobel[289] in ihrer Dissertation «Das Arbeitsethos des deutschen Protestantismus von der nachreformatorischen Zeit bis zur Aufklärung» (Vontobel 1946) Mit Quellen aus dem Zeitraum zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert zeichnet sie die Diffusion des protestantischen Arbeitsethos in die «Alltagsmoral» bis an die Schwelle des 19. Jahrhundert nach (Vontobel 1946, S.1; König 1980, S.123). Auch die Idee zu Jacob Taubes Dissertation entsteht in diesem Seminar (König 1980, S.123).[290] Unter dem Titel «Abendländische Eschatologie» setzt er sich mit

[289] Klara Vontobel ist die erste Schweizerin die an der Theologischen Fakultät promoviert (Universität Zürich 2013, S.2).

[290] Gleichzeitig stützt sie sich auch auf eine Vorlesung Königs zu Karl Marx ab. (König 1980, S.123)

der «Geschichte des eschatologischen Gedankens von den alten Juden bis [...] Karl Marx» auseinander (Regio-Verlag 1951, S. 191). Wie schon Vontobels Doktorarbeit ist auch Taubes Beitrag zur Buchreihe historisch ausgerichtet.

Die Zürcher Jahre René Königs charakterisieren sich jedoch nicht allein durch eine besondere Verzahnung von Lehre und Forschung, vielmehr vermengt sich das Geschehen an der Universität zunehmend auch mit dem Privatleben Königs und seiner Studierenden. Im Unterricht begeistert König die Anwesenden. Als Lehrer erscheint er nahbar. Er sucht den Kontakt zu den Studierenden, geht mit ihnen ins Kino und im See baden – «damals etwas sehr Ungewöhnliches» wie Zahn (1992, S.279) bemerkt. König habe ihn «bald nach Beginn» des Studiums zu sich nach Hause eingeladen, schildert Peter Atteslander rückblickend.[291] Später sei er «sehr oft bei Königs in der Hallenstrasse [gewesen] und dies in mancherlei Funktionen, worunter die des Babysitters, immer aber des Kostgängers und Zuhörers, wenn Gäste kamen zählten.» (Atteslander 1996, S. 165f.) Ähnlich berichtet auch Zahn: «Es interessierte ihn, was unsereins tat und trieb.» «Der Kontakt war gleich so, dass ich ihm erzählen konnte (was natürlich gar nicht meine Absicht gewesen war), dass ich in einer Seidenweberei am Albis Schwierigkeiten mit der Arbeitsbewilligung gehabt hatte» (Zahn 1992, S.278). In Ermangelung von Institutsräumlichkeiten (weder bestand zu diesem Zeitpunkt ein soziologisches Institut noch standen König an der Universität Büroräumlichkeiten zur Verfügung) wird Königs Privatwohnung zum zentralen räumlichen Bezugspunkt für den engeren Kreis interessierter Studierender. Dort besuchen sie ihn, dort treten sie mit ihm in Kontakt. «Seine Wohnung und Privatbibliothek [werden] zum Treffpunkt eines permanent diskutierenden Kreises.» (König 1996) Viele der Doktoranden sind regelmässig zu Gast bei König. Da die Universitätsbibliothek nicht über die gewünschten Bücher verfügt, weichen sie auf Königs Privatbibliothek und jene des Sozialarchivs aus (Atteslander 1996, S.166). «Für die vielen Ausländer in seiner Vorlesung [wird] König eine Art Integrationsfigur.» (Zahn 1992, S.278)

---

[291] Auch Ernest Zahn (1992, S.279) berichtet davon, dass König ihn zu sich nach Hause einlud: « Er lud mich statt dessen in seine Wohnung ein. Dort bekam ich später eine Vorstellung davon, wie er zu arbeiten pflegte.

An der Universität selbst hat die Soziologie zu diesem Zeitpunkt einen geringen Stellenwert. Sie sei kein «sonderlich geschätztes Fach gewesen» (Zahn 1992, S.278). In einem autobiographischen Text schreibt Atteslander (1996, S.162) «von der Unmöglichkeit Soziologie zu studieren». Versuche die Universitätsbibliothek dazu zu bewegen, moderne soziologische Bücher anzuschaffen scheitern ebenso wie ein Vorstoss bei der Erziehungsdirektion, den Studierenden wenigstens einen Raum für eigene Bücher zur Verfügung zu stellen.

«Wir hatten kein eigenes Institut und es gab kaum Fachbücher. Man muss sich das vorstellen: Die Bücher, die wir individuell kauften, erfassten wir in Listen, sodass wir gezielt die Bücher untereinander austauschen konnten.» (Atteslander 2003, S.3) «Wer von uns Doktoranden ein Buch kaufte, sprach es mit den anderen ab, so dass wir untereinander mit möglichst wenig Mitteln über möglichst viele Lehrbücher verfügten.» (Atteslander 1996, S.166) «Teure Bücher forderte König bisweilen als Freiexemplare an und besprach sie anschliessend in der liberalen «Weltwoche» oder im «St. Galler Tagblatt» (König 1996). Hierbei waren Kontakte zum bekannten Weltwoche Redakteuren Francois Bondy hilfreich, der jeweils für König bei Verlagen Rezensionsexemplare beschafft (Atteslander 1996, S.168).

Auch über die Beschaffung von Literatur hinaus organisiert sich die Gruppe um König zunehmend selbst: «Letztlich hatten wir dann doch irgendwo in der Stadt in einem Büro der Schweizerischen Landesplanung einen eigenen Raum für uns. Wir haben also die Soziologie sozusagen neben der Universität studiert. Dies führte natürlich dazu, dass Studenten und Dozenten sehr eng zusammenkamen.» (Atteslander 2003, S.3) Dass sich das Studium auf Doktoratsstufe in der Folge immer mehr aus dem institutionellen Kontext der Universität hinaus verlagert, widerspiegelt sich in einer Klage die Studierende 1952 in die Öffentlichkeit tragen:

> *«Seit 29 Semestern ist Soziologie an der Universität Zürich ein Studium, das man wohl privat bei Professor König, nicht aber an der Universität absolvieren kann. Eine soziologische Bibliothek gibt es nicht. Arbeitsräume für die Soziologen fehlen. Und an der Philosophischen Fakultät I kann man nicht mit Soziologie im Hauptfach abschliessen. Um es kurz zu sagen: Soziologie ist nicht als akademisches Lehrfach anerkannt.»* (König 1996, S.23)

6.2.1.7. Zusammenfassung

Die Wissenskultur um René König erscheint insofern bemerkenswert, als dass sie hauptsächlich von Dynamiken zehrt, die sich ausserhalb der institutionellen Grenzen der Universität ergeben. Sie besteht in mehreren Belangen nicht dank der Universität, sondern vielmehr trotz ihr.[292] Obwohl sich hinsichtlich des Entwicklungsstandes der Soziologie während Königs Wirkungsphase in Zürich keine der am Anfang dieser Arbeit betrachteten ‹gewöhnlichen› Meilensteine der Institutionalisierung feststellen lässt – weder ist es während dieser Jahre möglich, auf reguläre Weise einen Abschluss in Soziologie zu machen, noch wird im betrachteten Zeitraum an der Universität Zürich eine Professur für Soziologie oder ein soziologisches Institut errichtet – verfestigt sie sich dennoch in bemerkenswerten Ausmass, organisatorisch wie auch denkmässig. Das konkrete Interaktionsgeschehen, in dem diese Verfestigung gründet ist gekennzeichnet durch eine kollegiale, ja bisweilen freundschaftliche Nähe zwischen Privatdozent und Studierenden. Innerhalb der «verschworenen Bande» um König herrscht eine Grundstimmung des Miteinanders vor. Die nötigen Ressourcen für Teile des Studiums, aber auch für Forschungsarbeiten (seien diese räumlicher, personeller oder finanzieller Art) beschaffen sich König und seine Studierenden ausserhalb gängiger Budgetierungs- und Finanzierungsprozesse. Fehlendes Geld erarbeiten sich sowohl der Privatdozent als auch die Studierenden über Nebentätigkeiten ohne Bezug zur akademischen Welt. Räumliche sowie auch sachliche (gemeint sind hier vornehmlich Bücher) Ressourcen beschafft König dank Beziehungen ins ausseruniversitäre Feld (bspw. zu einem befreundeten Redakteur der Weltwoche oder aufgrund eines persönlichen Drahts zu Organisationen wie der Schweizerischen Landesplanung). Der Privatdozent ist gut vernetzt – wenn auch vornehmlich ausserhalb der Universität. Atteslander spricht hierbei von einem «kulturellen Maquis» des Zürichs der Nachkriegs-

[292] Bezeichnend formuliert dies Atteslander (1996, S.171): «Versuche ich zusammenzufassen und mich der Frage zu widmen, wie meine Kollegen und ich damals in Zürich zu Soziologen wurden, so gerade weil es eigentlich unmöglich war, Soziologie zu studieren. Alles geschah im Nebenfach, ohne jegliche institutionelle Hilfe.»

jahre, von dem König gezehrt habe. Der Begriff bezeichnet so etwas wie eine «Untergrundbewegung» oder «Résistance». Diese sei für König als Ausländer von essentieller Bedeutung gewesen, habe für Personen wie ihn jedoch nur dank «eines erheblichen Anteils an ortsansässigen Eingeborenen» ‹funktionieren› können (Atteslander 1996, S.168). Damit sind wohl die vielfältigen Beziehungen Königs bezeichnet, vornehmlich zu anderen Exilierten und Intellektuellen wie François Bondy und Werner Rings, oder auch zu Personen wie Hans Aregger, dem damaligen Sekretär der Schweizerischen Landesplanung.

Die Wissenskultur rund um König in Zürich bringt schliesslich auch ein klares Verständnis der Soziologie als empirischer Gegenwartswissenschaft bzw. ein eigenes Konzept von Soziologie hervor (vgl. Moebius & Griesbacher 2019, S.560). Dieses festigt und bewährt sich im Rahmen eines ausgeprägt an Forschung orientierten Studiums sowie konkreten empirischen Forschungsarbeiten. Insofern kann konstatiert werden, dass im Zusammenhang mit der Soziologie in Zürich um König und seine Studierenden, wenn auch hauptsächlich informell angestossen, eine vielversprechende Ausgangslage zu ihrer Institutionalisierung bestand. Dies obwohl König an der Universität Zürich jeglicher Weg zur Verstetigung seiner Anstellung oder aber seiner Lehr- und Forschungstätigkeit verbaut worden ist. Es wären eigentlich Ansätze dagewesen, aber der Institutionalisierungsprozess ist letztlich nicht gelungen. Mit Königs Weggang kommt die vielversprechende Entwicklung Anfang der 1950er unvermittelt zum Abbruch (sein Nachfolger Alexander von Schelting zeichnet sich durch ein diametral entgegengesetztes Profil aus, arbeitet vornehmlich theoretisch und stösst entsprechend keine empirischen Forschungsprojekte an). Indes werden später mehrere Schüler Königs zu Ordinarien (so u.a. Peter Atteslander und Peter Heintz) oder frühen Mitgliedern – teils gar Gründungsmitgliedern – der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (wie z.B. Max Leutenegger, Hans Weiss, Ernst Stauffer, Ernst Kux, Peter Atteslander und Rolf Bigler). Während also die organisatorische Verfestigung der Soziologie zum Abbruch kommt (bzw. die Schriftenreihe nach Köln abwandert und an König gebundene Ressourcen wie der Zugang zu Räumlichkeiten der Schweizerischen Landesplanung wegfällt), scheint die denkmässige Eigenständigkeit ansatzweise über das Weiterwirken seiner Schüler gesichert.

In verschiedenen Arbeiten legt Markus Zürcher eine Reihe von Gründen für das Scheitern der Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Zürich während

Königs Wirkungsphase ausführlich und überzeugend dar (Zürcher 1995a & 1995b). Aus seiner Analyse geht hervor, dass Königs «soziologischer Blick auf die eigenen Lebensverhältnisse provozierte» und dass ihm seine deutsche Herkunft bzw. seine «fehlende Vertrautheit mit den Schweizerischen Verhältnissen» vorgehalten wurde (Zürcher 1995b & Zürcher 1995a, S.284). Der «universitären Institutionalisierung der Soziologie so Zürcher sei «im Namen eines gefährdeten Schweizertums gewehrt» worden. Der nationale Mythos habe über die soziologische Aufklärung triumphiert (Zürcher 1995a, S. 290).

> *«Die Soziologie Königs, ja die Soziologie schlechthin [sei als] unschweizerisch [betrachtet worden], weil sie angebliche Eigenarten und Besonderheiten des schweizerischen Zusammenlebens negiert. (...) Der soziologische Blick auf die eigenen Lebensverhältnisse wurde zur ausländischen Zumutung stigmatisiert: Er verbindet hochmütige Intellektuelle, Geldprotze und Ausländer in ihrer Entfremdung vom Alltag in der schweizerischen Gemeinschaft.»* (Zürcher 1995a, S.284)

Zürchers Ausführungen überzeugen. Er betont vor allem Vorbehalte, die gegen König aufgrund dessen deutscher Staatsbürgerschaft geäussert werden, und diese lassen sich anhand von Protokollen und anderen Archivmaterialien auch nachvollziehen. Ergänzend bleibt dem hinzuzufügen, dass König und seine Studierenden in ihren Forschungsarbeiten verschiedene Themen bearbeiten, die einen gewissen Zündstoff bargen (erwähnt seien vor allem Königs Arbeit im Zusammenhang mit der Familienschutzinitiative sowie die Dissertation von Hansjürg Beck). Darüber hinaus birgt das Verständnis einer empirischen Soziologie mit aufklärerischem Anspruch, wie es König sowohl in den Materialien zur Soziologie der Familie als auch in der Publikation «Soziologie heute» skizziert, durchaus Potenzial zur Provokation.

König betreibt Soziologie auf eine bestimmte Weise, getragen von einem spezifischen Verständnis. Es griffe also zu kurz, die Ablehnung der Soziologie, wie sie König betrieb, mit der Ablehnung der Soziologie per se gleichzusetzen. Dies wird nachfolgend deutlich, wenn wir die von Richard F. Behrendt begründeten «Berner Beiträge zur Soziologie» betrachten. Behrendt, ebenfalls deutscher Staatsbürger, wird ein Jahr nachdem König Zürich verlassen hat, nach Bern berufen. Er ist dort einer der ersten

ausländischen Professoren. Während Behrendt in wissenschaftspolitischen Stellungnahmen die vermehrte Beforschung von Schweizer Themen fordert, unterlässt er es, diese als ‹Aussenstehender› konkret zu benennen und vermeidet es in seiner eigenen Forschungstätigkeit heikle Themen anzugehen. Im Unterschied zu König, der beispielsweise mit den von ihm angestossenen stadtsoziologischen Untersuchungen eher entgegen den Interessen der Behörden zu forschen schien, wählt Behrendt den Weg der Kooperation. Verschiedentlich kooperiert er mit Behörden und privaten Akteuren. Weder die disziplinäre Verortung, noch die ausländische Staatsbürgerschaft erscheinen derart betrachtet als alleinige Gründe für eine gescheiterte Institutionalisierung in Zürich. Mitentscheidend ist nicht zuletzt auch die Art und Weise des Auftretens gegenüber anderen Akteuren und mit welchem Selbstverständnis Soziologie betrieben wird.

6.2.2. Richard F. Behrendt in Bern – die «Berner Beiträge für Soziologie»

1959, im Vorjahr der Gründung des «Institut für Soziologie und sozio-ökonomische Entwicklungsfragen» ruft Richard F. Behrendt die Schriftenreihe «Berner Beiträge zur Soziologie» ins Leben. In ihr erscheinen «Arbeiten, die im Rahmen des Instituts [...] (oder des ihm vorangegangenen soziologischen Seminars) an der Universität Bern entstanden sind, und durch ihre Qualität und die Bedeutung ihrer Themen eine Veröffentlichung rechtfertigten.»[293] Behrendt ist zu diesem Zeitpunkt seit drei Jahren Ordinarius, bereits 1953 wurde er auf ein Extraordinariat an der Universität Bern berufen (Lüscher 2018, S.10). Bald etabliert sich ein reger Austausch mit Akteuren ausserhalb der Universität. Das von Behrendt begründete «Institut pflegt enge Beziehungen zu Personen und Organisationen aus der Praxis» (Windisch 2005, S. 27). Wiederholt kommt es zu Kooperationen und Auftragsarbeiten.[294] Auch universitätsintern arbeitet

[293] Berner Beiträge für Soziologie Band 2, Buchumschlag-Innenseite.

[294] So handelt es sich beispielsweise bei Band 6 (Lüscher 1961) um eine Arbeit im Auftrag des Auslandschweizerwerkes der «Neuen Helvetischen Gesellschaft» und bei Band 10 (Lüscher 1965) um eine Arbeit im Auftrag des Kanton Bern.

Behrendt verschiedentlich mit anderen Ordinarien zusammen. In den Berner Beiträgen zur Soziologie widerspiegeln sich seine Kontakte zur Bundesverwaltung, zu kantonalen Behörden und anderen Universitätsmitgliedern (Interview Steiner 2020). Die Schriftenreihe dokumentiert die rege Forschungstätigkeit des Instituts. Möglich ist die Lancierung der Berner Beiträge erst dank Behrendts vielfältiger Kontakte. Mit der Hilfe eines grosszügigen Förderkreises, der ihn auch bei der Gründung des «Instituts für Soziologie und sozio-ökonomische Entwicklungsfragen» unterstützt, gelingt es ihm die Schriftenreihe zu realisieren. Gleichzeitig ist der Verleger Paul Haupt ihm gegenüber aufgeschlossen, zeigt er doch ein «grosses und keineswegs nur kommerzielles Interesse an der Soziologie» (Lüscher 2018, S.10, Lüscher 2014, S.18).

Zwischen 1959 und 1965 erscheinen unter Behrendts Herausgeberschaft 11 Bände in der Schriftenreihe. Vornehmlich sind dies Dissertationen seiner Schüler (so jene von Urs Jaeggi 1959, Jürg Steiner 1961 und Kurt Lüscher 1965) sowie Einzelarbeiten von Studierenden und Assistierenden (Jürg Steiner 1959, Urs Jaeggi 1963 und 1965, Armin Kamer 1963, Kurt Lüscher 1961).[295]

Nachdem Behrendts 1965 nach Berlin übersiedelt und dort eine Stelle als Ko-Direktor des Deutschen Institut für Entwicklungspolitik antritt (Windisch 2005, S.29), betreut sein Nachfolger Kurt B. Mayer die Berner Beiträge. Rasch verliert die Buchreihe an Dynamik. Nur noch gelegentlich erscheinen neue Arbeiten. Schliesslich kommt es unter Walter Rüegg zum Stillstand. 1977 erscheint mit der Dissertation von Urs Scheidegger der letzte Band der Berner Beiträge.[296]

---

[295] Jedoch findet sich auch eine Examensarbeiten (so jene von Max Dahinden 1960) und ein Ergebnisbericht zu einem kollektiven Forschungsprojekt in den Berner Beiträgen (Richard F. Behrendt et al. 1960).

[296] Erschienen unter Behrendts Ägide zwischen 1959 und 1965 elf Bände, so folgen unter Mayer bis 1975 lediglich fünf Bände, wovon lediglich zwei unter seiner Anleitung entstanden. Die drei weiteren Bände gehen auf andere Professoren zurück: Bei Band 12 handelt es sich um eine Basler Dissertation, die von Heinrich Popitz betreut wurde. Band 13 geht seinerseits auf eine Untersuchung zurück, die noch unter Behrendt in Angriff genommen wurde. Bei Band 14 handelt es sich um eine von Kurt Lüscher, einem Schüler von Behrendt, betreute Arbeit.

Nebst Einblicken in die Forschungsschwerpunkte und Themen des Instituts, vermag die Schriftenreihe auch spannende Einsichten in die Arbeitsweise Behrendts bzw. des Instituts, aber auch Rückschlüsse auf die Wissenskultur rund um den Berner Ordinarius zu eröffnen.

6.2.2.1. Thematische, methodische und theoretische Ausrichtung der «Berner Beiträge»

Die meisten unter Behrendt erschienen Beiträge sind empirisch ausgerichtete, statistische Arbeiten, im Rahmen derer mittels standardisierten Fragebögen unterschiedliche Themenfeldern wie die «Beziehung zwischen den Stimmberechtigten und den Gewählten in ländlichem und städtischem Milieu», die «zahlenmässige[n] Entwicklung des Hochschulstudiums von Schweizern» oder die Demographie der schweizerischen Studierenden an der Universität Bern untersucht wurde.[297] Thematisch reichen die Beiträge von staatssoziologischen Fragestellungen über Untersuchungen zu Sport an Hochschulen bis hin zu Arbeiten über Auslandschweizer und ihre Beziehungen zum Herkunftsland. Durchwegs weisen sie einen lokalen, regionalen oder nationalen Bezug auf, ja zeugen vom Interesse welches das Berner Institut für Soziologie und sozio-ökonomische Entwicklungsfragen v.a. regionalen Themen entgegenbringt (vgl. Lüscher 2018, S.10).

[297] Behrendt arbeitete mit dem Statistikprofessor Walter Wegmüller zusammen, der bei mehreren Arbeiten für die mathematische/statistische Auswertung verantwortlich zeichnete oder beratend zur Verfügung stand (Bände 1, 4, 5, 6, 8, 9)

Insbesondere die Bibliographien der frühen Bände sind eher dünn.[298] Schwerpunktmässig sind diese Arbeiten auf die statistische Auswertung von Befragungen sowie auf die Erarbeitung von Indices zur Messung bestimmter Phänomene ausgerichtet.

Dies überrascht insofern, als dass Behrendt selber weder empirisch forschte noch mit Statistik vertraut war.[299] Rückblickend erklärt dies Jürg Steiner, Autor des ersten Bands der Schriftenreihe, damit, dass Behrendt vor allem Geschichtsphilosoph gewesen sei.[300] Er habe primär Ideengeschichte gelesen, selbst keine empirische Forschung betrieben und seinen Studierenden auch kein theoretisches Gerüst für empirische Arbeiten angeboten. Viele Bände der Berner Beiträge seinen daher theoretisch eher

[298] Im Literaturverzeichnis von Band 4 finden sich zehn Quellen, in jenem von Band 1 lediglich vier Quellen und Band 2 kommt gänzlich ohne Literaturverzeichnis aus. Eine Ausnahme stellt die theoretische Arbeit von Urs Jaeggi zur «gesellschaftliche[n] Elite» dar (vgl. Band 3 der Reihe).

[299] Windisch (2005, S.47) schreibt zwar, dass die lateinamerikanische Phase Behrendts, aufbauend auf welcher er in Bern seine entwicklungstheoretischen Hauptschriften verfasst habe, «das empirische Fundament [...] und die Voraussetzung für Behrendts weitere Auseinandersetzung mit sozialem Wandel und sozio-ökonomischer Entwicklung» gewesen sei, expliziert aber nicht weiter, worin Behrendts empirische Arbeiten bzw. sein empirischer Zugang genau bestanden habe. Auch lassen sich in Behrendts Bibliographie zu seiner Zeit in Amerika keine dezidiert empirisch orientierten Arbeiten identifizieren. (vgl. Windisch 2005) Ein Hinweis von Windisch auf fortlaufende Materialsammlung während der Berner Zeit mittels des von Behrendt initiierten und von seinen Assistenten betreuten ‹Schuhkartonsarchivs› in dem zahllose Informationen und Zusammenfassungen empirischen Materials zu verschiedenen Kategorien – Kooperationsformen, Industrialisierung, sozialer Wandel, soziale Schichten, politische Strukturen etc. – bezüglich der sog. Entwicklungsgesellschaften gesammelt» worden seien (vgl. Windisch 2005, S.47), mag zwar auf ein Interesse an empirischen Studien hinweisen, erscheint jedoch nicht geeignet als Beleg für das angeführte «empirische Fundament» von Behrendts Entwicklungssoziologie.

[300] Dies deckt sich insofern mit Lüschers (2014, S.16) Einschätzung, als dass Behrendt diesem zufolge einen der historischen Stränge der Soziologie repräsentierte.

knapp verortet und in der Auswertung von Statistikern geprägt.[301] Seine eigene Dissertation über «die Anteilnahme der Stimmbürger am politischen Leben ihrer Gemeinde» bezeichnet Steiner als «barefoot empiricism». Er habe der Theorie wenig Raum zugestanden, und «einfach geschaut, ob die jüngeren sich weniger beteiligten als die alten» oder ob sich Unterschiede über verschiedene Berufsgattungen hinweg erkennen liessen (Interview Steiner 2020). Das nötige Wissen zur Durchführung der empirischen Untersuchungen, die er am Berner Institut zur Publikation brachte (Steiner 1959, Steiner 1961), habe er sich selber aneignen müssen. Denn Behrendt habe «empirisch nicht viel verstanden» (Interview Steiner 2020).

Ähnlich verhielt es sich wohl mit der Datenanalyse. Die ausgeprägte Orientierung an statistischen Methoden und Auswertungs- bzw. Analyseverfahren – von der die Berner Beiträge zur Soziologie zeugen – spiegelt sich in der wiederholten Kooperation mit dem Statistikprofessor Walter Wegmüller vom Institut für Versicherungslehre und mathematische Statistik. Verschiedentlich steht dieser beratend zur Verfügung und wird für die mathematische und statistische Auswertung beigezogen (Bände 1, 4, 5, 6, 8, 9). Für methodische Fragen verwenden mehrere Autoren die Arbeiten des Schweizer Statistikers Arthur Linder, obwohl sich diese an Naturwissenschaftler, Medizinern und Ingenieuren richten.[302] Zusammenfassend lässt sich die soziologische Forschung am Berner Institut (insbesondere in den frühen 1960er Jahren) als empirisch ausgerichtet und stark durch methodische Zugänge aus dem Feld der Mathematik und der ‹exakten› Wissenschaften geprägt beschreiben.

Während Behrendt den Mangel an statistischer Expertise über die Kooperation mit Ordinarien aus anderen Fachgebieten kompensiert, schliesst er die Lücke im Feld der empirischen Sozialforschung über neue Mitarbeiter. Ab den späten 1950er Jahren vermittelt der erfahrene Assistent Peter Atteslander in soziologischen Übungen grundlegendes theoretisches wie auch praktisches Wissen zur empirischen Sozialforschung.

[301] Insbesondere die Bände 1-7 scheinen in der Forschungsmethodik und der Auswertung vornehmlich durch Statistiker geprägt gewesen zu sein. Ab Band 8 (1963) wird wiederholt Peter Atteslander im Hinblick auf empirische Aspekte erwähnt.

[302] Linder, Arthur, 1951. Statistische Methoden für Naturwissenschaftler, Mediziner und Ingenieure.

In Seminaren bereitet er die Soziologiestudierenden auf Untersuchungen vor so bspw. im Rahmen eines Forschungsprojekts über den Wandel von Berggemeinden im Berner Oberland, aus welchem Urs Jaeggis Habilitation hervorgeht (vgl. Atteslander 2011; Jaeggi 1963, Jaeggi 1965).

Über die quantitative Vorgehensweise und die empirische Ausrichtung hinaus lassen sich nur bedingt Parallelen zwischen den einzelnen Arbeiten der Schriftenreihe feststellen. Die Einbettung in theoretische Ansätze oder Bezugsrahmen ist in den Berner Beiträgen von untergeordneter Bedeutung. Eine Gemeinsamkeit hinsichtlich der theoretischen Verortung der einzelnen Beiträge lässt sich jedoch feststellen. Zur Analyse der statistischen Daten greifen mehrere Autoren auf die Beziehungslehre[303] von Leopold von Wiese zurück.[304] Steiner verwendet sie, um soziale Beziehungen «in der Flut der sozialen Prozesse» als Abstandszustände zu begreifen (vgl. Steiner 1959, S. 12). In Kamers Arbeit dient sie als Referenzpunkt für die Begriffsbildung (vgl. Kamer 1963, S.11). Nebst Max Weber sei Leopold von Wiese für Behrendt ein zentraler theoretischer Fixpunkt gewesen, erinnern sich mehrere Studierende (vgl. Jaeggi ohne Datum S.6; Interview Steiner 2020; Lüscher 2014, S.19).[305] Dies kam wohl nicht von ungefähr. In den 1920er Jahren studierte Behrendt in Köln und besuchte Von Wieses Vorlesungen. Er habe Leopold von Wiese als akademischen Lehrer tief bewundert. (Windisch 2005, S.80) Später bezieht er sich immer wieder auf ihn und dekliniert das ganze Spektrum sozialer Beziehungen anhand seiner Beziehungslehre durch (Inter-

[303] vgl. Leopold von Wiese, 1955. System der Allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre). Dritte Aufl. Berlin.

[304] So beispielsweise zur Untersuchung der «Beziehungen zwischen den Stimmberechtigten und den Gewählten in ländlichem und städtischem Milieu» (Band 1), der Beziehung junger Auslandschweizer zu ihrem Ursprungs- sowie ihrem Wohnland (Band 6) oder der Assimilation von Zuzügern in eine wachsende Industriestadt (Band 9).

[305] Dies widerspiegelt sich in einigen der Arbeiten von Behrendts Schülern. Besonders Jürg Steiner[305] (Band 1 und Band 5 der Reihe), Kurt Lüscher (Band 6) sowie Armin Kamer[305] orientierten sich an Leopold von Wieses Beziehungslehre.

view Steiner 2020). Entsprechend habe Behrendts Soziologie einen formalen Einschlag (Interview Lüscher 2020). Von Wieses Beziehungslehre kann als Behrendts Hauptbezug im Feld der Soziologie betrachtet werden.

Rückblickend erscheint Behrendt weniger als empirischer Sozialforscher, denn vielmehr als «wohlwollender Förderer» (Interview Steiner 2020). Seinen Studierenden und Mitarbeitern bereitet er über Kontakte zum *Institut für Mathematische Statistik und Versicherungslehre* sowie zu kantonalen als auch eidgenössischen Behörden den Weg, um selbst empirische Untersuchungen durchzuführen. Für die theoretische Verortung bietet er ihnen Orientierungspunkte an. Indes setzt er kein geschlossenes Gedankengebäude voraus, in das die Studierenden ihre eigenen Arbeiten hineinzupressen hätten. Lüscher spricht von einer Attitüde «fordernder Förderung», die sich in einer «überaus verlässlichen und umsichtigen Unterstützung fortsetzte, wenn es um die berufliche Fortentwicklung ging.» (Lüscher 2014, S.17)

6.2.2.2. Die Literaturverweise in den Berner Beiträgen zur Soziologie

Im Regelfall zeichnen sich die Publikationen in der Reihe der Berner Beiträge zur Soziologie dadurch aus, dass sie sich primär auf deutschsprachige, sekundär auf englische und nur tertiär auf französischsprachige Quellen abstützen.[306] Die Quellen aus

[306] Eine Analyse der Literaturverweise in den Berner Beiträgen zeigt, dass sich die Autoren der einzelnen Beiträge primär am deutschen Sprachraum (66.58% der Quellen, wobei 8.96% auf die Schweiz entfallen), sekundär am angelsächsischen Sprachraum (25.54% der Quellen, wobei 0.13% auf die Schweiz entfallen) und nur gering am französischen Sprachraum (4.26% der Quellen, wobei 0.64% auf die Schweiz entfallen) orientierten. Zwar finden sich in der Mehrheit der Publikationen einige thematisch relevante französischsprachige Quellen, jedoch sind diese in den seltensten Fällen soziologischen Charakters. (z.B. finden sich in einer Publikation zur Versammlungsdemokratie französische Texte zur athenischen Demokratie.) Berücksichtigt man lediglich die Beiträge die unter Richard F. Behrendt erschienen sind, so ist die Verteilung etwa ähnlich: 67.60% deutschsprachige Quellen – wobei 9.16% auf die Schweiz entfallen –, 4.91% französischsprachige Quellen – wobei 0.93% auf die Schweiz entfallen und 27.49% englischsprachige Quellen – wobei 0% auf die Schweiz entfallen.

der Schweiz machen dabei einen sehr kleinen Teil der einzelnen Bibliographien aus.[307] Allein in der Arbeit von Urs Jaeggi spielen theoretische Ansätze aus der französischsprachigen Soziologie eine Rolle (und auch dort sind sie von untergeordneter Bedeutung).[308] Darüber hinaus findet keine Rezeption von Theorien oder bedeutsamen soziologischen Arbeiten aus der französischsprachigen Soziologie statt.

Als zentrale Personen in der Reihe stechen Behrendt und König hervor. Im Vergleich dazu fallen die beiden anderen Herausgeber Kurt B. Mayer und Walter Rüegg, welche die Reihe von Band 12 bis 18 betreuten klar ab.[309] Nebst Behrendt und König sowie deren Schülern, finden sich kaum Arbeiten von anderen Soziologen, die während jener Jahre in der Schweiz tätig waren. Einzig Roger Girod, Heinrich Popitz und Paul Trappe[310] werden noch mehrfach aufgeführt. Kaum rezipiert werden Arbeiten von Soziologen aus der französischsprachigen Schweiz.[311] Referenzpunkte sind geografisch

---

[307] Lediglich 9.73% aller Quellen – 153 an der Zahl – auf die Schweiz ab. Diese Prozentzahl gliedert sich wie folgt auf: der Anteil der deutschsprachigen Quellen aus der Schweiz beläuft sich auf 8.96% (141 Quellen), jener der französischsprachigen aus der Schweiz auf 0.64% (10 Quellen) und jener der englischsprachigen auf 0.13% (2 Quellen).

[308] Jaeggi zitiert 81 deutschsprachige; 54 englische und 9 französische Quellen. Sorel, Georges (1918). Matériaux d'une théorie du prolétariat ; Sorel, Georges (1922). Réflexion sur la violence ; Durkheim, Emile (1895). Les règles de la methode sociologique ; Comte, Auguste (1884) Soziologie (übersetzung) Comte, Auguste (1842). Cours de philosophie positive ; Comte Auguste (1915). Discours sur lensemble du postivisime (übersetzung) Gurvitch, Georges (1955). Determinismes sociaux et liberte humaine ; Pareto, Vilfredo (1917-1919). Traité de Sociologie Générale.

[309] Richard F. Behrendt wird verteilt über zehn Bände 26 Mal und René König verteilt über zehn Bände 17 Mal zitiert. Kurt B. Mayer wird leidglich einmal zitiert, Walter Rüegg drei Mal (wobei alle drei Quellen auf denselben Beitrag fallen). Auch werden vereinzelt Arbeiten der Schüler von Behrendt und König rezipiert: Urs Jaeggi und Kurt Lüscher werden beide je fünf Mal, Peter Heintz, Peter Atteslander und Jürg Steiner je vier Mal zitiert. Bis auf Heintz publizierten alle in der Reihe der Berner Beiträge und/oder arbeiteten mit Behrendt zusammen.

[310] Girod vier Mal verteilt über vier Bände, Popitz drei Mal verteilt über zwei Bände und Trappe zwei Mal in einem Band. Im Weiteren werden einmal zitiert: vier Schüler von Heinrich Popitz (Schneider, Latscha, und Hess) sowie eine Reihe nur bedingt wissenschaftlich tätiger Personen: Erwin Jeangros Berufsberater aus Bern, Ernst Stauffer Mitbegründer der SGS und Schüler von Jean Piaget.

[311] Erwähnt werden nebst Roger Girod (4 Mal verteilt über vier Bände) lediglich Pierre Jaccard (1 Mal), Jean Piaget (1 Mal) und Vilfredo Pareto (1 Mal).

gesprochen einzig Bern und Zürich. Wenig verwendet werden Arbeiten aus dem Kontext der Universitäten in Basel, Genf und Lausanne. Die Soziologie in der restlichen Romandie (Fribourg und Neuchâtel) findet gar keinen Eingang in die Buchreihe. Publikationen jenseits des Röstigrabens werden also kaum rezipiert.

Der Fokus auf Soziologen aus dem deutschen Sprachraum zeigt sich auch in der Wahl von Gastrednern. «Wenn Leute eingeladen wurden, sind sie alle aus Deutschland gekommen.» (Interview Steiner 2020) Womöglich hängt dies mit Behrendts Sprachkenntnissen zusammen. Selber habe er nämlich «kaum Französisch» gekonnt (Interview Steiner 2020).

6.2.2.3. Einblicke in die Wissenskultur rund um Behrendt

In den ersten Jahren nach seiner Berufung verfügt Behrendt nur bedingt über Möglichkeiten, Forschung zu betreiben. Auch im Fokus seiner Lehre ist er noch eingeschränkt. Als Extraordinarius stehen ihm kaum personelle und finanzielle Ressourcen zur Verfügung. Trotzdem gelingt es ihm relativ rasch mehrere Forschungsvorhaben zu realisieren und den Lehrkörper auszubauen.

Die Strategie mit der Behrendt dies erreicht und mit der er die Institutionalisierung der Soziologie in Bern vorantreibt, zeichnet sich besonders im Jahr der Institutsgründung ab. In den Grundzügen lässt sie sich dem Klappentext des zweiten Bandes der Berner Beiträge entnehmen, der im selben Jahr erscheint. Darin beschreibt Behrendt drei zentrale Aspekte seiner Pläne für ein soziologisches Institut: 1. Die «Ergänzung und Intensivierung des soziologischen Studiums an der Universität Bern.» 2. «die Durchführung sowohl theoretischer wie empirischer Forschungsarbeiten» und 3. Die «enge Zusammenarbeit mit Personen und Organisationen der Praxis». (siehe bspw. Klappentext des 2. Bands der Reihe, 1960) Im Anschluss spezifiziert Behrendt die geplanten Aktivitäten des jungen Instituts auch thematisch weiter. Es soll sich «in erster Linie konkreten Fragestellungen aus dem schweizerischen Milieu auf dem Gebiete der Berufs-, Betriebs-, Gemeinde- und Staatsoziologie sowie den immer bedeutsamer werdenden Problemen wirtschaftlich und gesellschaftlich unterentwickelter Länder und ihrer Beziehungen mit der Schweiz» widmen (siehe bspw. Klappentext des 2. Bands der Reihe, 1960).

Was zunächst als allgemein gehaltener Klappentext zur Bewerbung der Schriftenreihe erscheint, erweist sich bei genauerer Betrachtung als Umschreibung wesentlicher Eckpfeiler der Wissenskultur rund um Behrendt und seine Studierenden. Bezeichnet sind darin zentrale Aspekte, die sich für die rasche und wirkmächtige Institutionalisierung der Soziologie in Bern als entscheidend herausstellen. Konkret sind dies: a) gute Kontakte in Verwaltung, Wirtschaft und Politik, b) inneruniversitäre Kooperationen mit Vertretern anderer Disziplinen, c) die Beforschung von meist wenig kontroversen Themen mit regionalem Bezug und d) der Einsatz von Studierenden als Forschungsmitarbeiter. Nachfolgend werden diese einzelnen Aspekte eingehend betrachtet.

6.2.2.4. Kontakte in Verwaltung, Wirtschaft und Politik

Behrendt ist kein Einzelgänger und vernetzt sich rasch in Bern. Während René König wenige Jahre früher an der Universität Zürich als Ausländer einen schweren Stand hatte, wird Behrendt mehrheitlich Wohlwollen entgegengebracht. Obwohl er mit dem Experimentalphysiker Friedrich Georg Houtermans «zu den ersten Ausländern, die in den 1950er Jahren an die zu dieser Zeit ‹fast ganz verschweizerte, besser gesagt verbernerte Universität› berufen werden» (Kommission für bernische Hochschulgeschichte 1984, S.112) gehört, knüpft er rasch Kontakte (Windisch 2005, S.25). Dabei helfen ihm wohl frühere Erfahrungen in der Schweiz während seiner Studienzeit und Kontakte, die er damals knüpfte.[312] «In der Fakultät [findet] er bei den Einheimischen gute Aufnahme und [kann] kollegiale Freundschaften aufbauen, [...]. Ausserhalb der

[312] Zwischen April 1929 und 1931 studiert Behrendt vier Semester lang an der Universität Basel und besucht u.a. Lehrveranstaltungen bei Hans Ritschl und Edgar Salin. 1931 promoviert er an der Universität Basel bei Ritschl. Kurze Zeit später weilt Behrendt erneut in der Schweiz, dieses Mal als Flüchtling vor dem Hitler-Regime. Von September 1933 bis September 1935 ist er in Bern gemeldet. Dort besucht er Lehrveranstaltungen von Hans Töndury und Fritz Marbach. Insbesondere die Bekanntschaft mit letzterem ist für Behrendts Berufung nach Bern und seine Zeit an der dortigen Universität von Bedeutung. (vgl. Windisch 2005, S.21)

Universität [ist ...] Behrendt besonders offen für die Belange mittelständischer Berufsgruppen.» (Lüscher 2014, S.17)

Behrendt bewegt sich in Bern in den unterschiedlichsten Kreisen. Er spricht im lokalen Radio[313], schreibt für Tageszeitung wie «Der Bund» oder «Die Tat», hält Vorträge vor Organisationen wie dem Handwerker- und Gewerbeverband der Stadt Bern und trägt an Anlässen wie der «Arbeitswoche des Schweizer Buchhandels in Gwatt» vor.[314] Er versteht es, die unterschiedlichsten Zuhörer abzuholen. In seinen Referaten formuliert er Vorschläge für die Praxis der jeweils Anwesenden. Ihm gelingt der Bogen vom grundlegenden Thema des gesellschaftlichen Wandels, hin zu dessen konkreten Auswirkungen für die Arbeitsfelder der jeweiligen Zuhörerschaft (Lüscher 2014, S. 17). Damit stösst Behrendt auf Anklang.

Der Rückhalt im lokalen Gewerbe, aber auch bei verschiedenen Stiftungen und Verbänden stellt sich bald als entscheidend heraus. Nach mehreren Jahren Aufbauarbeit erklärt sich der Regierungsrat im Juni 1959 zur «Schaffung eines soziologischen Instituts» bereit. Dies «unter der Voraussetzung, dass die Betriebskosten, wie in Aussicht gestellt, während der ersten 5 Jahre zur Hauptsache von der Privatindustrie und von öffentlichen Betrieben bestritten werden» (Regierungsprotokoll 3387 vom 19.6.1959, BB: 8.2.290). Die Gründung des *Instituts für Soziologie und Entwicklungsfragen* dem ersten soziologischen Institut der Deutschschweiz gelingt ein Jahr später (Eberle & Reichle 2018b, S.357; Atteslander 1966a, S. 21; Stotzer 2002, S. 16). Die notwendigen Mittel bringt ein breit abgestützter Gönnerverein auf, der sich aus Gewerkschaftsvertretern, der Wanderstiftung, dem Arbeitgeberpräsidenten der Industrie

[313] 1958 veranstaltet das Radio Studio Bern einen Vortagszyklus mit Richard Behrendt im Umfang von zwei Sendungen zum Thema «Der Weltfriede – das Weltproblem». Bereits 1956 spricht Behrendt im selben Radio in einer Sendung mit dem Titel «Welche Ideale und Lebensziele kann die westliche Welt dem jungen Menschen bieten? Radiosendung vom 28.11.1956 (Windisch 2005, S.229).

[314] Im November 1955 trägt Behrendt beispielsweise auch an einer Pressekonferenz des «Schweizerischen Hilfswerks für aussereuropäische Gebiete» vor (siehe NZZ 1955).

sowie weiteren Einzelperson aus dem Gewerbe zusammensetzt (vgl. Windisch 2005, S.26, Eberle & Reichle 2018b, S.357, Stotzer 2002, S. 47). Unter den Unterstützern sind nicht zuletzt auch Persönlichkeiten aus dem lokalen Gewerbe, wie der Berner Warenhausbesitzer François Loeb. Getragen wird die Dynamik von der die Wissenskultur um Behrendt zehrt nicht zuletzt auch durch den Vorsteher des kantonalen Amts für Berufsbildung – Erwin Jeangros – und den Bieler Industriellen und späteren SGS-Präsidenten Christian Gasser (Lüscher 2014, S.18). Überhaupt zeigen sich auffallende Parallelen zwischen dem Unterstützerkreis von Behrendt und jenem aus dem Mitte der 1950er Jahre die SGS hervorgeht.[315]

Die vielfältigen und weitreichenden Kontakte des Berner Instituts für Soziologie zu staatlichen Stellen und privatrechtlichen Organisationen spiegeln sich auch in den «Berner Beiträgen zur Soziologie». Über die Jahre führt das Institut für Soziologie und sozio-ökonomische Entwicklungsfragen mehrere Studien im Auftrag, auf Anregung oder mit Unterstützung des Kanton Berns (Band 1, Band 2, Band 4, Band 13), aber auch eidgenössischer Ämter (Band 1, Band 11), einzelner Gemeindeverwaltungen (Band 5, Band 9) oder privatrechtlicher Organisationen (Band 6, Band 11) durch.

Eine besonders wichtige Kooperationspartnerin ist die Erziehungsdirektion des Kantons Bern. In den späten 1950er Jahren regt deren Vorsteher Dr. Virgile Moine an, «dass das soziologische Seminar der Universität Bern eine Erhebung unter allen Studenten unserer Universität durchführen möge». Moine sieht in den Ergebnissen soziologischer Studien eine Wissensgrundlage für Verwaltungshandeln und erhofft sich im konkreten Fall «einige wissensmässige Voraussetzungen für eine eingehende Erörterung der etwaigen Möglichkeiten zusätzlicher Massnahmen zur Förderung der Hochschulstudien Begabter» (Behrendt 1960, S.10f.). Aus der Erhebung gehen zwei Beiträge der Berner Beiträge hervor. In den folgenden Jahren hält die gute Beziehung

[315] Beispielsweise gehörten sowohl Erwin Jeangros und Christian Gasser zu den Gründungsmitgliedern der SGS. Betrachtet man die Mitgliederverzeichnisse der SGS zwischen 1957 und 1972 so fällt auf, dass ein Grossteil der frühen Mitglieder in sehr unterschiedlichen Bereichen im geographischen Raum Bern tätig war (u.a. auch in der Bundesverwaltung und dem nationalen Parlament). Drei der frühen Mitglieder fungierten zeitweilens als Bundesräte (Max Weber, Hans-Peter Tschudi und Rudolf Gnägi).

zur Erziehungsdirektion an. Ebenfalls unter Moines Leitung vergibt diese den Auftrag für eine Studie über den «Beruf des Gymnasiallehrers». Die Forschungsarbeit wird durch den Kanton finanziert. Verfasst wird sie durch Kurt Lüscher. Über die Finanzierung hinaus unterstützt ihn die Erziehungsdirektion punktuell: Einzelne Mitarbeiter leisten «unerlässliche Hilfe bei der Durchführung der Erhebungen» (Lüscher 1965, S.4).[316] Auch ausserhalb konkreter Aufträge kommt es zum Austausch mit der Erziehungsdirektion. Im Februar 1961 nimmt Moine beispielsweise an einer von Behrendt veranstalteten Tagung Teil (vgl. Berner Beiträge Band 7).

Eine enge Beziehung besteht auch zum kantonalen Amt für Berufsbildung. Dieses unterstützt eine Untersuchung über «die Beziehungen zwischen den Stimmberechtigten und den Gewählten in ländlichem und städtischem Milieu» grosszügig (Steiner 1959, S.9f.).[317] Mit dem Amtsvorsteher Erwin A. Jeangros verbindet Behrendt eine Freundschaft.[318] Auch sonst ist Jeangros der Soziologie gegenüber aufgeschlossen. Er gehört zu den Gründungsmitgliedern der SGS. Einzelne Artikel von Behrendts Mitarbeitern erscheinen in der von ihm betreuten Zeitschrift «Berufliche Erziehung».[319]

Die Kontakte Behrendts beschränken sich jedoch nicht allein auf die kantonale Regierung und Verwaltung. An der erwähnten von Behrendt veranstalteten Tagung nehmen nebst Regierungsrat Moine auch der damalige Bundesrat Max Petitpierre, Altbundesrat Max Weber, die Direktoren verschiedener Unternehmungen wie Nestlé, Swiss Re und mehrere Bankdirektoren teil. Von der Wertschätzung die Behrendt in

[316] Auch bei Band 13 der Berner Beiträge handelt es sich um eine bildungssoziologische Untersuchung , die mit finanzieller Unterstützung der kantonalen Erziehungsdirektion erfolgt (Rauh 1969, S.5).

[317] Darüber hinaus steht ihm ein Mitarbeiter des Eidgenössischen Statistischen Amts beim Zusammenstellen der Stichproben der Stimmberechtigten zur Seite (Steiner 1959, S.9f.).

[318] Den Aufsatz mit dem Titel «Die Sorge um den beruflichen Nachwuchs im Zeitalter des Technischen Fortschrits – Nutzen und Notwendigkeit einer Sozialen Berufskunde» widmet Behrendt «seinem Freund Erwin Jeangros» (Behrendt 1959, zit. in Lüscher 2014, S.17).

[319] So beispielsweise ein Artikel von Urs Jaeggi mit dem Titel «Die manuell ausgebildeten Berufsleute im Gemeindedienst der Stadt Bern» (vgl. Jaeggi 1959).

Bern bis hoch in die Bundesregierung, aber auch in die Privatwirtschaft geniesst, zeugt ein Auszug aus der Eröffnungsrede von Bundesrat Petitpierre:

> *«C'est avec plaisir que j'ai accepté l'invitation de M. le professeur Behrendt à vous adresser quelques mots à l'ouverture de cette session d'études. Je voudrais que ma présence ici soit un témoignage, non seulement de l'intérêt que je porte aux problèmes que vous traitez, mais aussi de reconnaissance pour M. le professeur Behrendt et pour l'institut de sociologie qu'il dirige avec tant de compétence et d'efficacité. Cet Institut grâce à l'esprit 'initiative qui l'anime, grâce aussi à l'appui que lui donnent l'Université de Berne et le Gouvernement bernois, participe déjà et va sans doute participer de plus en plus à l'effort que notre pays doit faire en faveur des pays en voie de développement.»* (Petitpierre 1961, S.11)

Die Wichtigkeit die Petitpierre dem Berner Institut beimisst hängt vornehmlich mit dessen Ausrichtung auf Entwicklungsfragen sowie Behrendts langjähriger Erfahrung in Amerika und als Berater bei nationalen und internationalen Organisationen zusammen.[320] Petitpierre steht dem Eidgenössischen Politischen Departement (EPD; das heutige Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten) vor. Unter anderem ist dieses für die Entwicklungszusammenarbeit zuständig. Auch hier ergibt sich die Möglichkeit zu einer Kooperation. In Zusammenarbeit mit dem Dienst für Technische Hilfe des EPD entwickelt Behrendts Institut Ausbildungskurse für angehende schweizerische und deutsche Entwicklungshelfer und führt diese durch (Windisch 2005, S.27). An der erwähnten Tagung drückt Petitpierre die Hoffnung aus, dass diese Kooperation von Bestand sein werde:

> *«Et nous espérons que l'Institut continuera à organiser des cours destinés à compléter systématiquement la préparation d'experts suisses charges de missions dans les pays qui font appel à notre assistance technique, en même temps*

[320] Als Behrendt 1952 in die Schweiz zurückkehrt, kennt er nahezu alle Staaten des amerikanischen Kontinents aus eigener Anschauung und auch die ‹Arbeitsweisen nationaler und internationaler Verwaltungen und Organisationen aus erster Hand› (Schultz 1972 zit. in Windisch 205, S.24).

qu'il s'occupera de faciliter la formation en Suisse de nationaux de ces pays.» (Petitpierre 1961, S.11)

Zugleich bestärkt er den Willen und die Bereitschaft des Bundesrats zur Zusammenarbeit mit Behrendts Institut:

> *«Je peux vous donner l'assurance, à vous, Monsieur le professeur, à vos collèges et a vos collaborateurs, que le Conseil fédéral se réjouit de pouvoir coopérer avec vous dans ce domaine illimité de l'assistance technique, à travers lequel passe le chemin de la paix et de la compréhension entre les peuples et entre les hommes.»* (Petitpierre 1961, S.13)

Nebst der kantonalen und der eidgenössischen Verwaltung treten über die Jahre auch andere Akteure als Kooperationspartner auf. Eine Reihe von Arbeiten, die in den Berner Beiträgen erscheinen, wird beispielsweise von der Neuen Helvetischen Gesellschaft und deren Auslandschweizerwerk in Auftrag gegeben oder finanziell unterstützt (so z.B. Lüscher 1961, Jaeggi 1963 und Jaeggi 1965). Zum Kreis der Auftraggeber des Berner Instituts gehören aber auch die Eidgenössische Turn- und Sportschule Magglingen sowie die Zeitschrift «Sie und Er» (Behrendt 1964, BB 8.2.727).

Die vielfältigen Kontakte in Verwaltung, Politik und Gewerbe schlagen sich über die Jahre in finanziellen Zuwendungen im Hinblick auf die Institutsgründung aber auch die Durchführung verschiedener Forschungsprojekte nieder. Damit gelingt es Behrendt das Institut für Soziologie über den gewöhnlichen Etat, der diesem im Rahmen des kantonalen Budgets zur Verfügung steht, hinaus zu entwickeln. Nicht zuletzt auch zahlreiche kleinere – mitunter auch personelle – Unterstützungsleistungen wie beispielsweise bei der Durchführung von Erhebungen oder der Auswertung statistischer Daten aber auch eine Stärke in der Akquise von Forschungsaufträgen, mögen die relativ hohe Produktivität des jungen Instituts zu erklären.

6.2.2.5. Themen mit regionalem Bezug

Obwohl Behrendts Fokus in der eigenen Forschung hauptsächlich auf Entwicklungsfragen und den sogenannten Entwicklungsländern liegt, finden sich dazu kaum Arbeiten in der Schriftenreihe (einzig Band 7 hat «die wirtschaftlich und gesellschaftlich

unterentwickelten Länder» zum Gegenstand). Betrachtet man die Themen, die im Rahmen der Berner Beiträge zur Soziologie behandelt worden sind, so fällt auf, dass diese mehrheitlich einen engen Bezug zur Schweiz bzw. zu Stadt und Kanton Bern aufweisen.[321]

Die publizierten Arbeiten sind trotzt ihres Fokus auf hiesige soziale Phänomene mehrheitlich insofern als unproblematisch zu betrachten, als dass sie kaum Anlass zu politischen Kontroversen boten. Zumindest sind dem Verfasser keine Auseinandersetzungen um oder Polemiken zu Arbeiten bekannt, die am Berner Institut für Soziologie und Entwicklungsfragen während der Wirkungsphase Behrendts entstanden sind. Dies liegt in einigen Fällen wohl an der Themenwahl, in anderen Fällen – gerade bei potenziell heiklen Forschungsfragen – an der Art und Weise der Themenbearbeitung. Die Berner Beiträge behandeln sehr unterschiedliche Themen wie beispielsweise die «zahlenmässige Entwicklung des Hochschulstudiums von Schweizern», den «Gymnasiallehrermangel» (Lüscher 1965), die Bedeutung des Sports für Studierende (Jaeggi 1963), die «Assimiliation in eine Industriestadt» (Kamer 1963), den «Wandel von Berggemeinden» (Jaeggi 1965) oder die «Anteilnahme der Stimmbürger am politischen Leben ihrer Gemeinde» (Steiner 1961). Der breite Themenfächer zeugt von der potenziellen Relevanz der Soziologie für die Untersuchung von Fragestellungen in unterschiedlichsten Bereichen der Gesellschaft. Die Arbeiten werden teilweise im Auftrag von, teilweise mit Unterstützung durch und teilweise in Zusammenarbeit mit Akteuren aus Verwaltung und Zivilgesellschaft durchgeführt. Über die Behandlung von lokalen, regionaler und teilweise auch ‹nationalen› Fragen machen die Berner Beiträge die Soziologie sichtbar.

6.2.2.6. Verzahnung von Studium und Forschung

Geschickt versteht es Behrendt, Kurse und Übungen für seine Forschungsvorhaben zu nutzen und mit anderen Ordinarien zu kooperieren. Exemplarisch sei hier auf eine Arbeit über «die schweizerischen Studierenden an der Universität Bern» aus dem Jahr

[321] Zumindest gilt das für die Bände 1 bis 11, die unter der Herausgeberschaft Behrendts erschienen sind.

1960 verwiesen. (vgl. Behrendt 1960) Der Anstoss für die Studie kommt aus der Verwaltung. (Behrendt 1960, S.10) Jedoch fehlen dem Institut die personellen Mittel, um die Studie durchzuführen. Dennoch sagt Behrendt zu. Im Vorwort der Publikation zum Forschungsprojekt schreibt er über die Vorbereitungen und die Feld- als auch Analysearbeit: «Die ganze, für unsere Verhältnisse immerhin recht ambitiöse Unternehmung wurde erheblich erschwert durch den Mangel an institutionellem Apparat und Personal» (Behrendt 1960, S.13). Um die vom Erziehungsdirektor angeregte Untersuchung dennoch durchführen zu können, involviert Behrendt seine Studierende in den Forschungsprozess. Die Arbeiten beginnen im Sommersemester 1958 und werden im Wintersemester 1959/60 abgeschlossen. Den Grossteil erledigen die beteiligten Studierenden im Rahmen des soziologischen Seminars (ebd., S.11). Zusätzlich gelingt es Behrendt den Statistikprofessor Walter Wegmüller als Kooperationspartner zu gewinnen. Dieser lässt die Studierenden im Rahmen der Übungen zur Grundvorlesung in Statistik an der statistischen Auswertung und anschliessenden Visualisierung der Ergebnisse von Behrendts Studie arbeiten. Die resultierenden Auswertungen und Grafiken sind in der betreffenden Publikation abgedruckt (ebd., S.12).

In Zusammenarbeit mit Professoren wie Wegmüller ermöglicht es Behrendt den Studierenden im Laufe des Studiums konkrete Forschungserfahrungen zu machen. Dabei stehen nicht allein didaktische Erwägungen im Vordergrund. Vor allem ermöglicht es die Involvierung von Studierenden trotz fehlender finanzieller Mittel Forschung zu betreiben. Behrendt ist sich bewusst, dass dies heikel ist: im Vorwort der betreffenden Publikation betont er, dass die Mitarbeit der Studierenden in Forschungsprojekte derart zu gestalten sei, dass sie zur Zufriedenheit beider Seiten erfolge. Es gehe nicht allein darum konkrete Untersuchungen «mit möglichst geringen Kosten durchzuführen». Vielmehr wolle er «in erster Linie, [...] den Studierenden einen praktischen Beitrag zu ihrer Ausbildung in soziologischen und statistischen Methoden [...] bieten.» (ebd., S.12)

Die enge Verschränkung von Forschung und Studium[322], und die damit verbundene frühe Involvierung von Studierenden in Forschungsarbeiten resultiert in einer Reihe empirischer Arbeiten. Beides zeugt von einer Wissenskultur, die durch eine kooperative Atmosphäre geprägt ist. Insbesondere während der frühen Jahre Behrendts in Bern, als die finanziellen und personellen Mittel beschränkt sind, ist der Einbezug von Studierenden in Forschungsarbeiten von grundlegender Bedeutung. Mit der Gründung des Instituts für Soziologie und sozio-ökonomische Entwicklungsfragen verbessert sich die Situation der Soziologie in Bern deutlich. Fortan stehen Behrendt mehr Mitarbeiter zur Verfügung. Kontinuierlich wird der Lehrkörper (und damit auch die Forschungskapazitäten) ausgebaut. So sind es zwischen 1961 und 1965 bereits vier Dozenten – nebst Behrendt unterrichten nun auch Atteslander, Jaeggi und Trappe – welche die Studierenden in wöchentlich sieben bis acht Doppelstunden in die Soziologie einführen (Stotzer 2002, S.45).

Mit den Lehrveranstaltungen nimmt auch die Zahl der Publikationen in der Schriftenreihe zu. Wie schon die oben geschilderte Untersuchung aus dem Jahr 1960 stützt sich auch die Erhebung «Sport und Student» von Jaeggi, Bosshard und Siegentaler auf verschiedene Lehrveranstaltungen: «Die Untersuchung wurde im Sommersemester 1961 an der Universität Bern und an der H[andels]H[ochschule] St.Gallen durchgeführt. In St. Gallen wurden die Studenten im Seminar von Prof. E.J. Walter, in Bern im Seminar von PD Dr. Atteslander vorbereitet.» (Jaeggi 1963, S.141) Auch Behrendt wirkt unterstützend mit und steht den Verfassern «während der ganzen Untersuchung [...] mit Rat zur Seite» (Jaeggi 1963, S.8). Die Arbeit von Jaeggi, Bosshard und Siegenthaler versinnbildlicht, was Studierende 1970 rückblickend über die Atmosphäre am Institut von Behrendt berichten: «Die Berner Soziologen ([finden] sich) vom Ordinarius bis zum Erstsemestrigen bei der Arbeit zusammen». Es herrscht ein «gutes

[322] Dass Forschung und Lehre während der Wirkungsjahre Behrendts in Bern eine starke Einheit bildeten betont auch Stotzer (2002, S.45).

Einvernehmen» (vgl. Stotzer 2002, S.45). Auch eine weitere Arbeit von Jaeggi, die 1965 als Band 11 in der Schriftenreihe erscheint, wird mit der Hilfe von Studierenden realisiert. Diese unterstützen ihn vornehmlich bei der Feldarbeit[323] (Jaeggi 1965, S.5).

Innert weniger Jahre verstetigt sich die Soziologie an der Universität Bern merklich. Dies hat in vielen Belangen mit Eigenheiten der Wissenskultur um Richard Behrendt zu tun. Obwohl kaum Mittel für Forschung und den Ausbau der Infrastruktur an der Universität vorhanden sind, gelingt es rasch eine beachtliche Zahl an Forschungsprojekten loszutreten sowie einen ansehnlichen Output an Publikationen zu realisieren. Dies glückt da Behrendt die Studierenden in seine Forschungsarbeiten involviert, weil er sich gegen Aussen öffnet und weil er Arbeiten zu Themen mit lokalem, regionalem und nationalem Bezug anregt. Weder scheint Behrendt Berührungsängste mit möglichen Auftraggebern aus der Verwaltung zu haben, noch widerstreben ihm öffentliche Auftritte vor sehr unterschiedlichem Publikum. Gleichzeitig fordert er, dass sich die Soziologie mit praktischen Problemen auseinandersetze. Denn sie werde gerade «deshalb so häufig von ‚der Praxis ignoriert, weil so viele Soziologen die Praxis ignoriert[en].» (Behrendt 1955, S. 126) Rasch entwickelte sich so ein dichtes Netzwerk, welches Schnittmengen mit jenem aufweist, das im selben Zeitraum in der Gründung der SGS mündete.

6.2.2.7. Zusammenfassung

Die Wissenskultur um Richard Behrendt erscheint vor allem deswegen bemerkenswert, als dass sie zu einem entscheidenden Grad auf der Vernetztheit des Ordinarius in der Stadt Bern sowie seinen Beziehungen mit kantonalen als auch eidgenössischen Behörden gründet. Die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität im betrachteten Zeitraum zehrt in vielem von Dynamiken, die sich ausserhalb der institutionellen Grenzen der Universität ergeben. Die Soziologie kommt in Bern nicht primär

[323] Im Vorwort verdankt die Unterstützung der Studierenden in der Feldarbeit: «Herzlich zu danken habe ich schliesslich den Studenten, die mir im Sommer 1962 halfen, die Feldarbeit durchzuführen.» (Jaeggi 1965, S.5)

infolge entscheidender Weichenstellungen innerhalb der Universität zur Blüte, sondern vielmehr dank einem vielfältigen und tragfähigen Beziehungsnetz in die Zivilgesellschaft.

Behrendt erscheint für die Wissenskultur am Berner Institut für Soziologie und Entwicklungsfragen vor allem in seiner Rolle als «Förderer» (siehe Statements von Lüscher & Steiner), Organisator und Wegbereiter zentral. Kompetenzen, über die er selbst nicht verfügte beschafft er über die Anstellung von Assistierenden und Dozierenden mit entsprechendem Profil und indem er mit Vertretern anderer Fachrichtungen (z.B. der Statistik) kooperiert. Die Involvierung von Studierenden hilft ihm dabei, trotz bescheidener finanzieller und personeller Mittel mehrere Studien durchzuführen. Die Studierenden und Mitarbeiter von Behrendt sind dabei vielfach federführend. Weder steht ihnen Behrendt mit einem engen theoretischen Korsett, noch mit professoralem Gehabe im Wege. Vielmehr scheinen sich die unterschiedlichen Mitarbeiter des Instituts, Behrendt sowie auch die Studierenden gegenseitig zu unterstützen. So kann denn auch die Rede von einer Wissenskultur mit ausgeprägt kooperativem Charakter sein. Dies deckt sich mit dem Bild das Behrendt in seiner Rede im Rahmen der Gründungsversammlung der SGS vom Ideal soziologischer Forschung zeichnet. Darin zitiert er seinen Lehrer Leopold von Wiese und stellt dem «blosse[n] Raisonnement einsam spintisierender Eingänger» die «Entfaltung der beobachteten Erfahrungswelt in Kollektivarbeit» gegenüber (Von Wiese 1951, S.21, zit. in Behrendt 1955, S.125).

Schliesslich sei noch ein vergleichender Gedanke zur Wissenskultur um René König in Zürich erlaubt. Dies vor allem deshalb, da König und Behrendt – beide deutsche Staatsbürger – gänzlich anders im jeweiligen lokalen bzw. universitären Kontext ankommen. Während ersterer von Beginn weg durchgängig prekär ist und wiederholt Opfer universitärer Intrigen wird, gelingt es letzterem, sich relativ rasch zu etablieren. Während König verschiedentlich auf Widerstand und Ablehnung trifft, scheint Behrendt in Bern überwiegend wohlwollend empfangen zu werden. Doch es finden sich auch Gemeinsamkeiten: Beide gehören zu den damals wenigen Dozierenden an den Universitäten Bern und Zürich, die nicht über die Schweizer Staatsbürgerschaft verfügen. Und beide sehen die Soziologie als Gegenwartswissenschaft, «die sich durch strenge Konzentration auf einige wenige der aktuellen und konkreten Probleme der Schweiz» zu bewähren habe (siehe Behrendt 1953, S.130). Indes geht Behrendt die

Beforschung ‹der Schweiz› anders an als König, was sich – so vorliegend die These – mitunter auf die jeweiligen lokalen Institutionalisierungsverläufe der Soziologie auswirkt. Deutlich wird dies, wenn man einige sprachliche Eigenheiten der beiden Soziologen betrachtet. König eckt verschiedentlich an. In der Einleitung seiner Materialien zur Soziologie der Familie wirft er beispielsweise der Schweizer Öffentlichkeit provokativ und mit aufklärerischem Anspruch eine «erschreckende [...] Unkenntnis auch der primitivsten Tatbestände, ohne die man das Leben der Familie gar nicht begreifen» könne (König 1946, S.2f.), vor. Gleichzeitig erhebt er als Antwort auf die im Alltagsbewusstsein gründenden falschen Ideen, «die Forderung nach einer sachgegründeten Familiensoziologie [sowie] nach erziehungsmässiger und aufklärender Verbreitung der Resultate dieser Familiensoziologie» (König 1946, S.9). Beides sind Formulierungen, die leicht als überheblich verstanden werden können. Besonders, wenn sie von jemandem stammen, der gleichsam die Position eines «Aussenstehenden» innehat. Zwei Jahre davor erscheint in der Weltwoche ein Interview mit dem Titel «Die Schweizer haben kein Recht, unglücklich zu sein» (Weltwoche 1945, S.2). Wenn auch der Inhalt des Interviews weit weniger dramatisch ist als es der Titel suggeriert, so dürfte König damit doch provoziert haben. Behrendt hingegen bietet wenig Angriffsfläche. Beispielsweise betont er bei seinem Auftritt an der Gründungsversammlung der SGS zwar die Notwendigkeit einer aufklärerischen Soziologie, zeigt sich dann aber, sobald es konkret um die Schweiz geht, diplomatisch. In der betreffenden Rede fordert er eine «strenge Konzentration auf einige wenige der aktuellen und konkreten Probleme der Schweiz», scheut sich dann aber diese zu bezeichnen: «Ich betrachte mich nicht als zuständig, diese im Einzelnen anzugeben», fügt er der Bemerkung an. «Dies wird der Kollege Girod [Anmerkung Autor: ein Schweizer] besser tun können.» (Behrendt 1955, S. 130) Das Beispiel soll keineswegs als abschliessende Erklärung für die unterschiedlichen Wege von König und Behrendt an Schweizer Universitäten verstanden werden. Auch soll es keine normative Wertung der Art und Weise, wie Behrendt oder König sich einen Platz an der jeweiligen Universität zu schaffen suchten, beinhalten. Jedoch möchte ich mit dem Beispiel verdeutlichen, dass bei der Kontroverse um König, wohl weder allein sein «Ausländersein» noch die «Soziologie» als solche ausschlaggebend für die misslungene organisatorische Verfestigung gewesen ist. Nicht die Soziologie an und für sich eckte in Zürich

an, sondern vielmehr die Soziologie wie sie König verstand und betrieb und die Art und Weise, wie er sie öffentlich in Publikationen und Interviews kommunizierte.

6.2.3. Heinrich Popitz in Basel – Texte und Dokumente zur Soziologie Herausgegeben von Heinrich Popitz

Während Heinrich Popitz von 1959 bis 1964 in Basel wirkt publiziert er kaum.[324] Seine bekannten Arbeiten entstehen davor oder danach. Auch aus dem wachsenden Kreis seiner Studierenden kommen in dieser Zeit keine Texte zur Veröffentlichung. Eine hohe Lehrbelastung und die geringe personelle Ausstattung des Lehrstuhls scheinen intensiven Forschungsaktivitäten im Wege zu stehen. Erst 1965, als Popitz bereits Ordinarius an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg ist, erscheint auf der anderen Seite der Grenze im Oltener Walter-Verlag[325] der erste Band der von ihm herausgegebenen «Texte und Dokumente zur Soziologie». Zwischen 1966 und 1968 folgen sechs weitere Bände. 1968 erscheint mit einer Übersetzung von Hoebel E. Adamsons «Law of primitive man» der letzte Beitrag zur Schriftenreihe.

Sämtliche Bände der «Texte und Dokumente zur Soziologie» kommen zur Veröffentlichung als Popitz Basel längst verlassen hat.[326] Sie widerspiegeln damit einen Zeitraum, in dem Popitz selber in Freiburg wirkt, seine Schüler und Doktoranden primär

[324] Popitz publiziert zwischen 1959 und 1964 nebst Neuauflagen bereits veröffentlichter Bücher einzig seine Antrittsvorlesung vom 15. November 1960 über «Soziale Normen». In: Europäisches Archiv für Soziologie Nr.2, 1961.

[325] Dieser wurde vom Schweizer Schriftsteller Otto F. Walter betrieben. Die genauen Umstände der Begründung der Schriftenreihe und wie es zum Kontakt bzw. zur Zusammenarbeit zwischen dem Walter-Verlag – der in den 1950er und 60er Jahre vornehmlich als Literaturverlag bekannt war – und Popitz kam, konnten nicht in Erfahrung gebracht werden.

[326] In der Bibliographie von Atteslander und Oetterli (1966, S.349) ist die Schriftenreihe unter der Überschrift «soziologische Schriftenreihen, die in der Schweiz herausgegeben werden» aufgeführt. Diese Einordnung erscheint insofern als zutreffend, als dass die Beiträge der Schriftenreihe im Oltener Walter-Verlag veröffentlicht wurden. Für die Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz waren sie indes nur

aus Deutschland stammen und von den empirisch behandelten Themen her die Schweiz aus dem Fokus geraten ist.[327] Der geographische Wechsel von Popitz Wirkungskreis schlägt sich auch in der Bezeichnung der Schriftenreihe nieder. Ab Band drei prangt auf den Buchumschlägen der Untertitel «Studien des Instituts für Soziologie der Universität Freiburg».[328] Die «Texte und Dokumente zur Soziologie» sind entsprechend nur bedingt hilfreich für die Untersuchung der Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Basel.[329]

---

bedingt bedeutsam. Allenfalls kann die Schriftenreieh als verspätetes Produkt der von Popitz angestossenen Institutionalisierung der Soziologie in Basel zu sein.

[327] Wenn bei einer einzigen empirischen Studie, die sich mit einem sozialen Phänomen in der Schweiz auseinandersetzt, überhaupt von einem Fokus die Rede sein kann. Zudem wurde die Mehrheit der Beiträge von Personen verfasst, die in Freiburg Soziologie studierten.

[328] Lediglich die ersten beiden Bände (Linz 1965; Hess et al. 1966) sind noch unter dem Titel «Texte und Dokumente zur Soziologie» erschienen. Doch nicht nur die Zuschreibung der Reihe an das Institut für Soziologie der Universität Freiburg kommt so betrachtet einem Abbruch der Institutionalisierung der Soziologie in Basel gleich (In den ersten Bänden fand sich kein Hinweis auf Basel. Sie wurde vom Verlag gegen aussen nie als jene des «Basler Instituts für Sozialwissenschaften» präsentiert. Vielmehr war anfänglich der Bezug zur Person Heinrich Popitz im Vordergrund). Nach Popitz Weggang bleibt der Lehrstuhl für Soziologie während mehrerer Jahre verwaist. Abwechselnd vertreten Andreas Miller und Paul Trappe die Soziologie in Basel, bevor letzterer im zweiten Anlauf 1969 zum Ordinarius für Soziologie berufen wird.

[328] Die Studie basiert auf den Dissertationen von Franz Hess, Fritz Latscha und Willy Schneider.

[329] Doch nicht nur ist fraglich inwiefern die Schriftenreihe aufgrund ihres geografischen Bezugs zur Universität Freiburg überhaupt hilfreich für die Untersuchung der lokalen Institutionalisierung der Soziologie sowie der Wissenskultur um Heinrich Popitz in Basel ist. Unter den Bänden der «Texte und Dokumente zur Soziologie» finden sich auch zwei Bücher, die weder von Popitz selbst, noch von seinen Schülern stammen. Einerseits erschien als erster Band die Dissertation von Getraud Linz (1965), die von Ralf Dahrendorf betreut wurde und an der Universität Tübingen entstand, andererseits erschien als letzter Band der Reihe eine Übersetzung des rechtsanthropologischen Klassikers «The Law of Primitive man» von Edward Adamson Hoebel (1968). Gemäss Gerd Spittler (Interview 2020) veranlasste Heinrich Popitz die Übersetzung des Buches.

Inwiefern lassen sie dennoch Rückschlüsse auf die Wissenskultur rund um Heinrich Popitz in Basel zu?[330] Lediglich einer der sieben Bänden, die zwischen 1965 und 1968 erscheinen, weist einen engen Bezug zu Basel auf. In der bildungssoziologischen Studie «Die Ungleichheit der Bildungschancen: Soziale Schranken im Zugang zur höheren Schule» untersuchen Franz Hess, Fritz Latscha und Willy Schneider den «Schulübertritt von Kindern der Grundschicht im Umkreis der Stadt Basel.» (Hess et al. 1966, Buchumschlag)[331] Zwei weitere Beiträge stehen in entferntem Zusammenhang mit Popitz' Basler Zeit. Gerd Spittler und Erhard Blankenburg studieren zwar in Basel

---

Schliesslich zeigt eine genauere Betrachtung, dass es sich bei der Reihe «Texte und Dokumente zur Soziologie» nicht um eine eigentliche Institutsreihe bzw. eine eigens konzipierte und eigenständige universitäre Schriftenreihe handelt. Vielmehr bezeichnet der Titel eine von mehreren Sparten innerhalb des relativ breit angelegten Buchprogramm «Walter – Texte und Dokumente» des Walter-Verlags. Neben der soziologischen Sparte betrieb der Walter Verlag auch solche zur Literatur, zur Zeitgeschichte, zur Politik sowie eine unter der Bezeichnung «Analysen». Dem Buchprogramm liegt die Intention zugrunde, «über die Gebiete Zeitgeschichte, Politik und Soziologie aus erster Hand» zu informieren. (Spittler 1967, Klappentext) All dies lässt die «Texte und Dokumente zur Soziologie» weniger als unabhängige und kohärente Institutsreihe, denn vielmehr als Sparte eines relativ breit angelegten multidisziplinären Verlagsprogramms erscheinen, in der auch Bücher publiziert worden sind, die von ihrer Entstehung her betrachtet in keinem direkten Bezug zu Popitz Wirken in Basel und Freiburg stehen. Insofern unterscheiden sich die «Texte und Dokumente zur Soziologie» deutlich von den anderen vorliegend untersuchten Buchreihen, die viel stärker Instituts- bzw. Personenbezogen konzipiert waren.

[330] Doch nicht nur die Zuschreibung der Reihe an das Institut für Soziologie der Universität Freiburg kommt so betrachtet einem Abbruch der Institutionalisierung der Soziologie in Basel gleich (In den ersten Bänden fand sich kein Hinweis auf Basel. Sie wurde vom Verlag gegen aussen nie als jene des «Basler Instituts für Sozialwissenschaften» präsentiert. Vielmehr war anfänglich der Bezug zur Person Heinrich Popitz im Vordergrund). Nach Popitz Weggang bleibt der Lehrstuhl für Soziologie während mehrerer Jahre verwaist. Abwechselnd vertreten Andreas Miller und Paul Trappe die Soziologie in Basel, bevor letzterer im zweiten Anlauf 1969 zum Ordinarius für Soziologie berufen wird.

[331] Die Studie basiert auf den Dissertationen von Hess, Latscha und Schneider.

bei Popitz, verfassen ihre Dissertationen jedoch mehrheitlich an der Universität Freiburg[332] (Institut für Soziologie Freiburg 2015). Die Qualifikationsarbeiten der beiden behandeln zudem empirische Phänomene in Deutschland und erscheinen zu einem Zeitpunkt in den «Texten und Dokumenten zur Soziologie», als die Schriftenreihe bereits als Reihe des *Instituts für Soziologie der Universität Freiburg*[333] beworben wird. Entsprechend werden sie vorliegend nicht eingehend analysiert.

Die oberflächliche Betrachtung der Schriftenreihe zeigt, dass sich – mit Ausnahme des ersten Bandes – kaum direkte Bezüge zur Wissenskultur um Popitz in Basel herstellen lassen.[334] Wie wichtig die Schriftenreihe dennoch für die Institutionalisierung der Soziologie in Basel war (und wie einschneidend sich ihr Wegfallen auswirkte) verdeutlicht das Beispiel der Dissertation von Peter Stolz, der ebenfalls in Basel bei Popitz studiert.[335] Als Stolz 1968 seine Arbeit einreicht, bestehen die «Texte und Dokumente zur Soziologie» bereits nicht mehr. «Da beim Abschluss des Manuskripts keine Institutsreihe mehr vorhanden [ist]», muss er sich anderweitig umsehen. Schliesslich findet die Dissertation Aufnahme in die Reihe der «Berner Beiträge zur Soziologie», obwohl sie in keinerlei Zusammenhang mit dem Berner Institut für Soziologie und Entwicklungsfragen steht (Stolz 1968, S.10). Das Beispiel von Stolz

[332] Gerd Spittler beginnt in Freiburg mit der Arbeit an seiner Dissertation – als er bereits wissenschaftliche Hilfskraft bei Popitz ist (Institut für Soziologie der Universität Freiburg 2015). In seiner Dissertation finden sich kaum Bezüge zu Popitz Zeit in Basel. Spittler zitiert einzig eine Vorlesung die Popitz in Freiburg hielt. Auf Vorlesungen, die Popitz in Basel hielt, verweist er nicht (Spittler 1967, S.17, 20). Blankenburg nimmt seinerseits die Arbeit an seiner Dissertation nach dem Abschluss seines Soziologiestudiums im Jahr 1964 zwar noch in Basel auf, verfasst sie jedoch mehrheitlich in Freiburg. Ab dem Wintersemester 1964/65 ist er am neu geschaffenen Institut für Soziologie der Universität Freiburg tätig, seine Dissertation wird erst eineinhalb Jahre später an der Universität Basel genehmigt (vgl. Blankenburg 1967, S.179).

[333] Mit dem Zusatz «Studien des Instituts für Soziologie der Universität Freiburg».

[334] Nichtsdestotrotz werden sämtliche Beiträge der Schriftenreihe summarisch betrachtet, um allfällige indirekte Rückschlüsse auf die Soziologie von Popitz (z.B. auf zentrale theoretische wie auch methodische Bezugspunkte), ziehen zu können.

[335] Peter Stolz wird später Extraordinarius für Nationalökonomie und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Basel.

zeugt von der Lücke, die Popitz hinterlässt. Nach seinem Weggang fehlt die Möglichkeit längere soziologische Abhandlungen im lokalen Kontext zur Publikation zu bringen. Dissertationen seiner Schüler – wie auch schon jene von Erhard Blankenburg – die zwar formell an der Universität Basel geschrieben werden, erscheinen in Schriftenreihen anderer Hochschulen. Die Soziologie als akademische Disziplin an der Universität Basel büsst damit an Sichtbarkeit ein. Überhaupt befindet sie sich in den nächsten fünf Jahren in der Schwebe. Erst mit der Berufung von Paul Trappe, der 1969 die Nachfolge von Popitz antritt, kehrt zunächst wieder Ruhe ein. Trappe beginnt gewissermassen von vorne. Die Institutionalisierungsbemühungen von Heinrich Popitz sind zu diesem Zeitpunkt weitgehend verhallt.

6.2.3.1. Thematische und methodische Ausrichtung der «Texte und Dokumente zur Soziologie»

Thematisch wie auch methodisch sind die «Texte und Dokumente zur Soziologie» breit angelegt. Die Bände reichen von einer mikrosoziologischen ethnographischen Untersuchung in einer Restaurantküche (Spittler 1967) über eine theoretisch-historische Auseinandersetzung mit Stadtplanung und -soziologie (Oswald 1966), bis hin zu einer quantitativen makrosoziologischen Untersuchung des Zusammenhangs zwischen religiöser Orientierung und Wahlverhalten (Blankenburg 1967).[336] Weder lassen sich zwischen einzelnen Bänden eindeutige methodische Gemeinsamkeiten erkennen, noch fallen bemerkenswerte Parallelen in der theoretischen Einbettung der jeweiligen Arbeiten auf. Popitz steht sehr unterschiedlichen Arten von Forschungsmethoden gegenüber offen. In der theoretischen Ausrichtung und hinsichtlich der untersuchten Fragestellungen lässt er den einzelnen Autoren viel Freiraum.

So ist in den «Texten und Dokumenten zur Soziologie» weder thematisch, noch methodisch oder theoretisch eine klare Linie bzw. eine Forschungsagenda erkennbar.

[336] Nebst den erwähnten Bänden findet sich in der Reihe auch die Dissertation von Getraud Linz (1965), die jedoch von Ralf Dahrendorf und nicht von Heinrich Popitz betreut wurde sowie eine Übersetzung des rechtsanthropologischen Klassikers «The Law of Primitive man» von Edward Adamson Hoebel.

Dies soll nicht heissen, dass Popitz seine Studierenden nicht prägt. Gerd Spittlers Dissertation ist beispielsweise in der methodischen Ausrichtung entscheidend von Popitz beeinflusst (vgl. Spittler 1967). Dabei erfolgte die Prägung nicht im Sinne eines Auftragens der eigenen Arbeitsweise. Vielmehr habe Popitz ihn ermuntert, ja darin bestätigt, seine Forschungsvorhaben mittels teilnehmender Beobachtung anzugehen: «Von Popitz habe ich vor allem den methodischen Zugang gelernt, die genaue Beobachtung – das war vielleicht auch so ein Weg in die Ethnologie, über die teilnehmende Beobachtung.» (Spittler 2009, S.2) In seiner Arbeit verweist Spittler weiter im Zusammenhang mit dem Normbegriff an verschiedenen Stellen auf eine Vorlesung, die Popitz im Wintersemester 1964/65 hielt. Diese dient ihm zur begrifflichen Klärung. Auch im Beitrag von Christian Siegrist zu den «Texten und Dokumenten zur Soziologie» ist Popitz' Normbegriff zentral.[337] Im Vorwort seiner Dissertation dankt er seinem Doktorvater für die Hilfe «bei der Anlage der Untersuchung und bei der Präzisierung» derselben (Siegrist 1968, S.10). Beides sind – vor dem Hintergrund des einzigen Texts den Popitz in Basel veröffentlicht – feine Hinweise, dass in den Basler Jahren die Beschäftigung mit dem Normenbegriff zentral ist. Weitere Beispiele einer offensichtlichen Prägung durch Popitz konnten im Rahmen der summarischen Analyse der einzelnen Bände der Schriftenreihe nicht festgestellt werden.

Indes fällt nebst der Vielfalt an theoretischen und methodischen Zugängen ein wieteres Charakteristikum der «Texte und Dokumente zur Soziologie» ins Auge. Im Unterschied zu soziologischen Schriftenreihen, die an anderen Universitäten der Schweiz erscheinen, drehen sich die Arbeiten in Popitz' Reihe vor allem um Fragestellungen und Themen, die ausserhalb des regionalen Kontext Basel bzw. des nationalen Kontexts der Schweiz situiert sind. Während Peter Heintz und seine Studierenden in einer Reihe von Arbeiten die «black box» Schweiz zu beforschen suchen, Richard Behrendt in den Berner Beiträgen zur Soziologie mehrere Arbeiten publiziert, die sich mit Phänomenen in der Region Bern befassen und René König eine Reihe stadt- und gemeindesoziologische Untersuchungen zum Grossraum Zürich anregt und betreut, findet sich in Popitz' Schriftenreihe lediglich ein einziger Beitrag, der sich empirisch mit

[337] Dem Normbegriff kommt in Popitz' Werk eine wichtige Rolle zu (Vgl. Maurer 2003).

einem Untersuchungsgegenstand innerhalb der Schweiz befasst. Viele der Publikationen in den Schriftenreihen von Heintz, Behrendt und König nehmen ihren Anfang in Lehrveranstaltungen bzw. entstehen im Laufe des Studiums. Sie gründen in einer engen Verschränkung von Forschung und Lehre. Eine mögliche Erklärung, dass solche Arbeiten in den «Texte[n] und Dokumente[n] zur Soziologie» kaum zu finden sind – aber auch generell für den vergleichsweise geringen Output an Publikationen rund um Popitz in Basel – könnte dahin gehen, dass Popitz' seine Lehrveranstaltungen – mit Ausnahme der erwähnten Bildungsstudie – wenig auf konkrete Forschungsarbeiten ausrichtet. Und weil es ohnehin an personellen und finanziellen Ressourcen mangelte, liessen sich kaum Forschungsprojekte durchführen.

6.2.3.2. Die Literaturverweise in den «Texten und Dokumenten zur Soziologie»

Eine Analyse der Literaturverweise in den «Texten und Dokumenten zur Soziologie»[338] zeigt, dass sich die einzelnen Autoren primär am deutschen Sprachraum, sekundär am angelsächsischen Sprachraum und nur gering am französischen Sprachraum orientierten.[339] Abgesehen von Heinrich Popitz und René König werden kaum andere zu jener Zeit (bzw. in den Jahren davor) in der Schweiz tätigen Soziologen (bzw. Verfasser von soziologischen Publikationen) rezipiert.[340] Einzig in den Literaturverzeichnissen der Arbeiten von Hans Oswald und jener von Franz Hess, Fritz

[339] 57.80% der Quellen aller Bände sind deutschsprachig, wobei 3.77% auf die Schweiz entfallen; 37.00% der Quellen aller Bände sind englischsprachig, wobei 0.0% auf die Schweiz entfallen und 5.10% der Quellen aller Bände sind französischsprachig, wobei 0.51% auf die Schweiz entfallen.

[340] Die sieben Bänden der Reihe stützen sich nur marginal auf soziologische Arbeiten aus der Schweiz. Es werden lediglich fünf französischsprachige Quellen (0.58 % aller Quellen) und vierunddreissig deutschsprachige Quellen (3.94 % aller Quellen) aus der Feder von in der Schweiz tätigen Wissenschaftlern aufgeführt. Besonders hervor stechen Heinrich Popitz selbst (acht Quellen verteilt auf vier Publikationen), René König (fünf Quellen verteilt über vier Bände) und Pierre Jaccard – damals Ordinarius für Soziologie

Latscha und Willy Schneider finden sich mehrere soziologische Publikationen mit Bezug zur Schweiz.[341] Meist scheint das Interesse an diesen Publikationen thematischer Art zu sein (bei Oswald an stadtsoziologischen und bei Hess, Latscha und Schneider an bildungssoziologischen Studien). In den restlichen Beiträgen fehlen Verweise auf soziologische Arbeiten aus der Schweiz gänzlich.

Unter den Quellen der Studie von Hess, Latscha und Schneider befinden sich mehrere frühe bildungssoziologische Arbeiten aus der deutschsprachigen wie auch der französischsprachigen Schweiz. Die drei Autoren zitieren einschlägige Untersuchungen aus der deutschsprachigen Schweiz über die Studierenden der Universitäten Bern (vgl. Behrendt 1960) und St. Gallen (Walter 1960) sowie über den Beruf des Gymnasiallehrers (Lüscher 1965). Auch grundlegende Arbeiten aus der Romandie finden Eingang in ihre Dissertationen. Darunter eine Publikation über den Zusammenhang zwischen sozialem Milieu und der beruflichen Orientierung von Jugendlichen (Girod & Rouiller 1961) sowie eine Reihe von Arbeiten des Lausanner Ordinarius für Soziologie Pierre Jaccard. Hess, Latscha und Schneider blicken in ihrem Beitrag zu den «Texten und Dokumenten zur Soziologie» ansatzweise über den Röstigraben und beziehen

in Lausanne (drei Quellen in einem Band). Lediglich mit einer Quelle in je einem Band der Reihe vertreten sind aus der deutschsprachigen Schweiz Richard F. Behrendt, Kurt Lüscher, Emil J. Walter, Edgar Salin, Hansjürg Beck, Hans Weiss, Max Leutenegger, Jürg Steiner, Peter Heintz sowie Gerhard Schmidtchen. Aus der Romandie sind einzig Roger Girod sowie J.F. Rouiller mit einer Quelle in einem Band der «Texte und Dokumente zur Soziologie» präsent.

[341] Bei Oswald sind dies vor allem gemeinde- und stadtsoziologische Untersuchungen, die rund um René König entstanden sind sowie eine Reihe von Publikationen zum Thema Stadtentwicklung. Hess, Latscha und Schneider verweisen ihrerseits auf zwei Studien, die in den Berner Beiträgen zur Soziologie erschienen sind, auf eine an der Handelshochschule St. Gallen durchgeführte Untersuchung und auf einige bildungssoziologische Studien aus der Romandie.

– ungeachtet der sprachlichen Barriere – bildungssoziologischen Arbeiten verschiedener akademischer Zentren der Schweiz ein. Damit stellt ihre Arbeit eine Ausnahme in der Schriftenreihe dar.[342]

Anhand der Analyse der Literaturverweise lässt sich keine für die Schriftenreihe charakteristisch erscheinende Orientierung an bestimmten soziologischen Denktraditionen bzw. Werken bestimmter Soziologen erkennen. Vielmehr scheint die Rezeption relativ vielfältiger Strömungen im disziplinären Feld der Soziologie charakteristisch für die Reihe.[343] Émile Durkheim wird als einziger französischsprachiger Soziologen mehrfach erwähnt.[344] Einschränkend muss festgehalten werden, dass bedingt durch die thematische Ausrichtung, die gewählte Fragestellung und die Art der Untersuchung (z.B. historisch vs. empirisch) einer Publikation je andere Literatur als relevant erscheint. Dies muss bei der Interpretation der vorliegenden Zahlen mitberücksichtigt werden.

6.2.3.3. Einblicke in die Wissenskultur um Heinrich Popitz

Heinrich Popitz wirkt nur kurze Zeit an der Universität Basel. Weniger als fünf Jahre nach seinem Stellenantritt folgte er im Frühjahr 1964 einem Ruf an die Universität Freiburg im Breisgau (vgl. Kuzucular 2018, S.16).[345] Dort stellt man ihm attraktive Bedingungen in Aussicht. Als Gründungsdirektor des neu geschaffenen Instituts für Soziologie, stehen ihm vier Assistenten zur Verfügung (vgl. Institut für Soziologie

[342] In der Studie zur «Ungleichheit der Bildungschancen» orientieren sich Hess, Latscha und Schneider zwar primär an Arbeiten aus dem deutschen Sprachraum (51.92%) und sekundär an solchen aus dem englischen Sprachraum (35.26%). Indes ist der Anteil der verwendeten französischsprachigen Publikationen (12.18%) deutlich höher als im Durchschnitt der ganzen Schriftenreihe (5.10%).

[343] Gerd Spittler (1967) verwendet vergleichsweise viele soziologische Texte aus dem angelsächsischen Kontext, Christian Siegrist (1968) führt seinerseits eine Vielzahl Quellen aus dem disziplinären Feld der Ethnologie an.

[344] Durkheim wird in drei Beiträgen der Schriftenreihe mit insgesamt fünf Quellen zitiert.

[345] Popitz tritt sein Ordinariat am 1. Oktober 1959 an und wechselt im Frühjahr 1964 nach Freiburg.

Freiburg 2015). Im Vergleich dazu sind die Bedingungen unter denen er in Basel wirkt bescheiden: In der Rheinstadt unterstützt ihn lediglich ein einziger Assistent. Die Lehrveranstaltungen auf dem Gebiet der Soziologie deckt Popitz als einziger Professor für Soziologie im Wesentlichen alleine ab. Während seiner Zeit in Basel publiziert Popitz kaum.[346] Inwiefern dies mit dem Fehlen personeller Ressourcen zusammenhängt, lässt sich rückblickend kaum abschliessend beurteilen. Auf jeden Fall erscheinen die Anstellungsbedingungen unter denen er in Basel tätig ist – von heute aus betrachtet – einer kontinuierlichen Forschungs- und Lehrtätigkeit nicht zuträglich.

Anfangs trägt Popitz formell noch den Titel als Ordinarius für Nationalökonomie, wenn er auch primär soziologische Vorlesungen und Seminare hält. Organisatorisch ist er dem Institut für Sozialwissenschaften angegliedert, das sich durch eine nationalökonomische Perspektive charakterisiert. Begründet liegt dies vornehmlich in der Position von Edgar Salin, dem damals tonangebenden Nationalökonomen an der Universität. Salin fürchtet «bei der Soziologie die Tendenz, sich zu stark als autonome Disziplin zu positionieren und dabei die interdisziplinären Bindungen zu anderen Fächern zu vernachlässigen.» (Lengwiler 2010, S.22)

Weder verfügt Popitz über eigene Forschungsinfrastruktur noch besteht eine soziologische Organisationseinheit. Die einzige ihm zustehende Assistenzstelle besetzt Popitz mit dem Schweizer Robert Reichardt, der in Basel bei ihm, Edgar Salin und Gottfried Bombach studiert hatte (Knoll, 1992, S.21).[347] Obwohl es ihm an Personal fehlt zögert Popitz auf die Verbesserung der Ausstattung seines Lehrstuhls hinzuwirken. Es scheint ihm kurz nach seiner Berufung unangebracht eine weitere Assistenzstelle einzufordern.[348] Im Vorwort zu den Studien von Hess, Latscha und Schneider

[346] Von Popitz selbst erscheint zwischen 1959 und 1964 einzig der Text «Soziale Normen». In: Europäisches Archiv für Soziologie Nr. 2, 1961.

[347] Reichardt kehrt 1961 von einem Aufenthalt in den USA nach Basel zurück und beginnt anschliessend für Popitz zu arbeiten. (Reichardt 1978, S.161)

[348] So schildert dies sein ehemaliger Schüler Christian Siegrist in einem Interview. Popitz habe gedacht, dass «er so kurz nach der Berufung nicht zu viel fordern» dürfe. (Siegrist 2011, S.6) Auch habe er es als nicht angebracht empfunden, seine Assistenzstelle mit jemandem zu besetzen, den er bereits aus Freiburg gekannt hatte.

beschreibt Popitz die Konsequenzen der beschränkten Ressourcen: «Der Rahmen des normalen Universitätsbetriebes – ohne Forschungsmittel und den entsprechenden Apparat – begrenzte von vorneherein den Umfang der Fragestellungen und des Untersuchungsbereiches (Kanton Basel-Stadt).» (Popitz 1966, S. 5) Die Ausgangslage die Popitz beschreibt, ist ernsthaften Forschungsbemühungen nicht zuträglich. Dieser Umstand äussert sich im Falle der Studie von Hess, Latscha und Schneider mitunter auch in der langen Dauer bis zur Veröffentlichung. Vom Zeitpunkt der Erhebung bis zur Publikation der abschliessenden Studien vergehen fünf Jahre.

Wegen des Mangels an Ressourcen nutzt Popitz vereinzelt Seminare um im Kleinen Forschung zu betreiben. Auch die Untersuchung zur «Ungleichheit der Bildungschancen», die im Sommer 1961 durchgeführt wird, nimmt ihren Anfang in einem Seminar am Institut für Sozialwissenschaften. Es ist das einzige grössere Forschungsprojekt, das Popitz in Basel zur Umsetzung bringt (Interview Spittler 2020). Aus diesem gehen die drei Dissertationen von Franz Hess, Fritz Latsch und Willy Schneider hervor, die zusammengenommen eine «der wenigen grossen empirischen Studien im deutschen Sprachraum über die Ungerechtigkeit des höheren Bildungssystems» darstellt (Oswald 1990, S.12) .

Die Arbeiten von Hess, Latscha und Schneider zeichnen sich durch eine ausgeprägt empirische Orientierung aus. Angeleitet von Popitz und unter Mithilfe von Studierenden führen die drei Doktoranden Befragungen unter Lehrern und Eltern von Basler Schülern durch. Hess untersucht die «schichtspezifische Wirkung der Selektion» beim Übertritt von Jugendlichen in die Mittelschulen im Jahr 1962 mittels quantitativer Methoden. Dabei wirft er einen genaueren Blick auf «die schichtspezifischen Aspekte des gymnasialen Schulerfolges» (Hess 1966, S.85, 261). Latscha (1966, S.256ff.) führt seinerseits strukturierte Interviews mit Eltern als auch Primarlehrern durch und versucht ihre jeweilige Perspektive auf den erwähnten Selektionsprozess nachvollziehbar zu machen. Schneider (1966) nimmt schliesslich in seinem Beitrag eine Makroperspektive ein. Er vergleicht quantitativ den Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht und dem Zugang zum höheren Schulwesen in verschiedenen Ländern.

Insbesondere in der Erhebungsphase der drei Arbeiten wirken Studierende mit, die am betreffenden Seminar teilnehmen. Unter diesen ist auch Gerd Spittler (Interview

Spittler 2020).[349] Die Verschränkung von Lehre und Forschung – wie sie sich in Bern um Richard Behrendt und in Zürich um Peter Heintz als zentraler Treiber der lokalen Institutionalisierung herausstellte – bleibt bei Popitz im Wesentlichen auf das erwähnte Forschungsprojekt beschränkt.[350] In der Bildungsstudie schafft Popitz einen organisatorischen Rahmen, für kooperatives Forschen: Ordinarius, Doktoranden und Studierende arbeiten gemeinsam am selben Projekt. Dies sei untypisch gewesen. Gewöhnlich habe es Popitz nicht behagt, sich von seinen Studierenden und Assistierenden zuarbeiten zu lassen (Interview Spittler[351] 2020). «Das ist wirklich ein Kennzeichen von Popitz: Man hat ihm nie zugearbeitet. Man hatte völlige Freiheit als Assistent. Dass man irgendwelche Sachen für den Professor lesen oder ihm zuarbeiten musste, das gab es bei ihm nicht.» (Interview Spittler 2020). Er habe seine Doktoranden «mit sehr langer Hand [...] geführt» und ihnen bei der Wahl von Forschungsthemen als auch der methodischen Zugänge viel Freiheit gelassen (Interview Spittler 2020). Man habe selbst entscheiden können, womit man sich im Rahmen der Dissertation beschäftigen wollte. Ähnlich sei auch Popitz' Verhältnis zu seinem Assistenten Robert Reichardt gewesen. Reichardt habe in Basel relativ viele Freiheiten genossen und seinen Interessen nachgehen können.[352] (Interview Spittler 2020) In seiner Habilitation die 1962 erscheint beschäftigt er sich mit einer musiksoziologischen Fragestellung.[353] «Er machte auf jeden Fall nicht so die Sachen, die Popitz machte.» (Interview Spittler 2020)

---

[349] Gerd Spittler erinnert sich, bei der Durchführung der Befragungen mitgeholfen zu haben.

[350] Abgesehen von einigen kleineren Lehrveranstaltungen wie einem Proseminar mit dem Titel «Die moderne Stadt», das im Wintersemester 1962/63 stattfindet.

[351] Gerd Spittler war langjähriger Assistent von Popitz in Freiburg.

[352] Vgl. Interview Spittler (2020): «Er machte auf jeden Fall nicht so diese Sachen, die Popitz machte.» Reichardts Interessen umfassten u.a. die Felder der Musik- und der Techniksoziologie: 1965 habilitierte er sich mit einer Arbeit über «Die Schallplatte als kulturelles und ökonomisches Phänomen».

[353] Reichardts Interessen umfassten u.a. die Felder der Musik-, Kultur- und Techniksoziologie: 1962 habilitierte er sich mit einer Arbeit über «Die Schallplatte als kulturelles und ökonomisches Phänomen».

Dass Popitz seinen einzigen Assistierenden eigenen Interessen nachgehen lässt, bedeutet umgekehrt, dass ihn dieser in anderen Bereichen nicht unterstützen kann. Inwiefern die geringe Zahl an Forschungsprojekten und Publikationen mit dem Mangel an Ressourcen und Popitz' Selbstverständnis als Lehrer, Doktorvater und Vorgesetzter zusammenhängt, ist schwierig zu sagen. Popitz gilt gemeinhin nicht als Vielschreiber[354] (Göttlich 2017), ist vielmehr für «wenige, stets wegweisende Publikationen» bekannt (Endress 2002, S.406). Im Laufe seiner Basler Jahre veröffentlicht er lediglich einen Aufsatz (dabei handelt es sich um seine Antrittsvorlesung).

Indes lässt sich feststellen, dass die Freiheiten, die Popitz seinen Doktoranden gewährt, in einer Reihe thematisch wie auch methodisch sehr unterschiedlicher Dissertationen resultiert. Während Gerd Spittler beispielsweise qualitative mikrosoziologische Beobachtungen anstellt, lässt Erhard Blankenburg für seine quantitativen Wahlstudie im Rechenzentrum der Uni Basel Lochkarten auswerten (Interview Spittler 2020). Das Zulassen einer Vielfalt von Themen und Zugängen ist eine spezifische Eigenheit der Wissenskultur um Popitz in Basel.

Nebst der Bildungsstudie von Hess, Latscha und Schneider (1966) beschränken sich die Impulse die Popitz während seiner kurzen Schaffenszeit in Basel lostritt auf die Lehre. Kurz nach seiner Ankunft in Basel verbreitet sich unter den Studierenden die Kunde, dass ein neuer Professor Soziologie unterrichtet. Der damalige Student und spätere Hilfsassistent von Popitz, Paul Ignaz Vogel stösst zufällig auf den neuen Professor: «Ich erfuhr im Studentencafé von Popitz Vorlesungen. Ein Bekannter kam auf mich zu und forderte mich auf ihn zu begleiten. ‹Komm auch, das ist interessant› spornte er mich an. Ich war von Beginn an fasziniert.» (Interview Vogel 2020) In Popitz Lehrveranstaltung begegnet Vogel einer Art freiheitlichem Denken, die man damals an der philosophischen Fakultät nicht gekannt habe. Es sei für ihn eine gänzlich neue Art von Vorlesung gewesen (Interview Vogel 2020). Als Lehrer empfindet

[354] Popitz ist kein Vielschreiber bzw. Vielpublizierer. Die von ihm selbst zeitlebens publizierten Schriften, nehmen sich sowohl nach Anzahl wie nach Umfang vergleichsweise gering aus (Göttlich 2017, S.252).

Vogel Popitz «gewinnend, locker, überzeugend, [und] mitreissend» (Schriftliche Kommunikation Vogel, 22. März 2020). Auch Spittler erinnert sich an die Studienzeit in Basel. In den Seminaren kommt ein überschaubarer Kreis von Studierenden zusammen. Diese finden im Institut für Sozialwissenschaften am Petersgraben 29 statt. «Da waren vielleicht 20 Studenten. Ich kann mich vor allem an das Seminar erinnern. Es gab auch Vorlesungen. Da sassen alle Studierenden drin. Vom ersten bis zum letzten Semester.» (Interview Spittler 2020) Insofern sei das speziell gewesen, aber auch sehr anspruchsvoll. Erinnerungen an den Lehrstil von Heinrich Popitz schildert auch Dieter Oberndörfer, der diesen vor und nach dessen Basler Zeit in Freiburg erlebt: «Seine Vorlesungen waren sorgfältig, ja akribisch genau vorbereitet. Jeder Absatz und die Gesamtstruktur ‹stimmten› und überzeugten durch ihre logische Struktur und ihre Präzision im Detail. In den Seminaren wurde hart gearbeitet, wurden Aufgaben gestellt, wurde aufgerufen und gedanklicher Schwulst erbarmungslos demaskiert. Man merkte, dass sich Popitz mit wissenschaftlicher Leidenschaft in der Lehre engagierte und hier das Zentrum seines akademischen Wirkens sah» (Oberndörfer 1990, S.40). Innert kurzer Zeit bringen die Studierenden Popitz und der Soziologie wachsendes Interesse entgegen. Bald betreut er eine ansehnliche Zahl von Doktoranden (Kuzucular 2018, S.16). Aufgrund der zunehmenden Popularität der soziologischen Lehrveranstaltungen wird im Februar 1962 ein Lehrstuhl für Soziologie geschaffen und mit Popitz besetzt.[355]

Im Zentrum von Popitz Lehrtätigkeit steht das sogenannte Abend- oder Oberseminar (Interview Spittler 2020). Mit diesem schafft er einen Begegnungsraum. Einmal pro Woche von sechs bis acht Uhr treffen im Institut am Petersgraben vom Erstsemestrigen bis zu jenem, der kurz vor dem Lizenziat steht, alle Studierenden der Soziologie

[355] Institutionell gehört Popitz weiterhin dem Institut für Sozialwissenschaften an, welches nebst ihm zwei Ordinarien für Nationalökonomie beheimatet.

zusammen. Eine Zeit lang nimmt auch Franz-Xaver Kaufmann[356], der Anfang der 1960er Jahre beruflich in Basel tätig ist – rege am Oberseminar teil.[357] Es sei ein «intellektuell lebendiger Kreis» gewesen, schildert er rückblickend (Interview Kaufmann 2019). Kaufmann erinnert sich an das Behandeln der Rollentheorie, Gerd Spittler – der ebenfalls regelmässig am Oberseminar teilnimmt – erwähnt Seminarsitzungen zur politischen Soziologie und zu Erving Goffman (Interview Kaufmann 2019). Trotz des jeweils etwa zwanzig Personen umfassenden Teilnehmerkreises ist der Rahmen des Oberseminars familiär. Im Anschluss geht man gemeinsam aus, macht regelmässig Halt in der Weinstube «Dézelay» in der Spalenvorstadt (Vgl. Interviews Vogel 2020 & Interview Spittler 2020). Dort gehen die Studierenden und der Professor etwas trinken, debattieren gemeinsam und verhandeln mitunter auch politische Themen. Im Kontext des Abendseminars kommen sie ausserhalb der Universität anders zusammen, als sonst im universitären Lehrbetrieb. Doch trotz des regen Austausches wahrt Popitz eine gewisse Distanz, bleibt am Ende im Verhältnis zu den Studierenden immer ‹der Professor›.[358] Der Besuch des Dézelay wird bald zum wöchentlichen Ritual. Ein einziges Mal führt Popitz die Studierenden stattdessen ins «Clara-Varieté» in Kleinbasel. An jenem Abend habe er sie in die Rolle der Zuschauer bringen wollen, schildert Vogel. Gleichzeitig ging es Popitz wohl darum – so Vogel – die «starre Tradition»

[356] Franz-Xaver Kaufmann studiert in den 1950er Jahren in St. Gallen Recht und promovierte dort bei Walter A. Jöhr. Von 1969 bis 1997 wirkt er als Ordinarius für Sozialpolitik und Soziologie an der Universität Bielefeld.

[357] «Wöchentlich besuchte ich das Oberseminar von Heinrich Popitz». (Kaufmann 2014, S.22) «Er [Popitz] war junger Professor als ich nach Basel kam. Er hat ein gutes Seminar. Ich bin meistens nur ins Oberseminar gegangen. Damals habe ich ein sehr gutes Seminar über Rollentheorie bei ihm besucht. Da habe ich viel von ihm profitiert. Und andere Sachen auch. Da sind auch ein, zwei Schüler draus hervorgegangen. Einer ist später nach Wien gegangen. Ich habe jetzt seinen Namen vergessen. Das war ein intellektuell lebendiger Kreis damals. Aber da ich natürlich beruflich an der Ciba tätig war und nur am Abend da hinkam war ich nie Insider. Ich bin immer von Außen an diese Gruppe herangetreten.» (Interview Kaufmann 2019)

[358] Diese habe auch beim anschliessenden Restaurantbesuch fortbestanden. «Wenn Popitz in einer Ecke sprach trauten sich die anderen nicht ein eigenes Gespräch zu führen.» (Interview Spittler 2020)

studentischer Weinstuben zu irritieren, in denen das Saufen und das Singen von Studentenliedern im Vordergrund gestanden habe (Interview Vogel 2020). «Popitz wollte uns nach dem ‹offiziellen Seminar› offensichtlich an eine Kultursituation heranführen. [...] Kleine Bühnenkunst für die kleinen Leute». Sein «einmaliger Input mit dem Clara-Varieté war ein gelehrsames: ‹Schaut mal her, und schaut genau hin, und verkommt nicht im Traditionellen.›» (schriftliche Kommunikation Vogel, 14. Mai 2020) Das Lokal scheint den Studierenden nicht bekannt. Einige Teilnehmer des Seminars empfinden es als ungehörig und zwielichtig. Sie opponieren. Das Clara-Varieté war nicht Teil der Basler ‹Upper-Class-Kultur› erzählt Vogel, gleichzeitig sei es alles andere als vulgär gewesen. Dort findet leichte Muse statt. Das Programm ist eine Mischung aus Darbietungen von Zauberern, Clowns, Taschenspielern und Tänzerinnen.

Der einmalige «Ausbruch zum Varieté» findet nach einer ersten Anfangsphase von Restaurantbesuchen statt. Danach kehrt die Seminargruppe wieder im Dézelay ein (schriftliche Kommunikation Vogel 16. Mai 2020). Der wöchentliche Besuch der Weinstube wird zum wichtigen Akt der Vergemeinschaftung. Nebst diesem sind die Studierenden einmal pro Semester zu Gast bei Heinrich und Maria Popitz in deren Villa im Bruderholz.[359] Ausserhalb der Lehrveranstaltung sind informelle Treffen mit den Studierenden angesichts der überschaubaren Teilnehmerzahl noch gut möglich. In der Wissenskultur um Popitz – so scheint es – bezieht sich das Momentum des Gemeinsamen weniger auf die konkrete Zusammenarbeit in Projekten, als vielmehr auf das Zusammenkommen ausserhalb des institutionellen Kontexts der Universität und die dadurch ermöglichte andere Form des Austauschs. Das Zusammenkommen erscheint dabei weniger auf das unmittelbar schöpferische Produktivwerden im Forschungsprozess gerichtet, als vielmehr auf den lustvollen Austausch im Gespräch.

[359] Auch hier habe Popitz eine professorale Wirkung gehabt: «Also es war schon so eine gewisse Distanz da, auch wenn man als Student jetzt mal bei ihm zuhause eingeladen war. Ich erinnere mich, also man sass dann ganz vorsichtig so auf einem Stuhl.» (Interview Spittler 2020)

Ein letzter Aspekt, der vorliegend beleuchtet werden soll, betrifft das ausseruniversitäre Engagement von Popitz und damit verbunden sein Bild von der Rolle der Soziologie im Verhältnis zu der von ihr untersuchten Gesellschaft. Im Vorwort zur Bildungsstudie von Hess, Latscha und Schneider (1966) zeichnet er ein Bild der Soziologie als engagierter Wissenschaft. Die Disziplin habe das Potenzial, soziale Realitäten sichtbar und damit verstehbar zu machen. Die Bildungsstudie von Hess, Latscha und Schneider (1966) beruht «auf der Hoffnung, beitragen zu können zur Veränderung der Wirklichkeit, die sie darstellt, indem sie sie darstellt.» (Popitz 1966, S.6) Auf eine solche Veränderung versucht Popitz denn auch hinzuwirken. 1963 fordert er in einem Referat vor der Statistisch-Volkswirtschaftlichen Gesellschaft unterstützt von Regierungsrat Zschockke «die Beseitigung der sozialen Schranken, die den Arbeiterkindern den Zugang zur höheren Bildung erschwerten» (Kreis 1986, S.15). Spittler äusserte im Interview, dass Popitz vorgehabt habe, eine Studie nach dem Basler Vorbild auch in Deutschland durchzuführen. Dies mit der Intention, anschliessend politisch tätig zu werden. In Basel sei ihm dies (das politische aktiv werden) nicht möglich gewesen (Interview Spittler 2020).

6.2.3.4. Exkurs: Der Weggang von Popitz aus Basel

Wie weiter oben bereits erwähnt worden ist, folgt Popitz 1964 einem Ruf nach Freiburg und verlässt Popitz die Universität Basel. Ausschlaggebend für seinen Entscheid – berichten mehrere Zeitzeugen – seien die vielversprechenden Bedingungen gewesen, die man ihm dort in Aussicht gestellt habe. Ein anderes Schlaglicht auf den Weggang von Popitz aus Basel wirft Vogel. Anfang der 1960er Jahre sei innerhalb der Universität gegen die Soziologie und Heinrich Popitz intrigiert worden. Inwiefern dies der Fall war und wie sehr dies für Popitz Wirken und insbesondere auch seinen Wegzug aus Basel mit ausschlaggebend war, lässt sich rückblickend nur schwierig beurteilen. Popitz habe sich in Basel sehr wohl gefühlt und sei allseits geschätzt worden bemerkt seine Ehefrau Maria Popitz, Intrigen seien ihr keine bekannt (schriftliche Kommunikation Popitz 2021). Auch Gerd Spittler betont, dass Popitz nie etwas in der Art erwähnt habe (Interview Spittler 2020).

Was sich indes feststellen lässt, ist dass von Popitz eine Staatsschutz-Fiche[360] besteht.[361] In einem Spitzelbericht des Spezialdienstes des Polizeidepartements Basel-Stadt vom 28. Mai 1964 findet sich ein entsprechender Eintrag. Diesem ist zu entnehmen, dass Popitz an einem Treffen von «Linksintellektuellen» teilgenommen hat. Am betreffenden Abend ist auch Vogel anwesend. Dieser wird vom Schweizerischen Staatsschutz von 1962 bis 1974 observiert. In einem Protokoll in Vogels Fiche äussert sich der Geschichtsprofessor Edgar Bonjour, der ebenfalls an der Universität Basel lehrt, abwertend zu Vogel und äussert gleichzeitig eine Aversion gegen Popitz. «Vogel, der sonst redlich sei, habe sich [...] zum Linksintellektuellen entwickelt, besuche seine (Bonjours) Vorlesungen nicht mehr und laufe nun Professor Popitz «mit seiner deutschen Soziologie» nach.» (Mäder 2018, S.22) Die vom eidgenössischen Staatsschutz organisierte Bespitzelung an der Universität Basel habe – so Vogel – konkrete Konsequenzen gehabt. Das allgemeine Vertrauensklima sei zerstört worden.[362] «Plötzlich wollte Popitz nichts mehr mit mir zu tun haben. Ich sei ‹unanständig›, meinte er einmal zu mir, ohne diesen Vorwurf zu präzisieren.» (Schriftliche Kommunikation Vogel, 22. März 2020) Ähnlich wie im Falle von René König – wenn auch viel feiner – blitzt das Thema der als ausländisch befundenen Soziologie auf. Auch

[360] Seit 1900 hat der Schweizer Staatsschutz gegen eine Million Karteikarten angelegt und rund 900'000 Personen ohne gesetzliche Grundlage bespitzelt. Dies wurde im Rahmen einer parlamentarischen Untersuchung zum Rücktritt von Bundesrätin Elisabeth Kopp aufgedeckt. Die sogenannte Fichenaffäre gilt als einer der grössten Skandale in der neueren Schweizer Geschichte (Kreis 2012).

[361] Wenn sich darin auch lediglich ein einziger Eintrag findet.

[362] Vogel ist eine Zeit lang Hilfsassistent von Popitz (Interview Vogel 2020). Popitz unterstützt ihn seinerseits finanziell im Zusammenhang mit der Herausgabe der Zeitschrift Neutralität (Interview Spittler 2020).

Soziologiestudenten mit deutscher Staatsbürgerschaft spüren in jenen Jahren im Alltag Vorbehalte bzw. fühlen sich ausgeschlossen.[363] Die von Vogel konstatierte Ablehnung gegenüber Popitz aufgrund seiner ausländischen Staatsbürgerschaft ist auch von seinem Nachfolger Paul Trappe benannt worden. Trappe habe ihn auf die besagte Aversion gegen die als ‹deutsch› empfundene Soziologie von Popitz hingewiesen, schreibt Mäder (Schriftliche Kommunikation Mäder, 6. Juni 2020).

Dass die Soziologie an der Universität in den frühen 1960er Jahren mit Opposition zu kämpfen hatte tönt auch der Historiker Georg Kreis[364] an. Eine ablehnende Haltung gegenüber der Soziologie verortet er beim Juristen Max Imboden, der im Studienjahr 1963/64 Rektor der Universität Basel ist (also just in jenem Jahr in dem Popitz Basel verlässt). «So offen Imboden in seinem eigenen Fachbereich war, gegenüber dem damals in der Schweiz noch jungen Fach Soziologie muss er offenbar starke Vorbehalte gehabt haben, teils wegen der fachlichen Berührungspunkte, teils wohl auch wegen der Tatsache, dass dieses Fach Studierende mit radikalem Veränderungswillen versammelte.» (Kreis 2017, S.19) Weiter führt Kreis an, dass möglicherweise auch «Differenzen mit gewissen massgebenden Kollegen» Popitz zum Weggang veranlasst hatten (ebd., S.38). Ihm sei vom Hörensagen bekannt «dass [Popitz] wohl aus (Wissenschafts-)politischen Gründen bei massgeblichen Leuten nicht die nötige Wertschätzung hatte und darum von Basel wegzog.» (schriftliche Kommunikation Kreis, 2. April 2020) Dass anschliessend das Ordinariat für Soziologie während fünf Jahren vakant bleibt, sei gewissen Leuten wohl ziemlich willkommen gewesen. Dies alles sind lediglich vereinzelte Hinweise. Inwiefern damals tatsächlich eine Aversion gegen Popitz und die Soziologie bestand und allenfalls auch zu bestimmten Intrigen bzw.

[363] Gerd Spittler führt an, dass er zwar Schweizerdeutsch habe sprechen können, dass man aber «als Deutscher mehr oder weniger ausgeschlossen» gewesen sei. «Befreundet war ich am meisten mit dem Erhard Blankenburg, dem anderen Deutschen.» (Interview Spittler 2020)

[364] Als Studienanfänger besucht Kreis eine Veranstaltung bei Heinrich Popitz (schriftliche Kommunikation Kreis 2020).

Kontroversen führte, lässt sich basierend auf den aufgeführten Äusserungen kaum beurteilen. Hierfür müssten weitere Archivrecherchen und Interviews geführt werden. Dies ist im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich.

6.2.3.5. Zusammenfassung

Während René König, Richard Behrendt oder Peter Heintz die lokale Institutionalisierung der Soziologie vornehmlich über die Verschränkung von Studium und Forschung vorantreiben und dabei eine Vielzahl von Publikationen anstossen, forscht Popitz in Basel kaum kooperativ mit seinen Studierenden. Er verwendet viel Energie für die Lehre und investiert zugleich wenig in den institutionellen Ausbau der Soziologie. Da er lediglich über einen Assistierenden verfügt und es ihm nicht behagt, sich von Studierenden zuarbeiten zu lassen, kommt es – abgesehen von einer Studie zur «Ungleichheit der Bildungschancen» – weder zu grösseren Forschungsprojekten, noch entstehen Publikationen. Die Ressourcen, die ihm zur Verfügung stehen, nutzt Popitz nicht primär für Forschungsprojekte. Vielmehr gewährt er Studierenden und Assistierenden grosszügig Freiräume. Seinen Assistenten, Robert Reichardt, lässt Popitz eigenen Interessen nachgehen; die Studierenden involviert er nur vereinzelt in Forschungsarbeiten. Vor allem aber lässt er sie ‹eigene› Themen beforschen. Entsprechend vielfältig sind die Dissertationen seiner Doktoranden in thematischer, methodischer wie auch theoretischer Hinsicht.

Aufgrund der wenigen Projekte und der fehlenden Kohärenz im Bereich der Forschung wird die Soziologie in Basel – bis auf die bildungssoziologische Studie – gegen Aussen kaum sichtbar. Es kommt weder zu Kooperationen mit ausseruniversitären Akteuren, noch werden – wie zur gleichen Zeit in Bern und einige Jahre später in Zürich – Aufträge an das Institut für Sozialwissenschaften herangetragen. Auch die Schriftenreihe, die Popitz in Zusammenarbeit mit dem Oltener Walter-Verlag begründet, erscheint zu spät, um dann ein positives Schlaglicht auf die Soziologie zu werfen, als Popitz noch in Basel wirkt.

All dies mag ansatzweise erklären, weshalb die Soziologie im betrachteten Zeitraum an der Universität Basel weder ausgebaut wird, noch durch besondere Produktivität auffällt. Selbst treibt Popitz in Basel den personellen Ausbau der Disziplin nicht voran. Zunächst scheint es ihm zu früh, um weitere Assistenzstellen einzufordern. Später

verbessert sich die Situation trotz seiner Beliebtheit bei Studierenden und mehreren Rufen an Universitäten in Deutschland nicht merklich. Er vermag keinen personellen Ausbau zu erwirken bzw. es ist unklar, inwiefern er sich überhaupt explizit um einen solchen bemüht. Im Unterschied zu Ordinarien wie Behrendt und Heintz erscheint Popitz nicht als *institution-builder*, der für Studierende und Assistierende rasch Forschungs- und Publikationsmöglichkeiten schafft und auf diese Weise die lokale Institutionalisierung der Soziologie voranbringt. Weder liegt sein Fokus in Basel auf dem langfristigen Ausbau bzw. der organisatorischen Verfestigung der Soziologie, noch auf der Durchführung einer Vielzahl von Forschungsprojekten oder dem raschen Publizieren vieler Arbeiten. Im Vordergrund der Wissenskultur, die sich um ihn herum herausbildet, stehen vielmehr seine Lehrtätigkeit und der direkte intellektuelle Austausch zwischen Ordinarius und Studierenden. Im direkten Umgang ist Popitz wohlwollend. In Lehrveranstaltungen vermag er zu begeistern. Mit seinem Oberseminar schafft er einen Begegnungsraum, der das informelle Zusammenkommen ausserhalb des institutionellen Kontexts der Universität begünstigt. Die Zusammenkünfte in der Weinstube Dézelay dienen dabei keinem direkten produktiven Zweck (im Sinne der quantitativen Steigerung des Forschungsoutputs). Vielmehr scheinen sie das Entstehen eines bestimmten Beziehungsgefüges und die Etablierung einer spezifischen Diskussionskultur zu begünstigen. Die Wissenskultur um Popitz zeichnet sich durch eine kooperative Atmosphäre des intellektuellen Austauschs aus. Dabei unterscheidet sich das Momentum der Kooperation von der Art des Zusammenwirkens rund um Personen wie Richard Behrendt oder Peter Heintz. Im Unterschied zu diesen leitet Popitz seine Studierenden nicht durch ‹Vorgaben› an, legt ihnen keine konkreten Forschungsfragen nahe und überträgt ihnen auch keine Aufgaben und Projekte. Vielmehr lässt er ihnen in der Wahl von Forschungsthemen, theoretischen Bezügen und Methoden viel Freiheit. Entsprechend vielfältig und in der Gesamtschau wenig kohärent erscheinen die Arbeiten, die in der von ihm herausgegebenen Schriftenreihe erscheinen. Es lässt sich in den Texten und Dokumenten zur Soziologie keine spezifische Programmatik erkennen – wie es beispielsweise bei Heintz die Gemeinsamkeit der verwendeten quantitativen Forschungsmethoden darstellt. Fluchtpunkt ist in den «Texten und Dokumenten zur Soziologie» vor allem die Person Popitz, ihre Art des intellektuellen Voranschreitens und Zulassens von Vielfalt. In Lehrveranstaltungen konfrontiert Popitz die Studierenden zwar mit aufwändig vorbereiteten Inhalten und verlangt

ihnen viel ab, will sie damit jedoch vielmehr überzeugen als ihnen in autoritärer Weise eine bestimmte Forschungsagenda, einen spezifischen theoretischen Bezugsrahmen oder eine konkrete Forschungsmethode aufzuzwingen.

Schliesslich scheinen auch im Fall von Popitz – ähnlich wie bei König – Vorbehalte aufgrund dessen ausländischer Staatsbürgerschaft bedeutsam zu sein, um die untersuchte Wissenskultur besser zu verstehen. Mehrfach war im Laufe der Untersuchung in Interviews von Aversionen gegenüber Popitz und seiner ‹deutschen› Soziologie die Rede. Inwiefern sich solche Aversionen auf die Wissenskultur rund um Popitz auswirkten, ist schwierig zu beurteilen. Hemmten sie beispielsweise Popitz' Forschungstätigkeit (im Sinne empirischer Primärerhebungen zu Phänomenen in und rund um Basel)? Und wenn ja, woran liesse sich das festmachen? Diese Fragen können hier bloss aufgeworfen, nicht aber weiter verfolgt werden.

6.2.4. Paul Trappe in Basel – «Social Strategies«

Mit dem Weggang von Heinrich Popitz im Jahr 1964 bricht die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Basel unvermittelt ab. Mit Popitz wandern die «Texte und Dokumente zur Soziologie» nach Freiburg und werden dort zur Reihe des neu geschaffenen Instituts für Soziologie. Auf den «plötzlichen Weggang» des Lehrstuhlinhabers folgt eine Phase der Unsicherheit. Unter den Studierenden herrscht wegen des Rücktritts von Popitz Missstimmung (Kuzucular 2018, S.19). In den nächsten Jahren besteht an der Universität Basel weder ein Ordinariat für Soziologie noch eine auf Soziologie ausgerichtete Schriftenreihe. Die entstandene Vakanz füllen zwischenzeitlich Paul Trappe und Andreas Miller aus.[365] Im Semesterturnus wechseln sich die beiden Stellvertreter ab, was der Verstetigung des Faches nicht zuträglich ist. Bald wird ein Berufungsverfahren eingeleitet, jedoch stellt sich dieses als langwierig und harzig heraus (ebd. 2018). Zunächst ist Hans Paul Bahrdt Wunschkandidat der Berufungskommission. Im Dezember 1965 lehnt dieser jedoch einen Ruf nach Basel ab

[365] Beide vertraten in den Jahren 1964/65 abwechslungsweise die Soziologie in Basel. Miller im Sommersemester und Trappe im Wintersemester.

(ebd., S. 23). Auch Paul Trappe wird in einer ersten Runde als Kandidat in Erwägung gezogen. Jedoch fällt das Urteil des Ordinarius für Nationalökonomie Gottfried Bombach «kurz und vernichtend aus. Trappe habe in Basel Vorlesungen gehalten, die nicht überzeugt hätten.» (ebd., S.20) Die erste Berufungsrunde endet ohne Ergebnis. In der Tagespresse ist die Rede von «Berufungsunstimmigkeiten». In einem der verantwortlichen Gremium heisst es, dass «die Frage der Wiederbesetzung [...] ein grosses Aergernis geworden ist» (Ehret 1968). Immer wieder verzögert sich die Neubesetzung des Lehrstuhls für Soziologie. Derweil wandern die Studenten ab. Eine solche Vakanz – so äussert sich ein Mitglied der verantwortlichen Sachverständigenkommission – sei «eine Erfahrung die sich nicht mehr wiederholen darf.» (Ehret 1968)

Erst am 30. November 1967, entscheidet sich eine zweite Sachverständigenkommission nach längerer Beratung für Trappe. Dieser nimmt den Ruf nach Basel an und wirkt ab dem 1. April 1969 während mehr als dreissig Jahren an der Universität Basel als Ordinarius für Soziologie. In der National-Zeitung wird die Berufung von Trappe als «Neue Hoffnung für die Soziologie» beschrieben. Nach dem «betrüblichen Unterbruch» infolge des Weggangs von Heinrich Popitz bestehe nun endlich die Möglichkeit, «unsere Soziologie wieder aus ihrem Tief heraufzubringen» schreibt der Redaktor Joseph Ehret. «Dazu soll Trappe nun die Treppe sein.» (Ehret 1968)

Doch wie geht Trappe diese Herausforderung an? Fünf Jahre nach seinem Amtsantritt begründet er eine neue Schriftenreihe. Gemeinsam mit seinen Assistierenden Christian Giordano[366] und Robert Hettlage[367] ruft er die «Social Strategies» ins Leben. In dieser erscheinen bis 2018 vierundfünfzig Bände.[368] Es ist die einzige der in dieser Dissertation betrachteten Schriftenreihen, die heute noch besteht. Bis in die späten 1990er Jahre fungiert Trappe als Herausgeber. So lange erscheinen die Social Strategies im Eigenverlag[369], die nötigen finanziellen Mittel stellen private Dritte zur Verfügung.[370] Mit dem Wechsel der Herausgeberschaft wird die Reihe Teil des Peter

[366] Christian Giordano (1945-2018) studierte nach dem Absolvieren des Gymnasiums zunächst in Bern ein Jahr Rechts- und Wirtschaftswissenschaften (1965/66) und ab dem Wintersemester 1966 Soziologie, Ethnologie, Kunstgeschichte und Romanistik an der Universität Heidelberg. Dort promoviert er 1973 in Soziologie mit der Dissertation «Handwerker- und Bauernverbände in der sizilianischen Gesellschaft. Zünfte, Handwerkerkonfraternitäten und Arbeiterhilfsvereine zwischen 1750 und 1890» bei W.E. Mühlmann. Von 1973 bis 1980 ist Giordano Assistent am Soziologischen Seminar der Universität Basel. Anschliessend ist er als Hochschulassistent von 1980 bis 1986 in Frankfurt, wo er 1987 habilitiert. 1989 wird er als Ordinarius für Sozialanthropologie an die Universität Fribourg berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung wirkt (Vgl. CV von Christian Giordano (Interculturel (o.D.)).

[367] Robert Hettlage (geb. 1943) studierte an der Universität Fribourg Nationalökonomie, Soziologie und Sozialphilosophie. 1969 promoviert er zum Dr. rer. pol. 1971 zum Dr.phil. Von 1972 bis 1979 ist Hettlage wissenschaftlicher Assistent am Soziologischen Seminar der Universität Basel. Dort habilitiert er sich 1978 und wirkte von 1978 bis 1981 als Privatdozent. Im gleichen Zeitraum (von 1979 bis 1981) ist Hettlage zudem freier Mitarbeiter bei der PROGNOS AG in Basel. Ab 1981 bis zu seiner Emeritierung wirkt Hettlage an der Universität Regensburg (o.D.).

[368] Die ersten dreissig Bände kommen im Zeitraum von 1975 bis 2000 unter der Herausgeberschaft von Paul Trappe zur Publikation.

[369] Die Buchreihe wird zunächst von der «Social Strategies Publishers Co-operative Society», die organisatorisch dem Soziologischen Seminar der Universität Basel angegliedert ist verlegt. Ab Band 29 erscheint die Reihe schliesslich beim Berner «Peter Lang» Verlag.

[370] R. spricht im Interview von Kontakten, die Trappe aufgrund seiner Genossenschaftsforschung zu einem genossenschaftlich organisierten Grossverteiler hatte. Dieser habe sehr wahrscheinlich anfänglich die finanziellen Mittel für die Realisierung der einzelnen Beiträge zur Verfügung gestellt (Interview R. 2020).

Lang Verlagsprogramm. Die Social Strategies sind mehrsprachig angelegt und stehen Beiträgen auf deutsch, englisch und französisch offen (Giordano, Hettlage & Trappe 1975, Klappentext). Dennoch ist die grosse Mehrheit der Bände in deutscher Sprache.[371] Im betrachteten Zeitraum (1975 bis 1980) erscheinen 12 Bände. Dabei handelt es sich um sehr unterschiedliche Beiträge (einige Dissertationen, einen Sammelband, eine Aufsatzsammlung sowie eine Reihe von Monographien).

Die Social Strategies starten als gemeinsame Idee von Trappe und seinen Assistierenden Giordano und Hettlage. Zusammen wollen sie ein Publikationsorgan schaffen, das kurzen soziologische Arbeiten offensteht, in denen aktuelle Tagesthemen beleuchtet werden (Interview R. 2020). Im Klappentext des ersten Bandes umschreiben sie ihre Zielsetzung wie folgt: Die Schriftenreihe soll «einen Bereich des sozialen Wandels erfassen, der zwischen Aktualität und ‹utopischem Übermorgen› liegt und der im neueren soziologischen Schrifttum oftmals nicht berücksichtigt» wird (Giordano et. al. 1975, Klappentext). Der formulierte Anspruch ist ambitioniert: Die Reihe will Lücken schliessen und Aspekte gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandels thematisieren. Sowohl der Titel der Schriftenreihe, als auch der beschrieben Fokus zeugen von Parallelen zu Richard Behrendt, bei dem sich Trappe in Bern habilitierte.[372] Ähnlich wie dessen Berner Beiträge zur Soziologie sollen die Social Strategies – so die Absicht von Giordano, Hettlage und Trappe – Raum für soziologische Arbeiten rund um den Themenkomplex des sozialen Wandels bieten. Die Zielsetzung aktuelle Themen ins Blickfeld zu rücken und dabei eng an der betrachteten Realität zu bleiben verbinden die drei mit dem Anspruch der Praxisrelevanz: Die einzelnen

[371] Von insgesamt 54 Bänden sind sechs in Englischer Sprache und vier in Französischers Sprache. Die restlichen 36 Bände sind auf deutsch verfasst worden.

[372] Mit der Begrifflichkeit des «sozialen Wandels», greifen Giordano et al. (1975) eines der zentralen Konzepte des Werks von Richard F. Behrendt auf, bei dem Trappe habilitierte und mit dem dieser das Interesse für Entwicklungssoziologie teilte. (vgl. dazu Windisch 2005). Der Titel der Schriftenreihe erscheint als Anlehnung an Behrendts «Soziale Strategie für Entwicklungsländer» (Behrendt 1965), eine umfassende «Konzeption nachhaltigen und integrativen gelenkten sozialen Wandels», welche dieser in den 1960er Jahren in Abgrenzung zu «einseitigen Vorstellungen möglichst rascher materieller Expansion» entworfen hatte (Behrendt 1957, S.38).

Beiträge würden künftig «soziologische Grundsatzfragen und gesellschaftspolitische Problemstellungen [behandeln], die zur sozialen Wirklichkeit einen engen Bezug haben.» Dabei sollen die «Probleme, die sich heute stellen, analysiert» werden, um anschliessend aus sozialwissenschaftlicher Sicht, Wege zu deren Überwindung aufzuzeigen (Giordano, Hettlage & Trappe, 1975, Klappentext).

Die hehren Ziele des ursprünglichen Herausgeberteams werden jedoch verfehlt. Während Giordano, Hettlage und Trappe im Klappentext von Band 1 konzeptionell ein klares Profil umreissen, entwickeln sich die «Social Strategies» bald in eine andere Richtung. Rasch werden zentrale Aspekte der umschriebenen Programmatik aufgegeben. Die anfängliche Zielsetzung, dünne Hefte mit einem Umfang herauszugeben, der sich vom Leser mit wenig Zeit bewältigen lassen, dient nur kurze Zeit als Richtschnur. Fällt der erste Band noch schlank aus, folgen bald mehrere hundert Seiten dicke Wälzer.[373] Auch thematisch wird die Reihe der ursprünglichen Zielsetzung kaum gerecht. So sehr die beschriebene Programmatik der Social Strategies Referenzen auf Behrendts Soziologie aufweist, so deutlich unterscheiden sich die ersten Bände der Reihe von jenen der Berner Beiträge für Soziologie. Während Behrendt konsequent den sozialen Wandel im Kontext der Schweiz untersucht, indem er mehrere kleine empirische Studien durchführt, in deren Erarbeitung er Schüler und Studierende involviert, finden sich unter den frühen Bänden der Social Strategies weder mehrheitlich empirische Primärerhebungen noch spielen Arbeiten in denen sozialer Wandel in der Schweiz oder anderswo untersucht würde eine zentrale Rolle.[374] Im Unterschied zu

[373] Ende der 1970er Jahre erscheint mit Klaus Schrapes theoretischem Programmentwurf ein drei bändiges und nahezu Tausend Seiten starkes Werk (Schrape 1977 und 1978).

[374] Nur in einem Beitrag zur Reihe im untersuchten Zeitraum (bis 1980) wurde ein soziales Phänomen bzw. eine Fragestellung in der Schweiz soziologisch untersucht (vgl. Weidmann 1977a). Ansonsten spielen im Falle von Trappe in der Anfangsphase der von ihm betreuten Schriftenreihe weder empirische Primärerhebungen noch die Untersuchung sozialer Verhältnisse bzw. sozialen Wandels in der Schweiz (oder aber auch in anderen Ländern) eine zentrale Rolle.

Behrendt involviert Trappe seine Studierenden auch kaum in Forschungsarbeiten und hält sie auch nicht dazu an solche für die von ihm herausgegebene Schriftenreihe zu verfassen. Unter dem Dach der «Social Strategies» erscheinen in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre nicht etwa primär empirische Abhandlungen zu aktuellen Tagesthemen, sondern – bis auf wenige Ausnahmen – sehr unterschiedliche mehrheitlich theoretisch ausgerichtete Arbeiten, die in einigen Fällen nicht einmal entfernt der soziologischen Disziplin zuzurechnen sind.[375]

Unter dem Strich erfüllt die Reihe damit kaum, was Trappe und seine Assistenten (Trappe 1975; Giordano et al. 1975) in ihren Ausführungen zur Konzeption der Social Strategies in Aussicht stellen (nämlich die Untersuchung sozialen Wandels und damit verbundener Problemstellungen im Rahmen relativ kurzer Arbeiten). Dies habe – so erzählt einer der drei Herausgeber rückblickend – nicht zuletzt mit Problemen im Herausgeberteam zu tun gehabt. Nach der gemeinsamen Konzipierung der Reihe habe Trappe hauptsächlich in Eigenregie gehandelt und das Konzept der Schriftenreihe zunehmend untergraben:

> *«Obwohl wir alle drei als Gründer und Herausgeber hätten fungieren sollen, nahm er die Reihe bald an sich. Und wir hatten da gar keinen Einfluss mehr drauf. Dann wurde da Kraut und Rüben publiziert. So dass das ganze Konzept völlig verwässert wurde, und wir auch gar kein Interesse mehr dran hatten. Zum Schluss erschienen nur noch Dissertation unterschiedlichster Art, die bei ihm geschrieben wurden und Aufsatzsammlungen von ihm. Das entsprach überhaupt nicht mehr dem ursprünglichen Gründungszweck. Es war einfach nur ein gewöhnliches Publikationsorgan geworden. Es war schade.»* (Interview R. 2020)

[375] Insbesondere Gasser 1976 sowie die Mehrheit der Beiträge in Eichenberger, Buser, Métraux & Trappe 1978 sind vornehmlich als rechtswissenschaftliche Arbeiten zu qualifizieren.

Wie sehr sich die Schriftenreihe in ihrer Entwicklung von der anfänglich proklamierten Ausrichtung entfernt, zeigt eine summarische Betrachtung der einzelnen Beiträge. Der Auftakt ist noch verheissungsvoll: er weckt den Anschein einer produktiven Wissenskultur. Auf dem Buchrücken sind acht Publikationen angekündigt, die bald erscheinen sollen.[376] Die Liste vermittelt den Eindruck, als wäre am Soziologischen Seminar der Universität Basel eine Vielzahl von Forschungsprojekten im Gange bzw. als läge eine Reihe von Arbeiten bereit, die nur noch gedruckt werden müssten. Betrachtet man die angekündigten Publikationen genauer, so fällt auf, dass einzig der erste dieser neun Bände, im Rahmen eines Forschungsprojekts des Soziologischen Seminars[377] entstanden ist. Die Untersuchung zu Genossenschaften in Sizilien stammt von Giordano und Hettlage – den anfänglichen Mitherausgebern der Social Strategies. Sie steht zudem als einzige Arbeit im betrachteten Zeitraum in engem Zusammenhang mit Paul Trappes Forschungsschwerpunkt zur soziologischen Genossenschaftstheorie, dem er seit den späten 1950er Jahren vornehmlich in sogenannten Entwicklungsländern nachgeht (Giordano & Hettlage 1975, S.91). Es ist gleichzeitig das einzige empirisch ausgerichtete Forschungsprojekt unter der Leitung von Trappe, das im untersuchten Zeitraum (1975-1980) Eingang in die Reihe findet. Dabei hat Trappe das Projekt selbst nicht initiiert und aufgebaut. Vielmehr übernimmt er es von seinem Doktorvater Wilhelm E. Mühlmann, nachdem dieser 1970 emeritiert wird. Da Trappe Italienisch spricht, fragt ihn Mühlmann, ob er seine begonnene Forschung in Sizilien weiterführen wolle (Interview R. 2020).

Damit erweist sich der Anspruch im Rahmen der Social Strategies vor allem empirischer Forschung Platz einzuräumen als leeres Versprechen. Auch sonst stützen die

[376] Im Unterschied zu den anderen in dieser Dissertation untersuchten Schriftenreihen, die jeweils mit einem ersten Band begründet wurden und sich anschliessend langsam entwickelten.

[377] Das Forschungsprojekt «Das Genossenschaftswesen als Instrument zur sozio-ökonomischen Entwicklung unterentwickelter Regionen Europas» wurde vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung von Wissenschaft und Forschung finanziell unterstützt (Giordano & Hettlage 1975, S. III).

einzelnen Beiträge den eingangs erweckten Eindruck kaum: Drei weitere auf dem Buchumschlag des ersten Bands angekündigte Texte, kommen nie zur Publikation. Zwei andere Texte sind Neuauflagen bereits publizierter Arbeiten (vgl. Trappe 1978 [1971] und Gasser 1976[378]), ein anderer Beitrag der Reihe entsteht als Seminararbeit an einer Universität in Israel ohne direkten Bezug zur Wissenskultur um Trappe (er wird lediglich bei einem Aufenthalt der Autorin in Basel noch einmal überarbeitet) (vgl. Burkolter 1976[379]) und die letzte Arbeit besteht schliesslich hauptsächlich aus Sekundäranalysen von Daten, die aus Projekten stammen, die institutionell nicht dem Soziologischen Seminar zuzurechnen sind (Aurich 1976[380]). Was auf den ersten Blick den Anschein beachtlicher Produktivität erweckt, erweist sich bei genauer Betrachtung als Publikationsstrategie, in deren Vordergrund das Wiederauflegen alter Texte und das Herausgeben von Arbeiten mit nur sehr dürftigem Bezug zum Soziologischen Seminar steht. Während die Social Strategies als Leuchtturm einer vermeintlich empirisch ausgerichtete Wissenskultur präsentiert werden, zeugen die einzelnen Bände der Schriftenreihe in ihrer Umsetzung vom Gegenteil: Sie widerspiegeln die geringe Bedeutung bzw. das Ausbleiben von empirischen Primärerhebungen rund um Trappe.

Darüber hinaus verdeutlicht die summarische Betrachtung der einzelnen Bände zwei weitere Dinge: Einerseits wird das Versprechen nicht eingelöst sozialen Wandel als empirisches Phänomen zu untersuchen. Andererseits widerspiegelt die Schriftenreihe auch kaum das Schaffen des Soziologischen Seminars während der 1970er Jahre. Nur wenige Arbeiten der Reihe stammen aus dem engeren Umfeld von Trappe. Dies hängt mit dem geringen Forschungsoutput des Soziologischen Seminars zusammen. In der Schriftenreihe erscheinen zwar Dissertationen die Trappe (mit-)betreut (Aurich 1976; Weidmann 1977a; Abplanalp 1978; Schrape 1977, Schrape 1978 und Schrape 1979). Jedoch steht keine von diesem mit einem seiner eigenen Arbeitsschwerpunkte

[378] Die gesammelten Aufsätze aus der Feder des Verfassungshistorikers Adolf Gasser stammen überwiegend aus den 1940er und 1950er Jahren.

[379] Die Arbeit wurde in einem Seminar von S. N. Eisenstadt in Israel verfasst.

[380] Die Arbeit basiert auf Gutachten der sozialwissenschaftlichen Beratungsunternehmung PROGNOS AG.

(Rechtssoziologie und Soziologie der Entwicklungsländer) in Zusammenhang oder ist aus einem konkreten Forschungsprojekt des Seminars erwachsen. Bei den Dissertationen von Weidmann (1977a) und Abplanalp (1978) – beides sind interdisziplinäre Arbeiten – scheint zudem die Perspektive des jeweils anderen Betreuers der Dissertation (im Falle von Weidmann aus dem Feld der Psychiatrie und in jenem von Abplanalp aus dem Feld der Betriebswirtschaftslehre) im Vordergrund zu stehen. Die Soziologie ist hingegen zweitrangig.

Trappe selbst publiziert im betrachteten Zeitraum[381] kaum wissenschaftliche Arbeiten.[382] Während der 1970er Jahre schreibt er einige Rezensionen, Zeitungsartikel, Nachrufe, Kongressberichte, Beiträge zu Festschriften und bringt gehaltene Vorträge zum Abdruck. Weder entstehen in dieser Zeit Artikel für soziologische Fachzeitschriften noch längere eigenständige Forschungsarbeiten. Die einzige Monographie die Trappe im untersuchten Zeitraum veröffentlicht (und die gleichzeitig sein Beitrag zu den Social Strategies ist; siehe Trappe 1978), ist die (unveränderte) Neuauflage einer Auftragsarbeit die 1971 ein erstes Mal erschien. Während Trappe in den 1970er Jahren am Soziologische Seminar kaum Grundlagenforschung betreibt, reist er wiederholt zur Erledigung von Auftragsarbeiten nach Afrika. Auf Mandatsbasis erarbeitet er u.a. Machbarkeitsstudien für Akteure im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit.[383]

---

[381] Ab seinem Stellenantritt 1969 bis Ende der 1970er Jahre.

[382] Abgesehen von seinen Beitragen zu Social Strategies (Vol. 6 und Vol. 11) mehrheitlich einige kurze Beiträge in Bulletins und Tageszeitungen, Vorworte und abgedruckte Interviews.

[383] 1974 und 1975 ist Trappe beispielsweise als Berater für das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit tätig und erstellt in Zusammenarbeit mit Dieter Pfaff eine Machbarkeitstudie zur Gegend Haut Bandama in der Elfenbeinküste (Jäggi, Mäder & Windisch, 2002, S. 645) 1978 erarbeitet das Soziologische Seminar im Auftrag der Unefico eine Machbarkeitsstudie zur Palmölproduktion in Bertoua (Kamerun)(vgl. Linkedin Profil von Dieter Pfaff, Stand 20. April 2021).

Trotz des geringen Publikationsoutputs verfügt Trappe mit den Social Strategies sowie infolge der Übernahme der Herausgeberschaft des SSIP-Bulletins[384] über zwei quasi seminareigene Publikationsorgane. Dabei ist er selbst Herausgeber seiner eigenen Texte und hat die Kontrolle über die Inhalte, die in den beiden Publikationsorganen erscheinen. Seine Arbeit muss damit weder den Ansprüchen eines Verlags, noch jenen von Fachkollegen genügen, um abgedruckt zu werden. Über die beiden Publikationskanäle ist es Trappe möglich Arbeiten zu veröffentlichen, die wohl anderswo kaum abgedruckt würden. So erweckt er gegen Aussen den Anschein einer produktiven Wissenskultur. Die Mehrheit der Publikationen, die Trappe während dieser Jahre veröffentlicht erscheint im SSIP-Bulletin.[385] R. der das Publikationsorgan zeitweise als Generalsekretär betreut, spricht von «unverdautem» und «konzeptionell nicht durchgearbeitetem». Man habe Vieles ins Bulletin «reingeschmissen und nochmals publiziert», das bereits anderswo erschienen sei. Darunter habe es stark gelitten, seine Relevanz stetig abgenommen. Irgendwann habe das «kein Gesicht» mehr gehabt und « überhaupt niemand mehr interessiert» (Interview R. 2020).

6.2.4.1. Thematische, methodische und theoretische Verortung

Im Unterschied zu den Schriftenreihen von König oder Behrendt lässt sich in den Social Strategies keine klare Programmatik erkennen, die den einzelnen Beiträgen zugrunde liegt.[386]

Von Beginn weg ist die Reihe thematisch breit ausgerichtet. Die behandelten Themen reichen vom Genossenschaftswesen Siziliens (Giordano & Hettlage 1975) über die

[384] Beim SSIP Bulletin handelt es sich um das Mitteilungsblatt des 1959 gegründeten «Sozialwissenschaftlichen Studienkreis für Internationale Probleme». Dieser wurde als Verein von Ordinarien an unterschiedlichen Universitäten gegründet (u.a. von Arnold Bergstraesser und Wilhelm E. Mühlmann).

[385] Von insgesamt 49 Publikationen, die in der Gesamtbibliographie Trappes bezüglich des Zeitraums 1969 bis 1980 aufgeführt sind, erscheint mehr als die Hälfte über die seminareigenen Publikationsorgane (20 im SSIP Bulletin, 5 in den Social Strategies (inkl. Einführungen) und 2 in einem Sammelband, den Trappe mitherausgab).

[386] Dies mag damit zusammenhängen, dass lediglich der erste Beitrag der Reihe aus einem Forschungsprojekt des Soziologischen Seminars hervorgegangen ist.

Partizipation in der Stadtplanung (Aurich 1976) und das Drogenverhalten Basler Schüler (Weidmann 1977) bis hin zu Fragen der Rechtsetzung in demokratischen Staaten (Eichenberger et al. 1978). Zwar ist vereinzelt Trappes Interesse an Rechts- und Entwicklungssoziologie sowie an Fragen des Genossenschaftswesens erkennbar (vgl. die Bände 1, 6 und 11), jedoch werden in der Mehrheit der Beiträge Themenfeldern behandelt, zu denen Trappe selbst nicht arbeitet. Generell scheint die Buchreihe als Sammelbecken für unterschiedlichste Publikationen, die in einem mehr oder weniger engen Zusammenhang mit Trappe, dem Soziologischen Seminar und der Soziologie als Disziplin stehen zu fungieren.

Exemplarisch wird hier die Dissertation von Max Weidmann betrachtet. Weder studiert dieser bei Trappe, noch geht der Anstoss für seine Arbeit von Trappe aus.[387] Die Dissertation entsteht im Zusammenhang mit einem Forschungsprojekt der Psychiatrischen Universitätsklinik.[388] Im Vordergrund steht die disziplinäre Perspektive von Paul Kielholz, Ordinarius für Psychiatrie an der Universität Basel und Leiter der Psychiatrischen Universitätsklinik. Bei diesem ist Weidmann Anfang der 1970er Jahre angestellt. Trappe fungiert lediglich als Zweitgutachter.

---

[387] Sein Studium absolvierte Weidmann in Basel und Wien. Soziologische Vorlesungen besucht er in Basel bei Heinrich Popitz sowie Edgar Salin und in Wien bei Popitz' vormaligen Assistenten Robert Reichard und Leopold Rosenmayr. Bei Trappe schreibt Weidmann einzig seine Dissertation.

[388] Kielholz bzw. die Psychiatrische Universitätsklinik der Universität Basel trat Anfangs der 1970er Jahre mehrere Forschungsarbeiten zu Suchtfragen los. Die Forschungsarbeit und Weidmanns Stelle an der Universitätsklinik waren durch den Schweizerischen Nationalfonds finanziert. Nach seiner Promotion wurde Weidmann unter der Leitung von Kielholz fester Angestellter an der Psychiatrischen Universitätsklinik (Weidmann 1977b)

Methodisch reicht die Bandbreite in den Anfangsjahren der Social Strategies von historischem Zugang[389], über Netzwerkanalysen[390] und betriebswirtschaftlich geprägte Analysen[391] bis hin zu quantitativen Befragungen, deren Ergebnisse statistisch ausgewertet werden[392]. Dabei fällt auf, dass die Mehrheit der Beiträge methodisch nur sehr knapp, wenn überhaupt verortet ist. Nur zwei der publizierten Arbeiten sind Primärerhebungen[393] (Weidmann 1977a; Trappe 1978). Die restlichen Beiträge sind entweder theoretisch ausgerichtet (Bände 3, 8, 9, 10 und 11) oder Sekundärerhebungen

[389] Einen historischen Zugang wählen Giordano und Hettlage (1975, S.4) in ihrer Studie zum Genossenschaftswesen in Sizilien. Das Ziel ihrer Arbeit sei es « anhand des historischen Materials – vorerst bis 1945 – die Genossenschaftsproblematik soziologisch zu deuten». Wie sie dies genau zu tun gedenken, führen die Autoren jedoch über eine sehr allgemein gehaltene Erklärung hinaus, nicht aus. So «soll die genossenschaftliche Entwicklung mit den traditionellen Verhaltensmusstern, Rollenstrukturen und sozialen Beziehungen in Sizilien in Zusammenhang gebracht werden, um von daher nach den Chancen des Aufbaus genossenschaftstypischer Solidaritätsstrukturen zu fragen» (Girodano & Hettlage 1975, S.4) Wie dies methodisch zu bewerkstelligen ist, bleiben die Autoren dem Leser schuldig. Als theoretische Referenz führen die Autoren dazu Marcel Mauss' Begriff des «phénomène social total» an.

[390] Burkolter (1976) orientiert sich in ihrer Netzwerkanalysen an den Anthrophologen Jeremy Boissevain und James Clyde Mitchell.

[391] Ablplanalp (1978) führt bzgl. seinem Unterfangen durch Analyse empirischen Materials ein Modell «Idealer Marktkommunikation» zu entwickeln an Arbeiten des Marketingprofessors Eberhard Kuhlmann.

[392] Weidmann (1977) ist einer der wenigen untersuchten Beiträge der Reihe, in welchen sich ausführliche Erläuterungen zur gewählten Erhebungs- als auch Analysemethode finden. Weidman führt eine standardisierte schriftliche Befragung unter Baseler Schülern durch, die er mittels statistischer Methoden auswertet.

[393] Nebst einer neu aufgelegten Auftragsstudie von Trappe aus dem Jahr 1971, ist einzig die Dissertation von Max Weidmann zum «Drogenverhalten von Basler Schülern» eine empirische Arbeit im Rahmen derer mittels quantitativer Befragung Primärdaten erhoben wurden. In Weidmanns Arbeit dient die Soziologie jedoch primär als Hilfswissenschaft, was bereits im Vorwort von Paul Kielholz (1977) durchschimmert. Kielholz spricht von einem «fruchtbare[n] Ergebnis der Zusammenarbeit von Psychiatrie und Soziologie». (Kielholz 1977, S.III) «Es [sei] ein Verdienst des Autors, den individualpsychologischen Aspekt durch jenen Bereich erweitert zu haben, der Gegenstand der Sozialisationsforschung ist.» Dabei sei versucht worden «auf dem Hintergrund eines interdisziplinären Bezugsrahmens den sozio-genetischen Aspekten der Drogenabhängigkeit Rechnung zu tragen.» (Kielholz 1977, S.III)

(Bände 1,2,4, und 7) in denen bereits bestehendes Datenmaterial ausgewertet bzw. interpretiert wird.[394] Aufgrund der Diversität der Erhebungs- und Analysemethoden und weil die betreffenden Arbeiten wie oben erwähnt nur bedingt eigenen Forschungsprojekten des Soziologischen Seminars zuzurechnen sind, lassen sich kaum Rückschlüsse auf methodische Eigenheiten der Wissenskultur rund um Paul Trappe ziehen.

Auch in theoretischer Hinsicht sind die Beiträge in der Basler Schriftenreihe sehr divers. Sie reichen von strukturalistischen Zugängen (vgl. Burkolter 1976), über psychiatrische Modelle zum Drogenkonsum (vgl. Weidmann 1977a, S.24ff.) bis hin zu planungstheoretischen Ansätzen (vgl. Aurich 1976). Besonders zu erwähnen sind drei Beiträge von Klaus Schrape (Band 8, 9 und 10) bei denen es sich um rein theoretische Arbeiten handelt, in denen Schrape ein systemtheoretisch geprägtes Theorieprogramm rund um den Begriff der «normativen Strukturen» entwirft und sich dazu an unterschiedlichen theoretischen Ansätzen abarbeitet (u.a. an Talcott Parsons, Niklas Luhmann, Ralf Dahrendorf und Jürgen Habermas). Demgegenüber verortet sich Paul Trappe selbst in der Tradition der verstehenden Soziologie – wie Behrendt bezieht er

[394] Nebst der Dissertation Weidmanns, weisen einige weitere Arbeiten der Schriftenreihe insofern eine empirische Ausrichtung auf, als dass sie auf Sekundäranalysen bereits erhobenen Materials beruhen (Aurich 1976; Abplanalp 1978). Aurichs (1976) Dissertation zur «Partizipation in der Stadtplanung» basiert beispielsweise auf Gutachten des sozialwissenschaftlichen Basler Beratungsunternehmens PROGNOS AG, für welches sie mehrere Jahre als freie Mitarbeiterin tätig war, sowie auf empirischen Materialien aus Fachliteratur. Bei den herangezogenen Materialien und Daten handelt es sich daher nicht um «Originalerhebungen, sondern Sekundärauswertungen von Unterlagen, die ursprünglich unter anderer Zielsetzung erarbeitet wurden.» (Aurich 1976, S. 8). Peter Ablanalps Dissertation mit dem Titel «Marktkommunikation und Konsumentenverhalten» gründet ihrerseits auf «Sekundäranalysen» unterschiedlichster empirischer Materialien.

sich dezidiert auf Max Weber. Die Schriftenreihe habe er jedoch – so R. – in theoretischer Hinsicht kaum geprägt (Interview R. 2020).

Die Beiträge der Schriftenreihe Social Strategies fallen im untersuchten Zeitraum äusserst divers aus. Weder in methodischer noch in theoretischer oder thematischer Hinsicht lässt sich ein klares Profil erkennen. Bisweilen erscheint die Schriftenreihe als Potpourri höchst unterschiedlicher Arbeiten. Besonders auffallend ist, dass zwei Bände primär durch eine rechtswissenschaftliche Perspektive geprägt sind und nur bedingt als soziologisch betrachtet werden können (Bände 3 und 11). Bei den entwicklungssoziologischen Beiträgen von Trappe, die in der Reihe erscheinen oder teilweise nur angekündigt werden, handelt es sich primär um Auftragsstudien, die von verschiedenen Aspekten her (untersuchte Fragestellung, verwendeten Methode etc.) nicht an ein akademisches Publikum gerichtet sind.

6.2.4.2. Die Literaturverweise in den Beiträgen zur Reihe «Social Strategies»

Eine Analyse der Literaturverweise in der Schriftenreihe «Social Strategies»[395] zeigt, dass sich die einzelnen Autoren primär am deutschen Sprachraum orientieren.[396] In der Schweiz tätige Soziologen (bzw. Verfasser von soziologischen Publikationen) werden – nebst jenen, die in Basel tätig waren – kaum rezipiert.

Für die betreffenden Arbeiten sind ausser Paul Trappe (dieser wird 39 Mal über 10 Bände verteilt aufgeführt), Heinrich Popitz (dieser wird 13 Mal verteilt über 6 Bände

[396] Die Bibliographien setzen sich zu etwa zwei Dritteln aus deutschsprachigen Quellen und zu etwa einem Drittel aus englischsprachigen Quellen zusammen. Der Anteil französischsprachiger Quellen ist hingegen verschwindend klein (lediglich 1.11%). Insgesamt sind 66.19% der Quellen deutschsprachig, wobei 10.47% auf die Schweiz entfallen; 32.63% der Quellen englischsprachig, wobei 0.0% auf die Schweiz entfallen und 1.11% der Quellen französisschsprachig, wobei 0.51% auf die Schweiz entfallen.

aufgeführt) und René König (dieser wird 15 Mal verteilt über 4 Bände aufgeführt, wobei es sich vornehmlich um Lexikon-Einträge und Methodentexte handelt) kaum andere in der Schweiz tätige soziologisch orientierte Wissenschaftler von zentraler Bedeutung[397]. Einzig Richard Behrendt, Peter Heintz und im Zusammenhang mit rechtssoziologischen Texten Hans Ryffel sowie einige Schüler von Heinrich Popitz (Gerd Spittler, Erhard von Blankenburg, Robert H. Reichardt) werden nebst diesen dreien mehrfach beigezogen.[398] Gar nicht rezipiert werden hingegen Arbeiten von Soziologen bzw. soziologisch orientierten Wissenschaftlern aus der französischsprachigen Schweiz.

Generell spielen theoretische Ansätze aus der französischsprachigen Soziologie in der Schriftenreihe kaum eine Rolle. Vereinzelt werden zwar Arbeiten von Émile Durkheim (Bände 10, 11), Marcel Mauss (Band 1) und Georges Balandier (Band 1) angeführt, jedoch scheinen sie meist von untergeordneter Bedeutung zu sein.[399]

Die Publikationen der Schriftenreihe stützen sich primär auf deutschsprachige, sekundär auf englische und nur tertiär – wenn überhaupt – auf französischsprachige Quellen. Die Quellen aus der Schweiz machen insgesamt einen sehr kleinen Teil aus. Referenzpunkt ist geografisch gesprochen primär Basel und sekundär Zürich.

---

[397] Überhaupt fallen insgesamt lediglich 10.94% aller Quellen – 153 an der Zahl – auf die Schweiz ab. 10.47% sind deutsch, 0.47% sind französisch und 0.0% englisch..

[398] Von Behrendt werden in zwei Bänden je zwei Quellen verwendet, von Peter Heinzt wird in vier Bänden je eine Quelle verwendet und Arbeiten von Hans Ryffel finden vor allem Eingang in den 11. Band der Reihe.

[399] Einzig in Band 1 wird an zentraler Stelle auf Marcel Mauss und Georges Balandier verwiesen. In mehreren Bänden werden indes gar keine französischsprachige Quellen verwendet (Bände 2, 4 und 9). Und einzig in Band 11 wird eine grössere Zahl an französischsprachigen Quellen verwendet. Jedoch handelt es sich ausschliesslich um rechtswissenschaftliche Quellen.

6.2.4.3. Einblicke in die Wissenskultur um Paul Trappe

Im Unterschied zu seinem Vorgänger Heinrich Popitz ist Paul Trappe während vieler Jahre an der Universität Basel tätig. Er vertritt die Soziologie an der Universität während mehr als drei Jahrzehnten als einziger Ordinarius.[400] Über diesen Zeitraum hinweg bleibt die Disziplin in personeller Hinsicht unterbesetzt und wird nicht nennenswert ausgebaut. In der Philosophisch-Historischen Fakultät bleibt Trappe – der als «schwierige Persönlichkeit» gilt – weitgehend isoliert (Paul 2018, S.5). Kontakte zu anderen soziologischen Zentren der Schweiz pflegt er nur wenig. Auch in der SGS ist Trappe – obwohl er von 1970 bis 1975 in deren Vorstand sitzt – kaum aktiv.[401] Ein ehemaliger Mitarbeiter beschreibt ihn rückblickend als «einsamen Rufer in der Wüste». Auch mehrere Aussenstehenden nahmen Trappe und das Basler Soziologische Seminar als isoliert war (vgl. Interview Fragnière 2017, Interview Eberle 2020). Trappe sei «eine problematische Figur» gewesen (Interview Levy 2017), der Umgang mit ihm schwierig (Interview Fragnière 2017). Weder von ihm noch von Basel habe man viel gesprochen. (Interview Eberle 2020). Die aufgezählten Einschätzungen stimmen im Wesentlichen mit jener von Trappes langjährigem Assistierenden R. überein. Dieser bemerkt, dass sich die Basler Soziologie unter Trappe in einer Art Aussenseiterposition befunden habe (Interview R. 2020). «Er stand irgendwie immer am Rand. Einerseits wollte er das, andererseits litt er darunter, dass er nicht zentral wirken konnte.» (Interview R. 2020)

Die Gründe für die zögerliche Entwicklung der Soziologie unter Trappe lassen sich rückblickend kaum abschliessend beurteilen. Vorliegend sollen dennoch einige Aspekte beleuchtet werden, die hinsichtlich des untersuchten Zeitraums ein gewisses Erklärungspotenzial versprechen.

---

[400] Trappe amtet gut 33 Jahre als Ordinarius für Soziologie.

[401] Mitte der 1970er Jahre verlässt Trappe die SGS, nachdem er sich mit Peter Heintz überworfen hatte (Interview R. 2020).

a. Konflikthafte Atmosphäre in der Lehre und am Seminar

Wenige Monate vor Trappes Amtsantritt im April 1969 kommt es in Zürich zum Globuskrawall. Die «Jugendunruhen» sind ein Ausgangspunkt der 68er Bewegung in der Schweiz. In Trappes Anfangsjahren ist die Atmosphäre am Soziologischen Seminar stark von diesen Ereignissen geprägt. Alles sei politisiert gewesen. Verschiedene Studierende vertreten kritische Positionen. Ihnen steht mit Trappe ein politisch konservativer Soziologe gegenüber (Paul 2018, S.5).

Als ausländischer Staatsbürger fühlt sich Trappe vor dem Hintergrund der Studentenunruhen besonders exponiert und wähnt sich unter Beobachtung. Er habe alles daran gesetzt, den kantonalen Behörden zu zeigen, dass er in der Lage sei, Ordnung zu halten. Denn «er wollte der Regierung auf gar keinen Fall einen Anlass geben, zu sagen, der Ausländer könne das [...] nicht.» (Interview R. 2020) In Kiel bekam er wenige Jahre zuvor hautnah mit wie es während der Studentenunruhen zu Institutsbesetzungen kam und war selbst unmittelbar betroffen.[402] Lange Zeit fürchtet er aufgrund dieser Erfahrung, dass das Soziologische Seminar besetzt werden könnte. Im Unterricht fährt Trappe eine harte Linie. Entsprechend geladen ist die Stimmung in den Seminaren. Wie schon während seiner Zeit in Bern sieht sich Trappe als Deutscher angefeindet.[403] Die kritisch aufgeladene Atmosphäre im Zuge 68er Bewegungen und die empfundene Ablehnung als Deutscher, wirken sich in Trappes Umgang mit den Studierenden aus. Die beiden ehemaligen Assistierenden R. und Ueli Mäder beschreiben im

[402] In Kiel erlebte Trappe «von Studierenden auf der Toilette eingeschlossen, wohl Traumatisches. Das wirkte allenfalls nach: in erhöhter, vielleicht sogar etwas paranoider Sensibilität.» (Interview Mäder 2020) Auch R. führt im Interview an, dass Trappe von den Vorgängen in Kiel wohl «traumatisiert» gewesen sei. Er habe überall den bösen Feind gesehen.

[403] Ueli Mäder erinnert sich indes lediglich an einen Vorfall, bei dem Trappes Deutsche Nationalität im Zentrum gestanden habe. Als Reaktion auf Trappes strengen Umgang im Seminar habe 1973 ein Studierender (später ein bekannter Unternehmer) im Seminar ein Hakenkreuz an die Wandtafel gemalt und «Trappola» dazugeschrieben (Interview Mäder, 2020).

Interview seine ausgeprägte Konfliktorientierung in Lehrveranstaltungen als auch im Umgang mit Mitarbeitenden am Soziologischen Seminar:

> *«Es war nie eine Atmosphäre der Freundlichkeit. Immer war da irgendwo der Feind im Hintergrund. Es war eine grässliche Atmosphäre. Und die Seminare waren dementsprechend immer so eine Art Kampfsituation: Trappe gegen die Studenten. Das konnte man eigentlich nicht wirklich wegkriegen. Weil, die waren alle böse Feinde.»* (Interview R. 2020)

Im Unterricht führt Trappe regelmässig Wortgefechte mit kritischen Studierenden, zieht über Einzelne her und brüskiert gar Assistierende.[404] Insbesondere Studierende, die sich in der Studentenschaft engagieren, sind für ihn ein rotes Tuch (Interview Mäder 2020). Die Studentenschaft findet ihrerseits wenig Gefallen an Trappes Unterricht. Rasch zeigt sie sich unzufrieden mit dem Lehrangebot in Soziologie. Dieses sei zu wenig fundiert und liesse marxistischen Ansätzen keinen Raum. Gegen den Willen Trappes erwirkt die Studentenschaft 1973, dass dem kritischen Soziologen Kurt Madörin ein viersemestriger Lehrauftrag erteilt wird. Damit schafft sie ein Alternativangebot, das auf regen Anklang stösst. Dies missfällt Trappe. Als Ueli Mäder an einer Seminarkonferenz über diese Veranstaltung berichtet, verlässt Trappe enerviert den Saal und schlägt die Türe hinter sich zu (Interview Mäder 2020). Vor dem Hintergrund einer konflikthaften Atmosphäre folgt bald ein Zerwürfnis. Mehrere Studierende setzen ihr Studium an anderen Universitäten fort.

Trotz der kämpferischen Stimmung in den Lehrveranstaltungen und der anhaltenden Kritik aus der Reihe seiner Hörer geniesst Trappe Anfang der 1970er Jahre in gewis-

[404] Ueli Mäder, damals Student bei Trappe, erinnert sich, dass Trappe kurz nach Studienbeginn in der Vorlesung eine Studentin brüskiert und «zum Heulen» gebracht habe. Selbst sei er als Erstsemestriger – Mäder war damals bereits politisch exponiert – von Trappe in einer der ersten Veranstaltungen eher anerkennend brüskiert worden, als ihn dieser plötzlich im Plenum direkt angesprochen, nach seiner Meinung gefragt und als «Vulgärmarxist» bezeichnet habe. (Interview Mäder 2020)

sen Kreisen Rückhalt. Seine Assistierenden stehen anfangs mit einer Ausnahme relativ geschlossen hinter ihm. Auch eine Gruppe Studierender begegnet Trappe zunächst mit Freundlichkeit und übernimmt eine vermittelnde Rolle.

> *«Er hatte am Anfang wirklich eine Entourage, die haben fest zu ihm gehalten, waren sehr loyal und haben sich dadurch exponiert gegenüber der Studierendenschaft. Zwar freundlich und inhaltlich anregend, aber sie haben ihn schon auch ziemlich stark gestützt. »* (Interview Mäder 2020)

R., der in den frühen 1970er als Assistierender ans Soziologische Seminar kommt und zunächst zum Kreis gehört, der Trappe stützt, schildert die damalige Stimmung unter der Belegschaft sehr positiv. Zu Beginn seiner Tätigkeit am Soziologischen Seminar sei Trappe «sehr freundlich» gewesen, habe sich intensiv mit ihm ausgetauscht und ihm relativ viel Freiheit in der Ausgestaltung seiner Arbeit zugestanden.[405] R. habe sich gar nicht vorstellen können, «dass man so perfekt mit Leuten umgehen kann» (Interview R. 2020). Es habe sich angefühlt, als ob man «mitten ins Nest reinfällt».

Bald schlägt das Klima am Soziologischen Seminar jedoch um. Wie im Unterricht, herrscht auch dort zunehmend eine konflikthafte Atmosphäre. Trappes Führungsstil sei «ziemlich patriarchalisch und autoritär, zuweilen auch wohlwollend paternalistisch [gewesen]. Aber dies eher selektiv» (Interview Mäder 2020). Sobald die Assistierenden fachlich ein gewisses Niveau erreichen, sieht Trappe sie als potentielle Gefahr. Er habe niemanden neben sich dulden wollen, bemerkt R. «Es wurde immer schlimmer, je mehr er gemerkt hat, dass man [...] akademisch vorankommt. Dann wurde man Konkurrent.» (Interview R. 2020) R. schildert, im Interview wie sich in Folge seiner persönlichen intellektuellen Entwicklung das Verhältnis zwischen ihm

[405] «Wir hatten stundenlange Gespräche. Ich konnte zuhause arbeiten [...] Er hat Vergnügen daran gehabt, dass er mit mir gut reden konnte.» (Interview R. 2020)

und dem Ordinarius bald verändert. Alle Freiheiten, die ihm Trappe anfänglich zugesteht, nimmt dieser sukzessive zurück. Anstelle der Möglichkeit von Zuhause aus zu arbeiten, fordert er bald strengen Dienst von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Während der Abschlussphase seiner Habilitation belastet er R. mit zusätz–lichen Lehraufträgen. Es sei ein «Klima der ständigen Kriegserklärung gewesen»[406]. Trappe habe versucht seine Assistenten klein zu halten, sie rumkommandiert oder vor den Studierenden blossgestellt. Entsprechend habe es keiner länger mit ihm ausgehalten. Die meisten Assistierenden seien «geflohen» (Interview R. 2020).[407] Mit fast allen Lieblingsstudierenden, Dozierenden und Mitarbeitern sei es irgendwann zum Bruch gekommen (Interview Mäder 2020). Über die Jahre entzweit sich Trappe mit vielen seiner Assistierenden zu denen er anfänglich eine eher gute Beziehung hatte: Darunter auch Hettlage, Geissler und Giordano, die länger zu seiner Entourage gehören. Obwohl sie zunächst loyal gewesen seien und Trappe gestützt hätten, habe «er sich nachher auch mit diesen überworfen.» (Interview Mäder 2020)

Eine Ausnahme stellt die Beziehung zwischen Ueli Mäder und Trappe dar. Mäder gelingt es über die Jahre mit Trappe zurecht zu kommen. «Wir haben irgendwo einen Draht gehabt. Er [Trappe] war geprägt durch seine Eigenwilligkeit. Manchmal paternalistisch grosszügig, wohlwollend, freundlich; aber er hatte dann auch etwas Unberechenbares und ist rasch ins Gegenteil gekippt.» (Interview Mäder 2020) Entsprech-

[406] «Zum Schluss waren wir so Spinnefeind, dass ich Angst gehabt habe, dass er mich bei meinem Habilitationsvortrag irgendwie aufs Kreuz legen würde. [...]Und dann habe ich den damaligen oder ehemaligen Rektor Bombach, den Volkswirt angerufen und ihn gefrgt, ob er nicht kommen könnte. Ich hätte das Gefühl, ich brauche Vestärkung.» (Interview R. 2020)

[407] Als Ausnahmen nennt R. einzig Trappes zwei langjährige Assistenten Klaus Schrape und Ueli Mäder. Während ersterer parallel zur Assistenztätigkeit bei der PROGNOS AG als Abteilungsleiter gewirkt habe und somit ökonomisch abgesichert gewesen sei, sei letzterer aufgrund seiner Aktivitäten in der lokalen und kantonalen Partei – insbesondere seinem späteren Mandat im Grossrat von Basel – politisch abgesichert gewesen.

end habe es immer wieder auch friedliche und stimmige Momente gegeben. Zu Weihnachten lädt Trappe die Seminarmitarbeitenden und Vertreter der Studentenschaft sowie der Fachschaft jeweils zu einem Essen ein. Dieses sei dann aber vor allem von seinen wiederkehrenden Erzählungen geprägt gewesen. Trappe habe paternalistisch im Zentrum gestanden: «Er war jemand der dann selber geredet und geredet hat.» (Interview Mäder 2020).

Exemplarisch für die konflikthafte Atmosphäre am Seminar sei hier eine Episode zwischen Trappe und Rainer Geissler, seinem ersten Assistenten in Basel, beleuchtet. 1975 verlagert sich eine Auseinandersetzung zwischen den beiden in die National-Zeitung.[408] Auf eine Kritik Trappes in Form eines Leserbriefs reagiert Geissler postwendend mit einem eigenen Leserbrief. Darin wählt er deutliche Worte: «Leider hat Herr Trappe den ‹Team-Geist›, den er plötzlich in seinem Leserbrief zeigt bei der Erarbeitung des Forschungsberichtes vermissen lassen. Sonst wäre nicht er, sondern das Team für die Herausgabe verantwortlich und würde jeweils zitiert.» (Geissler 1975) Genaueres konnte über die Auseinandersetzung nicht in Erfahrung gebracht werden. Allein der Umstand aber, dass ein interner Konflikt in einer medialen Öffentlichkeit ausgetragen wird, wirft kein positives Licht auf die Beziehung zwischen den beiden Personen. Noch im Jahr indem die Leserbriefe erscheinen, verlässt Geissler die Universität Basel. Er sei geflohen führt R. an. Geissler habe in Basel keine Habilitation gemacht und als Notlösung eine Professur an der Bundeswehrhochschule in Hamburg angenommen (Interview R. 2020).

b. Eine schwache Forschungskultur

Im Vergleich zu seinem Vorgänger Popitz, der lediglich über einen Assistenten verfügt und organisatorisch dem Institut für Sozialwissenschaften angehängt ist, scheint

[408] In einem Leserbrief kritisiert Trappe Geisslers Vorgehen beim Erstellen einer Publikation. Geissler habe andere an der Erhebung der betreffenden Daten beteiligte Studierende nicht erwähnt und führt lediglich Trappe als Herausgeber an.

Trappes Ressourcenausstattung relativ komfortabel. In den 1970er Jahren stehen ihm vier Assistierende zur Verfügung.[409] Mit dem 1968 gegründeten Seminar für Soziologie besteht mittlerweile eine eigenständige ‹soziologische› Organisationseinheit.

Indes gelingt es Trappe nicht, dies in entsprechende Forschungsaktivitäten und -Resultate umzusetzen. Nach seiner Berufung nach Basel publiziert er wenig Neues und tritt kaum empirische Forschungsprojekte los. Sukzessive entgleiten ihm all seine früheren Themen. Er zehrt hauptsächlich von den Arbeiten, die er in den Jahren vor seiner Berufung erarbeitet hat (Interview R. 2020).

Die andauernden Konflikte zwischen Trappe und den Studierenden aber auch mit seinen Mitarbeitern und Fakultätsmitgliedern, sind den Forschungsaktivitäten des Soziologischen Seminars nicht zuträglich (Interview R. 2020). Zwischen kräfte–raubenden Auseinandersetzungen mit Studierenden, Assistierenden und Mitgliedern der philosophisch-historischen Fakultät, einem hohen Lehraufwand und ausgedehnten Afrikareisen (und dort durchgeführten Auftragsstudien)[410] fehlen Trappe Zeit und Energie

[409] Als R. 1972 seine Stelle bei Trappe antritt, sind da neben ihm Rainer Geissler, Klaus Schrape und Jacqueline Blumer (Interview R. 2020).

[410] In den 1970er Jahren publiziert Trappe nur sehr wenige Arbeiten. Es macht den Anschein, dass für Trappe persönlich vor allem Auftragsforschung und Forschungsreisen in Entwicklungsländern im sowie theoretische Fragen der Rechtssoziologie Vordergrund gestanden haben. In der Reihe Social Strategies waren anfänglich zwei Beiträge geplant, die hauptsächlich von Trappe verfasst worden sind. In beiden Fällen handelt es sich um Auftragsstudien, die im Zusammenhang mit konkreten Projekten der Entwicklungszusammenarbeit entstanden sind.
Nebst seinem einzigen monographischer Beitrag zur Reihe im betrachteten Zeitraum – bei dem es sich um eine wiederaufgelegte Auftragsstudie – war zunächst noch das Erscheinen einer Studie zur Gegend Haut Bandama in der Elfenbeinküste angekündigt, welche Trappe gemeinsam mit Dieter Pfaff verfasste. Auch dieser geplante Beitrag war eine Auftragsstudie. Auch über Social Strategies hinaus finden sich betreffend der 1970er Jahre keine Beiträge von Trappe, die auf irgendwelche Forschungsprojekte hinweisen oder im Zusammenhang mit einer empirischen Untersuchung entstanden sind. Zudem sind sämtliche Dis-

zur Forschung.[411] Er ist durch seine Querelen stark absorbiert, «hat sich mit Vielen überworfen – auch in der Fakultät.» (Interview Mäder 2020) Entsprechend herrscht am Soziologischen Seminar auch kein eigentliches Forschungsklima.[412] In letzter Konsequenz widerspiegeln die Ausführungen verschiedener Assistierende, die Analyse der Schriftenreihe Social Strategies sowie der Bibliographie Trappes eine schwache Forschungskultur am Soziologischen Seminar.

---

sertationen, die in der Reihe im betrachteten Zeitraum erscheinen sind entweder Forschungsprojekten angehängt, die nicht vom Soziologischen Seminar durchgeführt wurden (so beispielsweise jene von Max Weidmann) oder ausserhalb von konkreten Forschungsprojekten entstanden.

[411] Der Mangel an Forschungsprojekten und entsprechenden Arbeiten mag sich darüber hinaus auch dadurch erklären lassen, dass die organisatorische und finanzielle Infrastruktur für die Durchführung von Untersuchungen (insbesondere Primärerhebungen) ungenügend war und dass Trappes Auftragsmandat-Aktivitäten im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit wohl nebst der Lehre einen Grossteil seiner Kapazität in Anspruch genommen hatten.

[412] In den 1970er Jahren publiziert Trappe nur sehr wenige Arbeiten. Es macht den Anschein, dass für Trappe persönlich vor allem Auftragsforschung und Forschungsreisen in Entwicklungsländern im sowie theoretische Fragen der Rechtssoziologie Vordergrund gestanden haben. In der Reihe Social Strategies waren anfänglich zwei Beiträge geplant, die hauptsächlich von Trappe verfasst worden sind. In beiden Fällen handelt es sich um Auftragsstudien, die im Zusammenhang mit konkreten Projekten der Entwicklungszusammenarbeit entstanden sind.

Nebst seinem einzigen monographischer Beitrag zur Reihe im betrachteten Zeitraum – bei dem es sich um eine wiederaufgelegte Auftragsstudie – war zunächst noch das Erscheinen einer Studie zur Gegend Haut Bandama in der Elfenbeinküste angekündigt, welche Trappe gemeinsam mit Dieter Pfaff verfasste. Auch dieser geplante Beitrag war eine Auftragsstudie. Auch über Social Strategies hinaus finden sich betreffend der 1970er Jahre keine Beiträge von Trappe, die auf irgendwelche Forschungsprojekte hinweisen oder im Zusammenhang mit einer empirischen Untersuchung entstanden sind. Zudem sind sämtliche Dissertationen, die in der Reihe im betrachteten Zeitraum erscheinen sind entweder Forschungsprojekten angehängt, die nicht vom Soziologischen Seminar durchgeführt wurden (so beispielsweise jene von Max Weidmann) oder ausserhalb von konkreten Forschungsprojekten entstanden.

Wie wenig Trappe die Forschungskultur[413] der Basler Soziologie in den 1970er Jahren thematisch und theoretisch zu prägen vermag, widerspiegelt sich wie bereits erwähnt in den Beiträgen der Schriftenreihe Social Strategies. In der Schriftenreihe werden kaum forschungsbezogene Arbeiten von Trappe und seinem engeren Umfeld publiziert, weil am Soziologischen Seminar der Universität Basel – bis auf eine Reihe von Dissertationen ohne Bezug zu Trappes eigenen Arbeitsschwerpunkten – im betreffenden Zeitraum schlichtweg keine Forschung stattfindet, die man abdrucken könnte. Lediglich der erste Band entsteht explizit in Zusammenhang mit einem konkreten Forschungsprojekt des Seminars. Dieses ist gleichzeitig das einzige empirisch ausgerichtete Projekt, das im untersuchten Zeitraum am Soziologischen Seminar im Bereich der Grundlagenforschung durchgeführt wird (1968-1980).[414] Dabei ging die ursprüngliche Initiative nicht von Trappe selbst aus. Vielmehr hatte er das Projekt von seinem Doktorvater Wilhelm E. Mühlmann nach dessen Emeritierung anvertraut bekommen.

Inwiefern ein Zusammenhang zwischen dem Verlauf des betreffenden Projekts und dem Ausbleiben von Forschungsbemühungen Trappes in den folgenden Jahren besteht, ist rückblickend kaum abschätzbar. Auf jeden Fall beschreibt R., der im Projekt mitwirkt, dieses als gescheitert. Während Mühlmann anfänglich eine «ethnologische Sache» vorhat, verschiebt Trappe den Fokus des Projekts hin auf sein Spezialgebiet der Genossenschaften.[415] Die erarbeiteten Ergebnisse hätten schliesslich aber gezeigt, dass dieser Fokus nicht adäquat gewesen sei:

> *«Wir sind mit Trappe runtergefahren und haben erste Erkundungen gemacht. Danach haben wir unten alleine gearbeitet. Bald merkten wir, dass das überhaupt nicht funktionierte. Als dann das Projekt fertig war, waren die Ergebnisse nicht jene, die Trappe erwartet hatte. Was ihm vorschwebte war, eine besondere Heraushebung der Genossenschaften als Entwicklungsinstrument.»*

---

[413] Ein weiterer Indikator hierfür ist, dass in der Datenbank P3 des Schweizerischen Nationalfonds kein einziges Projekt aufgeführt ist, in dem Paul Trappe als «veranwortlicher Gesuchsteller» aufgeführt ist.

[414] Weder in Trappes Bibliographie, noch in der Schriftenreihe Social Strategies finden sich Hinweise auf andere Grundlagenforschungsprojekte (vgl. Jäggi et al. 2002).

[415] Trappe sei besonders an Genossenschaften als Entwicklungsinstrument interessiert gewesen.

(Interview R. 2020)

Da ihm die Resultate nicht genehm sind, verzögert Trappe die Veröffentlichung in den von ihm mitherausgegebenen Heidelberger Sociologica immer wieder. Erst als die beiden Autoren Mühlmann die Situation schildern, kann dieser Trappe mit einem «bösen Brief» dazu bewegen, die Studie zur Publikation zu bringen.

Das Beispiel der Sizilienstudie verdeutliche im Ansatz – so R. – wie das Klima am Soziologischen Seminar in jenen Jahren gewesen sei. Trappe sei nicht offen gewesen für forschungstechnische Überraschungen. Dass sich der Fokus auf Genossenschaften als Entwicklungsinstrument als nicht adäquat erwiesen hätte, habe ihn nicht interessiert. Ja es sei «ihm gar nicht recht» gewesen. Denn, «es sollte funktionieren». Das Forschungsprojekt belastet die Beziehung zwischen Ordinarius und den zwei involvierten Assistierenden nachhaltig. Es habe Trappe gezeigt, dass mit den Assistierenden auch fachlich nicht zurecht zu kommen war (Interview R. 2020). Im untersuchten Zeitraum vermeidet er es entsprechend weitere Projekte anzustossen. Nach einem nicht abgeschlossenen geförderten Forschungsprojekt (vermutlich handelt es sich dabei um eben diese Sizilienstudie), bemüht er sich nicht mehr um Forschungsmittel des Schweizerischen Nationalfonds (Interview Mäder 2020).

Nichtsdestotrotz entsteht in den 1970er Jahre am Soziologischen Seminar eine Reihe sehr unterschiedlicher Arbeiten von Assistierenden und Studierenden Trappes. Die Beiträge in den Social Strategies zeugen von einer Vielfalt, die Trappe selbst zwar kaum fördert, aber zumindest zulässt. Ein möglicher Grund hierfür mag in seiner Art des Betreuens gelegen haben. So schildert Ueli Mäder beispielsweise, das Arbeiten an Dissertation und Habilitation als Prozess, in dem der betreuende Ordinarius kaum spürbar gewesen sei. «Ich mag mich nicht erinnern, dass wir einmal während einer Besprechung wirklich inhaltlich substantiell über die Diss oder die Habil gesprochen haben» (Interview Mäder, 2020). Treffen mit Trappe seien meist in eine andere Richtung gegangen. «Wenn wir eine Besprechung hatten, war immer irgendein Clinch den er gerade mit jemandem hatte im Vordergrund. Von dem hat er mir dann erzählt.» (Interview Mäder 2020) In diesem Sinne zeugen viele Beiträge der Social Strategies wohl mehr von Forschungsinteressen und -aktivitäten der einzelnen Mitarbeitenden des Soziologischen Seminars als von Trappes eigenen. Entsprechend heterogen und

divers erscheinen die Publikationen, die im untersuchten Zeitraum im Umfeld von Trappe entstanden sind. Eine vertiefte Untersuchung der Wissenskultur am Soziologischen Seminar der Universität Basel würde demnach wohl auch eine intensive Auseinandersetzung mit den Assistierenden Trappes und deren eigenen Lehr- und Forschungsaktivitäten erfordern. Dies kann im Rahmen der vorliegenden Dissertation jedoch nicht geleistet werden.

c. Lehrtätigkeit am Soziologischen Seminar

Trappe unterrichtet in Basel vornehmlich allgemeine Soziologie- und Entwicklungssoziologie[416], bietet aber auch Veranstaltungen in Rechtssoziologie[417] an und verknüpft in Vorlesungen die Soziale Frage mit politischer Soziologie. In all diesen Bereichen habe Trappe «über dezidiert eigene Sichtweisen und ein grosses Detailwissen» verfügt (Schriftliche Kommunikation Mäder 2020). Während seiner Anfangszeit in Basel habe er jedoch wenig Neues gebracht und hauptsächlich von dem gezehrt, das er sich beim Verfassen seiner Dissertation und seiner Habilitation vor Antritt des Ordinariats für Soziologie in Basel erarbeitet habe (Interview R. 2020).

Der Schwerpunkt von Trappes Lehrtätigkeit im untersuchten Zeitraum liegt auf dem Gebiet der Entwicklungssoziologie. Nebst den Arbeiten seines Habilitationsvaters

[416] Er selber verstand sich als Vertreter der Verstehenden Soziologie Max Webers und hatte eine Vorliebe für dessen Religionssoziologie. (Jäggi, Mäder & Windisch 2002, S.8; Interview Mäder 2020) In seiner Rechtssoziologie war Theodor Geiger zentrale Referenz in seiner Entwicklungssoziologie Richard F. Behrendt.

[417] Trappe sei «von Haus aus, von seinem Erststudium her, an der Rechtssoziologie interessiert» gewesen. (Interview R 2020) Dies zeigte sich vor allem in seiner Dissertation zur Rechtssoziologie Theodor Geigers. Bevor er sich der Soziologie zuwandte, studierte Trappe mehrere Semester Recht und absolvierte das erste Staatsexamen in Jura. (Interview R 2020) In der Schriftenreihe Social Strategies lässt sich Trappes Interesse für das Recht anhand zweier Bände erkennen, die jedoch vorwiegend rechtswissenschaftlich und nur untergeordnet als rechtssoziologisch geprägt erscheinen (Bände 3 und 11).

Richard F. Behrendt stehen «traditionale Sozialstrukturen in Afrika südlich der Sahara, Genossenschaften und agrarwirtschaftliche Technologien im Vordergrund» (Interview Mäder 2020). Meist sei es in diesen Veranstaltungen mehr um Entwicklungszusammenarbeit als um soziologische Bezüge gegangen (Interview R 2020). Man habe «nie gewusst wo da die Soziologie zuhause ist. Das fiel sogar den Studierenden auf. Die haben geragt, was denn das sei.» (Interview R 2020)

Der Rechtssoziologie kommt in Trappes Lehrtätigkeit während der Anfangszeit des Soziologischen Seminars lediglich eine untergeordnete Rolle zu.[418] «Ganz selten mal» habe er Seminare in diesem Bereich durchgeführt (Interview R. 2020). Diese seien zwar gut gewesen, denn Trappe habe die Materie gekannt. Jedoch habe er es versäumt, sich auf dem Laufenden zu halten und habe immer wieder «dasselbe aufgewärmt».[419]

Generell seien Trappes Veranstaltungen wenig systematisch gewesen. Nach einer dichten zweistündigen Einführung zu Semesterbeginn, habe er sich im Laufe des Semesters mehrfach wiederholt. In seinen entwicklungssoziologischen Vorlesungen und Seminaren zehrt Trappe primär von seinen vielfältigen Erfahrungen in Afrika.[420] Bisweilen funktioniert er einzelne Veranstaltungsblöcke zu Diavorträgen mit Bildern sei-

[418] Hervorzuheben ist indes eine Kollaboration mit der juristischen Fakultät in den frühen 1970er Jahren. In einem interfakultären Seminar beschäftigten sich 1972 Juristen und Soziologen mit Fragen der Rechtssetzung. Die Zusammenarbeit wurde 1976/77 in einem weiteren Seminar vertieft, aus welchem der elfte Band der Social Strategies hervorging. Jedoch erscheint die Publikation vor allem durch eine rechtswissenschaftliche Perspektive bestimmt zu sein.

[419] Diesbezüglich bemerkt R. (Interview R 2020) «Da muss man systematisch weiterlesen, damit man den Anschluss nicht verliert. Und er hat dazu nichts mehr gemacht. Und hat immer vom Bestand [gezehrt], hat immer sozusagen dasselbe aufgewärmt.» (Interview R 2020)

[420] Aufgrund einer Vielzahl ausgedehnter Reisen und Auftragsarbeiten[420], die er für Stiftungen und für Regierungsorganisationen erarbeitet hatte, galt er gemeinhin als Afrikaexperte. 1974 und 1975 war Trappe beispielsweise als Berater für das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit tätig und erstellte in Zusammenarbeit mit Dieter Pfaff eine Machbarkeitstudie zur Gegend Haut Bandama in der Elfenbeinküste.

ner Reisen um oder reichert Lehreinheiten mit mehr oder weniger «beliebigen Bezügen» an, wenn beispielsweise in einer Zeitung gerade ein Bericht über Madagaskar oder Schafe erscheint. (Interview Mäder 2020)

Trappes Vorlesungen und Seminare, seien zwar zuweilen interessant gewesen, hätten einem aber kaum dabei unterstützt, vertiefender in die Soziologie einzutauchen. In den Lehrveranstaltungen der einzelnen Assistierenden habe man hingegen «das Bemühen stärker gespürt, Soziologie auch in einer gewissen Systematik zu vermitteln». Jedoch seien auch dort aktuellere theoretische Diskurse weniger behandelt worden (Interview Mäder 2020). Um sich dennoch intensiver mit Soziologie auseinanderzusetzen, Lücken zu schliessen und «tiefer» in die Disziplin reinzukommen, bilden die Studierenden bald in Eigeninitiative Arbeitsgruppen, in denen sie beispielsweise Adorno, Bourdieu, Gunder Frank, aber auch Karl Marx Kapital lesen (Interview Mäder 2020).

Aus Unzufriedenheit mit den offiziellen Lehrveranstaltungen schaffen sich Studierende damit sowie über den durch die Studentenschaft erwirkten Lehrauftrag für Kurt Madörin alternative Formate, um sich vertieft mit der Soziologie auseinanderzusetzten.

6.2.4.4. Zusammenfassung

Trotz einer vielversprechenden personellen Ausstattung des Lehrstuhls für Soziologie und einer – im Zuge der 68er Bewegung – engagierten wie auch interessierten Studierendenschaft (die sich im Rahmen selbstorganisierter Veranstaltungen bspw. in die marxistische Soziologie vertieft) findet im untersuchten Zeitraum am Seminar für Soziologie der Universität Basel kaum Forschung statt. Gleichzeitig kommt der institutionelle Ausbau der Soziologie nicht voran. Während mehr als dreissig Jahren bleibt die Soziologie an der Universität durch einen einzigen Professor vertreten.

Die Gründe für die langsame Entwicklung scheinen vor allem mit der Wissenskultur rund um Paul Trappe zusammenzuhängen. Besonders mit deren Innenleben bzw. dem konkreten Beziehungsgefüge zwischen Ordinarius, Assistierenden und Studierenden. Dieses ist stark durch Auseinandersetzungen und Gegensätze geprägt. Darunter leiden

Forschung, Lehre als auch ganz generell die Institutionalisierung der Soziologie. Vielversprechende Beziehungen gehen in Trappes Anfangsjahren in Basel mehrheitlich zu Bruch, während Möglichkeiten zum Ausbau der Soziologie oder zur verstärkten Forschung ungenutzt verstreichen. Der zeithistorische Kontext der 1968er Bewegung sowie der Umstand, dass sich Trappe als Ausländer prekär gefühlt habe, mögen diese Situation in Teilen miterklären. Während andernorts Soziologieprofessoren wie Peter Heintz die Aufbruchsstimmung unter den Studierenden für die Entwicklung der Soziologie zu nutzen wissen, stellt sich Trappe ihr regelrecht entgegen. Aufgrund Trappes konservativen Ansichten und der progressiven Einstellung vieler Studierender kommt es immer wieder zu Zusammenstössen. Der Unterricht ist entsprechend durch Wortgefechte und Auseinandersetzungen geprägt. Vereinzelt agieren dabei einzelne Personen – Trappe eingeschlossen – verletzend. Mindestens in einem Fall zielt ein Studierender auf die Herkunft des Ordinarius ab und zieht in Bezug auf seinen Lehrstil Parallelen zu Nazideutschland. Als Deutscher sieht sich Trappe wiederholt mit Anfeindungen konfrontiert. Gleichzeitig glaubt er aufgrund seiner ausländischen Staatsbürgerschaft, gegenüber der Universitätsleitung besonders unter Beweis stellen zu müssen, dass er in der Lage, sei Ordnung zu halten. Entsprechend tritt er den Studierenden gegenüber mit einer harten Linie auf und trifft dabei auf Widerstand. Die Verletzlichkeit, die Trappe aufgrund der diffusen und schwierig greifbaren Abneigung gegenüber seiner deutschen Abstammung empfindet, wirkt sich auf das Interaktionsgeschehen im Unterricht aus.

Auch die Beziehungen zwischen Ordinarius und Assistierenden sind in jenen Jahren problembehaftet. Obwohl ihn seine Mitarbeiter anfänglich stützten, überwirft sich Trappe bald mit den meisten. Sowohl das Verhältnis zwischen den Studierenden und dem Lehrer Trappe als auch jenes zwischen Assistierenden und Ordinarius ist mehrheitlich konflikthaft. Mit Ersteren liefert er sich im Unterricht – vor dem Hintergrund der 68er Bewegung – regelrechte Wortgefechte, letztere habe Trappe, sobald sie sich intellektuell entwickelten vor allem als Konkurrenten gesehen.

Entsprechend gelingt es Trappe weder die ihm zur Verfügung stehenden personellen Ressourcen für Forschungsprojekte zu nutzen, noch ergibt sich (wie beispielweise im Falle von Peter Heintz zur gleichen Zeit in Zürich) im Zusammenspiel mit einer motivierten Studierendengeneration eine vielversprechende Dynamik. Während sich die

Mehrheit der in dieser Dissertation untersuchten Wissenskulturen durch Atmosphären der Kooperation auszeichnen, ist jene um Paul Trappe vorwiegend durch Konflikte geprägt. Wiederholte Anläufe mit seinen Assistierenden zusammenzuarbeiten, scheitern. Die Herausgeberrolle der «Social Strategies», die sich Trappe anfänglich mit zwei Mitarbeitern teilt, reisst er bald, ohne weitere Absprache an sich. In der Folge verfehlt die Reihe ihre ursprüngliche Zielsetzung. Im Alleingang fehlen Trappe wohl Energie und Zeit, die «Social Strategies» gemäss der ursprünglich umrissenen Stossrichtung fortzusetzen. In einem anderen Fall endet der Versuch zwei Assistierenden eine Forschungsarbeit aufzutragen, aufgrund unüberwindbarer Differenzen im Streit. In der Folge unterlässt es Trappe, Forschungsprojekte loszutreten. Im Unterschied zu Ordinarien wie Behrendt in Bern und Heintz in Zürich, die beide verschiedentlich Forschungsarbeiten in Zusammenarbeit mit Studierenden und Assistierenden realisieren, herrschen unter Trappe Konstellationen des Gegeneinanders vor, die gerade das verhindern. Zwar geht Trappe mehrfach gemeinsam mit Assistierenden vielversprechende Projekte – wie die «Social Strategies» und die Forschungsarbeit zu Genossenschaften in Sizilien – an, jedoch kommt es im Zuge der Umsetzung mit den involvierten Personen meist zu Differenzen, woraufhin die Zusammenarbeit jeweils eingestellt wird.

Die Konflikte und Auseinandersetzungen kosten die Beteiligten viel Energie. Im Kontext der Reibungsflächen zwischen Studierenden und Ordinarius, aber auch zwischen Trappe und seinen Assistierenden, werden die vielversprechenden Institutionalisierungsvoraussetzungen[421] gleichsam neutralisiert. Bald arbeiten Assistierende und Ordinarius kaum mehr zusammen. Die Freiräume, die Trappe anfänglich seinen Assistierenden zugesteht, werden immer kleiner und kontinuierlich durch eine zunehmende Lehrbelastung ausgefüllt. Anläufe, weitere Professuren zu schaffen, verlaufen im Sand. Am Ende habe Trappe sich jeweils nur halbherzig dafür eingesetzt, aus Angst, letztlich im Schatten eines zweiten Ordinarius zu stehen. Trotz einer grundsätzlich für

[421] Trappe verfügt von Beginn weg über vergleichbare personelle Mittel wie Peter Heintz zur gleichen Zeit in Zürich. Während in Zürich der Ausbau der Soziologie aber rasch erfolgt, kommt die Institutionalisierung der Soziologie in Basel während der nächsten Jahre kaum voran.

kooperatives Arbeiten günstig erscheinenden Ausgangslage (es stehen vier Assistierende zur Verfügung; gleichzeitig ist da eine überaus motivierte Studierendenschaft), bleibt Trappe letztendlich Einzelgänger.

Sein patriarchalisch-autoritärer Führungsstil, die mangelnde Bereitschaft, auch anderen einen Platz an der Sonne übrig zu lassen, und seine konservative Haltung stehen einer günstigen Entwicklung im Wege bzw. stossen bei Studierenden wie auch Assistierenden auf Widerstand. Die Folge ist eine Situation des Status Quo mit einem einzigen Ordinarius. Die meisten Assistierenden verlassen Basel in der Folge von Konflikten mit Trappe. Der stete *brain drain* läuft einer kontinuierlichen Verfestigung der Soziologie entgegen. Unter diesen Bedingungen ist es während des untersuchten Zeitraums (aber auch weit darüber hinaus) einzig möglich, den universitären Betrieb aufrechtzuerhalten, indem Trappe – später auch vor dem Hintergrund wachsender Studierendenzahlen – seine Assistierenden hauptsächlich in der Lehre einsetzt. Dies entlastet ihn zeitlich, nimmt der Wissenskultur um ihn aber zugleich die Möglichkeit, Forschungskapazitäten herauszubilden. Geforscht wird nur noch wenig und wenn, dann einzig durch Doktoranden im Rahmen ihrer Dissertationen. Diese behandeln aber mehrheitlich Fragestellungen, die keinen Bezug zu Trappes eigenen Forschungsschwerpunkten aufweisen. Der Ordinarius lässt seinen Assistierenden in der Wahl und Bearbeitung von Forschungsfragen zwar relativ freie Hand, ist dafür aber auch im Prozess der Betreuung kaum präsent. Auch selbst betreibt er im untersuchten Zeitraum kaum empirische Forschung, seine zentralen Arbeiten entstehen vor seiner Basler Zeit (Interview R. 2020).[422] An der Universität Basel nehmen ihn zunehmend Konflikte mit Studierenden und Assistierenden, sowie in der Fakultät ein. Gleichzeitig verschiebt sich sein Fokus in den 1970er Jahren hin zu ausgedehnten Studienreisen in Entwicklungsländern sowie theoretische Fragen der Rechtssoziologie, gelegentlich

[422] Wovon seine Dissertation und Habilitation zeugen.

erarbeitet er auf Mandatsbasis Machbarkeitsstudien (z.B. zur Palmölproduktion in Bertoua).

Während Trappe im Umgang mit sowie in der Führung seiner Mitarbeiter wenig Feingefühl zeigt und es ihm nicht gelingt, Forschungsprojekte durchzuführen, verfügt er durchaus über organisatorisches Geschick. Nebst der Konzeption, Realisierung und langfristigen Finanzierung[423] einer eigenen Schriftenreihe, die bis in die Gegenwart besteht, gelingt es Trappe, die Herausgeberschaft des SSIP Bulletins zu übernehmen. Auf diese Weise schafft er sich zwei separate Publikationsinstrumente, die er in den folgenden Jahren vor allem für die Herausgabe eigener Texte nutzt. Ironischerweise stehen damit ideale Kommunikationskanäle für Forschungsarbeiten aus dem Kreis des Seminars für Soziologie bereit. Nur fehlen damals augenscheinlich die Inhalte bzw. Forschungsarbeiten, die zu publizieren sich lohnen würde.

Während die «Social Strategies» auf den ersten Blick nämlich den Eindruck einer äusserst produktiven Wissenskultur vermittelt, ergibt eine eingehende Analyse der einzelnen Bände ein anderes Bild. Sie erweist sich als Sammelbecken für eine Reihe sehr unterschiedlicher Arbeiten, die vielfach nur einen sehr losen Bezug zur Wissenskultur um Trappe aufweisen. Mangels eigener Forschungsprojekte werden in den «Social Strategies» vornehmlich Arbeiten von Dritten, solche ohne Bezug zur Soziologie und bereits früher erschienene Texte abgedruckt. Entsprechend werden die Beiträge der Schriftenreihe im untersuchten Zeitraum auch kaum rezipiert (während bspw. zur gleichen Zeit einzelne Bände der Reihe «Soziologie in der Schweiz» auf grosses Echo stossen). Auch resultiert die Schriftenreihe kaum in gesteigerter Sichtbarkeit der Soziologie in Basel, die sich anschliessend – wie im Falle von Behrendt – in der Erteilung von Aufträgen durch private Dritte oder die Verwaltung ausgewirkt hätte. Hauptsächlich erschliesst sich anhand der Analyse der Schriftenreihe «Social Strategies» die Probleme, mit welchen die Wissenskultur um Paul Trappe in Basel zu

[423] Die Finanzierung der Social Strategies stellt Trappe über Zuwendungen privatrechtlicher Organisation sicher. Er habe aufgrund seiner Genossenschaftsforschung gute Kontakte zu Coop Schweiz und dessen Management gehabt (Interview R. 2020).

kämpfen hatte. Zudem verdeutlicht sie eindrücklich, wie entscheidend das Innenleben lokaler Wissenskulturen für die Institutionalisierung der Soziologie ist.

6.2.5. Eine Buchreihe der SGS – «Soziologie in der Schweiz»

Anfang der 1970er Jahre wird in der SGS zunehmend die Problematik der ungenügenden Diffusion soziologischen Wissens sowie der mangelnden Publikationsmöglichkeiten für soziologische Arbeiten thematisiert. Die aktuelle Situation sei «durch einen fast totalen Mangel an ‹Präsenz› der Soziologie in der öffentlichen Meinung gekennzeichnet», schreibt Robert Blancpain 1974 in einem internen Papier der SGS. (Blancpain 1974) Noch immer gilt zu diesem Zeitpunkt der Befund den René König (1949, S.9) ein Vierteljahrhundert früher in einem Bericht zuhanden der UNESCO machte: es besteht in der Schweiz kein Publikationsinstrument, das explizit soziologischen Arbeiten offensteht; weder in Form einer Schriftenreihe noch in Gestalt einer dezidiert soziologisch ausgerichteten Fachzeitschrift. Sämtliche in den Jahrzehnten davor begründeten Schriftenreihen bestehen zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr.[424]

Das Initiative zur Begründung der Reihe «Soziologie in der Schweiz» geht von der SGS aus. Sie ist Teil einer publizistischen Offensive, die Anfang der 1970er Jahre unter der Präsidentschaft von Walo Hutmacher, dem Vorsteher des Genfer Service de la Recherche Sociologique (SRS) angestossen wird (Honegger & Jurt 2005, S.55). Ausgangspunkt ist eine Gruppe junger Soziologen, die im Zuge der Präsidentschaft

[424] Mehrheitlich handelte es sich dabei ohnehin um lokal etablierte Schriftenreihen, die meist nur Personen aus dem Umfeld der jeweiligen Institute als Publikationsinstrument offenstanden. In der Regel vermochten sich diese nicht derart zu institutionalisieren, dass sie losgelöst von der Präsenz ihres Begründers längerfristig Bestand hatten (beispielsweise verebbte die Dynamik rund um die Berner Beiträge zur Soziologie nach dem Weggang Behrendts bald). Andere Schriftenreihen sind mit ihren Begründern ins Ausland gewandert. So geschehen mit René Königs «Beiträgen zur Soziologie und Sozialphilosophie» sowie mit den von Heinrich Popitz herausgegebenen «Texten und Dokumenten zur Soziologie».

Hutmachers auf einen Generationenwechsel in der SGS hinwirkt und sukzessive den vormaligen «Professorenclub» zu einer professionellen Fachgesellschaft mit regelmässigen Kongressen, wissenschaftspolitischen Initiativen und eigenen Publikationsinstrumenten umbaut (vgl. Interview Fragnière 2017, S.4). Unter ihrer Führung sucht die Fachgesellschaft verstärkt den Kontakt zur Öffentlichkeit und den Massenmedien. Damit begegnet sie zunehmenden Vorbehalten und öffentlichen Polemiken gegenüber der Soziologie. Im Kontext der Studentenbewegung und Ereignissen wie der Besetzung des Soziologischen Instituts der Universität Bern im Jahr 1974, aber auch im Zusammenhang mit spezifischen Publikationen wird die Disziplin Anfang der 1970er Jahre in öffentlichen Debatten immer wieder negativ dargestellt. Es ist die Rede vom «Soziologen-Chinesisch»[425] oder den Soziologen als «ungelittene[m] Völkchen» (Wettler 1974), dessen Vertreter zur «Phalanx der studentischen Unruhen» gehören (Auer 1974). Auch in den Verhandlungen der eidgenössischen Bundesversammlung steht die Soziologie bisweilen unter Beschuss. Im Juni 1974 hält der Nationalrat Felix Auer ein Votum zum «gestörten Verhältnis zwischen Soziologen und Gesellschaft» und moniert darin die Soziologie sei «zu intellektuell, zu arrogant, zu theoretisch» und lieblos. Zudem vergesse sie, «dass die Gesellschaft letztlich aus Menschen besteh[e].» (Auer 1974) Im gleichen Jahr wird in der Debatte zur Förderung der Grundlagenforschung in der Schweiz das Budget des Schweizerischen Nationalfonds in Frage gestellt, weil der SNF «heute alles und jedes – sogar die ‹lieblose und arrogante Soziologie› – unterstütze» (Schweizer Metall- und Uhrenarbeiter-Zeitung 1947).

Im Schatten der mehrheitlich negativen Berichterstattung professionalisiert sich die SGS rasch. 1972 wird mit dem Bulletin ein neues gesellschaftsinternes Informationsorgan geschaffen. 1974 begründet die Fachgesellschaft die Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» und 1975 erscheint die erste Ausgabe der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie (Honegger & Jurt 2005, S.54). Erstmals wird damit in der Schweiz die

[425] In der Ausgabe des Nebelspalters vom 19. Juni 1974 wird der Begriff des «Soziologenchinesisch» erläutert: «Neben dem Anspruch, in ziemlich allen Disziplinen die entscheidende Aussage machen zu können, hat sie noch eine Eigenschaft entwickelt, die freilich nicht recht dazu passen will: Soziologen haben enorme Mühe, sich verständlich auszudrücken.»

Frage nach Publikationsmöglichkeiten für soziologische Arbeiten nicht lokal, sondern auf einer übergeordneten ‹nationalen› Ebene angegangen.

Von Beginn weg versuchen die Initianten der Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz», ihr Vorhaben breit abzustützen. Im November 1973 führt der Vorstand der SGS eine Umfrage unter seinen Mitgliedern durch, um das Bedürfnis nach einer Schriftenreihe für soziologische Arbeiten aus der Schweiz zu ermitteln. Die Rückmeldungen sind beachtlich. Es werden 25 Manuskripte gemeldet, die innert eineinhalb Jahre zur Publikation kommen könnten (SGS 1974, S.7). Im Folgejahr erscheinen bereits die ersten beiden Bände der Reihe. Die Herausgeber beabsichtigen ein breites in- und ausländisches Publikum zu erreichen.[426] Von Anfang an ist «Soziologie in der Schweiz» als Publikationsforum für soziologische Arbeiten aus der ganzen Schweiz bzw. «als Plattform für Studien über spezifisch helvetische Gesellschaftsverhältnisse» gedacht (Honegger & Jurt 2005, S.54). Im Unterschied zu früheren Schriftenreihen ist mit der Reihe der Anspruch verbunden, die Auseinandersetzung zwischen Soziologen der verschiedenen Landesteile zu fördern (Heintz 1975, S. 778; Klappentext Soziologie in der Schweiz Band 2.). Dies widerspiegelt sich nicht zuletzt in der Zusammensetzung der Publikationskommission, die zu ihrer Betreuung eingesetzt wird. Sie besteht aus Vertretern verschiedener soziologischer Institute aus der Deutschschweiz und der Romandie (1974 sind dies Roland Campiche (Universität Lausanne), Peter

[426] Die ambitiöse Zielsetzung, die mit der Lancierung der Reihe verbunden ist, findet sich abgedruckt auf der Innenseite der Buchumschläge der einzelnen Beiträge zur Reihe: *«Dank ihrer kulturellen Heterogenität konvergieren in der Schweiz die verschiedensten kulturell geprägten theoretischen und methodologischen Ansätze. Daraus ergibt sich eine besonders fruchtbare Möglichkeit der Auseinandersetzung zwischen in verschiedenen Landesteilen tätigen Soziologien. Die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie sieht es als ihre Aufgabe an, diese Möglichkeit zu fördern und deren Ergebnisse einem weiteren in- und ausländischen Publikum durch die Herausgabe der Reihe «Soziologie in der Schweiz» – «Sociologie en Suisse» zugänglich zu machen.»* (Klappentext Band 2 Reihe Soziologie in der Schweiz»)

Heintz (Universität Zürich) und Christian Lalive d'Epinay (Universität Genf) (Band 2 Klappentext).[427]

Wenn auch anfänglich das Ziel im Vordergrund steht, die Auseinandersetzung zwischen Soziologen in den unterschiedlichen Landesteilen der Schweiz zu ermöglichen, etablieren sich in den folgenden Jahren in der deutschsprachigen und der französischsprachigen Schweiz je separate Buchreihen. Die einzelnen Beiträge der «Soziologie in der Schweiz» und der «Collection Sociologie en Suisse» werden von unterschiedlichen – in der jeweiligen Landesgegend etablierten – Verlagen[428] veröffentlicht, unterscheiden sich visuell vom Buchdesign her grundlegend voneinander und erscheinen auch aufgrund der unterschiedlichen Nummerierung der einzelnen Bände als nicht zusammengehörig. (vgl. Eberle & Reichle 2018a) Anstatt – wie zunächst beabsichtigt – den Austausch zu fördern schafft die SGS separate Publikationsinstrumente, die mit Ausnahme des ersten Bandes, der in beiden Reihen und somit sowohl auf Deutsch als auch Französisch erscheint[429], die Rezeption der jeweiligen soziologischen Arbeiten über die Sprachgrenzen hinweg eher erschweren als befördern. Nachfolgend wird aufgrund des Fokus der Dissertation lediglich die deutschsprachige Reihe genauer betrachtet.

[427] Interessanterweise finden sich in Band 1 der Reihe weder Hinweise auf die Publikationskommission, noch enthält das Buch den Klappentext, der fortan alle Folgen der Reihe säumen sollte. Ab Band 8 war Heintz nicht mehr Mitglied der Publikationskomission. Sein Nachfolger wurde J.P. Hoby, der bei Heintz Soziologie studiert hatte.

[428] In der Deutschschweiz zunächst im Verlag Huber, später bei Rüegger; in der Romandie zuerst beim Delta Verlag und später als Reihe mit dem neuen Namen «regard sociologique» im Favre Verlag.

[429] Es handelt sich dabei um eine Studie von Thomas Held und René Levy zur Stellung der Frau in der Schweiz (Held & Levy 1974).

6.2.5.1. Die deutschsprachige Reihe «Soziologie in der Schweiz»

Im Zeitraum von 1974 bis 1984 veröffentlicht die SGS in der deutschsprachigen Reihe «Soziologie in der Schweiz« elf Bände.[430] Darunter sind Auftragsstudien (Bände 1-3), Qualifikationsarbeiten (Band 4, 6), Tagungs- und Sammelbände (Band 5, 9 und 10) sowie Monografien (Band 7, 8 und 11). Zunächst verlegt der Huber Verlag in Frauenfeld die Schriftenreihe, ab dem neunten Band erscheint sie im Verlag Rüegger (Diessenhofen). In den zehn Jahren ihres Bestehens ist der Fortbestand der Schriftenreihe zeitweise alles andere als sicher. Wiederholt kommt es zu Unstimmigkeiten in der Zusammenarbeit mit Verlagen. Gleichzeitig führt der Vorstand der SGS Diskussionen zur Qualität der Beiträge und zur zukünftigen Ausrichtung der Reihe.[431]

Anfang der 1980er Jahre kündigt der Delta Verlag schliesslich die Zusammenarbeit mit der SGS auf. Ein neuer Verleger lässt sich nicht finden.[432] Mitte der 1980er Jahre wird auch die deutschsprachige Reihe eingestellt. Aufgrund der wiederholten negativen Erfahrungen im Umgang mit Verlagen fasst die SGS das Ziel ins Auge, einen eigenen Verlag zu betreiben. Dieser wird 1988 mit Seismo geschaffen. Der gesellschaftseigene Verlag besteht bis heute.

---

[430] Während in der deutschsprachigen Reihe 11 Bände erscheinen sind es lediglich deren 6 in der französischsprachigen Reihe (wobei es sich bei einem dieser Publikationen gar um eine Übersetzung eines deutschsprachigen Titels handelt). Darüber hinaus erscheint die französischsprachige Reihe viel fragmentierter und kaum um eine zentrale Person herum gruppiert. Dies widerspiegelt sich nicht zuletzt auch in den jeweiligen Literaturverzeichnissen. So sind einzig drei Autoren in jeweils zwei Publikationen erwähnt (nämlich Roger Girod, Jean Piaget und Michel Bassand (wobei es sich bei einer der beiden Publikation um Bassands eigene handelt))

[431] vgl. das Protokoll der Vorstandssitzung der SGS vom 6. Februar 1982 und das Protokoll der ordentlichen GV der SGS vom 21. Juni 1988.

[432] Mit den «regardes sociologique» entsteht jedoch bald eine neue Schriftenreihe bei einem neuen Verlag.

Auffallend ist der enge Zusammenhang zwischen der Reihe «Soziologie in der Schweiz» einerseits und dem Soziologischen Institut der Universität Zürich sowie der Person Peter Heintz andererseits. Obwohl die SGS-eigene Reihe durch eine Publikationskommission kuratiert wird und grundsätzlich allen Schweizer Soziologen offensteht, wird sie bald durch das Soziologische Institut der Universität Zürich dominiert.[433] Die Mehrheit der Autoren und Herausgeber der einzelnen Beiträge sind Studierende und Angestellte von Peter Heintz. Bei den Publikationen handelt es sich überwiegend um Berichte zu Forschungsprojekten des Soziologischen Instituts. Die Reihe zeugt vor allem vom beachtlichen Forschungsoutput der Zürcher Soziologie sowie von Heintz organisatorischem und strategischem Geschick. Sie wird zum zentralen Publikationskanal der Wissenskultur um Peter Heintz.

Gleichzeitig ist es die erste soziologische Schriftenreihe der Schweiz, die eine breite Öffentlichkeit erreicht und das Bild der Disziplin in medialen Diskursen mitprägt. Wie kaum zuvor werden in diesen Jahren soziologische Arbeiten in der Schweizer Tagespresse besprochen. Unter «den ersten fünf Bänden der Deutschschweizer Reihe [...], die allesamt von Zürcher Soziologen stammten, sorgten die ersten drei sogleich mit ‹konfliktträchtigen› Forschungsthemen, wie sie Peter Heintz bereits 1967 und 1970 vorgeschlagen hatte, für großes öffentliches Aufsehen.» (Eberle & Reichle 2018b, S.904) Den fulminanten Auftakt macht die Studie «Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft» von Thomas Held und René Levy. Sie geht aus einem Auftrag hervor, den das soziologische Institut der Universität Zürich via Peter Heintz von der Schweizerischen UNESCO-Kommission erhalten hat. (vgl. Held & Levy, 1974, S. 10). Die beiden Autoren (Held & Levy 1974) haben im Zeitpunkt der Erarbeitung der Studie zwar ihr Studium beendet, aber noch keinen Abschluss (Lizentiat) erworben. Sie führen eine groß angelegte Erhebung durch und entwickeln differenzierte Konzepte zur Dateninterpretation (Interview Levy 2017). Um ein breiteres Publikum zu erreichen, erstellen sie eine Kurzfassung ihrer Studie. In der Schweiz führt diese

[433] Mit Ausnahme von zwei Beiträgen (Hamm 1977; Wüthrich 1979) handelt es sich bei den Publikationen, die in der Schriftenreihe erschienen sind, um Studien die von oder unter Mitarbeit von Soziologen aus Zürich verfasst wurden (Bände 1-5 und 8-11).

zu einer heftigen öffentlichen Auseinandersetzung. «Um die Stellung der Frau ist es in der Schweiz schlecht bestellt», titelt die NZZ. Von einem «quer liegende[n], einseitige[n] Bericht des Soziologischen Instituts über die Diskriminierung der Frau» schreibt die Freie Aargauer Zeitung (1974). Vorbehalte hat auch die Zeitung «Die Tat». Unter dem Titel «Verzerrtes Bild der Schweizerfrau» führt sie aus, dass anstatt «der erwarteten objektiven Darstellung» eine Abhandlung vorliege, die von «einer unzulässigen Einseitigkeit strotz[e] und eine vom Ausland bezogene Ideologie [verrate], die der schweizerischen Wirklichkeit nicht gerecht [werde].» (Die Tat 1974a) Die Debatte, über die man sich aus heutiger Sicht nur wundert, illustriert wie schwer die Soziologie es in jenen Jahren hat. Selbst die niveauvolle und üblicherweise differenziert argumentierende Neue Zürcher Zeitung wirft den Autoren der Studie vor, mit ihrem «Soziologenchinesisch» unverständlich zu argumentieren, voreingenommen mit einer «vom Ausland bezogenen Ideologie» zu operieren und die ökonomischen, juristischen und psychologischen Aspekte nicht zu berücksichtigen[434] (vgl. Eberle & Reichle 2017). Angesichts der heftigen Reaktionen nimmt Peter Heintz im Juni 1974 vor den Medien zu einer Reihe von Vorwürfen Stellung und verteidigt die Studie von Held und Levy. «Die Hemmungslosigkeit, mit der trotz fehlender Grundlage und unzureichender Sachkenntnisse, Vorwürfe vorgetragen würden, [deute] auf eine mangelnde Bereitschaft hin[...], der Soziologie ihren rechtmässigen Status als Wissenschaft auch dann einzuräumen, wenn sie unbequeme Erkenntnisse hervorbringe.» (Die Tat 1974b)

Auch die nächsten beiden Publikationen bieten Zündstoff. Die Studien zur «Unrast der Jugend» (Bände 2 + 3) sind als interdisziplinäres Projekt angelegt und basieren auf einem Auftrag von Stadt und Kanton Zürich. Beide werden von Studierenden durchgeführt. Aus soziologischer (Blancpain und Häuselmann 1974), volkskundlicher und sozialpsychologischer Perspektive (Bautz und Casparis 1975) untersuchen die Autoren die Befindlichkeit der Jugend im Zuge der 1968er Bewegung. Mit ihrer Publikation erreicht «die Debatte über Jugend und Jugendpolitik definitiv die breite

[434] Zudem wird die Besorgnis geäußert, welches Bild der Schweiz diese Studie im Ausland verbreite (SGS 1981, S. 35-49)

Öffentlichkeit. Fast alle Schweizer Tages- und Wochenzeitungen sowie diverse Zeitschriften berichteten einmal oder mehrfach über die Publikation.» (Bühler 2019, S.218)

Gleichzeitig wird in Bern das dortige soziologische Institut besetzt[435], in Zeitungsberichten wird über die Verurteilung von vier Soziologiestudenten berichtet. (vgl. z.B. Aargauer Tagblatt vom 5. Dezember 1974) In diesem Kontext initiiert SGS-Präsident Hutmacher Arbeitstreffen mit Journalisten, um diese als Vermittler zwischen Soziologie und Öffentlichkeit zu gewinnen. Im September 1974 folgt eine Journalistentagung in Zürich, an der die gegenseitigen Wahrnehmungs- und Verständigungsprobleme eingehend diskutiert werden. (vgl. Eberle & Reichle 2017)

Die Reihe Soziologie in der Schweiz hat einen gewichtigen Anteil an der Kontroverse, um den Platz und die Rolle der Soziologie an den Schweizer Universitäten. Nicht zuletzt dank ihr ist die Soziologie Mitte der 1970er Jahre in den Medien stark präsent. Dabei dominieren zwar negative Artikel[436] indes erhalten auch zentrale Personen wie Walo Hutmacher und Peter Heintz mehrfach Gelegenheit das Bild der Soziologie in der breiten Öffentlichkeit mitzugestalten (z.B. Hutmacher 1974, Heintz & Hutmacher 1974). Zugleich löst die Schriftenreihe Debatten im Hinblick auf die Notwendigkeit der Untersuchung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Schweiz aus. Während sich anfangs der 1970er Jahre im Zuge der 68er Bewegung sowie Kontroversen wie jener um das Frauenstimmrecht sukzessive neue Muster der Problemwahrnehmung herauskristallisieren (vgl. hierzu Bühler 2019, S.140), präsentiert die Reihe «Soziologie in der Schweiz» die Soziologie als geeignete Disziplin zur systematischen Untersuchung gesellschaftlicher Verhältnisse bzw. der black box Schweiz.

[435] Im Mai 1974 besetzen rund 60 Studierende das Institut für Soziologie im Bollwerk 21, um gegen die «rechtslastigen» Anstellungsentscheide der Fakultät zu protestieren. (Wyssmann 2018)

[436] So ist beispielsweise in den Luzerner Neuesten Nachrichten die Rede von der umstrittenen Soziologie (vlg. Höpli 1974).

6.2.5.2. Thematische, methodische und theoretische Ausrichtung der Reihe «Soziologie in der Schweiz»

In thematischer Hinsicht ist die Reihe stark durch Heintz geprägt. Ihr Themenkreis deckt sich mehrheitlich mit den «dringlichen Forschungsbedürfnisse[n]», die er bereits 1970 in einer Rede als Präsident der SGS in den Fokus rückt. (Archiv der SGS, Votragsmanuskript) An der Generalversammlung der SGS skizziert Heintz eine prägnante Forschungsagenda. Es gelte verstärkt Phänomene in der Schweiz in den Blick zu nehmen. Insbesondere seien Gruppen zu untersuchen, «deren Stellung gegenüber der bestehenden schweizerischen Gesellschaftsstruktur und ihren Institutionen besonders problematisch erscheint.» (Heintz 1970, S.2) Als Beispiele nennt Heintz die Jugend, die Frauen, ausländische Arbeiter und ökologische Minderheiten wie die Jurassier.

Im Grunde geht es Heintz um das Beleuchten der Gesellschaft, in der man als Forscher situiert ist. Er hält den Finger auf einen Aspekt, der innerhalb der SGS zunehmend unter dem Stichwort der «geringen soziologischen Thematisierung der Schweiz» für Diskussionen sorgt (vgl. Höpflinger 1977). Am ersten grossen Kongress der SGS führt er den skizzierten Gedankengang zu den von ihm bezeichneten «dringlichen Forschungsbedürfnissen» auf genereller Ebene weiter. Man könne die Schweiz als soziologische black box bezeichnen: «Wir wissen [...] nur äusserst wenig über die zentralen Variablen, mit denen man Gesellschaften zu vergleichen pflegt. Wir wissen deshalb auch nicht, welcher Entscheidungsspielraum der schweizerischen Gesellschaft und ihren einzelnen Gruppen heute und in Zukunft offen steht.» (Heintz 1972a, S.5)

Die beiden zitierten Reden von Heintz widerspiegeln den doppelten Anspruch der mit der Reihe Soziologie in der Schweiz verbunden ist: nämlich die black box Schweiz zu beleuchten und gleichzeitig einer breiteren Bevölkerung soziologische Forschungsergebnisse zugänglich zu machen. Dies nicht zuletzt im Hinblick auf die Gestaltungsmöglichkeiten im Feld der Politik.

Die Programmatik die Heintz vorschlägt und die sich in der Reihe «Soziologie in der Schweiz» erkennen lässt, erinnert an die Vorgehensweise die Richard Behrendt Mitte der 1950er Jahre an der Gründungsversammlung der SGS skizziert. In seinem Vortrag

konstatiert Behrendt, dass die Soziologen die Lebensberechtigung der Soziologie am nachdrücklichsten beweisen könnten, wenn sie sich streng «auf einige wenige der aktuellen und konkreten Probleme der Schweiz» konzentrieren würden (Behrendt 1955, S.130). Genau das tut Heintz im Rahmen der Reihe «Soziologie in der Schweiz». Wie Behrendt gut zwanzig Jahre davor mit seinen Berner Beiträgen zur Soziologie hält sich auch Heintz im Kontext der untersuchten Schriftenreihe sowie auch generell mit den Forschungsaktivitäten seines Instituts konsequent an ‹Schweizer Themen› (wenn auch nicht ausschliesslich). Beide, Heintz wie auch Behrendt, treiben die lokale Institutionalisierung der Soziologie über die Beforschung von Fraugen und Phänomenen in der Schweiz voran, obwohl ihr je persönliches Forschungsinteresse vor allem auf den unterentwickelten Ländern liegt.

Die von Heintz bezeichneten dringlichen Forschungsbedürfnisse weisen viele Parallelen mit dem mittelfristigen Programm der Reihe «Soziologie in der Schweiz» auf. Sieben der insgesamt elf Publikationen, die in der Reihe erscheinen, befassen sich mit konkreten sozialen Phänomenen in der Schweiz. In mehreren Arbeiten werden gerade jene Gruppen untersucht, deren Stellung gegenüber der schweizerischen Gesellschaftsstruktur Heintz 1970 als besonders problematisch beschreibt. Konkret sind dies Untersuchungen zur gesellschaftlichen Stellung der Frau (Band 1) zu Einstellungen und Verhaltensweisen Jugendlicher (Band 2 und 3), sowie zum Themenfeld der Migration (Band 8).[437] Auch spätere Beiträge nehmen aktuelle Problemfelder im Kontext der Schweiz in den Blick, wie den Alkoholmissbrauch[438] (Band 7), den Familienwunsch (Band 10) und den Einstieg ins Berufsleben (Band 11).

---

[437] Befasst sich der erste Band mit der «Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft», so widmen sich Band zwei und drei unter dem Titel «Zur Unrast der Jugend» der Erforschung gesellschaftlicher Determinanten der Einstellungen und Verhaltensweisen von Jugendlichen» und Band acht der Thematik von «Frauen in der Emigration».

[438] Die Arbeit von Peter Wüthrich ist nicht dem Institut für Soziologie der Universität Zürich zuzuordnen. Vielmehr entstand sie im Rahmen eines Projekts der Forschungsabteilung der Schweizerischen Fachstelle

Nebst Arbeiten, die sich der Beforschung sozialer Phänomene in der Schweiz widmen, bietet die Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» jedoch auch Raum für einen zweiten Strang von Texten. Die Mehrheit dieser Arbeiten ist vor allem in der theoretischen Einbettung durch Peter Heintz geprägt.[439] Allesamt stehen sie in relativ engem Zusammenhang mit dem am Soziologischen Institut der Universität Zürich entwickelten Theoriegebäude einer quantitativen Soziologie zur Erforschung der Weltgesellschaft. In einem Zeitungsartikel beschreibt Heintz diesen Forschungsstrang wie folgt: «Viele der Forschungsarbeiten, die am Zürcher Soziologie-Institut [...] im Gang sind [...] verstehen sich im Rahmen dieser Theorie als Beiträge zu einer Art von «Sozialbericht auf Weltebene» (Heintz 1974). Die einzelnen Studien sind so verstanden Einzelausschnitte einer grösseren Gesamtbetrachtung. Die Zürcher Soziologen untersuchen gewissermassen im Kollektiv – auch wenn sich die einzelnen Studien vom thematischen Fokus unterscheiden – ein grösseres Ganzes. Sowohl im Kontext der Schweiz als auch auf globaler Ebene stellen sie quantitative Untersuchungen an, die im übertragenen Sinne auf die Erarbeitung eines Sozialberichts der Schweiz bzw. der Weltgesellschaft abzielen. Besonders ausgeprägt erscheint die programmatische und theoretische Prägung durch Heintz im Falle einer wirtschaftssoziologischen Untersuchung der Rolle und Machtposition multinationaler Unternehmungen im globalen Kontext (Band 4) sowie bei zwei Sammelbänden (Band 5 und Band 9). Aber auch bei mehreren der oben genannten Arbeiten, die soziale Phänomene im Kontext der Schweiz zum Gegenstand haben, ist die theoretische Handschrift von Heintz klar erkennbar. Held und Levy (1974) untersuchen beispielsweise die familieninterne und familienexterne Stellung der Frau und ihre Einbettung in die Gesellschaft aus strukturtheoretischer Perspektive (Band 1); während Blancpain und Häuselmann (1974) ihrerseits Zusammenhänge zwischen der Sozialstruktur der Schweiz und der Unrast der Jugend aufzeigen (Band 2).

---

für Alkoholprobleme in Lausanne, deren Leiter Wüthrich während der Arbeit an der Studie war. Wüthrich studierte unter anderem in Bern.

[439] Eine Ausnahme ist der sechste Band der Schriftenreihe, bei dem es sich um eine siedlungssoziologische Dissertation handelt, die an der Universität Bern entstanden ist.

In methodischer Hinsicht ist in der Schriftenreihe Heintz Verständnis der Soziologie als «hard science» spürbar. In einem Interview in der Schweizer Illustrierten führt er diesbezüglich aus, dass er die Soziologie als «exakte Grundlagenwissenschaft» verstehe, die «nicht, wie an anderen vorwiegend deutschen Universitäten als eine Art Gesellschaftsphilosophie betrieben wird.» (Prerost 1969, S.4) Die Mehrheit der Beiträge der Reihe sind denn auch quantitativ ausgerichtete makrosoziologische Arbeiten, in denen mit Hilfe standardisierter Fragebögen Primärdaten erhoben werden (dies trifft auf die Bände 1, 2, 3, 7, 8, 10 und 11 zu). Teilweise werden diese in der Auswertung mit bereits bestehende statistische (Sekundär-)Materialien in Beziehung gesetzt (z.B. Zahlen der eidgenössischen Volkszählung). Weiter ähneln sich die Beiträge darin, dass in der statistischen Auswertung Computersoftware zur Anwendung kommt. Die ausgesprochen frühe Nutzung von Computern im Forschungsprozess ist ein zentrales Charakteristikum der Wissenskultur am Soziologischen Institut der Universität Zürich. Theoretisch wie auch methodisch knüpft die Mehrzahl der Beiträge der Schriftenreihe an Arbeiten von Peter Heintz an. Insbesondere die zwei Bände umfassende Publikation «A Macrosociological Theory of Societal Systems» (Heintz 1972b) ist für die unterschiedlichen Forschungsprojekte ein zentraler theoretischer Bezugspunkt.[440] Heintz strukturtheoretischer Ansatz stellt gewissermassen das theoretische Fundament dar mit dessen Hilfe die verschiedenen Autoren Gesellschaft und soziale Veränderungsprozesse sowohl im Kontext der Schweiz als auch auf globaler Ebene untersuchen. Er spannt den theoretischen Bogen, der die verschiedenen Arbeiten verbindet, oder wie Peter Heintz dies selbst ausdrückt: «Im Hintergrund dieser Betrachtungen zum Wandel von Strukturen und Werten der ‹Weltgesellschaft› steht eine makrosoziologische Theorie, welche eben diese Weltgesellschaft und ihre Wandlungen für die soziologische Wissenschaft begrifflich fassbar zu machen versucht.» (Heintz 1974)

[440] Die entsprechende Quelle/Publikation wird von Held & Leyv 1974 in Band 1, von Bautz und Casparis in Band 3, von Bornschier in Band 4, von verschiedenen Autoren in den Bänden 5 und 9 sowie von Hoffmann-Nowotny in Band 10 verwendet.

Bei aller thematischen, theoretischen und methodischen Kohärenz, welche die Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» charakterisiert, fallen doch einige Beiträge der Reihe in methodischer wie auch theoretischer Hinsicht aus dem Rahmen. Einerseits ist dies Katharina Leys (die ebenfalls bei Heintz studiert) Arbeit über «Frauen in der Migration». Diese fügt sich zwar insofern gut in die Reihe, als dass sie ebenfalls quantitativ ausgerichtet ist, auf Resultaten einer standardisierten Befragung basiert und im Schritt der Datenauswertung auf statistischen Verfahren und Computerprogrammen gründet. Jedoch nutzt Ley auch qualitative Forschungsmethoden um Gruppengespräche auszuwerten und verortet ihre Arbeit im Feld der Aktionsforschung. Damit verbunden ist ein Verständnis von Sozialforschung, das sich deutlich von jenem unterscheidet, das den oben erwähnten Beiträgen der Schriftenreihe zugrunde liegt (Ley 1979, S.163).[441] Ebenfalls quantitativ und strukturtheoretisch ausgerichtet ist die Arbeit von Peter Wüthrich (1979). Jedoch unterscheidet sie sich in ihrer theoretischen Einbettung deutlich von den anderen Beiträgen der Reihe. Weder verwendet Wüthrich theoretische Texte aus dem Umfeld des Soziologischen Instituts der Universität Zürich, noch beschränkt er sich allein auf strukturtheoretische Ansätze. Sein theoretisches Gerüst ist breiter abgestützt und integriert auch psychiatrische sowie medizinische Literatur. Besonders im methodischen Zugang unterscheidet sich Wüthrichs Arbeit von den anderen Beiträgen der Reihe. In diesem greift er auf qualitative Methoden zurück. Mit Alfred Schütz, Peter L. Berger und Thomas Luckmann, Howard Becker und George Herbert Mead – führt er teilweise an zentralen Stellen – Sozialwissenschaftler an, die in den anderen vorliegend betrachteten Arbeiten des Instituts für Soziologie der Universität Zürich keine bzw. kaum eine Rolle spielen.

[441] Bei der Aktionsforschung handelt es sich um eine Form engagierter Forschung, bei der der Forschende die Zielsetzung verfolgt, den Probanden über «unverstandene soziale Zwänge aufzuklären und [ihn] dadurch in die Lage zu versetzen, sich zu befreien» (Ley 1979, S.13).

6.2.5.3. Die Literaturverweise in der «Reihe Soziologie in der Schweiz

Eine Analyse der Zitationsmuster in der Reihe «Soziologie in der Schweiz», zeigt dass sich die Autoren primär am Englischen, sekundär am deutschen und nur gering am französischen Sprachraum orientieren.[442] Im Regelfall sind die Publikationen der Reihe Soziologie in der Schweiz hauptsächlich auf englischsprachige Quellen abgestützt. Vor allem Arbeiten aus dem Feld der Französischen Soziologe finden kaum Eingang in die einzelnen Bände. Von den einschlägig bekannten Westschweizer Soziologen werden einzig Roger Girod, Walo Hutmacher, Michel Bassand und Jean Kellerhals zitiert.[443] Weiter sind die wenigen verwendeten französischsprachigen Texte (wie bspw. in Band 10) vor allem aufgrund ihres inhaltlichen Fokus (z.B. Familienvorstellungen in der Schweiz), kaum aber aufgrund ihrer theoretischen oder methodischen Ausrichtung von Interesse.

Referenzpunkt ist geografisch gesprochen für die meisten Arbeiten der Schriftenreihe Zürich bzw. das Soziologische Institut der Universität Zürich. Die Literaturverzeichnisse zeigen, dass hauptsächlich Arbeiten von Soziologen aus dem Dunstkreis des Zürcher Instituts als Quellen verwendet werden. Soziologen anderer Schweizer Universitäten werden hingegen kaum zitiert. Ausnahmen stellen diesbezüglich einzig die Arbeiten von Bernd Hamm (Band 6) und Peter Wüthrich (Band 7) dar. Beide weisen Bezüge zu Soziologen auf, die in Bern tätig sind. Dies hängt nicht zuletzt auch mit der jeweiligen Biographie zusammen. Hamm studierte in Bern Soziologie, Volks- und

---

[442] 53.5% aller Quellen sind auf Englisch, wobei 3.5% auf die Schweiz entfallen; 41% aller Quellen sind auf Deutsch, wobei 11.50% auf die Schweiz entfallen und 3.9% aller Quellen sind auf Französisch, wobei 0.9% auf die Schweiz entfallen.

[443] In insgesamt zehn Bänden sind lediglich 15 französischsprachige Quellen mit Bezug zur Schweiz aufgeführt (bei einer von diesen handelt es sich zudem um einen französischsprachigen Text von Hans-Joachim Hoffman-Nowotny und damit ebenfalls um einen Text aus dem Umfeld des Soziologischen Instituts in Zürich). Von Roger Girod werden zwei Quellen auf Französisch und eine auf Englisch verwendet. Von Walo Hutmacher wird lediglich eine französischsprachige Arbeit in einem Band verwendet. In zwei Beiträgen wird eine gemeinsame Arbeit von Michel Bassand und Jean Kellerhals zitiert. Und schliesslich findet sich in einem Band ein Verweis auf einen Text von Jean Kellerhals. Insgesamt machen die Arbeiten von Soziologen aus der Westschweiz 0.33% aller Quellen aus.

Betriebswirtschaftslehre und leitete im Anschluss in Bern mehrere Jahre ein Planungsbüro. In seinem Beitrag zur Reihe stützt er unter anderem auf Arbeiten von Peter Atteslander (Universität Bern). Peter Wüthrich orientiert sich insofern nach Bern bzw. Konstanz, als dass er auf Kurt Lüscher verweist und diesem im Vorwort für seine Unterstützung dankt (Wüthrich 1979, S.19).

6.2.5.4. Einblicke in die Wissenskultur um Peter Heintz

Vorliegend wird lediglich ein kursorischer Einblick in die Wissenskultur rund um Peter Heintz vermittelt, da diese im nachfolgenden Kapitel in den Fokus rückt.

Peter Heintz wird 1966 auf das neu geschaffene Ordinariat für Soziologie der Universität Zürich berufen und wirkt in dieser Funktion bis zu seinem Tod im Jahr 1984. Von Beginn weg wächst das Institut – trotz anfänglich bescheidener personeller und finanzieller Ausstattung – rasch (siehe Häuselmann & Heintz 1976). Heintz treibt die Institutionalisierung der Soziologie über die Durchführung selbst initiierter Grundlagenforschungsprojekte aber vor allem auch über Auftragsstudien voran. Konsequent involviert er in beiden Bereichen Studierende. Forschung und Studium sind während der Wirkungszeit von Heintz am Soziologischen Institut der Universität Zürich eng miteinander verschränkt. Dies erlaubt es Heintz trotz beschränkter materieller und personeller Ressourcen rasch eine beachtliche Zahl an Forschungsprojekten loszutreten, Auftragsstudien durchzuführen und kontinuierlich seinen Mitarbeiterstab zu vergrössern. Mehrere Beiträge der Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» werden gar von Studierenden während ihres Studiums verfasst (dies trifft insbesondere auf die Bände 1 und 2 der Reihe zu). Die Involvierung von Studierenden ermöglicht es Heintz trotz knapper personeller Ressourcen verschiedene Forschungsprojekte parallel durchzuführen und insbesondere auch Aufträge anzunehmen für die ihm eigentlich das nötige Personal (im Sinne formell angestellter Mitarbeiter) fehlt. Gleichzeitig treibt er auf diese Weise den Ausbau seines Instituts voran. Die durchgeführten Projekte und eine Vielzahl an Publikationen – die zu einem grossen Teil im eigens geschaffenen Bulletin des Soziologischen Instituts sowie der Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» erscheinen – legitimieren die Schaffung zusätzlicher Stellen. Auf sie folgt zudem eine Reihe von Aufträgen, die an das Soziologische Institut herangetragen werden.

Die Involvierung in Forschungsprojekte hat für die Studierenden die Konsequenz, dass sie im Laufe des Studiums vornehmlich mit ‹echten› Forschungsaufgaben und nicht etwa mit fiktiven Aufgabestellungen oder Lehrbuchtexten konfrontiert sind. Die Grundidee des Forschungsstudiums umreisst Heintz in einem Interview mit der Schweizer Illustrierter konzise: «Meine Studenten arbeiten in relativ kleinen Gruppen an Forschungsaufgaben; sie lernen dabei unabhängig und selbständig zusammenzuarbeiten. Indem sie mit konkreten Forschungsproblemen konfrontiert werden, sind sie gezwungen, soziologische Techniken wie das Sammeln von Daten, das Erstellen von Statistiken und den Gebrauch des Computers zu erlernen. Das kann durch kein Bücherwissen ersetzt werden.» (Prerost 1969, S.4) Heintz überträgt den Studierenden viel Verantwortung, fordert von diesen selbständiges Arbeiten, lässt dafür aber auch – in einem gewissen Rahmen – Freiräume offen. Dabei lässt sich der Ordinarius nicht einfach von den Studierenden zuarbeiten, sondern räumt ihnen am Ende die alleinige Autorenschaft an ihren Arbeiten ein. Dies zeigen auch die ersten beiden Bände der Schriftenreihe. Heintz scheint kein Problem damit zu haben, stellenweise in den Hintergrund zu treten. Nicht seine Person, sondern vielmehr das Label der «Zürcher Soziologie» steht im Vordergrund. Mit dieser Aussenwirkung verbunden ist die Betonung eines Kollektivs. Die Wissenskultur um Heintz charakterisiert sich denn auch mehrheitlich durch eine kooperative Arbeitsweise. Die Studierenden forschen von Beginn weg vornehmlich in Teams und nicht als Einzelkämpfer. Dies spiegelt sich in den vielen in Koautorenschaft entstandenen Arbeiten und wird auch von verschiedenen Zeitzeugen bestätigt (Interview Fuenzalida 2020) (so z.B. jene von Held & Levy 1974 sowie Blancpain & Häuselmann 1974).

Obwohl Heintz seinen Studierenden und Assistierenden viel Freiräume offenlässt, weist die Gesamtheit der Bände der Reihe «Soziologie in der Schweiz» eine hohe Kohärenz auf. Heintz scheint dies weniger über einen strengen Führungsstil, als vielmehr über die Vorgabe eines Orientierungsrahmens zu erwirken. Dieser setzt sich aus einem klaren methodischen Verständnis des Betreibens empirischer Sozialforschung, einem eigenständigen theoretischen Gerüst, in das die einzelnen Forschungsprojekte eingebettet sind sowie einer programmatischen inhaltlichen Forschungsagenda zusammen.

Hinsichtlich des methodischen Vorgehens bei Forschungsarbeiten sowie in Bezug auf

den theoretischen Bezugsrahmen zeichnet sich die Wissenskultur am Institut für Soziologie der Universität Zürich um Peter Heintz durch eine bemerkenswerte Kohärenz aus. Wie schon während seiner Zeit in Lateinamerika geht es Heintz in Zürich um das Vermitteln eines Verständnis von Soziologie, als einer an objektiven Kriterien orientierten Wissenschaft, die sich von ihren essayistischen Vorläufern absetzt (siehe Werz 2004, S.606 und Prerost 1969, S.4). Bereits während des Studiums sind die Studierenden mit zentralen methodischen und theoretischen Fragen konfrontiert und werden für deren Wichtigkeit sensibilisiert (vgl. Geser 1983, S.9). Im Vordergrund steht nicht das Kennenlernen verschiedener soziologischer Denkrichtungen, sondern vielmehr die konkrete Anwendung soziologischen Wissens in Forschungsarbeiten (regelmässig müssen Heintz Studierende empirische Forschungsarbeiten, die in Fachzeitschriften erschienen sind analysieren und in Seminaren vorstellen). Wie ein roter Faden ziehen sich quantitative Erhebungs- und Analysemethoden durch die Zürcher Beiträge der Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz». In den meisten dieser Arbeiten ist der strukturtheoretische Theorieentwurf von Heintz eine zentrale theoretische Referenz.[444] Als «makrosoziologische Theorie» bietet sie den gemeinsamen Deutungsrahmen, mit dem Heintz versucht die Weltgesellschaft und ihre Wandlungen für die soziologische Wissenschaft begrifflich fassbar zu machen (Heintz 1974).[445]

Die starke quantitative Ausrichtung der Wissenskultur um Peter Heintz sowie der Fokus auf die Durchführung grosser Befragungen widerspiegeln zu einem gewissen Grade die immer grösseren Möglichkeiten empirischer Sozialforschung, die der Einsatz von Computern und Rechenmaschinen eröffnet. Mit Hilfe von EDV fällt die Verarbeitung und Analyse von grossen Datenmengen erheblich leichter als von Hand. Das ambitiöse Unterfangen von Heintz, auf einen «Sozialbericht auf Weltebene» hinzuarbeiten, wird am Institut für Soziologie unter intensiver Nutzung der IT-Infrastruktur des Rechenzentrums der Universität Zürich angegangen. Bereits während des Studiums machen sich die Soziologiestudenten mit Programmiersprachen wie Fortran

[444] Zitiert wird dabei vornehmlich folgende Quelle: Heintz, Peter (1972b).

[445] Im betreffenden Artikel, der in der NZZ erscheint, führt Heintz aus, dass viele der Forschungsarbeiten am Zürcher Soziologie-Institut im Rahmen von diesem Theorieentwurf verortet seien.

vertraut und entwickeln – da entsprechende Software noch nicht besteht – eigene Lösungen für die Analyse von Daten und für die Durchführung von Simulationen. In Heintz Anfangsjahren gehört das Institut für Soziologie zu den Hauptnutzern des Rechenzentrums der Universität Zürich. Die Wissenskultur um ihn zeichnet sich daher durch die frühe Verwendung von Informatikinfrastruktur und Computersoftware für soziologische Forschungsprojekte aus.

Schliesslich lassen sich aufgrund der thematischen Ausrichtung der Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» in mehreren Beiträgen ein klarer Fokus auf die Untersuchung sozialer Gegenwarts-Phänomene in der Schweiz erkennen. Mit den Forschungsprojekten des Instituts für Soziologie setzt Heintz die Forderung zur Beforschung der black box Schweiz, die er als SGS Präsident Anfang der 1970er Jahre formuliert, in die Tat um. Die Auseinandersetzung mit aktuellen potenziell konflikthaften Fragestellungen oder wie es Heintz (1970, S.2) ausdrückt «sogenannt problematische[n] Gruppen» (Jugendliche, Frauen, Migranten, etc.) resultiert einerseits in einer erhöhten öffentlichen Wahrnehmung der Soziologie und damit auch des Instituts für Soziologie der Universität Zürich in der medialen Landschaft und erleichtert anderseits den Zugang zu finanziellen Ressourcen für den Ausbau des Instituts.

Ein weiteres Merkmal der Wissenskultur am Institut für Soziologie der Universität Zürich unter Peter Heintz, ist die ausgeprägte Orientierung in Richtung des englischsprachigen Wissenschaftsraums. Diese widerspiegelt sich einerseits in den Bibliographien der einzelnen Beiträge der Reihe «Soziologie in der Schweiz», zeigt sich aber auch daran, dass Mitarbeiter und Studierende von Heintz sowie er selber auch, bereits relativ früh auf Englisch publizieren. (vgl. zum Beispiel Hernandez 1969; Bornschier 1971; Heintz 1972b; Heintz 1973; Heintz et al. 1975) Gerade auch kürzere Abhandlungen auf Englisch erscheinen immer wieder im von Heintz begründete Bulletin des soziologischen Instituts der Universität Zürich, welches ab 1966 publiziert und weltweit verschickt wird

6.2.5.5. Zusammenfassung

Während «Soziologie in der Schweiz» als Schriftenreihe der SGS initiiert wird, entwickelt sie sich bald zum Publikationsinstrument der Wissenskultur um Peter Heintz.

Vom ersten Band an dominieren die Zürcher Soziologen die Schriftenreihe, die meisten Beiträge stammen von Heintz' Studierenden und Mitarbeitern. Während die organisatorische Last mehrheitlich bei der SGS und das verlegerische Risiko beim Verlag liegen, steht den Zürcher Soziologen ein wirkmächtiges Publikationsinstrument zur Verfügung. Es scheint fast so, als wäre die Schriftenreihe gleichsam den Zürcher Soziologen überlassen worden.[446]

Insbesondere die ersten zwei Bände bringen die Zürcher Soziologie in die nationalen Schlagzeilen. Beiden kommt eine mediale Aufmerksamkeit zu, wie keiner anderen in dieser Arbeit untersuchten Schriftenreihe. Über die Beiträge in der Schriftenreihe wird die inhaltliche Forschungsprogrammatik von Peter Heintz, sowie auch dessen methodisches und theoretisches Verständnis der Soziologie für eine breite Öffentlichkeit greifbar.

Die Reihe «Soziologie in der Schweiz» zeugt von einer forschungsstarken Wissenskultur, die sich relativ konsistent an einer inhaltlichen Forschungsagenda ausrichtet und sowohl in methodischer als auch theoretischer Hinsicht einen roten Faden aufweist. Die ausgesprochene Produktivität der Zürcher Soziologen im untersuchten Zeitraum gründet nebst dieser klaren Ausrichtung (die den Involvierten als Kompass dient) vor allem in der spezifischen Konzeption des Forschungsstudiums. Studium

[446] Zwar lässt sich nicht abschliessend klären, weshalb kaum Arbeiten aus dem Umfeld anderer soziologischer Institute der Deutschschweiz in ihr zur Veröffentlichung kommen, indes gibt es doch einige Hinweise, die dies miterklären mögen: An allen anderen soziologischen Instituten bzw. Seminaren in der Deutschschweiz existieren zu diesem Zeitpunkt entweder Schriftenreihen oder aber es entstehen kaum Arbeiten, die überhaupt zur Publikation gebracht werden könnten. In Bern befindet sich die Soziologie Mitte der 1970er Jahre in einer tiefen Krise, sämtliche zentralen Akteure der Blütezeit unter Behrendt haben die Universität in diesem Zeitpunkt verlassen. Es ist also keine produktive Phase. Zudem besteht– wenn auch nur noch für kurze Zeit – mit den Berner Beiträgen zur Soziologie ein institutseigenes Publikationsorgan. In Basel lanciert Paul Trappe, nachdem er die SGS im Streit verlassen hatte, 1975 die Social Strategies und verfügte damit über eine eigene Schriftenreihe. In St. Gallen schliesslich kommt es unter Andreas Miller kaum zu Forschung, die überhaupt erst in Publikationen münden könnte. Die Tätigkeiten von Miller liegen schwerpunktmässig auf der Lehre und der Wissenschaftspolitik.

und Forschung sind in Zürich grundlegend miteinander verschränkt und kaum auseinanderzuhalten. Dies lässt sich nicht zuletzt an den einzelnen Bänden der Schriftenreihe nachvollziehen (insbesondere Held & Levy 1974 sowie Blancpain & Häuselmann 1974). Das soziale Gefüge am Soziologischen Institut sowie im Vorlesungssaal zeugt gleichzeitig von einer kooperativen Grundstimmung des Miteinanders: Die Erledigung von Forschungsarbeiten in kleinen Teams und das Publizieren in Ko-Autorenschaft sind courant normal. Heintz versteht es mit all dem, eine äusserst motivierte Studierendengeneration abzuholen. Am Soziologischen Institut der Universität Zürich arbeiten im untersuchten Zeitraum Professor(en), Assistierende und Studierende gemeinsam an verschiedenen Forschungsprojekten. Die kooperative Atmosphäre im Innenleben dieser Wissenskultur schützt Heintz, indem er die involvierten Studierenden als Haupt- bzw. alleinige Autoren auftreten lässt und im Falle von Kritik von Aussen wiederholt öffentlich die Arbeiten seiner Studierenden verteidigt.

Während sich in den anderen in dieser Arbeit untersuchten Schriftenreihen jeweils sehr verschiedene Themen, theoretische Zugänge und methodische Herangehensweisen finden, zeichnet sich die Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» durch eine ausgesprochene Kohärenz aus. Alle involvierten Akteure arbeiteten in etwa in die gleiche Richtung. Den Studierenden und Mitarbeitern des Soziologischen Instituts vermittelt die von Peter Heintz formulierte Forschungsagenda sowie das von ihm entwickelte makrosoziologische Theoriegebäude Orientierung, während seine ausgeprägten methodischen Vorstellungen ein klares Verständnis vom geeigneten Werkzeug und Vorgehen vorgeben. Die Studierenden und Assistierenden müssen nicht von Grund auf eigene Forschungsfragen ersinnen und sich auch nicht mühsam theoretisch wie auch methodisch verorten, sondern knüpfen vereinfacht gesagt an Heintz' Forschungsprogramm an. Der relativ klare Orientierungsrahmen leitet die involvierten Akteure im Institutsalltag gleichsam an, sodass Heintz selber kaum dezidiert als Führungsperson auftreten muss. Auf diese Weise sind die Zürcher Soziologen äusserst produktiv.

6.2.6. Erkenntnisse aus den Vergleichen

Die Annäherung an Wissenskulturen über ihre schriftlichen Erzeugnisse verheisst einerseits überraschende Erkenntnis, bringt andererseits aber auch Herausforderungen

mit sich. Vor allem wenn sie über eine grosse zeitliche Distanz hinweg erfolgt. Um nicht allein basierend auf gedruckten Quellen und Publikationen auf Eigenheiten vergangener Wissenskulturen zu schliessen, wurden gezielt Interviews mit Personen geführt, die in die Arbeit an den jeweiligen Schriftenreihen involviert waren. In der Verschränkung mit Interviews stellte sich diese Herangehensweise in der vorliegenden Arbeit als produktiver und praktikabler Weg heraus, um die «Innenwelten» lokaler soziologischer Wissenskulturen an einzelnen Universitäten ansatzweise zu beleuchten. Vor allem gelang es, den Fokus weg von Meilensteinen der Institutionalisierung und überwiegend quantitativen Betrachtungen (z.B. Vergleichen numerischer Forschungskapazitäten bezüglich Personal und finanziellen Mitteln) hin zum konkreten Alltag an den jeweiligen Instituten zu verschieben.

6.2.6.1. Die Relativierung der Relevanz numerisch gemessener Forschungskapazitäten

Ausgehend von den untersuchten Schriftenreihen konnte gezeigt werden, dass kein direkter Zusammenhang zwischen Grössen wie den verfügbaren personellen und finanziellen Ressourcen einerseits und der Produktivität einer Wissenskultur oder einer raschen und nachhaltigen Institutionalisierung der Soziologie andererseits besteht. Die Soziologie kam mitunter in Konstellationen zur Blüte, in denen es an Personal und finanziellen Mitteln fehlte, während sie andernorts in ihrer Entwicklung stagnierte, obwohl relativ grosszügige personelle Ressourcen und eine vielversprechende Infrastruktur vorhanden waren (teils auch ein eigenständiges soziologisches Institut). Das Gleiche gilt auch für die in diesem Kapitel betrachteten Schriftenreihen. Mit anderen Worten zeigt die Analyse, dass sich die organisatorischen Rahmenbedingungen der Universitäten, in deren Kontext die untersuchten Schriftenreihen begründet wurden, sowie auch die Budgetrestriktionen der jeweiligen kantonalen Verwaltungen, vor deren Hintergrund die betreffenden Akteure im universitären Alltag agierten, nur bedingt als Erklärungsparameter für den Verlauf der jeweils lokalen Institutionalisierungsprozesse eignen (sie waren nicht entscheidend für den Erfolg, was gleichzeitig aber nicht heisst, dass sie für das jeweilige Alltagsgeschehen nicht von grosser Bedeutung gewesen wären).

Eigentlich ist es eine banale Einsicht, die einen Soziologen bzw. eine Soziologin nicht verwundern dürfte: Produktive Wissenskulturen und rasche, beständige Institutionalisierungsprozesse sind nicht einfach das Resultat eines Mehr an Stellenprozenten und finanziellen Mitteln. Die formalen Strukturen der Universität und die Vorgaben der Verwaltung vermögen die Strukturierung der Handlungsfelder der involvierten Akteure nur bedingt zu erhellen. Ausschlaggebend für spezifische Entwicklungsrichtungen scheinen vielfach andere, oftmals schwieriger greifbare Aspekte zu sein, die im je konkreten Interaktionsgeschehen gründen. Entscheidend sind vor allem – so die zentrale Erkenntnis dieses Kapitels – die mikropolitischen Konstellationen, die sich innerhalb sowie im Kontext der organisatorischen Strukturen der einzelnen Universitäten ergaben und vor deren Hintergrund sich spezifische Wissenskulturen herausbildeten. Im Zuge der Analyse der verschiedenen Schriftenreihen verschob sich der Blick entsprechend immer wieder weg von Eigenheiten der formalen Organisation der Universitäten hin zu den konkreten Arten und Weisen, wie sich die betreffenden Akteure innerhalb dieser formalen Organisation bewegten. Besonderes Interesse galt dabei den Freiräumen – Bereichen der Ungewissheit, die durch die organisatorischen Strukturen der Universität ungeregelt bleiben –, die sich diesen Akteuren innerhalb des universitären Strukturgefüges eröffneten. In den Geschichten der verschiedenen Schriftenreihen, die selbst vom Ausschöpfen solcher Freiräume zeugen, widerspiegelt sich in gebrochener und teilweise mosaikartiger Weise, wie die jeweiligen Akteure vor dem Hintergrund spezifischer Wissenskulturen diese Freiräume zu nutzen vermochten oder aber verspielten und so die entscheidenden Weichen für die lokale Institutionalisierung der Soziologie stellten.

Zunächst ist an dieser Stelle zu betonen, dass keineswegs der Eindruck erweckt werden soll, dass vorliegend ein grosser Output an Forschungsarbeiten oder das personelle Wachstum eines soziologischen Instituts im Vornerein als positive Entwicklung gälte und das Ausbleiben von beidem negativ zu beurteilen sei. Dies wäre ein Fehlschluss, dem ein rein quantitatives Verständnis von Institutionalisierung zugrunde liegt (im Sinne von: mehr ist besser). Die einzelnen Wissenskulturen weisen verschiedene Profile auf, die sich nicht allein im Begriffspaar «forschungsstark – forschungsschwach» erschöpfen. Teilweise liegen die Schwerpunktsetzungen zentraler Akteure auf dem Feld der Lehre, der Herausbildung spezifischer Diskussionskulturen oder

auch dem intellektuellen Vorankommen des Einzelnen. die verschiedenen Prioritäten haben unterschiedliche Konsequenzen. Die generelle Wertung einer «forschungsstarken» Wissenskultur als positiv oder negativ ist entsprechend wenig zielführend. Sie zeugt nämlich vor allem von einer spezifischen Spezialisierung. Hingegen lässt sich durchaus aufzeigen, wie sich Unterschiede (bspw. hinsichtlich der Forschungsorientierung) zwischen den jeweiligen Wissenskulturen in verschiedenartigen Institutionalisierungsverläufen äussern. Forschungsstarke Wissenskulturen scheinen dabei ganz generell förderlich für die Institutionalisierung der Soziologie zu sein (dabei ist der Begriff forschungsstark nicht mit Forschungskapazitäten zu verwechseln. So kann beispielsweise ein Institut über relativ grosszügige Ressourcen und damit vielversprechende Forschungskapazitäten verfügen, ohne unbedingt auch forschungsstark zu sein). Dies ist aber nicht zu verwechseln mit wissenschaftlichem Vorankommen. Eine Vielzahl an Forschungsprojekten und Publikationen sagt allein wenig über die Qualität bzw. den Erkenntniswert der Produkte der betreffenden Wissenskultur aus.

Unterschiede zwischen Wissenskulturen sind also durchaus nicht ohne Wirkung. Beispielsweise zeigte die Analyse in diesem Kapitel, dass es im Kontext forschungsstarker Wissenskulturen zu einem rascheren und vom Umfang her grösseren Ausbau der Soziologie kam und sich die Disziplin an den betreffenden Universitäten schneller und nachhaltiger zu institutionalisieren vermochte, als im Falle von Wissenskulturen, die sich vornehmlich durch einen hohen Stellenwert der Lehrtätigkeit auszeichneten oder aber trotz passabler Ausstattung mit Personal kaum Forschungsprojekte hervorbrachten. Während beispielsweise in Basel unter Heinrich Popitz der Fokus auf der Lehre und dem intellektuellen Austausch in Seminaren liegt, rückt in Zürich unter Heintz (ähnlich wie in Bern unter Behrendt) vor allem die Forschung und das rasche und kontinuierliche Veröffentlichen wissenschaftlicher Arbeiten in den Blick. Im ersten Beispiel ist die Wissenskultur vornehmlich auf das intellektuelle Vorankommen des Einzelnen über den Austausch mit anderen im Rahmen eines Studiums gerichtet, im zweiten Beispiel dreht sie sich vor allem um das kollektive Arbeiten und gemeinsam produktive Tätigsein an bzw. in Forschungsprojekten, das sich bald (ungeachtet ob so intendiert oder nicht) in einem raschen Wachstum und der zügigen organisatorische Verstetigung der Soziologie auswirkt. Doch werfen wir nun einen Blick auf die

konkreten Einsichten, die sich im Zuge der Analyse der untersuchten Schriftenreihen eröffneten.

6.2.6.2. Das Begründen von Schriftenreihen als Ausnutzen von Freiräumen im universitären Strukturgefüge

Die Ausganglage der meisten Akteure, die im untersuchten Zeitraum soziologische Schriftenreihen begründen, ist insofern vergleichbar, als dass sie anfänglich kaum über (formelle[447]) Forschungskapazitäten verfügen[448] und die Ressourcenausstattung ihrer Professuren bzw. Stellen dürftig ist. Die Schriftenreihen enthalten wertvolle Hinweise darauf, wie sie mit dieser Ausgangslage umgehen und teilweise trotz ihr die Institutionalisierung der Soziologie unterschiedlich rasch vorantreiben. Inwiefern dies gelingt, liegt einerseits in Eigenheiten der Wissenskulturen begründet, die sich im untersuchten Zeitraum um diese Personen herausbilden (bspw. in einer Atmosphäre des kooperativen Arbeitens). Andererseits scheint vor allem auch die Art und Weise, wie die betreffenden Akteure Freiräume im organisatorischen Strukturgefüge der Universität nutzen, entscheidend. Bei eingehender Betrachtung der Beiträge der einzelnen Schriftenreihen erscheint die Universität nicht etwa als klar determinierend wirkende «Organisationsstruktur», die im Alltag dem jeweiligen Organigramm entsprechend das Interaktionsgeschehen bestimmt, sondern vielmehr als kontingentes und sich wandelndes Sozialgebilde, in dem die Menschen handelnd ihre – wenn auch beschränkte – Autonomie entfalten und dadurch wiederum ‹eigene› Strukturen hervorbringen

[447] Mit dem Zusatz «formell» soll auf den Umstand hingewiesen werden, dass die damit gemeinte personelle und finanzielle Ausstattung allein nicht die Forschungskapazitäten darstellen, über welche die betreffenden Personen verfügten. Wenn René König mit Studierenden ausserhalb des Universitätsbetriebs empirische Untersuchungen durchführt, kann durchaus die Rede von Forschungskapazitäten sein, selbst wenn die damit bezeichneten Ressourcen weder in einer Buchhaltung noch in einem Jahresbericht auftauchen.

[448] Während die verfügbaren Ressourcen in allen untersuchten Fällen alles andere als komfortabel waren, unterscheiden sie sich doch deutlich. René König verfügte in Zürich über keinerlei personelle Ressourcen und Heinrich Popitz in Basel lediglich über einen Assistierenden. Im Vergleich dazu kommen die vier Assistierenden, die bereits relativ rasch nach seiner Berufung für Paul Trappe arbeiteten, einer relativ grosszügigen Ressourcenausstattung gleich.

(wie beispielsweise eben rund um eine Schriftenreihe). (vgl. hierzu Kapitel 1.4.3. und Raehlmann 1988)

Die Analyse der einzelnen Schriftenreihen verdeutlicht eine Reihe von Aspekten, in denen sich diese Autonomie des Handelns zeigt. Einige von ihnen werden nachfolgend kurz aufgegriffen. Aus einer mikropolitischen Perspektive kommt bereits das Errichten einer Schriftenreihe dem Ausnutzen eines Freiraums im organisatorischen Gefüge der Universität gleich. Nirgends im Regelwerk der einzelnen Universitäten ist festgeschrieben, wer dies tun dürfte und welches die Kriterien sind, denen eine Schriftenreihe zu genügen hätte. Weder braucht es hierfür eine venia legendi, noch eine feste Anstellung. Interessant sind in diesem Zusammenhang vor allem die «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie», die René König Mitte der 1940er Jahre in Zürich begründet. König ist zwar Privatdozent, hat aber an der Universität keine feste Stelle und in der akademischen Rangordnung daher eine prekäre Stellung. Trotzdem vermag er die Schriftenreihe in Zusammenarbeit mit einem Verlag und dank der Unterstützung durch ausseruniversitäre Akteure aus der Taufe zu heben. König eröffnet den Studierenden der Universität Zürich – denn vor allem sind es solche, die in seiner Schriftenreihe veröffentlichen, auch wenn sie formell nicht einmal in Soziologie abschliessen können – die Möglichkeit, ihre Dissertationen zu publizieren. Dies zu einem Zeitpunkt, in dem es in der Schweiz – vor allem für Studierende – kaum Möglichkeiten gibt, soziologische Texte zu veröffentlichen. Die betreffenden Arbeiten entstehen ohne das Zutun oder die Unterstützung der Universität (im Sinne des Bereitstellens irgendwelcher Mittel) im Kontext der Wissenskultur, die René König und einzelne Studierende gemeinsam hervorbringen. Die Soziologie verstetigt sich im Falle von René König gleichsam ausserhalb der Universität, im gemeinsamen forschenden Tätigsein und vermittelt über eine Schriftenreihe, die weder durch universitäre Geldmittel finanziert, noch organisatorisch an die Hochschule angehängt ist. Die «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» sind das Institutionalisierungsvehikel, über das sich die Soziologie in Zürich verfestigt, in ihrem Kontext organisieren sich König und die involvierten Studierenden, ja bringen gleichsam durch ihr Handeln eine eigenständige Struktur hervor. Durch die «Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie» wird

die Wissenskultur um René König – die sich mehrheitlich ausserhalb des Universitätsalltags abspielt – relativ kohärent nach Aussen für eine breitere Öffentlichkeit, wie auch gegen Innen für die Akteure die Teil der Universität sind, wahrnehmbar.

Das Beispiel der Schriftenreihe um René König illustriert bereits im Ansatz, wie Schriftenreihen Ausdruck organisierten Handelns sind, das im Kontext der Universität (in einigen Fällen eher innerhalb von ihr, in anderen Fällen eher ausserhalb von ihr aber dennoch eng an sie angehängt) erfolgt und aus welchem sich Strukturen ergeben können, die jene des ‹offiziellen› universitären Betriebs ergänzen, ja teilweise auch gleichsam subversiv unterlaufen (während beispielsweise im Kontext der Universität vornehmlich die Leistung des einzelnen Studierenden zählt, der sich im Rahmen von Examen und Arbeiten zu bewähren hat, fördern die in einigen Schriftenreihen publizierten Forschungsarbeiten teilweise eher das kooperative ‹Zusammen›-arbeiten).

6.2.6.3. Rückschlüsse auf Wissenskulturen und Institutionalisierungsverläufe aufgrund von Schriftenreihen

Im Laufe der Untersuchung wurde eine Reihe von Charakteristika der einzelnen Wissenskulturen identifiziert, die einen raschen personellen Ausbau sowie eine zügige Institutionalisierung der Soziologie begünstigten und die gleichzeitig Ausdruck der von den betreffenden Akteuren hervorgebrachten Strukturen sind. Diese sollen nachfolgend eingehend betrachtet werden.

a. Ein Vernetzungsgrad mit ausseruniversitären Akteuren

In mehreren Fällen zeugen die untersuchten Schriftenreihen von vielfältigen Beziehungen und Kontakten zu Akteuren ausserhalb der Universität. Sie erlauben Einblicke in die Arten und Weisen, wie die betreffenden Personen die marginale Stellung der Soziologie innerhalb der Universität über Beziehungen nach Aussen kontinuierlich verbessern konnten. Intensive Aussenbeziehungen relativierten in mehreren Fällen die formal in der organisatorischen Struktur der Universität angelegten und durch bewilligte Budgetrahmen festgeschriebene Position der Soziologie. Insofern kann das Eingehen und Pflegen von Aussenbeziehungen aus mikropolitischer Perspektive ebenfalls als Ausschöpfen eines Freiraums im universitären Strukturgefüge bzw. als Ausdruck von Autonomie betrachtet werden. Während den betreffenden Ordinarien

nämlich innerhalb der jeweiligen Universitäten vor dem Hintergrund spezifischer Entscheidungsprozesse in Fakultäten und anderen Gremien wie dem jeweiligen Hochschulrat wenig Handlungsspielräume offenstehen, erscheinen Aussenbeziehungen als valables Mittel, um die lokale, ja teils auch regionale Relevanz der Soziologie sichtbar zu machen oder aber auch um Ressourcen zu beschaffen. Die vereinzelt in den Schriftenreihen aufscheinenden Aussenbeziehungen zeugen von Gemeinsamkeiten wie auch Unterschieden zwischen den untersuchten Wissenskulturen. Sie reichen von freundschaftlichen Beziehungen über Auftragsverhältnisse bis hin zu konkreten Kooperationen in Forschungsprojekten. In mehreren Fällen wirkten sich diese Aussenbeziehungen unmittelbar auf die je lokale Institutionalisierung der Soziologie aus: Dabei reichen die konkreten positiven Effekte vom Beschaffen teurer Bücher als Rezensionsexemplare und dem Zurverfügungstellen von Räumlichkeiten (Wissenskultur um König), über das Erteilen von Aufträgen (Wissenskulturen um König; Behrendt; Trappe und Heintz) bis hin zu finanziellen Zuwendungen durch private Dritte bzw. privatrechtliche Organisationen (Wissenskulturen um Behrendt und Trappe). Richard Behrendt gelingt die Gründung seines Instituts an der Universität Bern nur dank grosszügiger Unterstützung durch einen breit abgestützten Gönnervereins, dem u.a. Gewerkschaftsvertreter, der Arbeitgeberpräsident, Vertreter der Industrie, die Wanderstiftung sowie Einzelperson aus dem lokalen Gewerbe (u.a. dem Berner Warenhausbesitzer François Loeb) angehören (Stotzer 2002, S. 47). Paul Trappe finanziert die Schriftenreihe «Social Strategies» über Zuwendung eines Schweizer Grossverteilers (in dessen Geschäftsleitung seine Genossenschaftsforschung wohl geschätzt wird). Und Peter Heintz treibt den personellen Ausbaus als auch die rasch fortschreitende Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Zürich über eine Reihe von Aufträgen verschiedener kantonaler und eidgenössischer Akteure voran. Vielfach dürfte die Wahrnehmung und mediale Rezeption der jeweiligen Schriftenreihen ihrerseits wiederum die Beziehungen in ausseruniversitäre Bereiche verstärkt haben, indem sie beispielsweise weitere Aufträge zur Folge hatte oder in Einladungen zu Tagungen oder zur Einsitznahme in Kommissionen mündete.

Die beiden Wissenskulturen, deren Entwicklung am stärksten durch intensive Aussenbeziehungen geprägt ist, sind jene in Zürich um René König sowie jene in Bern um Richard Behrendt. In beiden steht das Beziehungsnetzwerk der jeweils zentralen

Person im Vordergrund. Die Wissenskultur um René König zehrt vornehmlich von Dynamiken, die sich ausserhalb der institutionellen Grenzen der Universität ergeben. Während seine Stellung an der Universität prekär ist, ermöglichen Königs Teilhabe am «kulturellen Maquis» Zürichs jener Tage (Atteslander 1996) bzw. seine vielfältigen Beziehungen zu Intellektuellen und Journalisten, Sachmittel (wie Bücher oder Arbeitsräume) zu beschaffen und die Soziologie gleichsam denkmässig zu verstetigen, während ihr Status an der Universität in organisatorischer Hinsicht stets fragil bleibt. Gleichzeitig sind diese Institutionalisierungsfortschritte jedoch an seine Person und sein persönliches Netzwerk gebunden und verpuffen entsprechend rasch nach seinem Weggang aus Zürich. Auch der rasche Ausbau und die zügige Institutionalisierung der Soziologie in Bern hängt in weiten Teilen mit Richard Behrendts Vernetztheit in der Stadt Bern, sowie seinen Kontakten zu kantonalen Behörden und in die Bundesverwaltung zusammen. Wie schon bei König, sind vor allem Beziehungen zu Akteuren ausserhalb der organisatorischen Grenzen der Universität förderlich für die Institutionalisierung der Soziologie. Während sich Königs Beziehungen hauptsächlich auf ein intellektuelles Milieu erstrecken (vornehmlich andere intellektuelle Migranten, Journalisten etc.), bewegt sich Behrendt während seiner Berner Jahre in den unterschiedlichsten Kreisen. So geniesst er Rückhalt in der Verwaltung (kantonal sowie auf Bundesebene), im lokalen Gewerbe aber auch in der Industrie.[449] Unter den «Berner Beiträgen zur Soziologie» finden sich denn auch mehrere Auftragsstudien und Arbeiten, die in Kooperation mit ausseruniversitären Akteuren entstanden sind. Weiter spricht Behrendt auch im lokalen Radio und schreibt immer wieder mal für Tageszeitungen. Ähnlich wie im Falle der Wissenskultur um König verpufft diese Dynamik jedoch bald nach dem Weggang Behrendts nach Berlin. Die nachfolgenden Ordinarien bauen keine vergleichbaren Beziehungsnetzwerke auf. Gleichzeitig wird auch viel weniger geforscht. Es fehlte wohl unter anderem ein Beziehungsnetzwerk wie jenes von Behrendt, das als zentraler Schrittmacher der Wissenskultur diente.

[449] Wohl nicht zuletzt aufgrund seiner ausgeprägten Vortragstätigkeit: Behrendt spricht vor unterschiedlichstem Publikum (bpsw. vor Buchhändlern oder dem Berner Handwerker- und Gewerbeverband).

b. Eine ausgeprägte Forschungsorientierung und die Involvierung von Studierenden in Forschungsarbeiten

Ein weiterer Zusammenhang lässt sich zwischen einer ausgeprägten Forschungsorientierung und der raschen Institutionalisierung der Soziologie feststellen. Dort wo viel geforscht wird, institutionalisiert sich die Soziologie in der Regel bald und die personellen Ressourcen werden rasch aufgestockt. Interessant ist dieser Aspekt besonders, da bei allen untersuchten Wissenskulturen die Ausgangslage zunächst nicht förderlich für eine intensive Forschungstätigkeit scheint. Vielfach steht bereits die Art und Weise, wie die Soziologie innerhalb der betreffenden Universitäten verankert ist – und damit die formale Struktur der Organisation Universität – einer ausgeprägten Forschungstätigkeit im Wege. Daran ändern auch die von Behörden- und Fakultätsvertretern geäusserten Voten zugunsten einer verstärkten Forschungsorientierung wenig: Die personelle Ausstattung der einzelnen Lehrstühle ist nur bedingt geeignet, um von Beginn weg systematische Forschungstätigkeiten zu ermöglichen. In Berichten und Standortbestimmungen aus jener Zeit wird immer wieder bemängelt, dass es für die Aufnahme systematischer Forschungsaktivitäten an den nötigen Ressourcen fehle (vgl. SGS 1974, S.69; NZZ 1974). An allen untersuchten Universitäten wird die Soziologie im betrachteten Zeitraum zunächst lediglich durch einen Ordinarius vertreten. Die jeweiligen Professoren vertreten die Soziologie als Lehrfach zunächst – unterstützt von wenigen Assistierenden – quasi im Alleingang. Anfangs sind sie vor allem mit Aufbauarbeit beschäftigt (es gilt u.a. Studiengänge zu entwickeln, Mitarbeitende einzustellen und eine Organisation aufzubauen). Gleichzeitig sind die Ordinarien mehrheitlich (zumindest während der ersten Jahre) alleine verantwortlich für die Lehre. Die wenigen Assistierenden, die ihnen zur Verfügung stehen, sind gewöhnlich ebenfalls stark in den Lehrbetrieb eingebunden. Zeit für anderes bleibt kaum. Ausgeprägte Forschungstätigkeiten stellen sich dadurch im Falle mehrerer der untersuchten Wissenskulturen – wenn überhaupt – erst mit einer Zeitverzögerung von einigen Jahren ein.

Zu intensiven Forschungstätigkeiten kommt es unter diesen Bedingungen lediglich im Kontext jener Wissenskulturen, die sich durch zwei Eigenheiten auszeichnen: Einerseits eine grundsätzliche Offenheit gegenüber Auftragsforschung, andererseits die Involvierung von Studierenden in Forschungsprojekte. Beide Eigenheiten ermöglichen

es, die knappe durch den jeweiligen Trägerkanton der Universität vorgegebene Ressourcenausstattung zu relativieren. Insbesondere bei den «Berner Beiträge für Soziologie» und der Reihe «Soziologie in der Schweiz» lässt sich beides feststellen. Mehrere Beiträge beider Schriftenreihen werden von Studierenden verfasst oder entstehen unter deren massgeblichen Beteiligung (insbesondere in der Phase der Datenerhebung). Die Involvierung der Studierenden erfolgt dabei im Kontext eines ausgeprägten Forschungsstudiums. Lehre und Forschung sind sowohl in Bern als auch in Zürich in den betreffenden Jahren grundlegend miteinander verschränkt (Ansätze eines Forschungsstudiums finden sich bei René König, Richard Behrendt und besonders ausgeprägt bei Peter Heintz). Die betreffenden Schriftenreihen sind Ausdruck dieser engen Verzahnung. Über die Involvierung von Studierenden schaffen die betreffenden Ordinarien gleichsam personelle Ressourcen, die sie nicht oder nur in bescheidenem Umfang entlohnen müssen. Die Möglichkeit Studierende in Institutsaktivitäten zu involvieren stellt damit einen Freiraum dar, über den, entgegen der formalen Struktur der Universität (bzw. der anspruchsvollen Einordinarienvertretung einer Disziplin), Forschung ermöglicht wird. Gleichzeitig erhalten die Studierenden die Gelegenheit, erste Forschungserfahrungen zu sammeln.

Die zweite Eigenheit, die nebst der Involvierung von Studierenden Forschungsarbeiten ermöglicht, ist eine grundsätzliche Offenheit gegenüber Auftragsforschung. Mehrere Arbeiten in den untersuchten Schriftenreihen (insbesondere in den «Berner Beiträgen zur Soziologie» sowie der Reihe «Soziologie in der Schweiz») sind die Resultate von Projekten, die im Auftragsverhältnis oder mit signifikanter Unterstützung von Dritten durchgeführt werden. Während die Involvierung von Studierenden den Mangel an personellen Mitteln mindert, bringen Auftragsstudien Geldmittel in die Kassen der jeweiligen Institute, die wiederum dem personellen Ausbau zufliessen. Teilweise wird gar beides kombiniert: Mehrfach delegiert z.B. Peter Heintz die Durchführung ganzer Auftragsstudien an Studierende ohne Abschluss (so z.B. im Fall der Studie «Zur Unrast der Jugend»).

Im Endeffekt bedeutet dies, dass sich die Soziologie dort rasch verstetigt, wo viel Auftragsforschung stattfindet, was wiederum aufgrund fehlenden Personals ohne die Involvierung von Studierenden nicht möglich gewesen wäre. In den betreffenden

Schriftenreihen widerspiegelt sich dies in einem Fokus auf empirische Forschungsarbeiten (während in anderen Schriftenreihen vermehrt auch Theoriearbeiten oder beispielsweise historische Abhandlungen zu finden sind). Ausgeprägt forschungsorientierte Wissenskulturen entwickeln sich vor allem um Richard Behrendt in Bern und um Peter Heintz in Zürich, aber auch – in geringerem Masse – um René König in Zürich. Eher forschungsschwach erscheinen hingegen die Wissenskulturen um Heinrich Popitz und Paul Trappe in Basel (sowie die im nachfolgenden Kapitel untersuchte Wissenskultur um Andreas Miller in St. Gallen). Während sich Popitz in Basel vornehmlich auf seine Lehrtätigkeit fokussiert, endet Trappes erster und einziger Versuch in Basel, ein empirisches Forschungsprojekt mit Assistierenden und Studierenden durchzuführen, in einer verfahrenen Situation.

Letztlich ist festzuhalten, dass die Forschungsorientierung an den einzelnen Orten jeweils auch mit bestimmten Programmatiken verbunden ist. Bei René König ist dies das Verständnis der Soziologie als empirischer Gegenwartswissenschaft, bei Richard Behrendt der Fokus auf die Erforschung sozialen Wandels und bei Peter Heintz ein ausgefeiltes Forschungsprogramm mit klaren inhaltlichen Foki, eigenständigen theoretischen Vorstellungen und einem ausgeprägten Verständnis der Soziologie als *hard science*.

c. Eine kooperative Grundstimmung des jeweiligen lokalen Interaktionsgeschehens und wechselseitige Abhängigkeitsverhältnisse

Eng verknüpft mit der ausgeprägten Forschungsorientierung und den jeweiligen Konzeptionen eines Forschungsstudiums ist ein weiteres Charakteristikum, das die Produktivität der untersuchten Wissenskulturen miterklärt: Jene Wissenskulturen, im Kontext derer sich die Soziologie rasch zu institutionalisieren vermochte, zeichnen sich durch eine kooperative Grundstimmung aus. Grössere Studien können sowohl in Bern unter Behrendt, als auch in Basel unter Popitz sowie in Zürich unter Heintz lediglich in Zusammenarbeit mit einer relativ grossen Zahl von Studierenden durchgeführt werden. An allen drei Orten forschen die Studierenden von Beginn weg vornehmlich in Gruppen, teilweise gemeinsam mit Assistierenden und dem Ordinarius. Am Soziologischen Institut der Universität Zürich ist die Erledigung von Forschungsarbeiten in kleinen Teams und das Publizieren in Ko-Autorenschaft Ende der 60er

Jahre courant normal. Heintz versteht es mit all dem, eine äusserst motivierte Studierendengeneration abzuholen; viele identifizieren sich stark mit dem Soziologischen Institut.

Generell scheint die Art und Weise, wie sich Ordinarius, Assistierende und Studierende in konkreten Situationen gegenüberstehen, in vielen Fällen über den Erfolg oder das Scheitern konkreter Vorhaben zu entscheiden. Damit das Zusammenarbeiten in Wissenskulturen wie jenen um Heintz und Behrendt gelingen kann, ist jeweils ein spezifischer organisatorischer Rahmen vonnöten. In diesem stehen nicht primär hierarchische Beziehungen im Vordergrund, sondern vor allem die Notwendigkeit zur Kooperation. Derartige Rahmenbedingungen zu schaffen verlangt von den betreffenden Ordinarien eine gewisse Organisations- und Managementkompetenz.

Essentiell scheinen dabei nicht zuletzt auch die Fähigkeiten Aufgaben zu delegieren, Verantwortung bzw. Gestaltungsräume loszulassen und bisweilen in den Hintergrund zu treten.[450] Im Kontext der hierarchisch organisierten Universitäten bringen auf Kooperation ausgerichteten Wissenskulturen, denen dies gelingt, – wiederum unter Nutzung von Freiräumen – Strukturen hervor, in denen Assistierende und Studierende in der alltäglichen Arbeit weniger als «Untergeordnete», denn vielmehr als «Involvierte» erscheinen. Diese Strukturen passen schlecht zum Typus der Ordinarienuniversität, wie er in jenen Jahren oft kritisiert wird (wohl waren sie auch nicht typisch für diesen). Denn Mikropolitische Konstellationen, in denen einzelnen Studierenden die Durchführung ganzer Studien überantwortet wird, charakterisieren sich nicht – wie im für gewöhnlich von der Ordinarienuniversität gezeichneten Bild – durch einseitige Abhängigkeitsverhältnisse (wonach die Assistierenden und Studierenden dem jeweiligen Ordinarius ausgeliefert sind). Vielmehr entstehen im Kontext solcher Wissenskulturen durch die Nutzung von Freiräumen (die federführende Involvierung von Studierenden in die Forschung) wechselseitige Abhängigkeitsverhältnisse und damit auch

[450] Dies widerspiegelt sich im Umstand, dass in den betreffenden Schriftenreihen selbst umfassende Arbeiten, die im Rahmen relativ grosser Aufträge entstehen, unter alleiniger Nennung der federführenden Studierenden publiziert werden.

wechselseitige Machtbeziehungen. Peter Heintz beispielsweise bringt den Studierenden einerseits viel Goodwill entgegen und lässt ihnen in vielen Belangen grosszügig Freiheitsräume, gleichzeitig ist er – aufgrund der zentralen Funktion von Studierenden in Forschungsprojekten – abhängig von deren Motivation und Bereitschaft, sich – über den Rahmen des Studiums hinaus und in gewissen Teilen auch ehrenamtlich – zu engagieren. Es zeigt sich also, dass das Gelingen der Etablierung von kooperativen Grundstimmungen entscheidend davon abhängt, wie die betreffenden Personen die Position des Ordinarius im universitären Strukturgefüge ausfüllen.

Richard Behrendt ist für die Wissenskultur am Berner Institut für Soziologie und Entwicklungsfragen vor allem in seinen Rollen als «Förderer» (siehe Statements von Lüscher & Steiner), Organisator und Wegbereiter zentral. Kompetenzen, über die er selbst nicht verfügte, beschafft er über die Anstellung von Assistierenden und Dozierenden mit entsprechendem Profil und indem er mit Vertretern anderer Fachrichtungen (z.B. der Statistik) kooperiert. Über die Involvierung von Studierenden wird es ihm möglich, trotz bescheidener finanzieller wie auch personeller Mittel und obwohl es ihm selbst an für die Durchführung von Forschungsprojekten nötigen zentralen Kompetenzen fehlt (insbesondere jene des empirischen Erhebens und Auswertens von Daten), mehrere Studien durchzuführen. Die Studierenden und Mitarbeiter von Behrendt sind dabei vielfach federführend. Weder steht ihnen dieser mit einem engen theoretischen Korsett, noch mit professoralem Gehabe im Wege. Vielmehr scheinen sich die unterschiedlichen Mitarbeiter des Instituts, Behrendt sowie auch die Studierenden gegenseitig zu unterstützen und zu ergänzen.

Die Art und Weise des Umgangs mit Studierenden und Assistierenden spiegelt sich auch im raschen Vorankommen einzelner Personen, die innert weniger Jahren promovieren, habilitieren und bald auch an den betreffenden Universitäten Professuren besetzen. Dies ist sowohl in Bern unter Behrendt (wo beispielsweise Kurt Lüscher wenige Jahre nach seinem Studium ein Extraordinariat besetzt) als auch in Zürich unter Peter Heintz der Fall (wo bspw. Volker Bornschier kurze Zeit nach seinem Studium zunächst als Privatdozent und später Extraordinarius bzw. Ordinarius tätig ist). Behrendt und Heintz wirken rasch auf die Schaffung weiterer Professuren und die Vergrösserung der jeweiligen Institute hin und fördern ihre Studierenden.

Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit beschränkt sich nun aber in mehreren Fällen nicht allein auf Studierende und Assistierende, sondern bezieht sich auch auf Vertreter anderer Disziplinen. In einigen Fällen sind inneruniversitäre Kooperationen mit Vertretern anderer Disziplinen ausschlaggebend für das Gelingen von Forschungsarbeiten. Behrendt wird in der Datenauswertung und -analyse beispielsweise durch den damaligen Ordinarius für Statistik und dessen Mitarbeiter unterstützt. In Zürich kann Peter Heintz seinerseits für die Datenauswertung auf die Infrastruktur des universitären Rechenzentrums zurückgreifen

Auch die Wissenskultur um Popitz zeichnet sich durch eine kooperative Atmosphäre des intellektuellen Austauschs aus. Dabei unterscheidet sich das Momentum der Kooperation indes von der Art des Zusammenwirkens rund um Personen wie Richard Behrendt oder Peter Heintz. Im Unterschied zu diesen leitet Popitz seine Studierenden nicht durch ‹Vorgaben› an, legt ihnen keine konkreten Forschungsfragen nahe und überträgt ihnen auch keine Aufgaben und Projekte. Vielmehr lässt er ihnen in der Wahl von Forschungsthemen, theoretischen Bezügen und Methoden viel Freiheit. Entsprechend vielfältig und in der Gesamtschau wenig kohärent erscheinen die Arbeiten, die in der von ihm herausgegebenen Schriftenreihe erscheinen. Eine Grundatmosphäre des Austausches herrscht vornehmlich in Popitz' Abendseminar und im regelmässigen anschliessenden Wirtshausbesuchs vor. Das Momentum der Kooperation bezieht sich bei der Wissenskultur um Popitz (mit Ausnahme eines einzigen Forschungsprojekts[451]) vor allem auf den nicht direkt einem produktiven Zwecke (im Sinne der Arbeit an einem konkreten Text) dienenden Austausch in geselliger Runde. Er selber erscheint weder als *institution builder* noch als Person mit ausgeprägter Management- bzw. Organisationskompetenz im Sinne der «Unternehmensführung».

[451] In seiner Bildungsstudie schafft Popitz einen organisatorischen Rahmen für kooperatives Forschen: Ordinarius, Doktoranden und Studierende arbeiten gemeinsam am selben Projekt

Während sich die Mehrheit der in dieser Dissertation untersuchten Wissenskulturen durch Atmosphären der Kooperation auszeichnen, ist jene um Paul Trappe vorwiegend durch Konflikte geprägt. Die Anläufe zur inhaltlichen Zusammenarbeit mit Assistierenden in einem Forschungsprojekt und bei der Konzeption und Herausgabe einer Schriftenreihe scheitern bald an zwischenmenschlichen Konflikten. Sowohl das Verhältnis zwischen Trappe und den Studierenden als auch jenes zu seinen Assistierenden ist überwiegend durch Konflikte geprägt. Im Kontext einer konflikthaften Grundstimmung kommt es weder zu Kooperationen, noch (abgesehen von einigen Dissertationen) zu empirischen Forschungsprojekten. Trappe scheint im Umgang mit Studierenden und Assistierenden, die in der formalen Organisation der Universität angelegte hierarchisch hervorgehobene Position des Ordinarius zu betonen. Damit steht er der individuellen Entwicklung mehrerer Assistierenden im Wege, die die Universität Basel mehrheitlich im Streit mit ihm verlassen. Vor dem Hintergrund seiner Art der Personalführung stagniert die Entwicklung der Soziologie während Jahrzehnten. Die ihr anfänglich im formalen Strukturgefüge der Universität vorgegebene Position verändert sich über die Jahre nicht wesentlich. Bis zu Trappes Emeritierung nach mehr als 30 Jahren als Ordinarius wird keine weitere Professur geschaffen. Durch die Art wie er seine herausgehobene Position als Ordinarius betont und bewahrt verstellt Trappe eine Reihe von potenziellen Freiräumen.

Entscheidend scheint letztlich vor allem das soziale Wechselspiel zwischen Studierenden, Assistierenden und Ordinarius. Während dieses unter Paul Trappe vornehmlich durch Konflikte, Dynamiken der Konkurrenz sowie eine zunehmende Parallelität der Aktivitäten von Ordinarius und Assistierenden charakterisiert war, zeichnete sich das soziale Gefüge im Umfeld von König, Behrendt und Heintz in der Tendenz eher durch relativ horizontale Beziehungen auf Augenhöhe, einen informellen Umgang und den Willen gemeinsam kleinere Erhebungen durchzuführen, aus.

6.2.7. Zusammenfassung

Die Untersuchung verschiedener Schriftenreihen auf Hinweise zu den jeweiligen Wissenskulturen und lokalen Institutionalisierungsverläufen der Soziologie hat sich als ergiebig erwiesen. Im Kontext der Publikationslandschaft der Nachkriegszeit, in der

dezidiert auf Soziologie ausgerichtete Zeitschriften, Verlage und Schriftenreihen fehlten, schufen sich verschiedene Akteure je institutseigene Schriftenreihen. Diese stellten sich in den folgenden Jahren, vor dem Hintergrund meist dürftiger Ressourcenausstattungen, als zentrale Instrumente zur lokalen Institutionalisierung der Soziologie heraus.

Von heute aus betrachtet widerspiegeln sich in diesen Schriftenreihen verschiedene Aspekte der betreffenden Wissenskulturen sowie der Art und Weise, wie diese die jeweils lokale Institutionalisierung der Soziologie prägten. Damit weisen sie in Teilen auf mögliche Erklärungen für die Institutionalisierungsverläufe, welche die Soziologie an den betreffenden Universitäten durchlief.

Vor allem zeigt das Kapitel, dass für eine rasche Institutionalisierung nicht primär eine grosszügige Ausstattung mit personellen und finanziellen Ressourcen ausschlaggebend sind, sondern vielmehr die Art und Weise, wie die jeweils zentralen Akteure die Freiräume im Kontext der formalen Organisation Universität zu nutzen verstehen. Konkrete Beispiele die Nutzung solcher Freiräume sind die Herausbildung tragfähiger Beziehungsnetzwerke zu ausseruniversitären Akteuren, das verstärkte Betreiben von Auftragsforschung, die Involvierung von Studierenden in konkrete Forschungsprojekte (bzw. die Verschränkung von Studium und Forschung) und das Schaffen eines organisatorischen Rahmens, der eine kooperative Grundstimmung begünstigt. Allesamt hängen diese Freiräume eng mit dem jeweiligen lokalen Interaktionsgeschehen und wechselseitigen Abhängigkeitsbeziehungen, die diese prägen, zusammen.

Im Nachfolgenden Kapitel werden nun zwei Wissenskulturen vertieft betrachtet. Dabei werden nicht zuletzt Aspekte, die bereits in diesem Kapitel gestreift wurden, im Detail betrachtet.

7. Wissenskulturen im Vergleich – Institutionalisierung der Soziologie in Zürich und St. Gallen

In etwa zur gleichen Zeit werden an der Universität Zürich und der Hochschule St. Gallen Ordinariate für Soziologie geschaffen.[452] Gleichwohl verläuft die Institutionalisierung beiderorts unterschiedlich. Während das Soziologische Institut der Universität Zürich innert weniger Jahre zum grössten soziologischen Institut der Schweiz anwächst, die Studierendenzahl stetig zunimmt und eine Reihe von Forschungsprojekten angestossen werden, stagniert die Entwicklung in St. Gallen entgegen der anfänglich positiven Vorzeichen bald. In Zürich vermag sich die Soziologie als forschungsstarke eigenständige Disziplin neben andern zu behaupten. In St. Gallen wird trotz einer vielversprechenden Ausgangslage ihr Status als Hilfswissenschaft zementiert.

Wie kommt es, dass die Institutionalisierungsprozesse der Soziologie an den beiden Universitäten im selben Zeitraum derart verschieden verlaufen sind? Und inwiefern lässt sich dies auf Eigenheiten der jeweiligen Wissenskulturen zurückführen? Mit Institutionalisierung sind vorliegend Prozesse bezeichnet, im Zuge derer sich die Soziologie von anderen Disziplinen ablöst und an hiesigen Hochschulen zu einer eigenständigen Disziplin wandelt, nicht nur organisatorisch, sondern auch denkmässig. Eine Soziologiegeschichte, die sich für die Rolle von Wissenskulturen in diesen Vorgängen und damit für das «Wie» der Herstellung und Vermittlung soziologischen Wissens interessiert, richtet den Fokus notgedrungen auf das jeweilige soziale Gefüge um soziologische Institute und einzelne Schlüsselpersonen. Sie untersucht, wie sich dessen alltägliches ‹Funktionieren› im jeweiligen Institutionalisierungsverlauf der Soziologie niederschlägt. Auf den nachfolgenden Seiten wird die Frage angegangen, inwiefern das alltägliche Geschehen an soziologischen Instituten und in Vorlesungssälen, zwischen Professoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Studierenden analy-

[452] In Zürich wird das erste Ordinariat für Soziologie 1966, in St. Gallen 1968 geschaffen.

tisch mit der lokalen Institutionalisierung der Soziologie in Verbindung gebracht werden kann. Konkret ist der Blick auf den vergangenen Alltag der soziologischen Wissenskulturen an den Universitäten in Zürich und St. Gallen im Zeitraum der ausgehenden 1960er Jahre gerichtet und damit auf die Innenwelten der Wissensproduktion und -vermittlung rund um die Ordinarien Peter Heintz (Zürich) und Andreas Miller (St. Gallen). Versteht man diese Wissenskulturen, so die zugrundeliegende Annahme, erschliessen sich einem auch die Gründe für die sehr unterschiedlichen Institutionalisierungsverläufe an den beiden Universitäten besser.

In diesem Kapitel werden die Entwicklungspfade der Soziologie in Zürich und St. Gallen vor dem Hintergrund der unterschiedlichen lokalen Wissenskulturen betrachtet, die sich um die jeweiligen Ordinarien herausbildeten. Dabei gehen wir über die Rekonstruktion von Entwicklungsverläufen aus etischer Perspektive (siehe Kapitel 4 und 5), und die Annäherung an die jeweiligen Wissenskulturen über Schriftenreihen (siehe Kapitel 6) hinaus. Im Vordergrund steht die mikrohistorische Betrachtung des vergangenen Alltags an den beiden Universitäten. Methodisch im Zentrum stehen dabei der empirische Zugang auf vergangenen Alltag über Interviews mit Zeitzeugen sowie die Verschränkung unterschiedlicher individueller Perspektiven auf diesen vergangenen Alltag zu dichten Beschreibungen. Auf diese Weise wird auf den folgenden Seiten eine methodisch vermittelte emische Perspektive auf die Innenwelten der soziologischen Wissensproduktion an den beiden Universitäten hergestellt. Die Analyse zielt letzten Endes darauf ab, mögliche Erklärungen für spezifische Institutionalisierungsverläufe in mikropolitischen Konstellationen des vergangenen Alltagsgeschehens sowie in wissenskulturellen Eigenheiten zu identifizieren. In einem ersten Schritt wird zunächst der zeithistorische Kontext beleuchtet, vor dessen Hintergrund sich die Soziologie an den beiden Universitäten Ende der 1960er Jahre institutionalisiert. Anschliessend werden die Wissenskulturen um Peter Heintz und Andreas Miller eingehend betrachtet und verglichen.

7.1. Der zeithistorische Kontext

Die späten 1960er Jahre stellen in vielerlei Hinsicht eine bewegte Zeit dar. Die Errichtung der beiden Ordinariate erfolgt kurz bevor die 68er Bewegung in der Schweiz mit den Globuskrawallen im Juni 1968 an Fahrt annimmt. Gleichzeitig fällt sie in die

Übergangsphase von der Ordinarien- zur Massenuniversität im Zuge derer vielerorts der personelle Ausbau der Soziologie auf Professorenebene einsetzt.

7.1.1. Die 68er Bewegung

Mäder (2018) deutet den 68er-Aufbruch als Reaktion auf autoritäre Strukturen. In mehreren Schweizer Städten sind Studierende in Proteste und kritische Aktivitäten involviert. Der Unmut richtet sich mitunter auch gegen die hierarchischen Strukturen an den Universitäten und nicht zuletzt gegen einzelne Ordinarien. Die Atmosphäre an vielen Schweizer Hochschulen ist in jenen Jahren angespannt und stark politisiert. Das besondere Klima jener Tage gilt es mitzudenken, wenn man sich mit Fragen der Institutionalisierung der Soziologie und der Herausbildung soziologischer Wissenskulturen beschäftigt. In Bern besetzen Studierende 1971 und 1974 das Institut für Soziologie, um gegen umstrittene und ‹rechtslastige› Anstellungsentscheide der Fakultät sowie die Verschlechterung der Studienbedingungen zu protestieren (Wyssmann 2018; Spori 2012). In Zürich engagieren sich Ende der 1960er Jahre Soziologiestudenten wie Thomas Held aktiv in der Protestbewegung und untersuchen in einem Forschungsvorhaben kritisch die mediale Darstellung der Jugendunruhen. Andernorts prägen kritische Stimmen gar den Soziologieunterricht: In St. Gallen bringt der Soziologieassistent Hans R. Blumenthal den Studierenden Karl Marx, Herbert Marcuse und Max Weber näher, während mehrere Soziologiestudenten in den 1970er Jahren in der Studierendenzeitschrift prisma mit kritischen Beiträgen auffallen. An der Universität Basel setzt die Studierendenschaft in den frühen 1970er Jahren zum Missfallen des Ordinarius Paul Trappe einen Lehrauftrag für den kritischen Soziologen Kurt Madörin durch. In seinen Vorlesungen kreuzt Trappe in dieser Zeit verbal die Klingen mit engagierten Studierenden.

Die kritischen und mitunter politischen Aktivitäten von Soziologiestudenten, haben für einzelne Soziologie-Ordinarien – vor allem für jene deren Ansichten bzw. Grundhaltung eher wertkonservativ geprägt sind – konkrete Handlungsprobleme zur Folge. Wie ist mit den kritischen Studierenden und ihren Forderungen umzugehen? Wie lässt sich unter solchen Umständen mit Studierenden, z.B. im Rahmen kleiner Forschungsarbeiten, zusammenarbeiten? Die Art und Weise wie sich Ordinarius und Institutsangestellte einerseits und Soziologiestudierende andererseits in den folgenden Jahren

gegenüberstehen, scheint entscheidend für die Entwicklungsrichtung und -dynamik der Soziologie an den beiden Universitäten. Dies ist im Ansatz bereits im vorangehenden Kapitel insbesondere hinsichtlich der Wissenskulturen um Paul Trappe in Basel sowie jener um Peter Heintz in Zürich deutlich geworden. Auf den nachfolgenden Seiten wird das lokale Interaktionsgeschehen rund um die Lehrstühle für Soziologie an den Universitäten Zürich und St. Gallen untersucht. Nebst dem mit der 68er Bewegung verbundenen ‹Aufbruch› ist dabei vor allem auch die formale organisatorische Struktur der Universität – und wie sich diese in jenen Jahren zu wandeln beginnt – zu berücksichtigen.

7.1.2. Der Übergang zur Massenuniversität

Während sich in den ausgehenden 1960er Jahren Exponenten der Jugendbewegung lauthals über verkrustete Strukturen beschweren, kündigt sich innerhalb der Universitäten langsam aber sicher ein grundlegender Wandel an. Die späten 1960er Jahre kennzeichnen eine Scheidelinie im Übergang von der Ordinarien- zur Massenuniversität. Seit dem Zweiten Weltkrieg expandiert das Wissenschaftssystem fast überall auf der Welt, und auch in der Schweiz, in einem historisch zuvor nicht gekannten Ausmaß (Bartz 2006, S. 6; Universität Basel o.Df.). Verbunden mit dieser Entwicklung ist an vielen Universitäten der personelle Ausbau auf der Ebene der Professorenschaft. Gleichzeitig wird der Typus der Ordinarienuniversität in der besonderen Ausprägung des Einmannbetriebs (an sämtlichen untersuchten Universitäten war die Soziologie bis in die frühen 1970er Jahre hinein lediglich durch einen Ordinarius vertreten) zunehmend auch hochschulintern in Frage gestellt (vgl. v.a. Steinlin 1962). An verschiedenen Universitäten fordern Studierende eine Demokratisierung der hierarchischen Strukturen der Universität und die Mitsprache und Mitbestimmung in Universitätsgremien (Spori 2012). Die Errichtung der ersten Ordinariate für Soziologie an den Universitäten St. Gallen und Zürich fällt in diese Übergangsphase. An beiden untersuchten Bildungsinstitutionen vertritt Ende der 1960er Jahre lediglich ein Ordinarius die Soziologie. In Zürich setzt der personelle Ausbau auf Professorenebene erst 1974 ein, in St. Gallen bleibt er im Untersuchungszeitraum gänzlich aus. Angesichts knapper finanzieller und personeller Mittel ist die jeweils lokale Entwicklung der Soziolo-

gie insbesondere in einer frühen Phase (zwischen 1966 und 1974) stark durch die Personen geprägt, die die Soziologie als erste Ordinarien an den beiden Universitäten zunächst lediglich durch Assistierende unterstützt quasi im Alleingang vertreten. Entsprechend zentral ist die Rolle von Peter Heintz und Andreas Miller in diesem Kapitel.

7.2. Zwischen Persönlichkeit und Beziehungsgefüge – Der (unvermeidliche) Fokus auf Ordinarien

Die herausgehobene Position von Peter Heintz und Andreas Miller ist jedoch nicht allein dadurch bedingt, dass beide in den Jahren nach der Ernennung zum Ordinarius die einzigen fest angestellten lehrberechtigten Soziologen an den betreffenden Universitäten sind. Im Rahmen einer eingehenden Untersuchung von Institutionalisierungsverläufen kommt man nicht umhin, auch die strukturellen Rahmenbedingungen der Organisation Universität mit zu berücksichtigen. Diese determinieren zwar das soziale Gefüge, das sich jeweils lokal entfaltet, nicht unmittelbar, prägen es jedoch entscheidend mit. Verstärkt wird der Fokus auf Peter Heintz und Andreas Miller, da die Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb der Organisation Universität bedingt durch formal festgelegte Regeln, Prozesse und Gremien generell auf einen kleinen Personenkreis (bzw. die Professorenschaft) beschränkt sind. Dasselbe gilt für die Möglichkeiten Entwicklungen zu behindern. Bedingt durch die organisatorische Struktur der Universitäten sind Position und Person des Ordinarius ungleich entscheidender für die Ausprägungen der jeweiligen Wissenskulturen als andere. Im ordinarienbezogenen Universitätssystem (Koubek 2010, S.89) kommt den Lehrstuhlinhabern «bei allen entscheidenden universitären Angelegenheiten die bestimmende Rolle zu.» (Kleimann 2015, S.214) Begründet ist die organisatorisch hervorgehobene Position der Ordinarien im Lehrstuhlprinzip und im Prinzip der universitären Selbstverwaltung (bzw. die Verwaltung der Universitäten durch das Kollektiv der Ordinarien). Im Kräftefeld (Fakultäten, politische Rahmenbedingungen, etc.) der Universität sind Ordinarien – betrachtet man allein das organisatorische Gefüge und die formell festgeschriebenen Entscheidungsprozesse – die zentralen Akteure. In Konstellationen, in denen eine Disziplin lediglich durch einen Professor vertreten wird, erscheint diese Position zusätzlich ausgeprägt. Dies ist vorliegend sowohl in St. Gallen als auch in Zürich der Fall.

7.2.1. Kontextualisierung der Position des Ordinarius im alltäglichen Interaktionsgeschehen

Damit soll nicht gesagt sein, dass die Institutionalisierung der Soziologie an den beiden Universitäten allein durch die formalen Strukturen der betreffenden Hochschulen sowie die Einzelpersonen, die die Position des Ordinarius besetzten getrieben und bestimmt war. Weder ist die in der formalen Organisation Universität angelegte Position des Ordinarius unantastbar, noch begründet sie einen Status der Allmacht. Vielmehr handelt es sich um eine Position im organisatorischen Gefüge, die tagtäglich durch Individuen auszufüllen ist, die ihrerseits wiederum in vielschichtige soziale Beziehungsnetze eingebunden sind. Wie sich die organisatorisch hervorgehobene Position des Ordinarius an einer bestimmten Universität in einem bestimmten Institut oder Studiengang auswirkt, hängt entscheidend vom jeweiligen lokalen Interaktionsgeschehen und dessen Struktur ab. An diesem ist nebst dem Ordinarius eine Vielzahl unterschiedlicher Akteure beteiligt. Im konkreten Alltag treffen diese aufeinander, etablieren Routinen und koordinieren ihre Handlungen, sind aber zugleich auch an Konflikten beteiligt und hindern sich bisweilen am Vorankommen. Eine mikropolitische Perspektive sensibilisiert für die Wechselseitigkeit von Abhängigkeitsverhältnissen zwischen den verschiedenen involvierten Akteuren, für die Bedeutung von Freiräumen im organisatorischen Gefüge, aber auch für die Relevanz kultureller Eigenheiten. Engagierte Studierende, ambitionierte Assistierende, Machtverhältnisse in und zwischen Fakultäten, aber auch politische Akteure und kantonale Verwaltungsstellen beeinflussen die Voraussetzungen vor deren Hintergrund die beiden Ordinarien Ende der 1960er Jahren handeln, entscheidend mit. Um die Entwicklungsrichtungen und -verläufe der Institutionalisierung der Soziologie an den beiden Universitäten besser zu verstehen, gilt es die jeweiligen Spezifika der lokalen Wissenskulturen im Zusammenhang mit strukturellen Eigenheiten der Organisation Universität zu betrachten und dabei den konkreten vergangenen Alltag der involvierten handelnden Subjekte im Blick zu haben.

Letztlich ist die Position des Ordinarius vorliegend – wie bereits im vorangehenden Kapitel dargelegt – insofern hervorzuheben, als dass von den Personen, die sie ausfüllten, die grundlegenden Weichenstellungen für die Ausprägung von Eigenheiten der jeweiligen Wissenskulturen ausgingen. Beispielsweise liegt der Entscheid über

die Involvierung von Studierenden in Forschungsarbeiten oder ganz generell über die Ausrichtung der Soziologie für gewöhnlich weitgehend im Ermessen des betreffenden Ordinarius. Für die Ausprägung der jeweiligen Wissenskulturen erscheint entsprechend bedeutsam, wie die betreffenden Personen im Institutsalltag agierten, welche Priorität sie Ausbildung und Forschung einräumten und wie sie die beiden Bereiche konkret ausgestalteten. Daher komme ich im vorliegenden Kapitel auch – trotz meines anfänglichen Votums für eine Geschichte, die nicht allein um ‹grosse› bzw. bedeutsame Männer kreist – nicht umhin, die Arten und Weisen, wie Andreas Miller und Peter Heintz die Position des Ordinarius ausfüllten, genauer in den Blick zu nehmen. Ein besonders herausfordernder Aspekt stellt dabei die soziologiegeschichtliche Annäherung an Miller und Heintz in ihren Rollen als Lehrern, Vorgesetzten, Institutsdirektoren und damit nicht zuletzt auch als Gegenüber in konkreten Alltagssituationen dar. Mit dem Anspruch, eine möglichst akkurate Soziologiegeschichte zu schreiben, sah ich mich in Interviews mit Zeitzeugen verschiedentlich mit Unwägbarkeiten konfrontiert. Aus einem weiten Kreis an Beziehungen und Erinnerungen unterschiedlichster Ausprägungen lässt sich die Art und Weise, wie eine Person in verschiedenen Rollen wirkte, nicht ohne weiteres im Sinne eines einheitlichen Bildes ‹nachzeichnen›. Wie andere Lebensbereiche auch, ist das akademische Feld nicht nur durch formale Strukturen und Abläufe, sondern unweigerlich auch durch Emotionen, Wünsche, Auseinandersetzungen sowie Banalitäten geprägt. Forschungsprojekte scheitern zuweilen an zwischenmenschlichen Unzulänglichkeiten. Die Atmosphäre an einem Institut kann die Bereitschaft des Einzelnen, sich zu engagieren, verringern. Die individuell gefärbten Erinnerungen verschiedener Personen, die von Begeisterung bis hin zu tiefem Frust reichen, lassen sich entsprechend nur bedingt sinnvoll zu einem ‹Gesamtbild› zusammenfügen. Immer wieder zeugen sie von persönlichen Gefühlslagen und Einschätzungen. Teilweise widersprechen sie sich auch grundlegend.

Vielfach werden solche Aspekte in Publikationen ausgespart. Über die sozialen und kommunikativen Beziehungen zwischen ‹Angehörigen› einer Wissenskultur schreibt man nicht, lautet die entsprechende Losung. Im vorliegenden Dissertationsprojekt wird das lokale Beziehungsgefüge indes ausgiebig thematisiert (v.a. auch in der Phase der Datenerhebung im Rahmen von Interviews). Dabei stehen immer wieder Personen und ihre Charakterzüge im Fokus. Dies kommt auch in den nachfolgenden dichten

Beschreibungen zum Tragen. Mitunter möchte ich in diesen wiedergeben, wie damalige Studierende und Assistierende den Alltag am jeweiligen Institut bzw. Seminar sowie im Lehrbetrieb und damit verbunden das lokale Interaktionsgeschehen empfanden. Im Vordergrund stehen dabei keineswegs konkrete Persönlichkeitsbilder. Im Interview geschilderte Charakterzüge werden vielmehr nur erwähnt, wenn sie für ein tiefergehendes Verständnis des betrachteten Interaktionsgeschehens und der untersuchten Wissenskulturen bedeutsam erscheinen.

Nachfolgend wird das konkrete Interaktionsgeschehen in den Blick genommen, im Kontext dessen die Institutionalisierung der Soziologie an den beiden Universitäten erfolgte. Dazu gehört der Vorlesungsbetrieb, wie auch Forschungsarbeiten und der Alltag am Institut. Ein wichtiger Teil davon ist das soziale Wechselspiel zwischen Ordinarien, Assistierenden und Studierenden. In der Analyse zeigt sich, dass die jeweiligen Persönlichkeiten und die in der organisatorischen Struktur der Universität angelegten Positionen, die sie ausfüllten, einerseits zwar grundlegende Bedeutung für die Weichenstellung der Entwicklung lokaler Wissenskulturen wie auch für den Verlauf von Institutionalisierungsprozessen hatten. Andererseits wird offensichtlich, dass für ein tiefergehendes Verständnis von Institutionalisierungsverläufen vor allem auch das lokale Interaktionsgeschehens sowie die Herausbildung spezifischer Beziehungsgefüge, die dieses prägten, bedeutsam sind. Der Anspruch, der diesem Kapitel zugrunde liegt, zielt indes nicht auf das Aufzeigen oder Nachzeichnen von eindeutigen Kausalitäten ab. Vor allem sollen Relevanz und Ergiebigkeit einer auf Wissenskultur gerichteten Perspektive evident werden, die zwar wichtige Hinweise für ein tiefergehendes Verständnis von Institutionalisierungsverläufen bietet, aber eben gerade nicht einfache Erklärungsmuster liefert. In den Blick rücken derart betrachtet informelle Strukturen, die sich aus dem alltäglichen Interaktionsgeschehen und dem Beziehungsgeflecht an soziologischen Instituten und im Kontext soziologischer Lehrveranstaltungen ergeben. Diese bestimmten die lokale Institutionalisierung der Soziologie gleichsam in Koexistenz zu den formalen organisatorischen Strukturen der jeweiligen Universität (damit sind auch die formal festgelegten Positionen wie Ordinarius, Assistent, Student, etc. gemeint) mit. Betrachtet man diese informellen Strukturen näher so wird die im formalen organisatorischen Strukturgefüge a-priori herausgehobene Position des Ordinarius in vielen Belangen relativiert.

7.2.2. Die Frage der Vergleichbarkeit der beiden Fälle

Einschränkend kann festgehalten werden, dass sich die beiden Hochschulen in ihrer Ausrichtung unterscheiden. Während die Universität Zürich eine Volluniversität ist, weist die HSG historisch bedingt einen viel engeren Fokus auf Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften auf. Darüber hinaus war Soziologie in St. Gallen ab der Errichtung eines soziologischen Lehrstuhls 1968 lediglich als Vertiefungsfach der volkswirtschaftlichen Studienrichtung wählbar, während den Studierenden der Universität Zürich die Soziologie vom Zeitpunkt der Errichtung des ersten Ordinariats für Soziologie im Jahr 1966 an als Hauptfach offenstand.

Die vorliegende Betrachtung soll diese Unterschiede in Betracht ziehen, ohne dabei vorschnell die Schlussfolgerung zu ziehen, dass der Status als Haupt- oder Nebenfach die Entwicklung einer Disziplin im vornerein in entscheidendem Mass befördern bzw. beschränken würde. Gewiss handelt es sich bei der konkreten Einbettung der Soziologie in die jeweilige Studienstruktur um eine Bedingung, die den Handlungsspielraum der involvierten Akteure berührt. Jedoch griffe es zu kurz, diese Bedingung als determinierend zu betrachten.[453] Exemplarisch sei an dieser Stelle auf das Beispiel den Politikwissenschaften verwiesen. Diesen kommt an der HSG Anfang der 1970er Jahre ein vergleichbarer Status zu wie der Soziologie. Während sich die Politikwissenschaften nun aber innert weniger Jahre von einer Hilfswissenschaft unter vielen zu einer eigenständigen Disziplin mit eigener Studienrichtung und mehreren Professuren wandeln, verharrt die Soziologie bis Ende der 1980er Jahre mehr oder weniger im Status Quo. Im Falle der Politikwissenschaften wirkte sich die anfänglich ungünstige Verankerung in der Studienstruktur als Hilfswissenschaft demnach keineswegs derart aus, dass sie eine rasche Institutionalisierung der Disziplin verhindert hätte.

[453] Exemplarisch sei hier auf die Umstände verwiesen, unter denen René König ab den späten 1930er bis Anfang der 1950er Jahre an der Universität Zürich unterrichtet. Weder verfügte er über eine Professur, noch war es damals möglich an der Universität Zürich Soziologie zu studieren. Nichtsdestotrotz entwickelte sich eine lebhafte Dynamik, aus der eine Reihe von Dissertationen hervorging. Mehrere Schüle von König in Zürich sollten später Ordinarien für Soziologie werden (u.a. Peter Atteslander und Peter Heintz).

Die Unterschiedlichkeit der Ausgangslage in St. Gallen (Vertiefungsrichtung bzw. Nebenfach) und Zürich (eigenständige Studienrichtung) erscheint vorliegend nicht a-priori als zentraler Erklärungsfaktor für unterschiedliche Institutionalisierungsverläufe. Vor allem ist die Entwicklung der lokalen Wissenskulturen sowie die Institutionalisierung der Soziologie als Disziplin an den beiden Universitäten auch stark von den Handlungen konkreter Akteure und dem Interaktionsgeschehen zwischen diesen geprägt. Diese Akteure reizten unter den jeweils vorherrschenden Bedingungen Handlungsspielräume bzw. Freiräume im organisatorischen Strukturgefüge der Universität aus oder liessen Chancen ungenutzt verstreichen. Im Falle von Zürich wie auch St. Gallen werden nachfolgend Potenziale und Chancen zum Ausbau der Soziologie aufgezeigt, die sich damals aus den jeweiligen Konstellationen von Akteuren und Argumentationen ergaben, die jedoch in Zürich und St. Gallen vornehmlich durch Andreas Miller und Peter Heintz unterschiedlich angegangen wurden. Dies vermag – über die erwähnten Unterschiede hinsichtlich Art der Universität sowie Status der Soziologie als Fach hinaus – mit zu erklären, weshalb die Institutionalisierung der Soziologie an den beiden Universitäten sowie auch die Herausbildung lokaler Wissenskulturen unterschiedlich verlief.

7.3. Der retrospektive Zugriff auf Wissenskulturen mittels dichter Beschreibung

Der untersuchte Zeitraum liegt mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Die vorliegend betrachteten Wissenskulturen entziehen sich einem direkt registrierenden Zugang. Angestrebt wird daher ihre möglichst akkurate Rekonstruktion. Um dies zu leisten gilt es verschiedene Datensorten und die damit verbundenen methodischen Zugänge zu berücksichtigen. Aufbauend auf den Ausführungen zur organisatorischen Verfestigung (Kapitel 4) als auch zur Analyse von Schriftenreihen (Kapitel 5) werden über die Verschränkung von Interviews (mit ehemaligen Studierenden, Assistierenden und Professoren) mit Universitätsakten, Unterlagen aus Nachlässen und Publikationen dichte Beschreibungen verschiedener Teilaspekte der beiden Wissenskulturen erarbeitet. Damit kommen Datensorten, die als Spuren vergangenen Handelns (bspw. Dokumente der jeweiligen kantonalen Behörden oder universitärer Akteure) im jeweils untersuchten «Hier und Jetzt» entstanden sind, mit solchen zusammen, die sich –

meist erst Jahrzehnte später entstanden – rückblickend mit der betreffenden Wissenskultur befassen (z.B. Interviews mit Zeitzeugen). Diese unterschiedlichen Datensorten (die sich hinsichtlich der methodischen Zugänge unterscheiden, im Rahmen derer sie erhoben wurden) werden vorliegend wie in Kapitel 2 erläutert vermittels Triangulation zu Texten verdichtet. Dabei orientieren wir uns an Clifford Geertz' «Darstellungsstrategie» der «dichten Beschreibung» (Geertz 1973 & 1983). Über die interpretative Deutung einzelner Elemente von Wissenskultur im Format essayartiger Textelemente soll ein Zugang möglich werden, der über das lediglich oberflächliche Beschreiben hinausgeht und ein Nachvollziehen vergangener Wissenskultur erlaubt. Hierfür ist vor allem auch das Annähern an die emische Perspektive der involvierten Akteure bedeutsam.

7.4. Wissenskulturen im Vergleich

Nachfolgend werden die soziologischen Wissenskulturen, die sich Ende der 1960er Jahre an der Universität Zürich und der HSG in St. Gallen anbahnen und herausbilden, miteinander verglichen. Dazu werden verschiedene Teilaspekte tiefergehend beleuchtet und einander gegenübergestellt.

7.4.1. Durch Fakultäten, Politik und Verwaltung vorgegebene Bedingungen

Um besser zu verstehen, wie Peter Heintz und Andreas Miller die Institutionalisierung der Soziologie und die Herausbildung spezifischer Wissenskulturen zu gestalten vermögen, werden nachfolgend die Voraussetzungen beleuchtet, unter denen sie ihre Stellen in Zürich und St. Gallen antreten. Dabei sind die oben thematisierten Prinzipien (Lehrstuhlprinzip und Prinzip der universitären Selbstverwaltung) bedeutsam. Nebst konkreten Regelungen der jeweiligen Universitätsgesetze begründen jedoch auch Behördenentscheide und Anträge inneruniversitärer Gremien die Grenzen der organisatorischen Spielräume, mit denen die beiden Ordinarien im Universitätsalltag konfrontiert sind. In Anträgen, Aushandlungsprozessen und Berufungsentscheiden

werden grundlegende Parameter für die künftige Ausrichtung der Soziologie als universitäre Wissenschaft festgelegt. Anhand dieser[454] lässt sich in beiden Fällen im Ansatz ein von den Entscheidungsträgern ‹erwünschtes› bzw. ‹geplantes› Profil der Soziologie erkennen. Mit ihren Vorstellungen und Handlungen gestalten Politiker, Behördenvertreter und Fakultätsmitglieder in entscheidender Weise die Bedingungen mit, die den Rahmen der Institutionalisierung der Soziologie vorgeben. In Aushandlungsprozessen und vermittels Beschlüssen wirken sie unmittelbar auf die verfügbaren finanziellen und personellen Mittel, die Frage der Eingliederung der Soziologie in die bestehende Struktur der Universität und damit ihr künftiges Verhältnis zu anderen Disziplinen ein. Damit schaffen sie konkrete Handlungsvoraussetzungen wie auch -wänge und begründen mitunter auch Hindernisse für die Entwicklung hin zu einer eigenständigen Disziplin. Entsprechend bleibt auch die Herausbildung konkreter Wissenskulturen nicht unberührt von ihren Handlungen und Vorstellungen.

Jedoch üben die in Behördenentscheiden festgelegten Parameter – wie klar und eindeutig sie auf den ersten Blick auch erscheinen mögen – keineswegs determinierende Wirkung aus. Trotz vielfach sorgfältig gewählten Formulierungen bestimmen sie die inneruniversitäre Entwicklungsrichtung der Soziologie alles andere als abschliessend. Gewiss lassen sie bestimmte Entwicklungspfade als wahrscheinlich erscheinen und erwecken den Eindruck, dass andere Institutionalisierungstendenzen im Vornerein ausgeschlossen seien. Gleichzeitig begründen sie aber immer auch Freiräume und Leerstellen im organisatorischen Gefüge der Universität, die durch die involvierten Akteure, wie Professoren, Assistierende und Studierende, ausgereizt oder aber auch verspielt werden können. All dies soll auf den nachfolgenden Seiten beleuchtet werden.

[454] Aber auch aus dem archivierten Schriftwechsel zwischen den involvierten Akteuren.

7.4.1.1. Die Ausgangslage von Peter Heintz in Zürich

Um die Ausgangslage, mit der sich Peter Heintz bei seinem Stellenantritt 1966 konfrontiert sieht, besser einordnen zu können, wird in einem ersten Schritt die Entwicklung der Soziologie unter seinem Vorgänger Alexander von Schelting beleuchtet (Wintersemester 1953/54 bis Wintersemester 1963/64). Nach dem Weggang René Königs aus Zürich in den 1950er Jahren handeln die philosophische Fakultät der Universität Zürich, die Hochschulkommission und der Regierungsrat die Eckpunkte eines künftig erwünschten Profils der Disziplin aus. Angestossen durch einen Antrag zur Errichtung eines Extraordinariats für Soziologie wird eine Ausgangslage geschaffen, welche die Entwicklungsrichtung und Dynamik der Institutionalisierung und damit verbunden der soziologischen Wissenskultur an der Universität Zürich bis in die 1960er Jahre hinein prägen wird. Im Schriftverkehr, über die Ausgestaltung des Kandidatenfelds und schliesslich die Wahl von Scheltings stellen Fakultät, Hochschulkommission und Regierungsrat die Weichen für eine Entwicklung der Soziologie hin zu einer theoretisch ausgerichteten Disziplin.

Anschliessend wird in einem zweiten Schritt betrachtet, wie nach von Scheltings Hinschied Mitte der 1960er Jahre innerhalb der philosophischen Fakultät sowie im Zürcher Kantonsrat die Abkehr vom zuvor etablierten Profil der Soziologie vorbereitet wird. Die Berufung von Peter Heintz kann als Justierung der Entwicklungsrichtung der Soziologie verstanden werden. Die durch die philosophische Fakultät und aus dem Feld der Politik begründeten Rahmenbedingungen, stellen die organisatorische Grundlage dar, auf deren Basis Peter Heintz ab 1966 die Institutionalisierung der Soziologie als forschungsorientierte und eigenständige Disziplin vorantreibt.

7.4.1.1.1. Die Ausrichtung der Soziologie in Zürich vor der Schaffung des ersten Ordinariats für Soziologie

Nachdem die Errichtung eines Extraordinariats ad personam für René König Anfang der 1950er Jahre gescheitert ist und dieser die Universität Zürich verlassen hat, stellt sich bald die Frage wie die entstandene Vakanz auszufüllen sei. Mit ihren personellen Vorschlägen trifft die philosophische Fakultät zunächst durchwegs auf Ablehnung. In der zuständigen Hochschulkommission bestehen Zweifel, «dass sich aus dem Kreis

der [von der Fakultät vorgeschlagenen] Soziologen eine allseits überzeugende Kandidatur aufstellen liesse.» (Regierungsrat des Kanton Zürich 1955[455]) Laut Zürcher (1995a, S.260) dient die Personalfrage dazu, das Geschäft mehrere Jahre lang zu verzögern. Weder der Hochschulkommission noch dem Regierungsrat ist es nach den Querelen um König und die von ihm gelehrte Soziologie danach, der Soziologie zur weiteren Institutionalisierung zu verhelfen.

Während Fakultät und Hochschulkommission um die Nachfolge von König ringen, füllt der Lehrbeauftragte Alexander von Schelting «vorderhand» die Lücke im Lehrbetrieb aus. Ab dem Wintersemester 1953/54 unterrichtet er an der Universität Zürich. Was die Fakultät als «provisorischen Zustand» bezeichnet, wird bald verstetigt. Im Mai 1956 schlägt sie zehn Kandidaten, darunter von Schelting, als künftige Lehrstuhlinhaber vor.[456] Angesichts des geringen Interesses an der Soziologie seitens der Hochschulkommission und des Regierungsrat erscheint es der Fakultät erfolgsversprechend, diejenige Person ins Zentrum zu rücken, die bereits seit mehreren Jahren an der Universität wirkt: Alexander von Schelting. Der Regierungsrat folgt dem Vorschlag der philosophischen Fakultät und wählt diesen per Beschluss vom 12. Juni 1956 zum ersten Extraordinarius für Soziologie. Im Zeitpunkt seiner Wahl ist von Schelting 62 Jahre alt, seine Pensionierung steht kurz bevor (in jenen Jahren liegt die Altersgrenze bei 70 Jahren). Es wird also «ein in vorgerücktem Alter stehender, daher kaum zu universitätspolitischem Aktivismus neigender, verdienter Wissenschaftler berufen, dessen akademische Karriere durch den Ausbruch des Krieges unterbrochen

---

[455] Regierungsratsratsbeschluss Nr. 3270 vom 6. Oktober 1955, MM 3.92 RRB 1955/3270

[456] Brief des Dekanats der philosophischen Fakultät an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich vom 23. November 1964, Z_70.978_2: Die Hochschulkommission folgte zwar dem Vorschlag der philosophischen Fakultät, wich aber von ihrem Antrag dahingehend ab, dass «auf die Schaffung eines etatmässigen Lehrstuhls für Soziologie» zu verzichten sei und Schelting lediglich als Professor ad personam gewählt werden solle. (Protokoll der Hochschulkommission vom 29. August 1955 UAZ: ALE 78 A, 14.5.1955 zit. in Zürcher 1995 S.260)

worden war.» (Zürcher 1995a, S. 260) Nicht ohne Grund habe man derart entschieden, so Zürcher (1995a, S.260): Nachdem die Personalfrage um René König für Unruhe gesorgt und von ihm angeleitete empirische Untersuchungen Anlass für öffentliche Kontroversen gegeben hatten, versuchten Hochschulkommission und Regierungsrat, das Risiko weiterer Aufregung rund um die Soziologie gering zu halten.

Indes dient von Scheltings Wahl nicht nur der Risikominimierung. Mit ihr stellt der Regierungsrat vor allem auch die Weichen für eine Entwicklung, die jener unter René König in den 1940er und frühen 1950er, entgegenläuft. Obwohl die Soziologie unter König als praktische Gegenwartswissenschaft im Rahmen mehrerer Untersuchungen erprobt worden war und dieser mit mehreren Publikationen[457] wichtige Grundlagen für eine empirische Ausrichtung der Disziplin geschaffen hatte, konstatiert der Regierungsrat in seinem Beschluss zur Wahl von Scheltings mit Verweis auf ein Gutachten der philosophischen Fakultät vor allem die vordringliche Notwendigkeit theoretischer Grundlagenarbeit. Für eine auf praktische Anwendung ausgerichtete Soziologie sei es angesichts ihres damaligen Entwicklungsstandes zu früh.[458] In der Begründung zu seinem Entscheid schreibt der Regierungsrat, dass die theoretische Klärung der praktischen Anwendung logischerweise vorausgehen müsse (Regierungsrat des Kanton Zürich 1956).[459] Hält man sich die ausgeprägt empirischen und auf konkrete aktuelle

[457] Gemeint sind hier seine Beiträgen zum Schweizer Lexikon, die programmatische Schrift «Soziologie heute» sowie ein Methodenhandbuch zum Interview, das bald zum Standardwerk für empirische Sozialforschung werden sollte.

[458] Die Soziologie habe sich zu jenem Moment – so der Regierungsrat – noch in einem frühen Entwicklungsstadium befunden. Ihr würden sich in ihrer Entwicklung insbesondere zwei Aufgaben stellen: Einerseits habe «die theoretische Soziologie [...] ihren Gegenstand zu bestimmen, die Fragen der Methode zu klären und die Grundbegriffe festzulegen.» Andererseits sei es auch wichtig, dass auf dem Gebiete der praktischen Soziologie Fortschritte erfolgten. Jedoch setze «die praktische Soziologie [...] die Arbeit der theoretischen Soziologie voraus.» (Regierungsratsbeschluss Nr. 2284, MM 3.94 RRB 1956/2284)

[459] Schliesslich führte der Regierungsrat auch Kostengründe als ausschlaggebend für seine Entscheidung für eine theoretische Ausrichtung der Soziologie an. So sei die damalige Finanzlage für den personellen

Fragestellungen gerichteten Aktivitäten Königs und seiner Schüler vor Augen, erscheint diese Argumentation wenig überzeugend. Dies hält indes den Regierungsrat nicht davon ab, der theoretischen Soziologie den Vorrang zu geben. Zu dieser Ausrichtung passt Alexander von Schelting bestens. Im Gutachten der philosophischen Fakultät wird er vor allem aufgrund seiner theoretischen Arbeiten zum Werk Max Webers gelobt (Regierungsrat des Kanton Zürich 1956).[460] Was die Fakultät als Vorzug sieht, deutet Hans Barth in einem Nachruf als «bejahte Begrenzung». Von Scheltings Fokus auf die Auseinandersetzung mit Max Weber, habe diesen von neueren soziologischen Bestrebungen und Forschungsmethoden – und damit wohl auch von empirischen Untersuchungen – ferngehalten (Barth 1964, S.95).

Die im Antrag der philosophischen Fakultät geforderte Priorisierung einer theoretischen Ausrichtung der Soziologie und die Wahl Alexander von Scheltings sind folgenreich. Mit ihnen findet die frühe Tradition empirischer Sozialforschung an der Universität Zürich ein jähes Ende. Es folgen acht ereignislose Jahre, in denen bis auf ein Dissertationsprojekt[461] keinerlei soziologische Forschung stattfindet und auch keinerlei wissenschaftspolitische Vorstösse zur Verbesserung der Situation der Soziologie lanciert werden. Barths Verdikt erscheint zutreffend: Während König eine Reihe empirischer Arbeiten anstösst, beschäftigt sich von Schelting in Zürich vor allem mit

---

und organisatorischen Ausbau, den ein auf die Durchführung empirischer Untersuchung ausgerichtetes Institut mit sich gebracht hätte, nicht opportun gewesen. Die entsprechenden Mittel wären «kam zu beschaffen» gewesen. (Regierungsratsbeschluss Nr. 2284, MM 3.94 RRB 1956/2284)

[460] Konkret heisst es, von Schelting habe in Heidelberg mit einer «hervorragenden Untersuchung über den Begriff des Idealtypus bei Max Weber doktoriert». Seine Darstellung der ‚Wissenschaftslehre Max Webers' aus dem Jahr 1934 sei noch zwanzig Jahre später «die zuverlässigste Einführung in die Logik von Max Webers Soziologie und damit in die Grundprobleme soziologischer Erkenntnis überhaupt» (Regierungsratsbeschluss Nr. 2284, MM 3.94 RRB 1956/2284)

[461] Wie grosse Teile seines eigenen Werks beschäftigt sich auch diese aus theoretischer Perspektive mit Max Weber. Es handelt sich dabei um die Dissertation von Georges Durtschi (1966) zum «Begriff des Kapitalismus bei Max Weber».

der Geistesgeschichte Europas und Russlands sowie mit Problemen einer Philosophie der Religion (Barth 1964, S.95). Publizieren tut er hingegen kaum. Am Ende sind die prekären Anstellungsbedingungen wohl mit ein Grund für das Ausbleiben vielversprechender Entwicklungen.[462]

7.4.1.1.2. Die Neuausrichtung der Soziologie in Zürich in den 1960er Jahren

Am 4. November 1963 verstirbt Alexander von Schelting wenige Monate vor seiner Pensionierung. Er sei durch einen sanften Tod «von einem schweren Leiden erlöst worden». (Barth 1964, S.96) Mit seinem Hinschied stellt sich von Neuem die grundsätzliche Frage nach der Rolle und dem Profil der Soziologie an der Universität Zürich (NZZ 1963). Von Schelting, der die Disziplin als Extraordinarius im Alleingang vertrat, hinterlässt eine Lücke, die während mehreren Jahren fortbesteht. Bis zum Sommersemester 1966 bleibt der Lehrstuhl für Soziologie verwaist.[463]

Während die Angelegenheit zunächst nicht mit besonderer Eile behandelt wird, wirken bald verschiedene Akteure universitätsintern (in der Fakultät) als auch auf politischem Wege (im Zürcher Kantonsrat) auf die Wiederbesetzung des Extraordinariats für Soziologie hin. Dabei werden auch die Ausrichtung der Soziologie, ihre gesellschaftliche Relevanz und ihr Platz im Disziplinengefüge der Universität neu verhandelt. Anhand verschiedener Aktenstücke zeigt sich, dass die Grundstimmung gegenüber der Soziologie in den wenigen Jahren seit Königs Weggang ins Positive umgeschlagen hat.

---

[462] Diesbezüglich schreibt Franz-Xaver Kaufmann (2014, S.17) «In Zürich [...] hungerte sich der geistig bedeutende russische Emigrant Alexander von Schelting mit einem Lehrauftrag durch.» Und auch René König bemerkt in seiner Autobiographie, dass von Schelting ihm gegenüber einmal auf die ungünstige Behandlung durch die kantonalen Behörden hingewiesen habe. «Mein Nachfolger in Zürich, Alexander von Schelting, fragte mich eines Tages nach einer Verhandlung mit der kantonalen Erziehungsbehörde, wie ich eigentlich eine solche Behandlung so lange hätte ertragen können.» (König 1980, S.125)

[463] Dass derart lange keine Nachfolgelösung gefunden wird ist verwunderlich. Von Schelting wäre wenige Monate später mit Erreichen seines 70. Geburtstags aus dem Dienst ausgeschieden. Eigentlich hätte man sich auf diese Situation vorbereiten, das Kandidatenfeld frühzeitig erstellen und aussichtsreiche Kandidaten kontaktieren können. Weshalb dies nicht geschehen ist, geht aus den verfügbaren Akten nicht hervor.

Ein Antrag der philosophischen Fakultät und ein Vorstoss im Kantonsparlament, schaffen solide Voraussetzungen, die Art, Umfang und Ausrichtung der Soziologie unter von Scheltings Nachfolger mitprägen. Sie wirken auf die Grundlagen ein, die für die Entwicklungsrichtung und Dynamik der Institutionalisierung und damit verbunden die Herausbildung der künftigen soziologische Wissenskultur an der Universität Zürich bedeutsam sind. Im Fokus liegen dabei nicht allein die Besetzung des verwaisten Extraordinariats und die Wiederaufnahme des Lehrbetriebs, sondern vor allem auch der inneruniversitäre Ausbau und die Ausrichtung der Soziologie.

7.4.1.1.2.1. Der Weg zum ersten soziologischen Ordinariat der Universität Zürich und die Festlegung seiner grundlegenden Ausrichtung durch die philosophische Fakultät

Der Anstoss für die Wiederbesetzung des Extraordinariats für Soziologie geht von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich aus. In einem Antrag an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich vom 23. November 1964 legt dessen Dekanat ausführlich dar, weshalb das Geschäft prioritär zu behandeln sei. (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964a)[464] Es zeichnet das Bild einer Wissenschaft im Aufwind. Seit von Scheltings Berufung habe die Soziologie in der Schweiz einen «kräftigen Aufschwung» erfahren, «Enqueten und Meinungsforschung [seien mittlerweile] unvermeidlich und an der Tagesordnung». Dies widerspiegle sich in Entwicklungen an den Universitäten Basel, Bern und Genf sowie in den «bemerkenswerten Aktivitäten», die die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie seit ihrer Gründung entfaltet habe. Gleichzeitig bestehe seitens Politik, Verwaltung und Privatwirtschaft eine gestiegene Nachfrage nach soziologischer Expertise.

[464] Vgl. Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich (1964): Brief an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, vom 23. November 1964a, Z_70.978_2.

Im Antrag der philosophischen Fakultät wird die Soziologie als «Gegenwartswissenschaft» mit unmittelbar praktischer Relevanz beschrieben. Sie erscheint als eigenständige und etablierte empirisch ausgerichtete Wissenschaft. Die universitäre ‹Existenzberechtigung› der Soziologie begründet das Dekanat nicht etwa im Zusammenhang bzw. in Beziehung zu einer anderen wissenschaftlichen Disziplin (im Sinne einer Hilfswissenschaft), sondern mit Verweis auf ihre Entwicklung an anderen Universitäten sowie mit ihrer Bedeutung für verschiedene gesellschaftliche Bereiche.

> *«Gesetzgebung und Verwaltung gehen immer mehr dazu über, soziologische Untersuchungen durchführen zu lassen, um sich Informationen über die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die Gegenstand der Legiferierung werden, zu erwerben. Industrielle Gross-, ja auch Kleinbetriebe sehen sich in verstärktem Masse an die Soziologie verwiesen, sie bekunden ein eben so grosses Interesse an der Einsicht in den personellen Aufbau der Belegschaft wie an der Erkenntnis der Gesetzmässigkeiten, von denen ein optimales Funktionieren eines Betriebes abhängt.»* (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964a).

Vor dem Hintergrund der konstatierten Ausgangslage zielt der Antrag der philosophischen Fakultät nicht allein auf die Wiederbesetzung des verwaisten Extraordinariats ab, sondern fordert die Errichtung eines eigenständigen Lehrstuhls für Soziologie. «In Anbetracht der ständig sich steigernden Anforderungen, die an eine soziologische Professur in der Gegenwart gerichtet werden, ist die Fakultät der Meinung, dass der Ausbau dieses Faches und die Schaffung eines Ordinariats unumgänglich sind.» (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964a) Das Schreiben erweckt den Eindruck, dass man mit den Entwicklungen an anderen Universitäten mithalten möchte. Der Antrag beschreibt eine Dynamik in der Wissenschaftslandschaft der Schweiz jener Jahre, die geprägt ist durch die Aktivitäten der SGS und der Errichtung soziologischer Ordinariate. Diese Dynamik dient als Begründung, um aus der Frage der Wiederbesetzung eines verwaisten Extraordinariats, jene nach der Errichtung eines Ordinariats zu machen. Im Antrag ist diese Frage als Wettbewerb gerahmt: Angesichts des grossen Interesses verschiedener Hochschulen an der Soziologie könne eine «ausgezeichnete Kraft» beim gleichzeitig sehr beschränkten Angebot an

ausgewiesenen Forschern nur dann gewonnen werden, wenn ihr ein eigenständiger Lehrstuhl angeboten werde.

Im Schriftwechsel mit der Erziehungsdirektion legitimiert das Dekanat der philosophischen Fakultät nicht nur die Errichtung eines Lehrstuhls für Soziologie, sondern stellt zugleich auch die Weichen für seine konzeptionelle Ausrichtung im Spannungsfeld zwischen Theoriebildung und empirischer Forschung, Grundlagenwissenschaft und Auftragsforschung.[465] Aus dem Briefwechsel zwischen Dekanat und Erziehungsdirektion lässt sich gleichsam das vom kommenden Lehrstuhlinhaber erwartete Stellenprofil, erkennen. Gesucht wird eine Person, die sowohl über Erfahrungen in der Behandlung theoretischer und praktischer Probleme, als auch im Aufbau soziologischer Institute verfügt. Sie müsse im Stande sein, «eine den zürcherischen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechende soziologische Abteilung aufzubauen.» (Regierungsrat des Kantons Zürich 1965[466]) Das skizzierte Anforderungsprofil beschränkt, wie das Dekanat im betreffenden Schreiben anmerkt, die Auswahl der Kandidaten merklich.[467] Im weiteren Austausch mit der Erziehungsdirektion zeichnet sich ab, dass

[465] Über die gesellschaftliche Relevanz für eine vielfältige Palette von Akteuren hinaus thematisiert die Fakultät die «Verknüpfung von Theorie und Empirie» als unabdingbar, um die «dynamischen und statischen Strukturen des gesellschaftlichen Lebens zu erkennen». So liessen sich «die Probleme der Methoden, der Hypothesenbildung und der Verifikation [...] nur durch die dauernde Auseinandersetzung mit den empirischen Tatbeständen bewältigen.» Entsprechend betont sie auch die Wichtigkeit einer «umfassende[n] theoretische[n] Ausbildung» als grundlegendes Erfordernis der an der Universität zu lehrenden Soziologie.

[466] Regierungsratsbeschluss vom 25. November 1965, S.2 StAZH MM 3.115 RRB 1965/4407

[467] Ein Hinweis, darauf dass die Fakultät mit ihrem Ansinnen bereits Peter Heintz als Person im Sinne gehabt haben könnte, ist die letzte Anforderung, die im betreffenden Schreiben aufgeführt ist: «Und schliesslich muss man darauf hinweisen, dass die sich notwendig entwickelnde Einheit der Welt den Soziologen vor neue Aufgaben stellt, denen er sich nicht entziehen darf und deren Bearbeitung die Vertrautheit mit gesellschaftlichen Verhältnissen voraussetzt, wie sie im sogenannten Tiers-Monde, der Welt der unterentwickelten Völker, herrschen.» Peter Heintz war mehrere Jahre lang in einer Vielzahl von Ländern

aus dem Kandidatenfeld einzig Peter Heintz und Gerhard Schmidtchen in Betracht gezogen werden (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964b, S.1). Dabei präferiert die Fakultät klar ersteren. Sie spricht von einem «Rangunterscheid zwischen Herrn Heintz und Herrn Schmidtchen». Während sie Heintz als «einen Soziologen [bezeichnet], der internationales Ansehen geniesst», «eine grosse Lehrerfahrung besitzt und durch die Veröffentlichung von sechs Büchern [die sehr verschiedene Gebiete der Soziologie betreffen] ausgewiesen ist», (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964b, S.1f.), beschreibt sie Schmidtchen nüchtern «als vielversprechende Kraft». Die Erziehungsdirektion teilt die Ansicht der Fakultät und konstatiert, dass Heintz im Vergleich zu Schmidtchen «eine umfassendere wissenschaftliche Tätigkeit aufweis[e] und über eine grosse Erfahrung als akademischer Lehrer und Institutsleiter verfüg[e]» (Regierungsrat des Kantons Zürich 1965[468]).

Die Breite der angeführten Erwartungen und Erfordernisse schränkt nicht nur das Kandidatenfeld ein, sondern bildet auch das argumentative Fundament für die Ausstattung des Lehrstuhls mit einem Seminar mit Bibliothek und Assistenz (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964a, S.3). Damit stellt das Dekanat der Philosophischen Fakultät eine entscheidende Weiche hin zur Begründung eines soziologischen Instituts. Der zentrale Impuls dazu folgt einige Monate später in Form eines Vorstosses im Zürcher Kantonsrat.

Süd- und Mittelamerikas als Lehrer und Forscher tätig, sein Profil entsprach damit in diesem wesentlichen Punkt den Anforderungen der Fakultät. (Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964a, S.3).

[468] Regierungsratsbeschluss vom 25. November 1965, S.2 StAZH MM 3.115 RRB 1965/4407

7.4.1.1.2.2. Impulse aus der Politik: eine Motion zur Errichtung eines Instituts für Soziologie

Angestossen wird die Diskussion um die Errichtung eines Soziologischen Instituts vom Zürcher Kantonsrat Paul Frehner, sozial-engagierter Pfarrer und Leiter des progressiv-protestantischen Studienzentrum Boldern (Interview Levy 2017)[469]. In einer Motion im Zürcher Kantonsrat vom 26. April 1965 richtet sich das Mitglied der Evangelischen Volkspartei an den Regierungsrat und bittet diesen: «den Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Zürich möglichst bald mit der Berufung eines tüchtigen Soziologen zu besetzen». Frehners Forderung folgt wenige Monate auf den Antrag der philosophischen Fakultät auf Wiederbesetzung des verwaisten Lehrstuhls. Der Parlamentarier ist für die Notwendigkeit von Ressourcen für systematisch betriebene Forschungstätigkeiten sensibilisiert. In seiner Motion empfiehlt er dem Regierungsrat, «ein soziologisches Institut zu errichten, das dem Inhaber dieses Lehrstuhls die nötigen Voraussetzungen gibt, Forschungsarbeiten an die Hand zu nehmen» (Frehner 1965[470]). Überhaupt sei das Bestehen eines Instituts für Soziologie – so geht aus dem Motionstext hervor – unerlässlich, um im Vergleich mit anderen Universitäten als Wirkungsstätte attraktiv zu erscheinen. Der Zeitpunkt von Frehners Vorstoss fällt auf das Jahr 1965, in dem Richard F. Behrendt, Inhaber des dortigen Lehrstuhls für Soziologie, einem Ruf an die Freie Universität Berlin folgt. Offenbar fürchtet er, dass sich ein möglicher Kandidat für Bern entscheiden könnte. Denn er wisse, «dass von Zürich und von Bern aus eine Berufung an einen Schweizer Soziologen ergangen [sei], der in Amerika tätig ist» (gemeint ist wohl Peter Heintz) (Frehner 1965, S.2239-2332). Ähnlich wie die philosophische Fakultät der Universität Zürich rahmt auch Frehner die Besetzungsfrage, als Wettbewerb in der Hochschullandschaft.

Die Motion Frehners zeugt vom Buhlen um einen akademischen Lehrer. Im Wettkampf um den betreffenden Kandidaten (bzw. Peter Heintz) gehe es darum, so der

[469] Gestreift wird die Frage nach einem Soziologischen Seminar bereits im Antrag der philosophischen Fakultät zur Wiederbesetzung des Lehrstuhls für Soziologie. (vgl Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 1964a)

[470] Motion von Paul Frehner vom 17. Mai 1965, StAZH MM 24.75 KRP 1965/076/0528, S. 2230-2232).

Unterton des Motionstexts, ein mögliches Angebot aus Bern zu übertrumpfen. Im Unterschied zur angedachten Situation in Zürich verfügt die Universität Bern zu jener Zeit bereits über ein Institut für Soziologie. Entsprechend unterstreicht Frehner die Wichtigkeit der Errichtung eines Instituts für Soziologie an der Universität Zürich «Es ist ganz klar, dass ein Soziologe von Ruf nur einen Lehrstuhl annehmen wird, der mit einem Institut verbunden ist. Es ist ausserordentlich wichtig, dass, die zürcherische Universität nicht hinten nachhinkt, *sondern* dass in gleicher Weise wie in Bern dem Wissenschaftszweig der Soziologie volle Beachtung geschenkt wird.» (Frehner 1965, S.2230-2232) Frehners Motion erweist sich als wirksam. Bereits in den Berufungsverhandlungen mit Peter Heintz wird diesem die Errichtung eines Instituts für Soziologie in Aussicht gestellt (Regierungsrat des Kantons Zürich 1966a[471]). Die Rivalität zwischen Zürich und Bern scheint sich in dieser Situation günstig auf die Entwicklung der Soziologie in Zürich auszuwirken.

Nebst Frehners Forderungen und seinem strategischen Manöver, um einem allfälligen Wechsel Heintz' nach Bern entgegenzuwirken, sind nicht zuletzt auch seine inhaltlichen Ausführungen zur Begründung der Notwendigkeit der Soziologie sowie eines soziologischen Instituts an der Universität Zürich aufschlussreich. Sie zeugen von einem ausgeprägten Verständnis der soziologischen Disziplin und einem feinen Sensorium für relevante Forschungsfelder. Gleichzeitig widerspiegeln sich ihn ihnen die vielfältigen Erwartungen, die in jenen Jahren verschiedene Akteure gegenüber der Soziologie äussern:

> *«Es ist eine unbestrittene Tatsache, dass wir in einer unerhörten Wandlung unserer gesellschaftlichen Struktur drinstehen. Es wird immer schwieriger, sich in unserer Gesellschaft zu orientieren. Die Trennung von Arbeits- und Wohnort tritt immer deutlicher in Erscheinung, die grosse Zahl der Gastarbeiter prägt unsere gesellschaftliche Situation, das Freizeitleben, vor allem der*

[471] Regierungsratsbeschluss vom 28. Juli 1966 betreffend die Errichtung eines Soziologischen Instituts, MM 3.117 RRB 1966/2802 Universität.

Jungen, wird zum wachsenden Problem, die schwierige Lage im Wohnungsmarkt muss uns mehr und mehr zu denken geben. Die Dringlichkeit der Regionalplanung wird immer grösser. Das sind nur einige Hinweise auf die Probleme, die hinter dem Strukturwandel unserer heutigen Gesellschaft stehen. Diese Probleme müssen wir gründlich studieren, um ihrer Herr zu werden. Ein solches gründliches Studium dieser Fragen kann aber nicht irgendeinem Wissenschaftszweig zugeordnet werden. Vor allem lässt sich ein solches Studium nicht am Schreibtisch mit Büchern betreiben. Das Studium dieser Probleme erfordert eine gründliche Erforschung der Situation im Sinne einer «Feldforschung». Dabei müssen wir beachten, dass wir nicht Ergebnisse von aussen auf uns übertragen können, sondern eigene Grundlagenforschung betreiben müssen. Wir brauchen also aus diesem Grunde eine eigene soziologische Forschungsmöglichkeit. Soziologie ist die Wissenschaft vom Zusammenleben der Menschen, die abhängig ist vom jeweiligen Kulturraum, der durch die schweizerische industrielle Gesellschaft bei uns ein besonderes Gepräge hat.» (Frehner 1965, S. 2231)

Frehner zeigt in seiner Motion zentrale Forschungsfelder der Soziologie in der Schweiz der kommenden Jahre auf (dies noch vor dem Globuskrawall und der Schwarzenbach Initiative). Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Herausforderungen im Zusammenhang mit der Jugend oder im Kontext der zunehmenden Migration[472] zeichnet er das Bild einer eigenständigen[473] empirisch ausgerichteten Wissenschaft mit eigenem Gegenstandsbereich (die Wissenschaft «vom Zusammenleben der Menschen»). Die Vielfalt an gesellschaftlichen Herausforderungen, die Nachfrage nach grundlegendem Orientierungswissen als auch die Erfordernisse ernsthaft betrie-

[472] Eine Reihe der Themen, die Frehner aufzählt, greift in den folgenden Jahren auch Peter Heintz am Soziologischen Institut der Universität Zürich auf.

[473] Ähnlich wie die philosophische Fakultät der Universität Zürich begründet Frehner die Notwendigkeit der Verankerung der Soziologie an der Universität nicht im Zusammenhang mit einer anderen Wissenschaft wie der Nationalökonomie oder der Philosophie. Ihre Legitimation sowie auch ihr Tätigkeitsfeld bzw. Gegenstandsbereich werden von ihm ohne Verweis auf andere Disziplinen umrissen.

bener Feldforschung dienen Frehner als Argumente für die Bereitstellung einer angemessenen Infrastruktur. Diese sei unerlässlich, damit die Soziologie angesichts des raschen sozialen Wandels in der Lage sei, den beschriebenen Herausforderungen beizukommen.

Die argumentative Vorarbeit Frehners, aber auch der philosophischen Fakultät schafft dem Regierungsrat die nötige Entscheidungsgrundlage, um eine Neuausrichtung der Soziologie zu beschliessen. Gewünscht ist nicht wie in den Jahren zuvor eine theoretisch ausgerichtete Soziologie, sondern eine forschungsorientierte Disziplin. Gleichzeitig bewilligt der Regierungsrat den personellen und organisatorischen Ausbau der Soziologie.

7.4.1.1.2.3. Errichtung des Ordinariats für Soziologie und Gründung des Soziologischen Instituts

Im November 1965 folgt der Regierungsrat des Kantons Zürich den Ausführungen der philosophischen Fakultät und beschliesst deren Antrag auf Errichtung eines Lehrstuhls für Soziologie zuzustimmen (Regierungsrat des Kantons Zürich 1965[474]). Auf das Sommersemester 1966 wird an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich ein Ordinariat für Soziologie geschaffen und auf den 16. April 1966 mit Professor Dr. Peter Heintz besetzt (Regierungsrat des Kantons Zürich 1966a & 1966b[475])[476].

---

[474] Regierungsratsbeschluss vom 25. November 1965 betreffend die Errichtung eines Ordinariats für Soziologie sowie die Wahl von Peter Heintz, StAZH MM 3.115 RRB 1965/4407.

[475] Regierungsratsbeschluss vom 28. Juli 1966 betreffend die Errichtung eines Soziologischen Instituts, StAZH MM 3.117 RRB 1966/2802, S.1284; Regierungsratsbeschluss vom 18. Mai 1966 betreffend Bewilligung Budget Bibliothek des SI, StAZH MM 3.116 RRB 1966/1855, S.827.

[476] Intern (bzw. unter Personen, die an der damaligen Wissenskultur um Heintz teilhatten) scheint die Geschichte der Soziologie in Zürich bisweilen anders erzählt zu werden. Mehrere Interviewees, die zu den ersten Studierenden Heintz‘ gehörten, führten an, dass Heintz «von Aussen durch den Kanton berufen worden» sei. Es sei die Politik gewesen, welche die Soziologie gewollt habe. Man habe Heintz gewissermassen der philosophischen Fakultät gegen deren Willen aufgezwungen. Einen Probevortrag habe er nicht halten müssen. (Interview Bornschier 2019, S.21)

Gleichzeitig unterstützt die Zürcher Regierung die Stossrichtung, die Frehner in seiner Motion vorgezeichnet hat und beschliesst, dass ein soziologisches Institut zu gründen sei. Nur wenige Monate nach Peter Heintz' Stellenantritt, am 1. August 1966, wird das Soziologische Institut der Universität Zürich gegründet und zieht in einen Neubau am Zeltweg 63 ein.

Ihren Entscheid begründet die Zürcher Regierung mit einer beachtlichen Nachfrage nach soziologischer Expertise und einer Neuorientierung der Soziologie als universitärer Disziplin. Es bestehe ein «starke[s] Bedürfnis der Öffentlichkeit – gesetzgebende und Verwaltungsbehörden, aber auch industrielle[r] Institutionen – nach Informationen über die gesellschaftlichen Zusammenhänge» konstatiert sie im Sommer 1966 (Regierungsrat des Kanton Zürich 1966a). Wie schon der Antrag der philosophischen Fakultät aber auch Paul Frehners Motion sind die Ausführungen der Zürcher Regierung geprägt von konkreten Erwartungen an die künftige Ausrichtung der Soziologie.

Während zehn Jahre zuvor die Weichen für eine theoretische Ausrichtung der Soziologie gestellt wurden, skizziert der Regierungsrat 1966 das Profil einer Disziplin, die sowohl auf dem Feld der Theorie als auch der Empirie aktiv zu sein hat. Um dem gesteigerten Bedürfnis nach Wissen über gesellschaftliche Zusammenhänge erfolgreich zu begegnen, gelte es beide Bereiche eng zu verschränken. Für eine solche Ausrichtung der Soziologie aber auch «die Weiterentwicklung der soziologischen Theorie und Methodologie [sei] die Durchführung laufender Untersuchungen und die stete Aufnahme neuer Forschungsprojekte unerlässlich.» Dabei seien die angehenden Soziologen auf diese Anforderungen hin auszubilden und müssten «aktiv an der Ausführung von Forschungs-Projekten» teilnehmen (Regierungsrat des Kanton Zürich 1966a, S.1284). All diese «umfangreichen und zeitlich anspruchsvollen Aufgaben» liessen sich «nur im festen Rahmen eines Institutes verwirklichen» (ebd., S.1284).

Das Bild, das die Zürcher Regierung von der Soziologie skizziert stimmt größtenteils überein mit Peter Heintz akademischen Profil und der Art und Weise wie er in den Jahren zuvor in Lateinamerika die Institutionalisierung der Soziologie vorantreibt. In ihrem Beschluss steckt die Zürcher Regierung einen Spielraum ab, den Heintz geschickt auszureizen weiss. Der Fokus auf die Verschränkung von Theorie und Empirie sowie die Betonung eines forschungsorientierten Studiums sind charakteristisch dafür

wie Heintz die Soziologie an der Universität Zürich in den nächsten Jahren zu verankern sucht.

7.4.1.1.3. Ausschöpfen des Spielraums: Wie Peter Heintz die Vorgaben aus Politik und Fakultät zum konsequenten Ausbau des Instituts nutzt

Die Initiativen der philosophischen Fakultät als auch von Kantonsrat Frehner schlagen sich unmittelbar in den Bedingungen nieder, mit denen sich Peter Heintz bei seinem Stellenantritt konfrontiert sieht. In den Ausführungen von Frehner und der philosophischen Fakultät sind wesentliche Aspekte vorgezeichnet, die er in den folgenden Jahren als Ordinarius für Soziologie und Institutsdirektor ins Zentrum seiner Aktivitäten rückt. Darunter eine grundsätzliche Aufgeschlossenheit gegenüber Aufträgen aus Verwaltung und ‹Praxis› sowie eine ausgeprägte Forschungsorientierung in der Ausbildung angehender Soziologen. Die Errichtung eines soziologischen Instituts allein hätte es jedoch kaum ermöglicht, den Ansprüchen, die Frehner wie auch die Zürcher Regierung (in Anlehnung an die Ausführungen der philosophischen Fakultät) in ähnlicher Weise formulierten, gerecht zu werden. Dazu hätten schlichtweg die personellen Ressourcen gefehlt. Heintz' Studienkonzeption ist aufwändig, betreuungsintensiv und erfordert die Involvierung mehrerer Mitarbeiter. (Regierungsrat des Kanton Zürich 1967)[477] Und auch die Durchführung von Forschungsprojekten bedingt die Verfügbarkeit gewisser personeller und finanzieller Mittel.

[477] Regierungsratsbeschluss vom 6. Juli 1967 betreffend Bewilligung des personellen Ausbaus, StAZH MM 3.120 RRB 1967/2979: «Jeder [..] Student[...] widmet der Teilnahme am Forschungsprogramm ungefähr einen Tag pro Woche. Die Studenten sind in drei Gruppen organisiert, deren Arbeit im einzelnen von Woche zu Woche geplant, geleitet und kontrolliert werden muss.» Die Vorbereitung und Kontrolle dieser Aufgaben erfordere erhebliche Zeit, so Heintz in einem Begehren an den Regierungsrat. Zudem werde der Betrieb des Instituts auch während der Semesterferien nicht unterbrochen. Daher beantragte er noch im ersten Jahr nach seiner Berufung die Schaffung einer dritten Assistenzstelle. Wie schon während der Berufungsverhandlungen kam der Regierungsrat Heintz' Begehren nach.

a) Der personelle und organisatorische Ausbau der Soziologie an der Universität Zürich

Heintz scheint die Wichtigkeit personeller Ressourcen von Beginn weg bewusst. Konsequent fordert er das nötige Personal, um den Betrieb des neu geschaffenen Soziologischen Institut nach seinen Vorstellungen zu gestalten. (vgl. Regierungsrat des Kanton Zürich 1966b & 1966c). Bereits während der Berufungsverhandlungen äussert er das Begehren, es seien vier Stellen für die soziologische Abteilung zu schaffen (Regierungsrat des Kanton Zürich 1966c).

Als Begründung für die Ausbauforderungen führt er die hoch gesteckten Erwartungen und Zielsetzungen von Verwaltung und Fakultät an. Insbesondere die Verschränkung von Forschung und Lehre, so Heintz, sei arbeitsintensiv und erfordere ein deutliches Mehr an Personal. Deswegen seien zwei Assistenzstellen zu schaffen, eine Kanzlistin bzw. Verwaltungsangestellte einzustellen und eine Stelle für eine mit dem Bibliothekswesen vertraute Person zu bewilligen. Heintz' Ausführungen in diesem Zusammenhang zeugen von organisatorischem Geschick und eröffnen Einblicke in die Art und Weise wie er künftig innerhalb des Instituts Aufgaben und Verantwortlichkeiten zu organisieren und delegieren gedenkt. Insbesondere lassen sich Heintz' Vorstellungen einer klaren Aufgaben- bzw. Kompetenztrennung erkennen, die wohl auch darauf abzielen, Parallelitäten und Überschneidungen in spezifischen Tätigkeiten zu vermeiden. Die beiden Assistenzstellen sieht er für verschiedene Aufgabenfelder vor. Die betreffenden Personen hätten die Übungen und Seminare zur soziologischen Methodologie zu halten, müssten zugleich eines oder mehrerer Projekte der empirischen Forschung des Instituts[478] leiten und seien schliesslich auch für die Studentenberatung verantwortlich.

Mit seinen Ausbauforderungen zielt Heintz aber auch auf die Verbesserung der organisatorischen Grundlagen des Instituts. Diese sieht er als zentrale Voraussetzung für einen ausgeprägten Institutsbetrieb. In seinen Ausführungen schildert Heintz konkrete Aufgabenprofile der beiden Verwaltungsstellen. Die Kanzlistin solle zuständig sein

[478] Gemeint ist hier insbesondere die Durchführung von Umfragen sowie die Analyse statistischer Daten.

für die Korrespondenz, Büroarbeiten und die Übersetzung kurzer wissenschaftlicher Texte auf französisch, englisch und spanisch. Die mit dem Bibliothekswesen vertraute Person sei vor allem während des Aufbaus des Instituts von Bedeutung und würde für die Errichtung der soziologischen Bibliothek bzw. das Bestellen, Inventarisieren und Katalogisieren von Büchern und Zeitschriften als auch die Benutzungskontrolle verantwortlich sein (Regierungsrat des Kanton Zürich 1966c).

Heintz' Begründungen verfangen. Der Regierungsrat kommt seinen Forderungen nach und schafft bald drei unbefristete Stellen sowie eine bis zum 30. Juni 1969 befristete Aushilfsstelle für eine Bibliothekarin (Regierungsrat des Kanton Zürich 1967).[479] Mit seinem Vorgehen reizt Heintz den Spielraum, den ihm die philosophische Fakultät sowie Paul Frehners Motion im Rahmen des Berufungsverfahren eröffnet haben, geschickt aus. Es gelingt ihm den Ausbau der Soziologie rasch über das anfänglich geplante Mass hinaus voranzutreiben. Seine Ausführungen in diesem Zusammenhang verdeutlichen, wie er im Unterschied zu Akteuren an anderen Universitäten (vgl. Kapitel 6.5) die verfügbaren Ressourcen äusserst gezielt wie auch reflektiert einsetzt und gekonnt auf ihren Ausbau hinwirkt. Während andere Ordinarien – wie beispielsweise Heinrich Popitz – ihren Assistierenden derart umfassende Freiheiten einräumen, dass über gewisse Grundaufgaben des Universitätsalltags hinaus (z.B. das Bewältigen des operativen Lehrbetriebs) kaum mehr von einer Zusammenarbeit die Rede sein kann, oder aber – wie in den Fällen von Paul Trappe oder Andreas Miller – Versuche zur Kooperation zwischen Ordinarius und Mitarbeitern mangels der Klärung der konkreten Aufgabenteilung sowie grundlegender organisatorischer Parameter, aber bisweilen auch aus persönlichen Gründen bereits im ersten Anlauf scheitern, umschreibt Heintz die Grundzüge des späteren Institutsbetriebs sowie die generelle

[479] Dass der Kanton Zürich dem Ordinarius für Soziologie in vielen Belangen entgegenkam, machte offenbar bald die Runde. Im Antrag auf Beförderung von Prof. Andreas Miller an der Universität St. Gallen wird beispielsweise explizit darauf verwiesen, «dass die Universität Zürich erst durch Gewährung aussergewöhnlicher Zugeständnisse, namentlich auf dem Gebiet der Forschung, Herrn Prof. Heintz gewinnen konnte.» (Kneschaurek 1967, Brief Rektor der HSG an die Mitglieder des Hochschulrates, vom 22. März 1967, HSGH 210-308,)

Aufgabenteilung unter den verschiedenen Akteuren bereits in seinen Anträgen relativ konkret.

Überhaupt erscheint Heintz als ausgeprägter *institution-builder*. Seine Personalforderungen zeugen von konkreten Vorstellungen, wie er den künftigen Institutsalltag zu organisieren gedenkt. Sie weisen vor allem darauf hin, dass er einen Grossteil des direkten Umgangs mit Studierenden, aber auch der konkreten Durchführung von Forschungsarbeiten an seine Assistierenden zu delegieren plant (wie weiter unten zu zeigen ist, schafft er dazu den nötigen organisatorischen Rahmen). Seine wissenschaftlichen Mitarbeiter sollen die Studierenden mit dem nötigen methodischen Rüstzeug für die Durchführung von Forschungsvorhaben vertraut machen und anschliessend eng im Forschungsprozess begleiten. Gleichzeitig lässt sich aus den Personalforderungen schliessen, dass Heintz der konkreten Organisation des Institutsalltags viel Bedeutung zumisst und er dazu einen gut ausgebauten administrativen Bereich plant.

Zwischen 1966 und 1974 erfolgt ein grosszügiger Ausbau der personellen Ressourcen des Soziologischen Instituts. Dieser ist nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Entwicklung der Studierendenzahlen zu betrachten. Als 1966 die soziologische Studienrichtung begründet wird, entscheiden sich 120 Studierende für die Soziologie als Hauptfach. Bis 1974 (bzw. innert acht Jahren) steigt die Zahl der Hauptfachsoziologen auf 190 an. Die rasche Zunahme zeugt vom grossen Interesse, dass die Studierenden der neu an der Universität verankerten Disziplin entgegenbringen (vgl. Heintz & Häuselmann 1967, S.125).

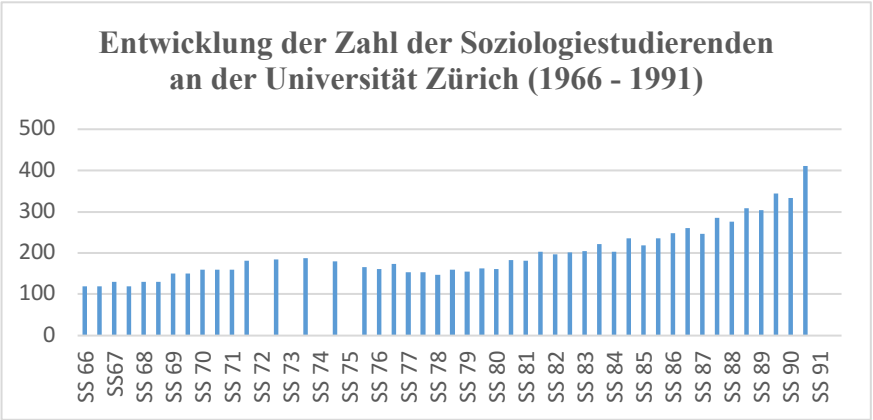


Abbildung 3: Übersicht Entwicklung der Soziologiestudierenden an der Universität Zürich (basierend auf Heintz & Häuselmann 1967 und Statistiken der Universität Zürich (Universität Zürich 1971-1991; Universitätsarchiv: PUB.001.056)

Die Zunahme der Studierenden liefert Heintz das nötige Argumentarium, um den weiteren personellen Ausbau der Soziologie zu legitimieren. Dabei bekommt er Schützenhilfe von anderen Akteuren. Die schnelle Entwicklung in den ausgehenden 1960er und den frühen 1970er Jahren – die in ähnlicher Weise auch in der Pädagogik und um ein Vielfaches ausgeprägter in der Psychologie zu beobachten ist – veranlasst den Psychiater Gion Condrau und den Juristen Heinz Bachtler 1972 eine Interpellation an den Regierungsrat zu richten. Die beiden konstatieren, dass «die Neuanmeldungen für diese Fächer in den letzten Jahren stark angestiegen» seien. Weiter sprechen sie von überfüllten Hörsälen und einer Überlastung der Dozenten. «Die Zahl der zur Verfügung stehenden Lehrkräfte [genüge] keineswegs mehr für die Bewältigung des Lehrprogramms.» (Condrau & Bachtler 1972, S.4[480]) Auch vom Soziologischen Institut gehen Anfang der 1970er Jahre im Kontext der steigenden Studierendenzahlen mehrere Anläufe aus, die erfolgreich auf den Ausbau der personellen wie auch räumlichen

[480] Interpellation im Zürcher Kantonsrat, StAZH MM 24.84 KRP 1972/083/0594.

Infrastruktur hinwirken. In einem der betreffenden Anträge begründet Heintz seine Ausbauforderungen mit der geschilderten Dynamik, die sich im Nachgang an die Einführung der Studienrichtung Soziologie entfaltet. Die rasche Zunahme der Studierendenzahl, aber auch der Forschungsaktivitäten hätten in einer «etwas hektischen Entwicklung» des Soziologischen Instituts resultiert, schreibt er im betreffenden Text (Regierungsrat Kanton Zürich 1972a, S.1[481]).

In mehreren Anträgen fordert Heintz erfolgreich zusätzliche Ressourcen (u.a. die Anmiete weiterer Räumlichkeiten, die Anschaffung von Büromaschinen aber vor allem auch mehr Personal). Anfang der 1970er Jahre werden aufgrund von Platzmangel am Zeltweg 63 zusätzliche Räumlichkeiten an der Merkurstrasse 34 gemietet und in diesem Zusammenhang über einen ausserordentlichen Kredit zusätzliche Büromaschinen angeschafft. 1972 gelingt es Heintz im Kontext einer interdisziplinären Kooperation gemeinsam mit dem Ordinarius für Psychologie Ulrich Moser eine interdisziplinäre Konfliktforschungsstelle zu gründen.[482] Dadurch werden zusätzliche drei Assistierendenstellen für das Soziologische Institut geschaffen (Heinz & Häuselmann 1976, S. 125). 1974 erwirkt Heintz die Errichtung eines Extraordinariats und damit eine zweite Professur für die Soziologie (an die auch eine weitere Assistierendenstelle geknüpft ist). Per Regierungsratsbeschluss wird Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny zum Extraordinarius ad personam gewählt (Regierungsrat Kannton Zürich 1974[483]). Bereits ein knappes Jahr später wird das Extraordinariat in ein Ordinariat umgewandelt. Mit Hoffmann-Nowotnys Beförderung geht die Schaffung von eineinhalb weiterer Assistierendenstellen einher (Regierungsrat Kanton Zürich 1975[484]). Bis 1976

[481] Regierungsratsbeschluss vom 13. September 1972 betreffend personellen Ausbau, StAZH MM 3.135 RRB 1972/4828.

[482] Für die Gründung der Konfliktforschungstelle spricht der Zürcher Regierungsrat 1972 einen Beitrag von 20'000 CHF. (Vgl. MM 3.135 RRB 1972/4426)

[483] Regierungsratsbeschluss vom 6. März 1974 betreffend Wahl Hoffmann-Nowotny zum Extraordinarius, StAZH MM 3.142 RRB 1974/5887

[484] Regierungsratsbeschluss vom 26. November 1975 betreffend Beförderung von Hoffmann-Nowotny zum Ordinarius & Bewilligung personeller Ausbau, MM 3.145 RRB 1975/5752.

wächst so der der Personalbestand des Soziologischen Instituts auf Assistierendenebene kontinuierlich auf 19 Vollzeitstellen an (vgl. Heintz & Häuselmann 1976, S.125).

Der Ausbau des Mittelbaus am Soziologischen Institut wird indes nicht allein über kantonale Beschlüsse vorangetrieben. Einige der Stellen entstehen Anfang der 1970er Jahre im Zusammenhang mit vermehrter Auftragsforschung und einer Reihe von Drittmittelprojekten. Im Zeitraum von 1966 bis 1976 akquiriert das Soziologische Institut Aufträge und Drittmittel im Umfang von 2'147'027 Schweizer Franken und 360'300 DM. 1976 sind sieben der neunzehneinhalb Assistenzstellen am Soziologischen Institut durch Forschungsprojekte getragen und werden mit Mitteln finanziert, die von ausserhalb des Universitätsetats stammen (ebd., S.125 & S. 128f.).

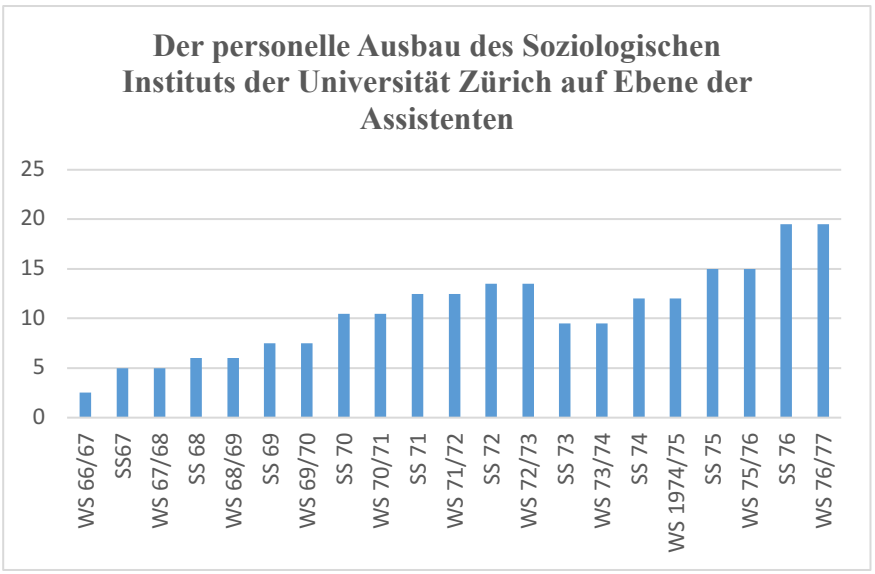


Abbildung 4: Übersicht Entwicklung des personellen Ausbaus des SI auf Ebene der Assistierenden (basierend auf Heintz & Häuselmann 1976)

Gleichzeitig wächst zwischen 1970 und 1974 auch der Lehrkörper des Soziologischen Instituts markant. 1970 decken noch Heintz und vier Dozenten den Unterricht ab. Vier

Jahre später wird der Vorlesungsbetrieb von 13 Vollzeitstellen (Professuren, Privatdozenten und Dozierende) getragen.[485]

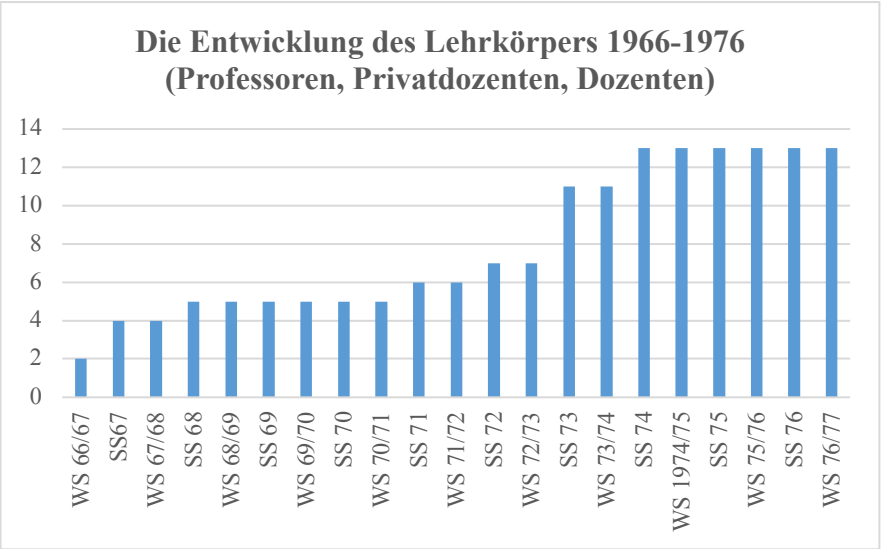


Abbildung 5: Übersicht Entwicklung des personellen Ausbaus des SI auf Ebene des Lehrkörpers (basierend auf Heintz & Häuselmann 1976, S.125)

Die vorgestellten Zahlen zeugen von einer zentralen Phase des personellen wie auch organisatorischen Ausbaus der Soziologie an der Universität Zürich zwischen 1966 und 1974. Innert acht Jahren wachsen die Studierendenzahlen, als auch die personellen Ressourcen in Lehre und Forschung rasch an. Heintz nutzt diese Entwicklung geschickt, vergibt verschiedentlich Lehraufträge an Assistierende und ermöglicht diesen

[485] Die 13 Vollzeitstellen verteilen sich 1974 wie folgt: zwei Professuren, 1 Privatdozent und 10 Dozentenstellen. (vgl. Heintz & Häuselmann 1976, S.125)

sowie auch seinen frühen Studierenden den internen Aufstieg.[486] Bis weit in die 2000er Jahre prägen Schüler von Heintz die Soziologie in Zürich. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre stagniert der personelle Ausbau temporär im Kontext rückläufiger Studierendenzahlen. Ab Anfang der 1980er Jahre nehmen die Studierendenzahlen indes wieder merklich zu, was wiederum den personellen Ausbau befördert. Ein Trend der über den betrachteten Zeitraum hinaus anhält. Heute sind am Soziologischen Institut 60 Mitarbeiter tätig (Soziologisches Institut der Universität Zürich, o.D.).

Die Ausführungen, mit denen Heintz über die Jahre hinweg seine Forderungen begründet, verdeutlichen wie gezielt er personelle Ressourcen im Institutsalltag einsetzt und wie zentral für ihn das klare Delegieren von Verantwortlichkeiten ist. In den Berufungsverhandlungen und mehreren Vorstössen schafft er die personellen und organisatorischen Grundlagen, die es ihm später im Institutsalltag erlauben, seine Zeit und Energie auf die Arbeit am eigenen Theoriegebäude, den Aussenkontakt mit anderen Akteuren und das Entwickeln einer Programmatik der Institutstätigkeiten im Sinne einer mittel- bis langfristigen strategischen Planung zu verwenden.

7.4.1.2. Die Ausgangslage von Andreas Miller in St. Gallen

Die Berufung von Andreas Miller erfolgt unter vielversprechenden Vorzeichen. Um die Ausgangslage, mit der er sich bei seiner Ernennung zum Ordinarius 1968 kon-

[486] Heintz' Assistent Hoffmann-Nowotny wird noch in den 1970er Jahren zweiter Ordinarius für Soziologie, ein Student der ersten Stunde – Volker Bornschier – wird 1981 zum Assistenzprofessoren, 1988 zum Extraordinarius und 1994 zum zweiten Ordinarius für Soziologie befördert und Hans Geser, ebenfalls Student von Heintz, wird 1986 zum Extraordinarius für Soziologie berufen. (Vgl. Regierungsrat Kanton Zürich 1986, MM 3.180 RRB 1986/2750 Universität)

frontiert sieht, besser einordnen zu können, empfiehlt sich ein Blick in die Vergangenheit. In einem ersten Schritt beleuchten wir nachfolgend die Entwicklung der Soziologie unter seinem Vorgänger Emil J. Walter.[487]

Anschliessend betrachten wir in einem zweiten Schritt, wie Walter und die VWA Mitte der 1960er Jahre die Weichen für einen Ausbau der Soziologie hin zu einer forschungsorientierten, relativ eigenständigen Disziplin stellen. Schliesslich wird aufgezeigt, wie Miller nach Antritt seines Ordinariats mit dieser Ausgangslage umgeht.

7.4.1.2.1. Die Ausrichtung der Soziologie in St. Gallen vor der Schaffung des ersten Ordinariats für Soziologie

Emil J. Walter lehrt ab 1951 zunächst sporadisch im Rahmen eines Lehrauftrags an der Handelshochschule St. Gallen. Vereinzelt finden sich in den frühen 1950er Jahren soziologische Lehrveranstaltungen im Vorlesungsverzeichnis. Soziologische Diplomarbeiten oder gar Dissertationen entstehen zu dieser Zeit jedoch keine.

Am 1. Juli 1958 stellt die VWA einen «Antrag auf Schaffung einer ausserordentlichen Professur für Soziologie» und legt damit den Grundstein für die permanente Verankerung der Soziologie an der Handelshochschule. Zugleich zielt ihr Ansuchen darauf ab, die künftige Entwicklungsrichtung der Soziologie auf den Status einer Hilfswissenschaft festzuschreiben. Die wesentliche Stossrichtung der Begründung im Antrag der VWA erschliesst sich bereits aus der Einleitung des betreffenden Papiers:

> *«Im wachsenden Masse setze sich im Auslande wie in der Schweiz die Erkenntnis durch, dass die Soziologie, als die Lehre von den Grundbeziehungen des menschlichen Zusammenlebens, für die an unserer Hochschule gelehrten Kernfächer (Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre und Jurisprudenz) grundlegende Bedeutung besitzt.»* (VWA 1958, Antrag der VWA auf Schaffung eines Extraordinariats für Soziologie vom 01. Juli 1958, HSG

[487] Während die Impulse für den Ausbau der Soziologie in Zürich einerseits aus der Fakultät und andererseits der Politik kommen, ist es in St. Gallen zunächst der erste Extraordinarius für Soziologie, der konsequent auf die bessere Verankerung und den Ausbau der Soziologie hinarbeitet.

152.02.)

Der Grundton ist deutlich: Die VWA setzt sich für eine Soziologie im Dienste der Kernfächer der Handelshochschule ein. Die Soziologie ist zu fördern, weil sie sich für andere Disziplinen als nützlich erweist.

Für eine solche zudienende Ausrichtung scheint der VWA der Lehrbeauftragte Emil J. Walter die richtige Person zu sein. Im September 1958 wird er zum ersten Extraordinarius für Soziologie gewählt. In den Hochschulnachrichten der Handels-Hochschule ist die Rede von der «längst fällige[n] Schaffung eines Lehrstuhles für Soziologie» (Doerig 1958, S. 6). Wie in Kapitel 3 dargelegt, wird mit Walter ein promovierter Naturwissenschaftler im fortgeschrittenen Alter gewählt, der sich durch ein vielschichtiges akademisches Profil[488] auszeichnet.[489] Zur Soziologie hat Walter relativ spät gefunden. Über die genauen Gründe, weshalb sich die VWA bei einem Kandidatenfeld, zu dem u.a. auch der bereits mit mehreren Publikationen in Erscheinung getretene, deutlich jüngere und international erfahrenere Peter Heintz gehört, für Walter entscheidet, kann nur spekuliert werden.[490] Der Antrag und die Wahlentscheidung erwecken den Anschein, dass man keinen prägenden und innovativen Wissenschaftler berufen wollte, der den Grossteil seiner Karriere noch vor sich hat. Wenig wahrscheinlich scheint weiter, dass man mit Walters Wahl auf eine Entwicklung in Richtung einer forschungsorientierten, empirisch ausgerichteten Soziologie hinwirken

[488] Nach einem Doktorat in Chemie und einer Habilitationsschrift über den «Kapitalismus», fungierte der disziplinär wie auch thematisch breit ausgerichtete Walter ab 1949 an der Universität Zürich als Privatdozent für Geschichte der Wissenschaften und ab 1951 an der ETH Zürich als Dozent für Geschichte der Technik. (Lienhard 1978, S.24)

[489] Darüber hinaus war Walter damals der einzige und wohl erste Sozialdemokrat in der Professorenschaft.

[490] Im Antrag der volkswirtschaftlichen Abteilung wird Peter Heintz zwar erwähnt, jedoch wird seine Eignung mit keinem Wort thematisiert.

wollte (wenn auch im Antrag der VWA die Wichtigkeit von Forschungsmöglichkeiten erwähnt wird).[491] (VWA 1958, HSG 152.02.)

Wie lässt sich also der Wahlentscheid nachvollziehen? Womöglich war die langjährige Bekanntschaft zwischen Walter und Jöhr ausschlaggebend. Letzterer preist Walter in der Wahlempfehlung an den Hochschulrat als «universell gebildet», und lobt ihn als auf «verschiedensten Gebieten[492] erfolgreich publizistisch» tätigen Wissenschaftler (Rektor Jöhr an den Hochschulrat, 13. August 1958, S.2, HSG 210-495).

Ein anderes Schlaglicht auf die Wahl Walters wirft sein Assistent Jürg Schatz. Walter sei ein Aussenseiter gewesen. Mit ihm wurde erstmals ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei an die bürgerliche Handelshochschule berufen. In der Lehre habe Walters politische Orientierung durchgedrungen. Dies widerspiegelt sich in einer Reihe von Kursen, die er in den 1950er Jahren an der Handelshochschule durchführt. Diese reichen von der «Entwicklung der sowjetrussischen Volkswirtschaft», über den «Sozialismus in der Gegenwart» bis hin zur «Entwicklung der sozialen Verhältnisse in der Schweiz» (vgl. die Vorlesungsverzeichnisse der Handels-Hochschule St. Gallen der 1950er Jahre).[493] Generell umfasst die Lehrtätigkeit des Extraordinarius eine breite Spanne an Themen, die von einer «Einführung in die Soziologie und ihre Methoden», über Vorlesungen zu den «Hauptrichtungen der Soziologie» als auch «Speziellen Soziologien» (Familie, Staat, Masse und Wirtschaft), bis hin zu Übungen und Doktorandenseminaren reichen.

---

[491] Dies zumal Walter bis zum besagten Zeitpunkt kaum soziologisch forschte und auch kein empirischen Forschungsprojekte durchgeführt oder betreut hatte.

[492] Dem sozialwissenschaftlich orientierten Rektor Walter A. Jöhr sagte wohl der breite Horizont Walters zu. (Interview Walter-Busch 2018)

[493] Neben den soziologischen Lehrveranstaltungen liest Walter immer wieder auch zu historischen, technischen und naturwissenschaftlichen Themen. So z.B. im SS 1952 «Geschichte der Naturwissenschaften im Überblick» oder im WS 1958/59 «Geschichte der Technik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart» (siehe die Vorlesungsverzeichnisse der betreffenden Semester).

Bis 1965 deckt Walter die Soziologie als Lehrfach an der HSG im Alleingang ab. Während dieser Zeit besteht an der Handels-Hochschule keine Möglichkeit, in Soziologie abzuschliessen. Die Jahre, während derer er an der Handels-Hochschule wirkt, sind dennoch bemerkenswert. Trotz der grossen Lehrbelastung, einer Reihe ungünstiger Voraussetzungen[494] und obwohl er in seiner bisherigen Karriere kaum empirisch geforscht hat, arbeitet Walter konsequent auf die bessere Verankerung der Soziologie an der Hochschule hin. Über die Jahre schafft er eine solide wissenschaftspolitische Grundlagen für eine auf disziplinäre Eigenständigkeit und empirische Forschung ausgerichtete Entwicklung der Soziologie. Dass ihm die empirische Forschung ein Anliegen ist, lässt er bereits in seiner Antrittsvorlesung vom 11. Juni 1959 unmissverständlich durchblicken. Unter dem Titel «Von der Sozialphilosophie zur empirischen Sozialforschung» präsentiert Walter «eine Art grundsätzliches Programm für den Aufbau einer schweizerischen Soziologie» (Walter 1960, S.22). In seinem Vortrag räsoniert er, es sei «wichtiger, Soziologie als empirische, realwissenschaftliche Forschung zu betreiben, als über die Gesellschaft im Allgemeinen in unverbindlichen, philosophischen, den Einzelnen zwar beglückenden, aber nur wenig effektive Kenntnisse vermittelnden Gedankengänge zu spekulieren» (Walter 1960, S.25).

Unter Walters Ägide kommt es in den frühen 1960ern an der HSG zu einer kleinen Blüte empirischer Sozialforschung[495]: Obwohl er anfangs der 1960er Jahre nebst seinem eigenen Büro über keinerlei personelle, räumliche oder finanzielle Ressourcen

[494] a) die Soziologie wurde von der volkswirtschaftlichen Abteilung als Hilfswissenschaft betrachtet. Darüber hinaus b) befand sich Walter bereits bei seinem Stellenantritt im fortgeschrittenen Alter, c) verfügte nur bedingt über ein soziologisches Profil, d) war aufgrund seiner politischen Orientierung an der Handelshochschule ein Aussenseiter und e) verfügte bis kurz vor seiner Emeritierung über keinerlei personelle Mittel bzw. Assistierende. Erst 1968 wird ihm eine Assistenzstelle zugesprochen, die er mit Jörg Schatz besetzt.

[495] Unter Walters Anleitung entsteht eine Reihe soziologischer Dissertationen und Diplomarbeiten (Interview Schatz 2020). Insgesamt betreute er an der HSG vier Dissertationen. Jene von Karl Schweizer (1962), Clemens Principe (1965), Armin Villiger (1967) und von Jörg Schatz (1979).

verfügt, regt er eine Reihe empirischer Untersuchungen los. Mit seiner Ausrichtung liegt Walter ganz im Trend der HSG. Empirische Arbeiten sind in jenen Jahren auch in Fächern wie der Betriebswirtschaftslehre gefragt (Interview Schatz 2020). Selbst hat er im Zeitpunkt seiner Berufung – mit sechzig Jahren – indes noch keine empirische soziologische Arbeit publiziert. Dennoch verfassen unter Walters Anleitung mehrere Studierenden im Rahmen von Kursen Diplomarbeiten, die ihrerseits wiederum Ausgangspunkt für Doktorarbeiten sind.[496] Kontakte in die SGS und zu dessen ehemaligem Präsidenten Max Holzer resultieren in konkreten Fragestellungen und Forschungsvorhaben. So kommt es zur Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA) sowie der Swissair.[497] Hochschulintern kooperiert Walter verschiedentlich, arbeitet beispielsweise mit dem Extraordinarius für Psychologie Jean Ungricht auf eine bessere Institutionalisierung der Soziologie hin oder betreut gemeinsam mit dem Betriebswirtschaftsprofessor Hans Ulrich eine Reihe von Diplomarbeiten zur Schichtarbeit.

Obwohl die volkswirtschaftlichen Abteilung 1958 mit der Schaffung eines Extraordinariats für Soziologie und der Wahl Emil J. Walters die Weichen für eine Ausrichtung der Soziologie als Hilfswissenschaft stellt, gelingt es Walter in den folgenden Jahren, eine vielversprechende Entwicklung loszutreten. Zugleich wirkt er, wie nachfolgend gezeigt wird, wissenschaftspolitisch mit einem gewissen Erfolg auf die Neuausrichtung der Soziologie im Sinne einer eigenständigen Disziplin hin.

7.4.1.2.2. Die Neuausrichtung der Soziologie in St. Gallen in den 1960er Jahren

Die Errichtung eines Ordinariats für Soziologie, als auch die Möglichkeit zur Gründung einer soziologischen Forschungsstelle an der HSG, werden vornehmlich hochschulintern vorbereitet. Unter dem Rektorat von Walter A. Jöhr, der selbst in den 1930er Jahren in St. Gallen soziologische Vorlesungen gehalten hat, wird der Fächerkatalog konsequent ausgebaut und die Handelshochschule 1963 in Hochschule St.

[496] Walter betreute insgesamt vier Dissertationen, die alle empirisch ausgerichtet waren.

[497] Für die Swissair wird vom Soziologischen Seminar eine Auftragsstudie durchgeführt. 1965/1967 «Probleme der Schichtarbeit im Flugbetrieb» E.H.Walter.

Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften umbenannt (vgl. Jöhr 1962, S.1). Die Umbenennung zeugt von einem Möglichkeitsfenster für eine breitere Ausrichtung der HSG. Der Zusatz «für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften» soll «Raum für [...] weitere Entwicklungen, insbesondere auf dem Gebiete der Soziologie, der Sozialphilosophie und Psychologie, der Bevölkerungslehre und der Sozialgeschichte» lassen (vgl. Jöhr 1962, S.1). Gleichzeitig ist die VWA, die seit den frühen 1950er wiederholt den Ausbau der Soziologie befürwortet hat, der Disziplin gegenüber aufgeschlossen und unterstützt die von der Hochschulleitung vorgezeichnete Stossrichtung. Im Kontext dieser Konstellation zeigt Walter wissenschaftspolitisches Geschick. 1963 bereist er die BRD mit dem Ziel, Einsichten zum Stand und den aktuellen Tendenzen der soziologischen Forschung an deutschen Hochschulen zu gewinnen. Seine Reise führt ihn an die Universitäten Tübingen, Freiburg im Breisgau, Heidelberg, Würzburg, München, West-Berlin sowie die Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer. Basierend auf seinen Eindrücken erarbeitet Walter einen Bericht, der vor allem auch einen Plan zur besseren Verankerung der Soziologie an der Handels-Hochschule umfasst. Im Zentrum desselben steht eine Reihe «minimale[r] Forderungen für den Ausbau der Soziologie», darunter die «Schaffung eines ordentlichen Lehrstuhles für Soziologie in Verbindung mit der Schaffung eines Institutes für Sozialforschung und Sozialpolitik», die «Schaffung einer zweiten ausserordentlichen Professur für Soziologie», «die Vermehrung der Lehraufträge soziologischen Inhaltes», «die Schaffung der Möglichkeit [...] mit Soziologie im Hauptfach [zu] promovieren», «die Einrichtung einer besonderen soziologischen Studienrichtung» sowie «die Schaffung mindestens einer festen Assistenzstelle» (Walter 1963, HSG 152.02)

Mit seinem wissenschaftspolitischen Papier stösst Walter auf Gehör. Die frühen 1960er Jahren zeugen von einer Konstellation, in der die Hochschulleitung, als auch die VWA den Ausbau der Soziologie befürworten. Rund zwei Jahre nach der Publikation von Walters Berichts stellt der Vorstand der VWA einen Antrag auf die «Schaffung einer neuen [und damit zweiten] ausserordentlichen Professur für Soziologie», dem sowohl der Rektor als auch der Hochschulrat zustimmen (VWA 1965, HSG 152.02, S.1 & 5). Die VWA begründet ihr Vorhaben mit dem Verweis auf eine bevorstehende Studienreform, im Zuge derer «die Ausbildung der zukünftigen Führungskräfte in Wirtschaft und Verwaltung den Erkenntnissen und Bedürfnissen [jener]

Zeit» angepasst werden soll. (Kaufmann 1965[498]) Dazu sei «eine Verstärkung der Soziologie von grösster Wichtigkeit». «Das bestehende Extraordinariat von Herrn Prof. Walter [könne] angesichts der heutigen Bedeutung der Soziologie für die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften nicht genügen.» (Kaufmann 1965[499]) Wie schon bei der Errichtung des ersten Extraordinariats für Soziologie, ist der Antrag der VWA von einem instrumentellen Verständnis der Soziologie geprägt. Ihre Bedeutung als Hilfswissenschaft wird vornehmlich im Verhältnis zu den Studienrichtungen der HSG (v.a. der Ökonomie und der Verwaltungswissenschaften) begründet. Daneben weist der Antrag jedoch eine weitere Stossrichtung auf. In der Errichtung eines zweiten Extraordinariats für Soziologie sieht die VWA eine Chance zur verstärkten Forschung, nachdem diese bislang «nur in ganz bescheidenem Umfang möglich war.» (Kaufmann 1965[500]) In diesem Zusammenhang fordert sie implizit die Gründung einer soziologischen Forschungsstelle (wie sie bereits Walter in seinem Positionspapier skizziert hatte). Die Schaffung des zweiten Extraordinariats – so die VWA– würde «die Voraussetzungen für ein auf möglichst breiter Grundlage aufgebautes Institut für Sozialforschung verbessern.» (VWA 1965, HSG 152.02, S.5)

Die Forderung eines dezidierten Forschungsprofils für das zweite Extraordinariat für Soziologie dürfte indes nicht allein die Wünsche und Vorstellungen der Abteilung reflektiert haben. Wahrscheinlich war sie auch mit Abwägungen finanzieller Art verbunden. Vor dem Hintergrund der damals angespannten finanziellen Lage der Stadt St. Gallen (einem der beiden damaligen Träger der HSG), so der damalige Rektor

[498] Brief Rektor Kaufmann an den Nationalen Forschungsrat des SNF, Brief vom 23. Februar 1965, HSGH 152-058.

[499] Brief Rektor Kaufmann an den Nationalen Forschungsrat des SNF, 23. Februar 1965, HSGH 152-058 und Schreiben Hochschulrat an Regierungsrat SG, 30. August 1965, HSGH 152-058.

[500] Rektor Kaufmann an den Nationalen Forschungsrat des SNF, Brief vom 23. Februar 1965, HSGH 152-058.

Otto K. Kaufmann, sei «der Hochschule hinsichtlich ihrer Ausbaupläne die allergrösste Zurückhaltung auferlegt worden» (Kaufmann 1965[501]). Die Schaffung eines zweiten Extraordinariats wäre wohl über das gewöhnliche kantonale Budget nicht durchsetzbar gewesen. Mit einem Antrag an den SNF versucht Kaufmann die Finanzierung der zweiten Professur für Soziologie sicherzustellen, ohne die Betriebsrechnung der Hochschule zu belasten (vgl. Hochschulrat an Regierungsrat, Brief vom 30. August 1965, HSGH 152-058). Nachdem der SNF dem Antrag stattgegeben und die Übernahme des vollen Jahresgehaltes sowie weiterer Kosten zugesichert hat, stimmt der Regierungsrat des Kantons St. Gallens der Errichtung eines zweiten Extraordinariats für Soziologie zu und wählt mit Entscheid vom 6. September 1965 Andreas Miller (Regierungsrat Kanton St. Gallen 1965[502])).

Mit der Genehmigung des personellen Ausbaus der Soziologie über eine Forschungsprofessur stellt der Regierungsrat die Weichen für die Errichtung eines Instituts für Sozialforschung und damit verbunden für eine empirische Ausrichtung der Soziologie. Beides rückt wenige Jahre später in greifbare Nähe. Im Februar 1967 wendet sich der Vorsitzende der VWA angesichts der nahenden Emeritierung von Walter in einem Brief an Miller. Darin legt er diesem nahe, dass die Abteilung «einhellig der Ansicht» sei, dass Miller «spätestens auf den Rücktritt von Herrn Prof. Dr. E.J. Walter, also im März 1968, zum Ordinarius für Soziologie [...] ernannt werden sollte.» Um den Prozess zu beschleunigen und zugleich «Gelegenheit zum Ausbau der soziologischen Forschung» zu bieten, so der Vorsitzende der Abteilung, wäre «eine Berufung an irgendeine Universität» hilfreich (VWA an Miller, Brief vom 15. Februar 1967, HSGH 152-058). Eine solche Berufung erfolgt im Dezember 1966 seitens der Universität Würzburg. Die darin in Aussicht gestellten Bedingungen setzen den damaligen Rektor der HSG unter Zugzwang. In einem Schreiben an den Hochschulrat drängt er darauf, Miller um jeden Preis zu halten: «Persönlich bin ich der festen Ueberzeugung, dass

[501] Rektor Kaufmann an den Nationalen Forschungsrat des SNF, Brief vom 23. Februar 1965, HSGH 152-058.

[502] Protokoll Regierungsrat Kanton St.Gallen vom 6. September 1965, Nr. 1262, HSGH 152-058

wir alles unternehmen sollten, um Herrn Prof. Miller zu bewegen, den Ruf nach Würzburg abzulehnen und unserer Hochschule treu zu bleiben. Die Lage ist nicht aussichtslos, sie erfordert aber einerseits rasches Handeln und anderseits ein grosszügiges Entgegenkommen.» (Rektor HSG an Hochschulrat, Brief vom 15. Februar 1967, HSGH 152-058) Ein solches Entgegenkommen spiegelt sich denn auch im Entscheid zur Beförderung von Miller.[503] Während das Extraordinariat von Walter nach dessen Emeritierung nicht mehr besetzt wird, offeriert die HSG Miller vor dem Hintergrund des Rufes an die Universität Würzburg relativ favorable Bedingungen. Im Berufungsentscheid wird Miller die «Errichtung einer soziologischen Forschungsstelle» und die «Schaffung einer soziologischen Studienrichtung[504]» zugesichert. Gleichzeitig wird betont, dass Miller künftig die Möglichkeit erhalten solle, «sich neben seiner Lehrtätigkeit auch vermehrt der Forschung zu widmen.» (Regierungsrat Kanton St. Gallen 1967[505]; Aktennotiz des Rektors der HSG betreffend Berufung von Herrn Professor Dr. A. Miller nach Würzburg vom 15. Februar 1967, HSGH 152-058)

Als Andreas Miller im August 1967 zum Ordinarius für Soziologie befördert wird, deutet alles auf eine vielversprechende Entwicklung der Soziologie hin. Die Zusicherung der Errichtung einer Forschungsstelle für Sozialforschung rückt die Möglichkeit, regelmässig empirische Untersuchungen durchzuführen, in greifbare Nähe. Mit der Begründung der Vertiefungsrichtung «Wirtschaftssoziologie» steht den Studierenden der HSG fortan eine soziologisch orientierte Studienvertiefung offen.

Rückblickend erscheinen die Vorzeichen für eine weitere Institutionalisierung der Soziologie hin zu einer organisatorisch wie auch denkmässig eigenständigen Disziplin

---

[503] Im betreffenden Entscheid konstatiert der Regierungsrat die «heute bestehenden grossen Schwierigkeiten, gutausgewiesene Soziologen zu finden.» (HSGH 152-058 Protokoll des Regierungsrates des Kantons St. Gallens, Sitzung vom 2. Mai 1967)

[504] Womit aber keine eigenständige soziologische Studienrichtung, sondern vielmehr eine soziologische Vertiefung im Rahmen des volkswirtschaftlichen Hauptstudiums gemeint war.

[505] Protokoll des Regierungsrates des Kantons St. Gallens, Sitzung vom 2. Mai 1967, HSGH 152-058

zum Zeitpunkt von Millers Beförderung denkbar günstig. Bedenkt man, dass sich die Politikwissenschaft an der HSG Anfang der 1970er Jahren in einer ähnlichen Situation befindet und sich in den folgenden Jahrzehnten dennoch rasch verselbständigt, erscheint diese Einschätzung keineswegs unrealistisch.[506] Doch wie begegnet Miller den günstigen Voraussetzungen, die sich ihm bei seiner Beförderung zum Ordinarius für Soziologie stellen?

7.4.1.2.3. Verspielter Gestaltungsraum: Wie Andreas Miller die vielversprechenden Ausgangsbedingungen zum Ausbau der Soziologie ungenutzt verstreichen lässt

Als Miller 1965 nach St. Gallen kommt, hat er bereits einige Jahre lang in Zürich als Privatdozent Bevölkerungslehre und Soziologie unterrichtet und zeitweise in Basel den vakanten Lehrstuhls von Heinrich Popitz vertreten. Die Ausgangslage im Zeitpunkt seines Stellenantritts ist vielversprechend. Erstmals verfügt er an einer Univer-

[506] Während Anfang der 1970er Jahre an der HSG lediglich der frisch berufene Ordinarius Alois Riklin die Politikwissenschaften vertritt, bestehen heute fünf Lehrstühle und mehrere Assistenzprofessuren, die organisatorisch im politikwissenschaftlichen Departement vereint sind. Anfangs der 1970er Jahre stellte sich die Situation der Politikwissenschaften an der HSG ähnlich dar wie jene der Soziologie. Wie auch die Soziologie wies die Politikwissenschaft in jener Zeit an der HSG das Profil einer Hilfswissenschaft auf, wurde lediglich durch einen Ordinarius vertreten, während keine politikwissenschaftliche Studienrichtung bestand. In einem Beitrag in den Hochschulnachrichten der Universität St. Gallen beschreibt Riklin (1970, S.51), wie sehr der Politikwissenschaft in jenen Jahren Misstrauen entgegen gebracht wird: Sie sei «ganz besonders in der Schweiz eine umstrittene Wissenschaft. Man verdächtigt sie als ein aus Amerika importiertes Gewächs. Zusammen mit der Soziologie wird sie als Brutstätte der Revolution bezichtigt und für die jüngsten Studentenunruhen verantwortlich gemacht.» Zur marginalen Stellung der Disziplin an der HSG schreibt Riklin (1970, S.53): die «Konzeption der Studien- und Prüfungsordnung an der HSG zwingt zu zwei nüchternen Feststellungen. Erstens bietet die HSG keine vollwertige politikwissenschaftliche Ausbildung, sondern lediglich eine Einführung. Die Politikwissenschaft ist ein Nebenfach. Eine Vertiefung ist freilich möglich in der Doktorandenstufe (Doktorandenseminar, Dissertation). Zweitens hat der einzige Lehrstuhlinhaber für Politikwissenschaft an der HSG ein Gebiet zu betreuen, für das nach dem internationalen Standard mindestens drei Lehrstühle als zweckmässig gelten. Dies hat zur Folge, dass er in der Lehre nur in einem beschränkten Mass mit der sich rasch entwickelnden Forschung Schritt zu halten vermag.»

sität über eine langfristige Entwicklungsperspektive. Die Errichtung einer soziologischen Forschungsstelle und ein personaler Grundstock sind im zugesichert. Zudem steht die VWA in diesen Jahren einem weiteren Ausbau der Soziologie gegenüber offen. Dennoch rückt die soziologische Forschung künftig nicht in das Zentrum von Millers Tätigkeiten. Wie schon vor seiner Berufung nach St. Gallen widmet er sich fortan vornehmlich der Hochschul- und Wissenschaftspolitik. Diese Ausrichtung ist der Institutionalisierung der Soziologie und insbesondere ihrem personellen Ausbau in den folgenden Jahren nicht zuträglich.

Der personelle und organisatorische Ausbau der Soziologie an der Universität St. Gallen

Um zu verstehen, wie Miller mit den Bedingungen umgeht, mit denen er bei seinem Stellenantritt konfrontiert ist, gilt es einige Jahre zurück zu blicken. Als Verantwortlicher für die Oberleitung der Schweizerischen Zentralstelle für Hochschulwesen und später als Generalsekretär der Schweizerischen Hochschulrektorenkonferenz ist er ab Februar 1963 im Feld der Wissenschaftspolitik tätig – ein Feld, das ihm offenbar sehr liegt (vgl. Schreiben der VWA an den Rektor der Handelshochschule St. Gallen, undatiert, 1965, S.9, HSG 152.02). In den Verhandlungen um seine Beförderung zum Ordinarius wird verschiedentlich betont, dass Miller bereit sei, bald von seiner Funktion als Leiter der Schweizerischen Zentralstelle für Hochschulwesen zurückzutreten. Wann dies genau geschehen solle, wird indes nirgends spezifiziert. Auf jeden Fall heisst es im entsprechenden Regierungsratsbeschluss, dass nach Millers Rücktritt von der «Oberleitung» der SZHG an der HSG eine Forschungsstelle für Soziologie zu errichten sei. Gleichzeitig seien die damit verbundenen Mindereinnahmen durch eine Erhöhung seines Salärs zu kompensieren.[507] Dazu soll es jedoch nicht kommen. Miller

[507] Protokoll des Regierungsrates des Kantons St. Gallens, Sitzung vom 2. Mai 1967, HSGH 152-058.

entscheidet sich anders. Entgegen den Ausführungen im betreffenden Regierungsratsentscheid[508], tritt er bis zu seiner Emeritierung weder von der Funktion als Sekretär der Schweizerischen Hochschulrektorenkonferenz noch von jener als Leiter der Zentralstelle für Hochschulwesen zurück. Auch gründet er weder eine soziologische Forschungsstelle noch ein Institut für Sozialforschung – ein solches besteht bis heute noch nicht an der HSG.[509] (Die Gründung einer Forschungsstelle ist jeweils eine Vorstufe zur Gründung eines Instituts, das an der HSG im Unterschied zu anderen Universitäten weitgehend selbsttragend sein muss.) Während Millers Zeit an der Universität St. Gallen steht seine Tätigkeit in der Hochschulpolitik der Entwicklung der Soziologie im Wege. Sinnbildlich für die Bedeutung, die er der Hochschulpolitik beimisst, ist der Umstand, dass er seinen Wohnsitz – entgegen dem damaligen Usus an der HSG – bis zu seiner Emeritierung im Raum Zürich belässt. Lediglich an zwei Tagen pendelt Miller für Lehrveranstaltungen nach St. Gallen.[510] Daneben stellt er keinerlei Forschung an und publiziert kaum. Seine hauptsächliche Wirkungsstätte ist die Zentralstelle für Hochschulwesen an der Sophienstrasse in Zürich (vgl. u.a. Interview Haesler 2020, Interview Eberle 2020). Zwar hemmt sein hochschulpolitisches Engagement die Entwicklung der Soziologie, indes ist es im Laufe der Jahre ganz im Sinne der jeweiligen Hochschulleitung. Aufgrund seiner Funktion als Sekretär der Hochschulrektorenkonferenz hat Miller in der Regel gute Beziehungen zum jeweils amtierenden Rektor. «Durch ihn hatte jeder HSG-Rektor eine direkte Verbindung in

[508] Im betreffenden Entscheid schreibt die St. Galler Regierung «Ueberdies soll Professor Miller nach seinem Rücktritt von der Oberleitung der Schweizerischen Zentralstelle für Hochschulwesen in Zürich die Möglichkeit erhalten, an einer neu zu schaffenden und administrativ der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie anzugliedernden Forschungsstelle für Soziologie an der Hochschule St. Gallen sich neben seiner Lehrtätigkeit auch vermehrt der Forschung widmen.» (Protokoll des Regierungsrates des Kantons St. Gallens, Sitzung vom 2. Mai 1967, S.2, HSGH 152-058).

[509] Ein solches besteht bis heute nicht.

[510] Dies obwohl ihm der Hochschulrat bereits im Zusammenhang mit seiner Ernennung zum Extraordinarius für Soziologie mitteilte, «dass die Hochschule grossen Wert darauf [lege], dass ihre hauptamtlichen Professoren in St. Gallen Wohnsitz nehmen.» (Hochschulrat an Miller, Brief vom 13. September 1965, vgl. HSGH 152-058)

die Hochschulrektorenkonferenz und konnte Vorbesprechungen führen, wie beispielsweise politische Geschäfte einzufädeln seien, damit sie im Gremium durchkämen [...] Deshalb hat nie jemand gefragt, weshalb er eigentlich nicht publizierte.» (Interview Eberle 2020)

Bis in die späten 1970er Jahre hinein stösst Miller keine Forschungsprojekte an, akquiriert keine Drittmittel, vernachlässigt die Frage des Ausbaus der Soziologie und widmet sich vornehmlich der Lehre. Mit seiner Berufung kommt die ausgeprägte Forschungsorientierung, die sich Anfang der 1960er Jahre unter Emil J. Walter abgezeichnete, zu einem jähen Ende. Die verfügbaren personellen Mittel schöpft Miller keineswegs aus. Auf die ihm eigentlich als Ordinarius zustehende Sekretariatsstelle verzichtet er, da er bereits in der Zentralstelle für Hochschulwesen über eine Sekretärin verfügt. Immer wieder betont er, wie wenig er die HSG kostet. (vgl. Interview Eberle 2020) Während mehrerer Jahre unterrichtet er eineinhalb Deputate. Bis kurz vor Millers Emeritierung bleibt die Soziologie – abgesehen von einem Assistenten, der jeweils einen Grossteil der durch den Lehrbetrieb anfallenden Aufgaben erledigt – im Wesentlichen ein Einmannbetrieb.

Nebst Millers wissenschaftspolitischem Engagement scheint aber auch das geringe Interesse der Studierenden an der Soziologie dem Ausbau der Disziplin entgegenzustehen. 1968 – im Jahr der Berufung Millers zum Ordinarius – wird die volkswirtschaftliche Vertiefungsrichtung «Wirtschaftssoziologie» geschaffen. Von Beginn weg entscheiden sich nur wenige Studierende für die neue Vertiefungsrichtung. Lediglich in den ersten drei Jahren lässt sich eine leicht positive Dynamik ausmachen. Kurzzeitig nimmt die Studierendenzahl auf geringem Niveau zu, ja verdreifacht sich in den ersten drei Jahren (im Wintersemester 1971/72 wird mit 17 Studierenden der höchste Wert überhaupt erreicht).[511] Dennoch und obwohl die VWA in den 1970er

[511] Die Studierendenzahlen pro Jahr sind den Jahresberichten der HSG zu entnehmen. (vgl. Jahresberichte der HSG von 1969 bis 1991 abrufbar über das Online Publikationsarchiv der HSG).

Jahren dem Ausbau der Soziologie positiv gegenübersteht, unterbleiben Initiativen zu ihrer Stärkung. In der Folge bleibt auch der Personalbestand des SfS lange unverändert.[512] Das Zeitfenster, in dem sich die VWA gegenüber einem Ausbau der Soziologie offen zeigt, lässt Miller ungenutzt verstreichen. Im Gespräch mit seinen Assistierenden habe er zwar einen Ausbau der Soziologie stets befürwortet, eigentlich aber «alles dafür getan», dass kein zweiter Soziologe kommt (Interview Eberle 2020). Mit einer zweiten Soziologieprofessor neben sich hätte er wohl Mühe gehabt.[513] Er hat die Schaffung einer zweiten Professur «erfolgreich verhindert», schlussfolgert Eberle (Interview Eberle 2020).[514]

Im weiteren Verlauf der 1970er Jahre lässt das Interesse an der Vertiefungsrichtung nach. Kontinuierlich sinkt die Zahl der Neueinschreibungen. Im Sommersemester 1984 ist gar lediglich ein Student eingeschrieben. Die Zahl der Studierenden, die Wirtschaftssoziologie als Vertiefungsrichtung wählt, bewegt sich im vorliegend betrachteten Zeitraum durchgängig auf tiefem Niveau (bzw. zwischen einer und 17 Personen).[515] Bis zur Abschaffung der Vertiefungsrichtung im Zuge der Studienreform von 1991 ändert sich diese Situation nur unwesentlich. Millers langjähriger Assistent Eberle kommentiert die Entwicklung wie folgt:

---

[512] Einzig zwischen 1965 und 1968, vor Millers Ernennung zum Ordinarius – als Emil J. Walter noch nicht emeritiert ist – bestehen an der HSG zwei Professuren.

[513] Erst wenige Jahre vor seiner Emeritierung setzt sich Miller für die Schaffung einer vollamtlichen Dozentur für seinen langjährigen Assistenten Eberle ein. «Ich bin für ihn keine Bedrohung gewesen, ich bin ja aus seinem Stall gekommen. Zudem ist er gut mit mir ausgekommen und hat mich geachtet.» (Interview Eberle 2020) Generell sei er aber gegenüber der Schaffung einer zweiten Professur immer negativ eingestellt gewesen: «Ich glaube er befürchtete plötzlich im Schatten eines zweiten Soziologen zu stehen.» (Interview Eberle 2020)

[514] Eberle (Interview 2020) führt an, dass eine Nachfrage beim damaligen Vorsitzenden der volkswirtschaftlichen Abteilung und späteren Rektor Alfred Meier Mitte der 1970er Jahre ergeben habe, dass seitens der Abteilung durchaus Offenheit gegenüber einer zweiten Professur für Soziologie bestanden habe, dass aber sein «Chef» dies nicht wolle.

[515] Waren in den 1970er Jahren jeweils mehrheitlich zwischen 10 und 17 Studierenden eingeschrieben, fiel die Zahl im Jahrzehnt danach dramatisch zusammen (zwischen 1 und 7 Studierenden). (vgl. Jahresberichte der HSG von 1969 bis 1991 abrufbar über das Online Publikationsarchiv der HSG).

«Es ging abwärts. Das Interesse nahm ab. [...]. Und in den 80er Jahren hatten wir immer weniger Wirtschaftssoziologen. [...] Und am Schluss war eigentlich nur noch ein Student da. Das war dann eigentlich der letzte Wirtschaftssoziologe. [...] Der sass bei [Miller] in gewissen Vorlesungen ganz alleine da.» (Interview Eberle 2020)

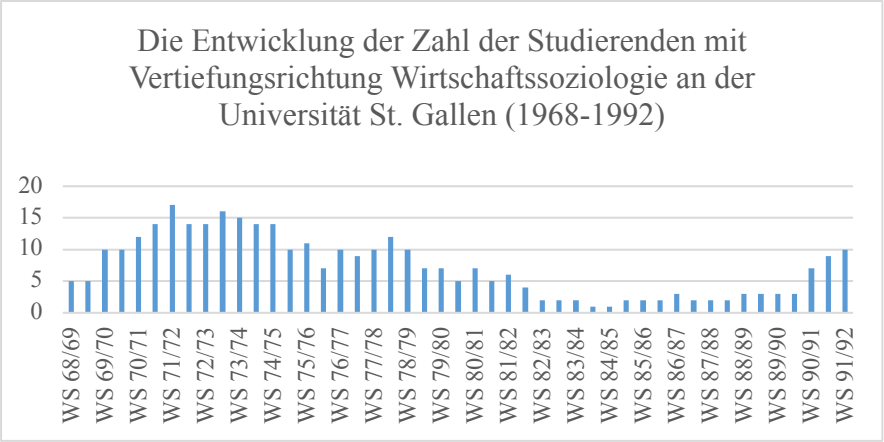


Abbildung 6: Entwicklung der Studierendenzahl der Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie zw. 1968-1992 Quelle: Jahresberichte der HSG zw. 1968 und 1992, abrufbar über das Online Publikationsarchiv der HSG.

Bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1988 bleibt Miller der einzige Professor für Soziologie an der HSG. Bis 1983 ist er der einzige formal Lehrberechtigte für Soziologie. Zwar wirken seine Assistierenden tatkräftig an Lehrveranstaltungen mit und halten diese bisweilen eigenständig, jedoch geschieht dies meist unter Millers Namen. Neben Miller unterrichten bis zu diesem Zeitpunkt keine weiteren Dozenten oder Lehrbeauftragte (dies verdeutlicht untenstehende Darstellung).

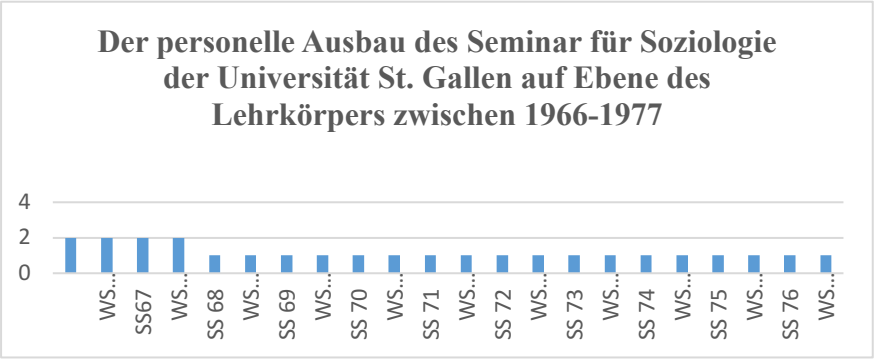


Abbildung 7: Entwicklung personeller Ausbau der Soziologie. Quelle: Vorlesungsverzeichnisse der HSG zw. 1966 und 1977, abrufbar über das Online Publikationsarchiv der HSG)

Auch die sonstige personelle Ausstattung des SfS bleibt im vorliegend betrachteten Zeitraum relativ konstant. Bis Ende der 1970er Jahre ist am SfS lediglich ein Assistierender tätig. Nach mehr als zehn Jahren im Amt wird Miller im Sommersemester 1979, als Reaktion auf eine Klage beim Rektorat über seine Arbeitslast, zusätzlich eine halbe Assistierendenstelle zugesprochen (vgl. Miller an Rektor Meier, Brief vom 30. September 1978, HSG 210-308). Ansonsten bleibt der Personalbestand des Seminars über die Jahre lange unverändert. Systematische Versuche zum Ausbau der Soziologie im Sinne der Erarbeitung einer langfristigen Strategie oder etwa eines Stellenplans für eine soziologische Forschungsstelle werden nicht unternommen. Erst kurz vor seiner Emeritierung erwirkt Miller 1986 die Errichtung einer vollamtlichen

Dozentur für seinen langjährigen Assistierenden Thomas S. Eberle, der seit 1983 bereits Lehraufträge für Soziologie wahrnahm.[516] Damit wächst der Lehrkörper definitiv auf zwei Personen an.

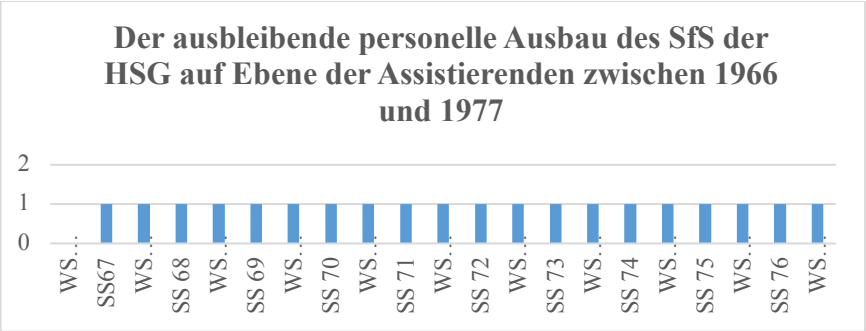


Abbildung 8: Entwicklung personeller Ausbau zwischen 1966 und 1977 (Quelle: Vorlesungsverzeichnisse der HSG zw. 1966 und 1977, abrufbar über das Online Publikationsarchiv der HSG)

Schliesslich wird am SfS im betrachteten Zeitraum (1966-1980) auch kaum geforscht. Die wenige Forschung erfolgt hauptsächlich im Rahmen von Qualifikationsarbeiten. Vereinzelt verfassen Studierende empirische Diplomarbeiten. Über die Jahre entsteht eine Hand voll Doktorarbeiten. Nur ein einziges Mal – kurz vor seiner Emeritierung – akquiriert Miller Drittmittel. 1985 fördert der SNF ein Projekt am SfS über den Zeitraum von 18 Monaten mit einem Beitrag von 160'000 CHF (Miller Andreas, «Meine Forschungstätigkeit, heute und in der nächsten Zukunft», Schreiben vom 24.

[516] Miller bemüht sich bereits 1982 um die Schaffung einer «Volldozentur» für Eberle (Miller an Rektor Meier, Brief vom 21. Februar 1982, HSGH 152-058). Einen weiteren Anlauf nimmt er 1984 (vgl. dazu Rektor Riklin an Miller, Brief vom 18. Juli 1984, HSG 152-058).

Juni 1986, HSGH 152-058).[517] Nach einem zähen Start wird das Projekt zwar durchgeführt, resultiert indes in keinerlei beachtenswerten Ergebnissen (Interview Eberle 2020).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Miller in seiner Funktion als Ordinarius der Soziologie nicht zur besseren hochschulinternen Verankerung verhilft. Vielmehr zementiert er den Status Quo ihrer Entwicklung. Während die Studierendenzahlen durchgängig auf tiefem Niveau sind, bleibt der Personalbestand des Seminars im betrachteten Zeitraum bis auf eine halbe Assistierendenstelle unverändert. Weder schöpft er die favorablen Bedingungen, unter denen er 1968 zum Ordinarius befördert wird, aus, noch nutzt er den Spielraum, den ihm die Hochschulleitung und die VWA eröffnen. So verzichtet er auf ihm zustehende – im Zusammenhang mit seiner Berufung ausgehandelte – personelle Ressourcen und wirkt lange nicht auf den Ausbau der Soziologie hin. Trotz vielversprechender Voraussetzungen verstreicht die Chance auf eine weitere Institutionalisierung der Soziologie aufgrund Millers Beanspruchung durch hochschulpolitische Geschäfte, aber auch bedingt durch sein mangelndes Interesse an Forschungsprojekten und einem personellen Ausbau, sowie wegen seiner Befürchtungen vor der möglichen Konkurrenz durch einen zweiten Professor. Ein einziges Mal bemüht sich Miller in den späten 1970er Jahren um die Schaffung einer zusätzlichen Assistierendenstelle (wobei ihm eine halbe bewilligt wird). Seine Forderung begründet er mit anhaltender Lehrüberlastung. Erst kurz vor seiner Emeritierung – als sein Ausscheiden aus der HSG bereits absehbar ist – setzt er sich für die Errichtung einer vollamtlichen Dozentur ein, um seinem langjährigen Assistierenden Thomas S. Eberle eine Perspektive an der Universität zu schaffen.

7.4.1.3. Zwischenvergleich

Sowohl in Zürich als auch in St. Gallen erscheinen die Bedingungen unter denen die betreffenden Ordinarien ihre Stelle antreten zunächst vielversprechend. An beiden

[517] Das entsprechende Forschungsprojekt über «Hemmnisse der Nutzung von Fördermassnahmen bei Bedarf nach technischer Neuerung in Kleinbetrieben» kommt aufgrund personeller Unstimmigkeiten nur schleppend in Gange und bleibt im Wesentlichen ergebnislos.

Universitäten schaffen verschiedene Akteure (in Zürich die philosophische Fakultät und ein Politiker im Kantonsrat; in St. Gallen Millers Vorgänger und die VWA) günstige Voraussetzungen für eine weiterführende Institutionalisierung der Soziologie.

Unterschiedlich ist die Ausgangslage der beiden Ordinarien insofern, als dass es in Zürich den Studierenden von Beginn weg möglich ist, Soziologie im Hauptfach zu studieren, während an der HSG die Disziplin lediglich im Rahmen einer Vertiefungsrichtung des volkswirtschaftlichen Lehrgangs belegt werden kann.

Darüber hinaus wird die Soziologie in Zürich im Zusammenhang mit der Errichtung des ersten Ordinariats für Soziologie als eigenständige Gegenwartswissenschaft beschrieben, während an der HSG weiterhin ein instrumentelles Verständnis der Soziologie[518] im Vordergrund steht (wenn dieses auch deutlich weniger stark ausgeprägt ist als noch zehn Jahre zuvor). Ungeachtet des unterschiedlichen Status, welcher der Soziologie an den untersuchten Hochschulen zugesprochen wird, ist die Ausgangslage der beiden Ordinarien in mehreren Aspekten vergleichbar. Beiderorts beschliessen die kantonalen Behörden Ende der 1960er Jahre die Errichtung eines Ordinariats für Soziologie mit ähnlicher personeller Ausstattung (in St. Gallen eine Assistierendenstelle, in Zürich zweieinhalb Assistierendenstellen). Beiden Ordinarien wird zum Stellenantritt die Gründung eines soziologischen Instituts bzw. einer soziologischen Forschungsstelle zugesichert. Und sowohl in St. Gallen als auch in Zürich ist die Förderung einer verstärkten Forschungsorientierung der Soziologie ein zentrales Anliegen der in die Berufung involvierten Akteure (Fakultät/Abteilung, Regierungsrat, etc.). So scheinen denn auch an beiden Hochschulen die Bedingungen für eine Entwicklung hin zu einer relativ eigenständigen Disziplin gegeben zu sein.
Während die Ausgangslagen der beiden Ordinarien in vielem vergleichbar sind, unterscheidet sich die Art und Weise, wie sie diesen begegnen, grundlegend. Heintz reizt den Spielraum, den ihm Fakultät, Politik und Verwaltung eröffnen mehr als aus und treibt die Institutionalisierung rasch voran. Kurz nach seiner Berufung gründet er das

[518] In den Ausführungen der VWA erscheint sie als Hilfswissenschaft im Dienste der Kernfächer der Hochschule.

Soziologische Institut der Universität Zürich, arbeitet rasch Anträge aus, fordert zusätzliche Stellen und lanciert erste Forschungsprojekte. Konsequent treibt er den personellen Ausbau über das anfänglich durch die kantonalen Behörden bewilligte Mass hinaus voran und reagiert geschickt mit Anträgen zum Ausbau der Soziologie auf die steigenden Studierendenzahlen. Miller hingegen lässt wiederholt Chancen für den Ausbau der Soziologie ungenutzt verstreichen. Weder gründet er ein Institut, noch schöpft er die verfügbaren personellen Ressourcen aus. Er beschäftigt sich vornehmlich mit Wissenschaftspolitik (ohne Bezug zur Soziologie) und der Lehre. Obwohl seine Professur als Forschungsprofessur konzipiert und über entsprechende Gelder finanziert ist, betreibt er selbst lange keine Forschung. Lange unternimmt er keine Versuche, um den Status der Soziologie an der Universität St. Gallen zu verbessern.

Trotz der vergleichbaren Ausgangslage entwickelt sich die Soziologie an den zwei Universitäten grundverschieden. Die Art und Weise wie die beiden Ordinarien mit den vergleichbaren Voraussetzungen umgehen ist grundlegend für die künftige Entwicklung der Soziologie. Die hervorgehobene Position des Ordinarius im organisatorischen Gefüge der Universität, ermöglicht es Heintz und Miller relativ frei auf die von Behörden, Politik und Fakultäts- bzw. Abteilungsvertretern ausgehandelten Bedingungen zu reagieren. Die beiden Ordinarien fällen denn auch diametral entgegengesetzte Richtungsentscheide. Die Art und Weise wie Heintz und Miller dem durch Fakultät/Abteilung, Politik und Verwaltung geschaffenen Spielraum begegnen, zeugt einerseits von unterschiedlichen persönlichen Interessen und strategischen Prioritätensetzungen, hängt andererseits wohl aber auch mit dem jeweiligen Kompetenzprofil zusammen. Dieses unterscheidet sich bei beiden grundlegend. Heintz setzt seinen Fokus auf Forschung, Miller rückt die Wissenschaftspolitik in den Vordergrund. Dabei ist die Ausgangssituation mit der sich die beiden konfrontiert sehen keineswegs trivial. Ein Institut aufzubauen, ein Team zusammenzustellen und zu leiten, den Lehrbetrieb auszugestalten und aufrechtzuerhalten, sowie Forschungsprojekte aufzugleisen, zu finanzieren und durchzuführen sind anspruchsvolle Aufgaben, die nicht

zwangsläufig jeder Person liegen, die ein Ordinariat besetzt.[519] Angesichts eines umfassenden Bündels an Herausforderung scheint es vermessen, bei den richtungsweisenden Entscheiden von Heintz und Miller hauptsächlich auf persönliche Interessen bzw. Neigungen abzustellen. Nebst grundlegenden wissenschaftlichen Fertigkeiten sind vor allem auch Organisations- und Führungskompetenz sowie Wissen um die Ressourcenbeschaffung nötig, um einen breit ausgerichteten Institutsbetrieb aufzubauen bzw. aufrechterhalten zu können. Damit sind spezifische Wissensbestände bezeichnet, die nun aber vielerorts nicht zentraler Teil der akademischen Ausbildung sind und auch später im akademischen Berufsalltag auf dem Weg zum Ordinariat nur bedingt angeeignet werden. Entsprechend kann das Nicht-Ausreizen eines vorhandenen Spielraums durchaus auch als eine Situation des «Nicht im Stande Seins» gedeutet werden. In solchen Fällen scheitert der Auf- bzw. Ausbau eines Instituts sowie auch von Forschungskapazitäten beispielsweise an fehlenden Kompetenzen, Unsicherheiten hinsichtlich bestimmter Aufgabengebiete oder schlichtweg Überforderung. Inwiefern dies vorliegend beispielsweise bei Miller der Fall war, lässt sich retrospektiv kaum beantworten. Letztlich lassen sich Auswirkungen der Schwerpunktsetzungen der beiden Ordinarien auf die jeweilige Institutionalisierung in Teilen wohl auch mit persönlichen Interessen und Stärken sowie auch individuellen Neigungs- und Fähigkeitsbarrieren erklären (vgl. Walter-Busch 1984, S.33).

7.4.2. Die Studierenden und ihre Erwartungen

Fakultätsanträge, Behördenentscheide und die Handlungen der jeweiligen Ordinarien stellen grundlegende Weichen für künftige Entwicklungen und Institutionalisierungsverläufe. Sie sind entscheidend für die Ausgestaltung der konkreten organisatorischen

[519] Wie entscheidend die konkrete Organisation des Institutsalltags bzw. von Forschung und Lehre, aber auch der direkte Umgang mit Mitarbeitern im Sinne von betriebswirtschaftlicher «Führung» für die Institutionalisierung ist, wurde bereits in Kapitel 5 gezeigt.

Grundlagen der Soziologie als universitärer Disziplin sowie ihrer spezifischen Ausrichtung an Hochschulen. Schliesslich sind sie aber vor allem auch im Kontext des Alltags zu betrachten, in dem sie situiert sind. In diesem Alltag spielen die Erwartungen von Studierenden an die Soziologie und ihre Involvierung in das Interaktionsgeschehen des jeweiligen soziologischen Instituts bzw. des betreffenden universitären Lehrbetriebs eine gewichtige Rolle. Entscheidend für die Herausbildung einer Wissenskultur, aber auch für den Verlauf der von einem Ordinarius vorgespurten Entwicklungsrichtung der Soziologie an einer Universität, ist nicht zuletzt die Art und Weise wie Studierende sich ins Studium hineingeben, wie sie dem Ordinarius im Alltag gegenüberstehen und wie sie an von diesem angestossenen Projekten mitwirken. Dynamiken aus studentischen Kreisen können Entwicklungstendenzen befördern (z.B. das Wachstum der Studierendenzahl oder eine verstärkte Forschungstätigkeit des jeweiligen Instituts bzw. Ordinarius). Gleichzeitig können die Erwartungen und Handlungen von Studierenden Entwicklungen auch hemmen oder in Frage stellen (bspw. über die kritische Mitarbeit an Studierendenzeitungen, das Organisieren alternativer Lehrformate oder die Besetzung von Institutsräumlichkeiten). Nachfolgend werden zunächst die Erwartungen thematisiert, die Soziologiestudierende in Zürich und St. Gallen Mitte der 1960er Jahre an die Soziologie selbst, das Soziologiestudium, aber auch konkret an Peter Heintz bzw. Andreas Miller richteten.

7.4.2.1. Zürich: gespannte Erwartung und rascher Anstieg der Studierendenzahlen

Während im Zürcher Kantonsrat Mitte der 1960er Jahre über die Errichtung eines soziologischen Instituts beraten wird, ist die Lücke noch nicht geschlossen, die der verstorbene Extraordinarius für Soziologie Alexander von Schelting im Vorlesungsprogramm hinterlassen hat. Zwar lehrt zu diesem Zeitpunkt der Privatdozent Andreas

Miller im Rahmen eines Lehrauftrags Soziologie.[520] Dennoch steht es den Studierenden nicht offen, Soziologie im Neben- oder Hauptfach zu wählen.[521] (Interview Levy 2017) Mangels der Möglichkeit Soziologie zu studieren belegen einige der späteren Soziologiestudenten zunächst Vorlesungen in Fächern wie Sozialpsychologie, Psychologie, Nationalökonomie, Pädagogik oder Ethnologie.

Als sich langsam aber sicher abzeichnet, dass die Disziplin in naher Zukunft als Studienrichtung eingeführt wird, kursieren bald Informationen zum künftigen Ordinarius. Dies weckt bei den Studierenden Erwartungen an die Soziologie und ihren ersten Lehrstuhlinhaber. Unter den ersten Studierenden, die bei Heintz Soziologie lernen, sind Volker Bornschier, später Ordinarius für Soziologie an der Universität Zürich, René Levy, später Ordinarius für Soziologie an der Universität Lausanne, Ellen Meyrat-Schlee, später Gründungsdirektorin der Schule für Gestaltung der Fachhochschule Aargau und Brigit Wehrli, später Direktorin der Stadtentwicklung Zürich. Alle vier entscheiden sich in Erwartung der baldigen Einführung der Soziologie als Studienrichtung für ein Studium in Zürich. Nachfolgend werden unter anderem ihre Erinnerungen an die Lancierung der Soziologie als Studienrichtung thematisiert, um die Atmosphäre zu beleuchten, die bei Heintz' Stellenantritt herrscht. Wie später zu zeigen ist, gründet die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Zürich in gewichtigem Masse auf der Involvierung der Studierenden über den eigentlichen Unterricht hinaus, und damit verbunden der Art und Weise, wie sie sich mit der Soziologie, dem Soziologischen Institut und Peter Heintz identifizieren. Die Grundstimmung am Institut sowie in den Lehrveranstaltungen und damit verbunden die Entwicklung der Soziologie an der Universität Zürich, ist während der ersten Jahre unter Heintz entscheidend geprägt durch das Zusammenspiel der Erwartungshaltung der Studierenden mit der Art und Weise, wie Heintz auf diese reagiert.

---

[520] Andreas Miller lehrt nach Ablegung seiner Habilitation von 1959-1965 als Privatdozent in Zürich. Sein Lehrauftrag lautet auf Bevölkerungslehre und angrenzende Gebiete der Soziologie.

[521] Dasselbe gilt für Gerhard Schmidtchen, damals Vizedirektor des Instituts für Demokospie in Allensbach.

Unter den ersten Soziologiestudierenden an der Universität Zürich ist René Levy. 1964 kommt er direkt von der Handelsschule an die Universität Zürich, um Soziologie zu studieren. Wie die anderen drei genannten Studierenden auch, schreibt er sich zunächst in eine andere Studienrichtungen ein.

> *«Nur einmal habe ich mir kurz überlegt, ob ich wirklich warten möchte, bis das dann wirklich zu Stande kommt. Denn man hat kein genaues Datum gekannt. Man hat nicht gewusst wann die Soziologie kommt, wann das Institut gegründet wird und wann der Professor berufen wird. Daher begann ich mit dem Studium der Psychologie [...] Aber eigentlich war schon bekannt, dass die Gründung eines Soziologischen Instituts politisch bereits akzeptiert war. Man wusste auch, dass die Universität in Verhandlungen mit einem Soziologen war. Irgendwann sickerte sein Name durch. Aber niemand hat ihn gekannt.»* (Interview Levy 2017)

Wie Levy beginnt auch Volker Bornschier sein Studium zunächst mit einer anderen Studienrichtung, als ursprünglich beabsichtigt:

> *«Ich wollte Soziologie studieren als Hintergrund für eine Tätigkeit als Journalist. […] Ich wollte die Welt durch Information verbessern. Da dachte ich, es sei eine gute Idee, Soziologie zu studieren. […] Als ich dann nach Zürich kam, war ich etwas enttäuscht, denn es gab da keine Soziologie. Eigentlich studierte ich dann Philosophie und Wirtschaftswissenschaften. Gleichzeitig besuchte ich Lehrveranstaltungen zu allen möglichen Themen, die mich interessierten. Ich war bereits im Begriff wegzugehen, als es hiess: Da kommt jemand direkt aus Lateinamerika.»* (Interview Bornschier 2019, S.1)

Bald verbreitet sich die Kunde, dass der künftige Ordinarius für Soziologie in Südamerika tätig ist. Dies faszinierte die jungen Studierenden und befeuert Erwartungshaltungen. Der Umstand, dass Heintz lange Jahre in Lateinamerika wirkte und von dort seine ersten Assistierenden mitbringt, verstärkt diese Wahrnehmung zusätzlich. «Wir waren beeindruckt, dass er aus Südamerika kam und seinen Tross mitbrachte.» (Interview Wehrli 2020) «Wir fanden das grossartig. Das war ein Abbild der weiten Welt, die Heintz mitbrachte, und in der er auch lebte» (Interview Bornschier 2019). Vor diesem Hintergrund geht Peter Heintz ein gewisser Nimbus voraus. Er verkörpert

eine weltoffene und international ausgerichtete Disziplin. Vor allem progressive und politisch aktive Studierenden interessieren sich in diesen Jahren zunehmend für Probleme der Dritten Welt. In einer Zeit, in der das Interesse für ‹Entwicklungsländer› zunimmt, begeistert Heintz' Tätigkeit für die UNESCO in Lateinamerika die Studierenden. Obwohl Heintz unter den Studierenden als Person und Soziologe vor seinem Stellenantritt nicht bekannt ist, beginnen sich diese Vorstellungen zu machen. «Das schien irgendwie vielversprechend. Er hatte eine sehr interessante Biographie.» (Interview Levy 2017)

Die Aufbruchsstimmung rund um Heintz' Ankunft in Zürich widerspiegelt sich – so berichtet Edmundo Fuenzalida, einer der ersten Assistenten von Heintz in Zürich – nicht zuletzt auch im Neubau am Zeltweg 63, in den das Soziologische Institut 1966 einzieht. «We were the very first to occupy the building. Everything was bright. And we were all excited about this new institute's beginning. We were under the impression that we were the very first to do sociology in Zurich.» (Interview Fuenzalida 2020) Das Gefühl, am Beginn von etwas Vielversprechendem teilzuhaben, wird durch den Einzug in den Neubau am Zeltweg verstärkt. Dieser wird in den kommenden Jahren zum zentralen räumlichen Bezugspunkt für Studierende, Assistierende und den neu gewählten Ordinarius.

Innert Kürze erfreut sich das Hauptfachstudium in Soziologie reger Beliebtheit; kontinuierlich steigen in den ersten Jahren die Studierendenzahlen. Heintz sei entgegengekommen, dass es sich bei der ersten Generation von Soziologiestudenten um «theoretisch ausgehungerte Menschen» gehandelt habe, die von anderen Disziplinen, aber auch «todlangweiligen Professoren» enttäuscht worden waren (Interview Meyrat-Schlee 2020; Interview Wehrli 2020). Auch Ellen Meyrat-Schlee kommt auf Umwegen zur Soziologie. Zunächst beginnt sie ihr Studium bei Gerhard Schmidtchen: «Ich belegte Sozialpsychologie, weil es ja praktisch nichts anderes gab. [...] Und dann kam

Peter Heintz wie der deus ex machina und bot uns an, bei ihm Soziologie zu betreiben.» (Interview Meyrat-Schlee[522] 2020)

Verschiedene Studierende empfinden die von Peter Heintz gelehrte Soziologie als neuartig und aufregend. Sie hat für viele den Glanz des Neuen. In dieser spezifischen Konstellation erscheint Heintz einer Reihe von Studierenden als regelrechte Lichtgestalt, der sie Bewunderung entgegenbringen. Sie werden von der Disziplin als auch der Person des Ordinarius gleichsam angezogen. «Wir hatten damals die Vorstellung, dass die Soziologie die Welt erhelle», beschreibt Bornschier rückblickend (Interview Bornschier, 2019, S.1). Rasch bildet sich eine Anhängerschaft bestehend aus älteren Studierenden, die zunächst andere Studienrichtungen belegten, und «blutjungen Anfängern», die direkt vom Gymnasium an die Universität kommen. Die Zusammensetzung der Studierenden ist relativ heterogen. Nebst den Fortgeschrittenen, die bereits über einen Rucksack, «an Vorbildung und konkreten Vorstellungen hinsichtlich der Soziologie verfügten, und einigen wenigen Studienbeginnern, die direkt aus der Praxis, z.B. aus dem Berufsfeld der Sozialarbeit kamen, waren es vor allem Schüler, die soeben die Matura absolviert hatten». (Interview Levy 2017) Gerade die jüngeren Studierenden sind voller Erwartung gegenüber der neu eingeführten Disziplin und begegnen dem ersten Soziologieprofessor der Universität Zürich teilweise – wie aus mehreren Interviews hervorgeht – geradezu ehrfürchtig. «Wir haben ihn eigentlich fast angeschaut wie einen Heiligen», berichtet Jean-Pierre Hoby (Interview Hoby 2020) Ähnlich beschreibt Brigit Wehrli die Wahrnehmung der Studierenden: «Er war von allem Anfang an eine besondere Figur. Ich weiss eigentlich gar nicht warum. Er hat fast etwas ... irgendetwas Heiliges an sich gehabt.» (Interview Wehrli 2020). Die Studierenden hätten regelrecht zu Heintz hochgeschaut, erzählt auch Levy: «Wir richtigen Anfänger waren ganz klein und hingen an den Lippen dieses Professors, der sozusagen Offenbarungen erzählte. Wir haben das mit relativ wenig Distanz begonnen.» (Interview Levy 2017)

Nebst der Disziplin selbst und der Person Peter Heintz, übt auch die forschungsorientierte Konzeption des Soziologiestudiums Anziehungskraft auf einzelne Studierende aus. Unter den ersten Studierenden ist auch Robert Blancpain. Zunächst beginnt er ein Ökonomiestudium, jedoch fasziniert ihn die Möglichkeit, direkt an konkreten Forschungsarbeiten mitzuwirken: «Als ich hörte, dass am Soziologischen Institut ein neuer Professor mit einem neuen Studienkonzept komme, wechselte ich nach drei Semestern zur Soziologie. Es hiess, dass man vom ersten Tag an in Projekte miteinsteigen könne, dass man an der Forschung teilhabe.» (Interview Blancpain 2020)

Während mehrere Studierende gebannt auf die Möglichkeit, Soziologie zu studieren, warten, fallen die Errichtung des ersten Ordinariats für Soziologie, die Gründung des Soziologischen Instituts und die Lancierung einer soziologischen Studienrichtung an der Universität Zürich zeitlich zusammen. Diese Ausgangslage resultiert in einem regelrechten Momentum, in dessen Folge unter den Beteiligten eine Art Aufbruchsstimmung aufkommt. Verstärkt wird diese durch den spezifischen Kontext der 68er Bewegung, in dessen Zusammenhang sich mehrere Studierende erhoffen, mit Hilfe der Soziologie auf die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse hinzuarbeiten.

Wie weiter unten zu zeigen ist, gelingt es Heintz, die Begeisterung der Studierenden im Rahmen des Soziologiestudiums aufrechtzuerhalten. Dies glückt ihm vor allem mittels der für Zürich damals neuartigen Konzeption des Forschungsstudiums. Von Beginn weg involviert er die Studierenden systematisch in Forschungsprojekte und den Institutsbetrieb. Zumindest ein Teil der Studierenden arbeitet im Zusammenhang des Forschungsstudiums mit Heintz und dessen Assistierenden auf gemeinsame Ziele hin. Diese Konstellation scheint für die Institutionalisierung und den personellen Ausbau der Soziologie – im Unterschied zu anderen Universitäten, wo sich Soziologieordinarien und Studierende in jenen Jahren eher feindselig gegenüberstehen – förderlich.

7.4.2.2. St. Gallen: geringes Interesse an der Soziologie – Die Soziologiestudierenden als Randgruppe

Während in Zürich eine Reihe junger Studierender die Ankunft des Ordinarius für Soziologie aus Lateinamerika gespannt erwartet und sich bald eine rasch wachsende

Anhängerschaft um Peter Heintz schart, zeigt sich die Situation in St. Gallen vergleichsweise verhalten. Ende der 60er Jahre ist die Soziologie als Disziplin in der deutschsprachigen Schweiz der breiten Bevölkerung noch wenig bekannt. Auch bei den Studierenden an der HSG stösst das Fach nur bedingt auf Interesse. In der Studentenzeitschrift Prisma schildert Aldo Haesler[523], Soziologiestudent und späterer Assistent Millers, in den Einführungsveranstaltungen in Philosophie, Soziologie, Geschichte und Oekonometrie (die von den Studierenden aller Studienrichtungen besucht werden) ein «unablässiges Sinken der Besucherzahl bis auf einen harten Kern»: «Erste Stunde, erstes Semester: 400 Besucher. Zweite Stunde: 150 Besucher. Dann so weiter bis 10 Besucher.» (Haesler 1978, S.35) Ähnlich berichtet auch der ehemalige Student Thomas S. Eberle über eine Einführungsvorlesung von Andreas Miller im Jahr 1969:

> *«Bei Miller [...] sind zunächst einmal alle schauen gekommen. [...] Und am Schluss waren wir in unserem Jahrgang lediglich noch 5, 6 oder 7 Leute. Und das waren damals, als ich in die HSG eingetreten bin, schon etwa 500 Studierende pro Jahrgang.»* (Interview Eberle 2020)

Die Geistes- und Sozialwissenschaften haben in den 1970er Jahre an der Universität St. Gallen einen schweren Stand und sind bei den Studierenden wenig beliebt. Die Soziologie sei ein «typisches Nebenfach [gewesen], das das Gros der Studierenden nicht sonderlich interessierte.» (schriftliche Kommunikation Strehle[524] 2020) Die wenigsten kommen in jenen Jahren an die als Kaderschmiede für Wirtschaft und Verwaltung bekannte HSG, um sich in das Gebiet der Soziologie zu vertiefen, geschweige denn um Soziologie zu studieren.

---

[523] Aldo Haesler wirkt seit 2001 als Ordinarius für Soziologie an der Universität Caen.

[524] Andreas Strehle, geb. 1951, studierte in den 1970er Jahren Wirtschaftswissenschaften an der HSG und promovierte ebenda 1978. Mitte der 70er Jahre war er Assistent von Andreas Miller.

Von den wenigen Studierenden, die sich 1969 für Wirtschaftssoziologie entscheiden, wechseln einige nach kurzer Zeit die Studienrichtung oder verlassen die HSG (z.B. Richtung FU Berlin)[525]. Um trotz der geringen Anzahl an Studierenden eine gewisse Seminargrösse sicherzustellen, werden Studierende aus verschiedenen Semestern in Seminaren zusammengelegt.

> *«Man hat dann beide Jahrgänge zusammengenommen, also das fünfte und das siebte Semester und das sechste und das achte Semester, damit es eine sinnvolle Seminargrösse gab. Anfang der 1970er Jahre waren wir auf diese Weise etwa 15 bis 16 Leute. Das war natürlich relativ wenig, sprich lediglich etwa sieben bis acht Studierende pro Jahrgang.»* (Interview Eberle 2020)

Obwohl die Vertiefungsrichtung kein Äquivalent zu einem Soziologiestudium darstellt und bei den Studierenden wenig beliebt ist, bedeutet sie über die Jahre hinweg für einzelne Absolventen den Einstieg in eine Karriere im Feld der Soziologie. Drei ehemalige ‹Wirtschaftssoziologen› der HSG bekleiden später gar Professuren an verschiedenen Hochschulen.[526]

Die marginale Stellung der Soziologie lässt sich indes nicht allein mit mangelndem Interesse seitens der Studierenden oder etwa der Unzufriedenheit mit dem Ordinarius für Soziologie erklären. Vielmehr ist sie bereits in der Studienstruktur angelegt. 1975 klagt der junge Soziologe und Dozent für Sozialpsychologie, Emil-Walter Busch, dass dem HSG-Studierenden «wegen seiner hohen Stundenbelastung und dem ständigen Prüfungsdruck [...] sowohl die Gelegenheit wie die Motivation zur Vertiefung in ein

[525] Im Wintersemester 1968/69 schreiben sich nur fünf ein (Vgl. HSG 1969). Schon nach kurzer Zeit wechselt die Mehrheit davon die Vertiefungsrichtung (vgl. Interview Schatz 2020).

[526] Zu nennen sind Thomas S. Eberle, emeritierter Titularprofessor für Soziologie an der Universität St.Gallen, Aldo Haesler, Ordinarius für Soziologie an der Universität Caen Basse-Normandie in Frankreich, und Christoph Maeder Professor für Bildungssoziologie und Mitglied des Forschungszentrums «Kindheiten in Schule und Gesellschaft» der Pädagogischen Hochschule Zürich.

Spezialgebiet, auf dem er echte, originelle Erkundungsarbeiten erbringen könnte», fehle (Walter-Busch 1975, S.10). Während der Grundstufe (1. bis 4. Semester) steht das Bestehen von Prüfungen und das Erlangen von sogenannten Scheinen[527], die man zum Eintritt in die Lizenziatsstufe vorweisen muss, im Vordergrund. Die meisten Studierenden hätten sich daher – so Haesler – auf «die harten Fächer[528] konzentriert, die man unbedingt belegen musste [und in denen] die Ausfallquote gross» war (Interview Haesler 2020*)*. Bedingt durch den ständigen Prüfungsdruck geraten in der Grundstufe sozialwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Disziplinen wie Philosophie, Geschichte oder Soziologie in den Hintergrund. Entsprechend entfaltet sich auch bei einzelnen Studierenden ein allfälliges Interesse für Soziologie oft erst später – wenn überhaupt (Interview Haesler 2020). So zum Beispiel im Falle von Aldo Haesler, der zunächst beabsichtigt, in Basel Philosophie zu studieren, dann aber, nachdem dies nicht klappt, auf Wunsch seines Vaters an die HSG wechselt. Von Beginn weg fühlt er sich in St. Gallen nicht wohl. Immer wieder hadert er mit seiner Studienwahl:

> *«Ich bin hier in St. Gallen gelandet, in einer völlig trostlosen Situation. Es hat die ganze Zeit geregnet. Und ich bin mit ungeheuren Fächern konfrontiert worden, und zwar schon am ersten Tag. BWL, VWL, Statistik, alles Sachen, die mich überhaupt nicht interessiert haben. Im Gegenteil, es hat mir eigentlich gegraust.»* (Interview Haesler 2020)

Trotzdem bleibt Haesler an der HSG und rackert sich an den Pflichtfächern ab. Um die Grundstufe zu bestehen, muss er arbeiten wie ein «Wahnsinniger». Gefallen findet er anfangs einzig an Mathematik und Philosophie. Für die Soziologie interessiert er sich zu diesem Zeitpunkt hingegen noch nicht. Erst auf der Lizenziatsstufe sieht sich Haesler mit dieser konfrontiert. Die Soziologie erscheint ihm und einem befreundeten Kommilitonen als einzige Alternative zum Abbruch des Studiums (Interview Haesler 2020).

---

[527] Für bestandene Prüfungen erhalten die Studierenden sogenannte Scheine.

[528] Gemeint sind damit vor allem Volkswirtschafts- als auch Betriebswirtschaftslehre und Recht.

> *«Wir haben gewusst, dass es einen Soziologen namens Miller gibt. Wir haben ihn aber nicht gekannt. Dennoch entschieden wir uns für Wirtschaftssoziologie, [...], denn wir hatten eigentlich keine andere Wahl. Ansonsten hätten wir wohl das Studium aufgegeben».* (Interview Haesler 2020)

Auch die anderen Studierenden, die sich für Wirtschaftssoziologie entschieden hätten, seien nicht typisch für die HSG gewesen. Sie hätten vielmehr eine Randgruppe dargestellt. Auch Eberle gehört zu jenen, die sich in den ersten zehn Jahren in die neue Vertiefungsrichtung einschreiben (Studium 1969-1975). Er kommt an die HSG, da es die ökonomische Lage seiner Familie nicht erlaubt, andernorts zu studieren[529]. In St. Gallen geboren und aufgewachsen, besucht Eberle bereits während des Gymnasiums eine öffentliche Vorlesung von Miller. Ihr Gegenstand ist die Soziologie der Entwicklungsländer (Interview Eberle 2020). Der Wunsch, Soziologie zu studieren, rührt von seinem Interesse an gesellschaftlichen Veränderungen. Mit der Absicht, sich in die Soziologie zu vertiefen, tritt er 1969 an der HSG das Studium der Wirtschaftswissenschaften an. Wie wohl viele seiner Studienkollegen und -kolleginnen auch, hat der junge St. Galler damals indes kein klares Verständnis von der Disziplin.

> *«Man hat im Allgemeinen nicht gewusst, was das ist. Es war etwas Neues. Gleichzeitig war es nicht sehr verbreitet, Soziologie zu studieren. Später wurde es dann zunehmend modisch, sich mit gesellschaftlichen Fragen auseinanderzusetzen. Das war vorher nicht so. Man hat sich wohl mit Teilfragen beschäftigt, aber irgendwie die gesellschaftliche Verfasstheit als Ganzes nicht ins Auge gefasst. Mich hat das als Thema eigentlich schon immer angezogen.»* (Interview Eberle 2020)

Wie Haesler findet auch Eberle von Beginn weg vor allem an den Fächern Gefallen, die im Grundstudium von untergeordneter Bedeutung sind. Er nutzt jede Gelegenheit,

[529] Eberles Bruder studierte zu diesem Zeitpunkt bereits in Zürich an der ETH. Den Eltern wäre es nicht möglich gewesen, dem zweiten Sohn ebenfalls ein Studium ausserhalb von St. Gallen zu finanzieren (Interview Eberle 2020).

sich der Soziologie zu widmen. Regelmässig besucht er Millers Soziologie-Veranstaltungen, hört dessen öffentliche Vorlesungen und geht konsequent den Interessen nach, die für ihn im Vordergrund stehen. Dies sind, nebst der Soziologie, Philosophie und Psychologie.

> *«Ich habe eigentlich die ganze Grundstufe primär diese drei Fächer besucht. Und das andere habe ich einfach so nebenbei gemacht. Häufig habe ich die entsprechenden Veranstaltungen gar nicht besucht und deren Stoff nur anhand der Skripte auf die Prüfungen gelernt.»* (Interview Eberle 2020)

Die Vertiefungsrichtung Wirtschafssoziologie stellt sich bald als «Auffangbecken» für verschiedene Studierende heraus, darunter jene «die im Laufe des Studiums gemerkt [hatten], dass das, was geboten wurde und nach HSG geklungen hat, für sie eigentlich nicht passte.» (Interview Haesler 2020) Für die neu geschaffenen Vertiefungsrichtung entscheiden sich Studierende, die sich primär für Soziologie interessieren (vgl. Interview Blumenthal 2020), solche die von den Hauptfächern der HSG enttäuscht sind, aber auch politisch engagierte Studierende, die sich mit der 68er Bewegung identifizieren. Das Gros der karriereorientierten Studierenden habe indes wenig Interesse an Soziologie bekundet (schriftliche Kommunikation Strehle, 16. März 2020).

Auch Andreas Strehle studiert in den 1970er Jahren an der HSG. Als 68er fühlt er sich zu den Fächern Soziologie, Philosophie und Geschichte hingezogen. Sie helfen ihm, «die Gesellschaft und den Menschen als soziales Wesen zu begreifen». Es seien vor allem die politisch etwas oppositionelleren Studierenden gewesen, die sich für die Wirtschaftssoziologie entschieden hätten (schriftliche Kommunikation Strehle, 16. März 2020).

Die Studierenden der Wirtschaftssoziologie erscheinen als versprengtes Grüppchen, mehrere von ihnen vertreten progressive und teils linke politische Anliegen. Damit stehen sie in starkem Kontrast zum wertekonservativen Miller (Interview Eberle 2020). Auch decken sich ihre Erwartungen an die Soziologie kaum mit dessen Vorstellungen.

Unter jenen, die sich für Wirtschaftssoziologie entscheiden, herrscht entsprechend keine vergleichbare Aufbruchsstimmung wie in denselben Jahren in Zürich. Weder fasziniert sie der Ordinarius für Soziologe, noch werden die Stellung der Soziologie an der HSG und ihre konkrete Ausrichtung ihren Vorstellungen gerecht. Einige sind gar ernüchtert. Mitte der 70er Jahre regt sich unter ihnen Kritik am mangelhaften Ausbau der Soziologie sowie ganz generell der Sozialwissenschaften. Während Miller kein Interesse am Ausbau der Soziologie zeigt[530], setzen sich vereinzelte Studierende als auch ein Mitglied des Lehrkörpers[531] für ihre bessere Institutionalisierung an der HSG ein.

In der Studierendenzeitschrift Prisma stellt Eberle 1974 die Ausrichtung der Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie in Frage. Es sei «eine Illusion zu glauben, man könne Wirtschaftssoziologie für sich studieren [...] ohne dass zuerst ausreichende Grundlagen in der Allgemeinen Soziologischen Theorie vorhanden» seien (Eberle 1974, S. 11). Überhaupt zeige «die krasse Untervertretung von Sozialwissenschaften wie Soziologie, Politologie und (Sozial-)Psychologie [...], dass diesen Disziplinen eine reine Legitimationsfunktion zukommt, damit das Anhängsel ‹und Sozialwissenschaften› [im Namen der Hochschule] überhaupt geführt werden darf.» (Eberle 1974, S. 10). Weiter bemängelt Eberle, dass bis zum damaligen Zeitpunkt kein sozialwissenschaftliches Institut besteht. «Schon ein nur oberflächlicher Blick auf die Grösse der Wirtschaftsinstitute [offenbart], wo der Hund (und welcher Hund) begraben liegt, gibt es doch – trotz zunehmender Wichtigkeit dieser Disziplinen – weder ein Institut für Soziologie, noch eines für Psychologie, von Sozialphilosophie gar nicht zu reden.» (Eberle 1974, S. 10)

Im Folgejahr kritisiert auch der Präsident der Studentenschaft Beat Wagner in einer Ansprache die mangelhafte Institutionalisierung der Soziologie an der HSG. Diese

[530] vgl. Interview Eberle 2020: «Miller und ich hatten sehr unterschiedliche Ansichten in Bezug auf Soziologie, nicht nur was den Inhalt anbelangt hat, sondern auch was den Status anbelangt hat. Ich war immer dafür, dass man einen zweiten Soziologen haben muss, dass man die Soziologie ausbauen muss. Dass die Soziologie wichtiger werden muss an der HSG..»

[531] gemeint ist hier Emil Walter-Busch.

würde trotz ihrer «eminente[n] Bedeutung» wie auch die Psychologie «stiefmütterlich behandelt». Es sei «ein unhaltbarer Zustand [...], dass an einer sozialwissenschaftlichen Hochschule, die so viel von sich hält, Soziologie sozusagen mit der linken Hand erledigt wird, ohne damit eine politische Anspielung zu beabsichtigen. Ihr müssen endlich der im Rahmen der nicht-wirtschaftlichen Fächern zukommende Rang eingeräumt und die erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden.» (Wagner 1975)

Die vorliegenden Ausführungen zeugen davon, dass ein Grossteil der Studierenden Ende der 1960er kaum Interesse an der Soziologie als Lehrfach zeigt. Gleichzeitig werden die Erwartungen der wenigen, die sich für die Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie entscheiden, nur bedingt erfüllt. Weder begeistert sie Miller, noch sind sie fasziniert von dessen Vorstellungen von Soziologie. Sie haben ein eher distanziertes Verhältnis zum Ordinarius. Die fehlende Passung zwischen den Erwartungen der Studierenden und den Vorstellungen Millers wirken sich derweilen nicht günstig auf die Institutionalisierung der Soziologie an der HSG sowie ihren personellen Ausbau aus.

7.4.2.3. Zwischenvergleich

Die Erwartungen der Studierenden und ihr Verhältnis zur Soziologie sowie zum jeweiligen Ordinarius sind bedeutsam für die Institutionalisierung der Disziplin.

Die Art und Weise wie die Studierenden der Soziologie gegenüberstehen, unterscheidet sich an den beiden Universitäten grundlegend. Während die Einführung der Disziplin als Studienrichtung an der Universität Zürich von mehreren Studierenden gespannt erwartet wird und die Soziologie rasch grossen Zulauf hat, interessiert sich in St. Gallen von Beginn weg lediglich ein versprengtes Grüppchen für die Disziplin. Die betreffenden Personen gelangen mehrfach erst nach Umwegen – bspw. aus Unzufriedenheit mit anderen Disziplinen – zur Soziologie. Die Soziologie wird in St. Gallen entsprechend weniger erwartet, als vielmehr von vereinzelten Studierenden im Laufe des Studiums entdeckt.

Die Wahrnehmung der Soziologie hängt in Zürich in vielen Belangen mit der Person des Ordinarius zusammen. Heintz Tätigkeit in Lateinamerika, der Umstand, dass er Assistierende aus Chile nach Zürich bringt und seine weltgewandte Art faszinieren

viele Studierenden. Er selbst hat eine liberale Haltung und versteht sich als Anarchist, hält sich aber aus politischen Fragen raus. Viele bewundern Heintz, einige sehen in ihm gar eine Lichtgestalt. Entsprechend gross ist die Bereitschaft der Studierenden sich am SI zu engagieren. Die Erwartungen und das Engagement von Teilen der Studierenden befördern von Beginn weg die Entwicklung hin zu einer ausgeprägten Forschungstätigkeit sowie auch den raschen personellen Ausbau der Soziologie (beide Entwicklungen tragen die Studierenden in entscheidendem Masse mit). Heintz steht dem Engagement der Soziologiestudierenden, das bisweilen auch politisch motiviert ist, grundsätzlich wohlwollend gegenüber, ohne selbst eindeutig Stellung zu beziehen. Kritische Forschungsarbeiten zu den Globuskrawallen, die von Studierenden in Eigenregie durchgeführt werden, verteidigt er in der Öffentlichkeit. Damit holt er mitunter auch jene Studierenden ab, die in der Studentenbewegung aktiv sind. Von Beginn weg engagieren sich viele auch in ihrer Freizeit im Zusammenhang mit Forschungsprojekten etc. am Soziologischen Institut.

In St. Gallen besteht hingegen von Anfang an kaum Interesse an der Soziologie. Mit seiner wertkonservativen Haltung und seiner professoralen Art stösst Andreas Miller bei den eher progressiven Soziologiestudierenden auf wenig Begeisterung. In der Einführungsvorlesung zur Soziologie nimmt die Besucherzahl regelmässig nach der ersten Sitzung rapide ab. Während die Erwartungen der Studierenden an der Universität Zürich in eine ausgeprägte Forschungsdynamik und einen raschen personellen Ausbau der Soziologie münden, scheinen die Studierenden in St. Gallen – bis auf wenige Ausnahmen – wenig motiviert, sich mit der ‹neuen› Disziplin auseinanderzusetzen. Während sich in Zürich die Studierenden in Forschungsprojekten engagieren, in den Institutsbetrieb involviert sind und gleichsam mit dem Ordinarius und seinen Mitarbeitern an einem Strang ziehen, äussern sich die wenigen Soziologiestudierenden in St. Gallen kritisch zu deren inneruniversitären Status. Mitte der 1970er Jahre bemängeln mehrere Studierende und ein Dozierender die mangelhafte Institutionalisierung der Soziologie sowie die Studienstruktur, die sich ungünstig auf ein allfälliges Interesse einzelner Studierender für die Disziplin auswirke. In Eigenregie exponieren sie sich zu Gunsten des Ausbaus der Soziologie, während Miller diesen selbst inneruniversitär nicht fordert. Ihre Versuche auf eine bessere Verankerung der Soziologie an

der HSG hinzuwirken, stehen im Widerspruch zur vom Ordinarius beförderten Entwicklungsrichtung und verhallen entsprechend ohne Wirkung.

Der Analyseaspekt der Erwartungen der Studierenden verdeutlicht, dass die Erwartungen der Studierenden durchaus Einfluss auf die Institutionalisierung der Soziologie zeitigen können, insbesondere dann, wenn sie involviert werden und sich dadurch mit der Soziologie bzw. einer soziologischen Organisationseinheit identifizieren.

7.4.3. Das Unterrichten der Soziologie

Vorlesungen, Seminare und Übungen sind für die Institutionalisierung der Soziologie, sowie auch die Herausbildung spezifischer Wissenskulturen bedeutsam. Die Ausgestaltung des Studiums, die Rolle der Lehrpersonen, ihr Lehrstil sowie auch die verwendeten Methoden und Formate des Unterrichts sind grundlegend für die Sozialisierung der Studierenden ins Feld der Soziologie. Im Rahmen von Lehrveranstaltungen machen sich diese mit soziologischen Theorien, Studien und Methoden vertraut. Dabei festigen sich Vorstellungen zur Soziologie als Wissenschaft, der Art und Weise wie sie zu betreiben ist, sowie auch zu den Fragen, welche sie zu untersuchen hat. Dies ist wiederum für die Herausbildung lokaler Wissenskulturen, die Institutionalisierung universitätseigener Traditionen von Soziologie (bzw. auch für die Frage, ob bspw. ‹Schüler› das eigene Werk weiterführen) aber auch für den Aufbau von lokalen Forschungsschwerpunkten wichtig. Über die Sozialisierung in ein Wissenschaftsgebiet hinaus ist der Unterricht aber auch entscheidend für den Verlauf der jeweiligen lokalen Entwicklungsdynamiken. Er kann Ausgangspunkt vielversprechender Entwicklungen sein, die beispielsweise im personellen Ausbau der Soziologie münden, er kann aber auch die verfügbaren personellen Ressourcen binden, so dass diese nicht anderen Bereichen (wie beispielsweise der Forschung) zugeführt werden und damit tendenziell eher der Status Quo bewahrt wird. Im Unterricht treffen die oben thematisierten Erwartungen von Studierenden auf ein reales Gegenüber. Hier sind sie mit konkreten Lehrformaten und -inhalten konfrontiert. In Vorlesungen und Seminaren ergeben sich aber auch spezifische mikropolitische Konstellationen, in denen unterschiedliche Interessen und Vorstellungen aufeinanderprallen. Dabei kann Begeiste-

rung geweckt oder aber auch Frust ausgelöst werden. Dies kann wiederum Auswirkungen auf die Studierendenzahlen, oder konkrete Forschungsaktivitäten zeitigen. Wie später zu zeigen ist, hängen Identifikation und Engagement der Studierenden in Zürich und St. Gallen im untersuchten Zeitraum und damit verbunden auch der konkrete Nutzen, den die einzelnen Ordinarien für die eigene Forschung oder die lokale Institutionalisierung der Soziologie aus Lehrveranstaltungen ziehen können, nicht zuletzt von der Ausgestaltung von Lehrveranstaltungen und -Formaten, sowie vom Lehrstil, dem Auftreten der jeweiligen Ordinarien und dem Zusammentreffen zwischen Lehrpersonen und Studierenden ab. Im Unterricht stehen sich im Alltagsgeschehen beiderorts Studierende und Ordinarius gegenüber. Inwiefern vermögen die Lehrpersonen die Studierenden für die Soziologie generell, für spezifische theoretische Ansätze oder aber das empirische Forschen zu begeistern? In der Lehre haben Heintz und Miller gewissermassen die Möglichkeit auf die Erwartungen und Vorstellungen der Studierenden zu reagieren. Wie sie das tun, bzw. die Art und Weise wie Heintz und Miller an den beiden Universitäten den Unterricht konzipieren und durchführen wird nachfolgend eingehend beleuchtet.

Einerseits betrachten wir die generelle Ausrichtung des Soziologiestudiums an den Universitäten Zürich und St. Gallen ab den ausgehenden 1960er Jahren und andererseits den konkreten Lehrstil der beiden Ordinarien Peter Heintz und Andreas Miller in Vorlesungen und Seminaren.

7.4.3.1. Zürich: Ausrichtung des Studiums und Lehrstil von Peter Heintz

Vor Heintz Berufung im Jahr 1966 ist die Soziologie als Lehrfach lediglich im Rahmen einzelner Lehraufträge an der Universität Zürich präsent. Im Anschluss an das verfrühte Ausscheiden Alexander von Schelting 1963 befindet sich die Soziologie einige Jahre in der Schwebe. Erst mit Heintz Berufung wird sie zur eigenständigen Studienrichtung. Als Heintz seine Stelle antritt bestehen noch keine Strukturen und Lehrgefässe für den Soziologieunterricht. Entsprechend muss Heintz nicht auf Bestehendes reagieren, sondern kann vor dem Hintergrund der von Fakultät, Behörden und Politik vorgezeichneten Bedingungen das Soziologiestudium von Grund auf neu denken. Angesichts dieser Ausgangslage konzipiert Heintz eine eigene Art des Soziologiestudiums.

7.4.3.1.1. Das «Forschungsstudium» – Verschränkung von Forschung und Lehre

Peter Heintz' Konzeption der Studienrichtung Soziologie zeichnet sich durch eine ausgeprägte Verschränkung von Forschung und Lehre aus. Das Soziologiestudium versteht er als «reale wissenschaftliche Aktivität» bzw. als Auseinandersetzung mit der Welt ausserhalb der Universität. Die Studienstruktur, die Heintz in Zürich begründet, ist konsequent auf das forschende Tätigwerden ausgerichtet. Von Beginn weg macht er die Studierenden zu seinen Mitarbeitenden, involviert sie in seine eigenen Projekte und überträgt ihnen konkret Verantwortung. Dies ist voraussetzungsreich und erfordert eine ausgeklügelte Organisation von Studium und Institut. Dabei ist die Vermittlung des nötigen methodischen und theoretischen Rüstzeugs und damit die Befähigung zur Mitarbeit an Forschungsprojekten zentral. Heintz' ausgeprägtes Verständnis der Soziologie als «hard science» sowie sein ausgefeiltes makrosoziologisches Theoriegebäude dienen den Studierenden als auch den Assistierenden für die Arbeit an Forschungsprojekten als Kompass. Im Studium stehen sie entsprechend im Vordergrund. Vermittelt werden sie vor allem im Rahmen von Vorlesungen vielfach im Modus des Frontalunterrichts. Zentral für das Studium ist eine von Heintz verfasste «Einführung in die Soziologie», die auf einem in spanischer Sprache verfassten «Curso de Sociologíca» aus dem Jahr 1960 basiert (Heintz 1968, S.V). Darin werden die Studierenden nicht etwa mit Ideengeschichte, sondern vor alle mit thematischen Bereichen der Soziologie konfrontiert (bspw. Macht und Prestige, die Mode als gesellschaftliches Phänomen, die Wanderung vom Land in die Stadt, etc.) «Die klassische text- und autorenorientierte akademische Ausbildung musste man sich, wenn man Bedarf hatte, ausserhalb holen.» (Schriftliche Kommunikation Obrecht, 2. Juni 2020)

Nebst den eher auf Theorie und Forschungsmethodik ausgerichteten Vorlesungen bestreiten die Studierenden den Forschungsteil des Studiums mehrheitlich kooperativ und relativ autonom in Kleingruppen. In diesem Bereich des Studiums sind vor allem Heintz Assistierende aktiv. In den ausgehenden 1960er Jahren betreut jeder von ihnen eine Forschungsgruppe (das Forschungsstudium wird unter 7.4.4. vertieft betrachtet).

Die Ausrichtung des Studiums wirkt sich auf verschiedene Weise aus. Einerseits werden die Studierenden in eine forschungsorientierte und theoretisch eindeutig verortete Tradition der Soziologie eingeführt. Dabei sammeln sie Kenntnisse in den unterschiedlichsten Bereichen wissenschaftlicher Tätigkeit (wie theoretischem Denken, empirischem Arbeiten, Präsentieren und Publizieren). Dies resultiert mitunter auch in einer erhöhten Identifikation mit der Soziologie, dem Soziologischen Institut und dem Studium. Im Rückblick schildern ehemalige Studierende, wie sie sich damals aufgrund des Mitwirkens an ‹echten› Forschungsprojekten «in diesem ganzen soziologisch-akademischen Bereich als eine Elite verstanden hätten» (Interview Blancpain 2020) oder aufgrund einer frühen Publikation im institutseigenen Bulletin «fast schon das Gefühl [gehabt hätten] akademisch halbwegs anerkannt» zu sein (Interview Hoby 2020). Andererseits entfaltet das Soziologische Institut durch die Involvierung der Studierenden in konkrete Projekte innert kurzer Zeit eine bemerkenswerte Forschungsaktivität. Fuenzalida beschreibt Heintz' Lehrkonzeption denn auch als Modell, in dem Lehre und Forschung geschickt miteinander verknüpft werden: «Heintz defined his teaching as research. He was doing his own research with [...] students who were like his assistants, that was the model to produce articles and books.» (Interview Fuenzalida 2020) Innert kurzer Zeit kann Heintz so eine Vielzahl von Forschungsprojekten durchführen. Die Konzeption der Soziologieausbildung als integriertes Forschungsstudium umfasst auch das wissenschaftliche Publizieren. Die Studierenden lernen nicht nur theoretische Inhalte und das Erheben als auch Auswerten und Analysieren von Daten, sondern vor allem auch früh im Studium das publikationsorientierte Schreiben von Texten. Gerade in den Anfangsjahren des Soziologischen Instituts veröffentlichen Studierende verschiedentlich im institutseigenen Bulletin, aber auch in Fachzeitschriften oder teilweise gar in der Form von Monographien (wie bspw. Held & Levy 1974). Auf diese Weise entsteht innert weniger Jahre eine Vielzahl von Publikationen.

7.4.3.1.2. Heintz als Lehrer

Heintz deckt in der Studienrichtung Soziologie vor allem die theoretische und methodische Ausbildung ab. Die konkrete Arbeit an Forschungsprojekten und damit die Forschungsausbildung delegiert er abgesehen vom Festlegen grundlegender Rahmenbedingungen und Zielsetzungen an seine Assistierenden (siehe zur Organisation des

Forschungsstudiums Kap. 7.4.3.1.3.). In Vorlesungen unterrichtet Heintz frontal. In der Regel spricht er frei, während er vor der Wandtafel auf und abschreitet. Zu Interaktionen mit den Studierenden kommt es kaum. Trotz seines klassischen Lehrstils vermag Heintz die Studierenden mit seinen Lehrveranstaltungen zu mobilisieren.[532] Er habe weniger explizit gelehrt, als vielmehr vorgedacht (Interview Blancpain 2020). Als Hilfestellung fungiert dabei vielfach einzig stichwortartige Notizen (Interview Obrecht 2020). Während seine Vorlesung kaum interaktiv gestaltet ist, involviert Heintz die Studierenden indirekt über die Diskussion der von ihnen generierten Daten. Vielfach macht er Bezüge zu aktuellen Forschungsprojekten des Instituts und analysiert aus dem Stehgreif Daten, die ihm erst am Morgen vor der Vorlesung von den Studierenden aus dem Rechenzentrum überbracht werden. Was diesen imponiert.

> *«Wir sind unglaublich stolz gewesen, als wir vom Rechenzentrum mit Computer-Output in die Vorlesung kamen. Es war ein gutes Gefühl so ein Paket Papier auf die Bank knallen zu können, voller Daten mit denen wir gerade gearbeitet hatten.»* (Interview Levy 2017)

Vielfach schildert Heintz konkrete Beispiele aus fernen Ländern und erzählt spannend. Davon sind die jungen Studierenden beeindruckt (Interview Bornschier 2020, Interview Meyrat-Schlee 2020). Sie nehmen ihn als «weltmännisch und kosmopolitisch» wahr, sehen ihn als «Weltbürger» (Interview Meyrat-Schlee 2020, Interview Bornschier 2019). Soziologischen Ausführungen fügt Heintz oft Anekdoten bei. Immer wieder schöpft er aus seinen Erfahrungen in Lateinamerika. Im Vorlesungssaal sei gewissermassen die Welt vorgetragen worden. (Interview Bornschier 2020) Trotz anschaulicher Beispiele hätten sich die Vorlesungen auf einem hohen «Niveau von Analytizität» befunden und seien herausfordernd gewesen (Interview Obrecht 2020).

> *«Er hat vorgemacht, wie man soziologisch denkt. So ist er – gewissermassen*

[532] Heintz' Vorlesungen seien gut besucht gewesen. (Interview Bornschier 2020) Seine Lehrveranstaltungen habe Heintz stets auf die Mittagsstunden angesetzt. Dies habe den Effekt gehabt, dass vermehrt auch Leute aus anderen Fakultäten gekommen seien (Interview Meyrat-Schlee 2020).

laut denkend – vor dem Katheder hin- und hergetigert, hat an irgendeinem Problem herumstudiert und seine Analysen quasi druckreif formuliert.» (Interview Obrecht 2020)

Während es Heintz offenbar versteht, die Studierenden über Inhalte und vermittels seines Charismas zu begeistern, wird mitunter auch von Unzulänglichkeiten seines Lehrstils berichtet. Was Obrecht beispielsweise positiv heraushebt, empfinden andere Studierende als «unheimlich abstrakt», «mehr oder weniger unverständlich für normale Studierende» oder «schwer verständlich» (Interviews Wehrli 2020; Meyrat-Schlee 2020). Ein späterer Student von Heintz berichtet über den Schwierigkeitsgrad von dessen Vorlesungen. Während andere Kommilitonen bald abgehängt hätten, sei ihm «trotz der nicht einfach zu verstehenden Ausführungen des Professors sofort klar [gewesen], dass da einer sprach, der etwas zu sagen hatte.» (Wyss 2018) Geser (1983, S.9) zufolge haben Heintz' Vorlesungen «oft nicht allen didaktischen Wunschvorstellungen»[533] entsprochen. Während des Vortragens, habe dieser kaum mit den Anwesenden interagiert, sei vielmehr in sich gekehrt gewesen. Die Studierenden hätten vor allem zugehört und mitgeschrieben (Interview Meyrat-Schlee 2020). Ähnliches berichtet Edmundo Fuenzalida über Heintz Vorlesungen in Lateinamerika:

«His personal relationship with the students was practically zero. We just had to deal with this gentleman who entered the classroom, sat there and spoke for about an hour [...] That is the classic University in Latin America. For us it was no surprise. But coming to think of it he was more than classic in a sense.» (Interview Fuenzalida 2020)

[533] «Im Informellen kleinen Kreis solcher Forschungsgruppen konnte sich sein kreativer Geist ungleich vielseitiger und tiefenwirksamer entfalten als in den Magistralvorlesungen, die oft nicht allen didaktischen Wunschvorstellungen entsprachen.» (Geser 1983, S.9)

Doch nicht nur die frontale Lehrform entspricht nicht allen Studierenden. Aufgrund Heintz' Art zu reden sei es nicht immer einfach gewesen, ihm zu folgen. Alle paar Sätze habe er gehüstelt, seine Stimme sei leise und tief gewesen (Interview Fuenzalida 2020, Interview Obrecht 2020, Interview Meyrat-Schlee 2020).[534] Anschaulich bringt Robert Blancpain den Kontrast zwischen rhetorischen Unzulänglichkeiten und intellektueller Faszination zum Ausdruck:

> *«Das war generell ein grosses intellektuelles Erlebnis. Also eine Art Höhenflug. Vor allem dann auch in den Vorlesungen, wenn er vorgedacht hat. Er war ja rhetorisch nicht brillant, zum Teil mühsam, hat auch genuschelt. Teilweise war er akustisch schlecht verständlich, aber intellektuell einfach faszinierend. Er hat uns regelrecht entführt in intellektuelle Höhenflüge und auf spannende Ausflüge.»* (Interview Blancpain 2020)

Einen Kontrast zu den durch Frontalunterricht charakterisierten Vorlesungen bilden die verschiedenen Seminare, die Heintz durchführt. Diese beruhen «vor allem auf Arbeiten der Studenten, hauptsächlich über wichtige Bücher oder Themen, die Heintz vorschlug, mit der Zeit auch über ihre Forschungsarbeiten im Rahmen der Institutsforschung.» (schriftliche Kommunikation Levy, 12. Juni 2020) Im Freitagsseminar sind vor allem die Studierenden gefragt und müssen regelmässig «empirisch untermauerte Kurzreferate» zu spezifischen Themen halten. Es findet jeweils über Mittag statt. Immer wieder hält Heintz die Studierenden an, wissenschaftliche Artikel Aufsätze zu diskutieren (Interview Bornschier 2019). «Man bekam beispielsweise Aufsä-

[534] In einem Nachruf, den der damalige Vorsteher des Zürcher Sozialarchivs Dr. Albert Ziegler für Heintz verfasste, schreibt dieser ausführlich über Heintz Fähigkeiten im Vortragen. So gross er als Wissenschaftler gewesen sei, «so war er doch kein grosser Redner». «Zwar wusste er genau, was er zu sagen hatte; und zu sagen hatte er viel. Doch wenn es ans Sprechen ging, hatte er Mühe. Fast bei jedem Satz kam ein kleines Hüsteln. Manchmal dachte ich, er hüstle seine Sätze heraus. Dieses leise Hüsteln gehörte wohl zu seinem Wesen. [...] Darin drückte Professor Heintz seine Entschuldigung aus, dass er redete. Bisweilen hatte ich den Eindruck, er wolle sich sogar dafür entschuldigen, dass es ihn überhaupt gab.» (Ziegler 1983, S. 3)

tze aus dem American Journal of Sociology zugewiesen, die empirische Forschungsergebnisse präsentierten. Die musste man dann im Rahmen eines Vortrags vorstellen und mit Hilfe der Heintzschen Theorie interpretieren.» (Interview Meyrat-Schlee 2020) Nebst diesen Aufgaben halten die Studierenden im Freitagsseminar Vorträge zum aktuellen Stand ihrer Projekte. Heintz behält so den Überblick über die vielfältigen Forschungsaktivitäten. Für die Studierenden bietet das Seminar die Gelegenheit ihr Können gegenüber Kommilitoninnen, aber auch dem Professoren unter Beweis zu stellen. Man habe zeigen können, «wie gewitzt man diskutieren konnte» und «wie weit man gekommen war» (Interview Bornschier 2019). Einige der Studierenden, die am Freitagsseminar teilnehmen involviert Heintz mit der Zeit intensiver in die Forschungsaktivitäten des Instituts. Die Unterrichtseinheiten dienen ihm gleichsam als Rekrutierungsfeld für künftige Mitarbeiter. Nach einigen Jahren begründet Heintz die sogenannte Samstagsgruppe, die eng mit ihm zusammenarbeitet. Während Heintz der Mehrheit der Studierenden als professoral und distanziert erscheint, empfinden ihn die Mitglieder dieser Gruppe, die enger mit ihm zusammenarbeitet als nahbar und zugänglich[535].

7.4.3.2. St. Gallen: Ausrichtung des Studiums und Lehrstil von Andreas Miller

In Zürich kommt die Soziologie als Lehrfach nach der Berufung von Peter Heintz (1966) und der Gründung eines soziologischen Instituts im gleichen Jahr rasch zur Blüte. In St. Gallen verläuft die Entwicklung der Soziologie als Studienfach an der Universität im Nachgang an Millers Berufung vergleichsweise harzig. Zwar ist sie bereits ab den frühen 1930er Jahren immer wieder im Rahmen einzelner Kurse gelehrt und im Zuge der Studienreform von 1959 aufgewertet worden.[536] Jedoch bleibt ihr

[535] In Heintz' Nachlass finden sich mitunter Protokolle von Zusammenkünften, in denen sich Studierende, Assistierende und Ordinarius im kleinen Kreis austauschten.

[536] Mit der Studienreform von 1959 wurde für alle Studierenden eine soziologische Grundausbildung von 2 Stunden eingeführt. Zugleich schuf man die Wahlmöglichkeit «Soziologie und Betriebspsychologie»,

Status stets marginal. Im Zeitraum in dem Emil J. Walter als Extraordinarius wirkt, lässt sich Soziologie dann zwar belegen, jedoch lediglich als Wahlfach. Damit ist zwar «eine gewisse Spezialisierung, keineswegs jedoch die Erreichung eines besonderen akademischen Grades möglich». (Keller 1961, S.356)

Im Sommer 1967 stimmen Senat und Hochschulrat der Schaffung eines vertieften Soziologiestudiums zu (Miller an den Präsidenten des Hochschulrates, 10. Juli 1967, HSGH 152-058). Mit der Studienreform, die im Wintersemester 1968/69 in Kraft tritt, verfolgt die Hochschulleitung den Zweck «der Entfaltung jüngerer wissenschaftlicher Disziplinen wie der Soziologie, der Politischen Wissenschaft, der Ökonometrie, dem Operations Research usw. angemessen Raum zu schaffen» (vgl. Hochschulnachrichten SS 1967, S.4).[537]

---

die zehn Wochenstunden umfasste. Begründet wurde der Ausbau mit Verweis auf die Entwicklung an anderen schweizerischen Hochschulen, an denen «die Soziologie an Bedeutung wesentlich [zunahm]». Siehe Antrag der volkswirtschaftlichen Abteilung vom 1. Juli 1958 auf Schaffung einer ausserordentlichen Professur für Soziologie, HSG 152.02. Im Januar des betreffenden Jahres hatte Emil J. Walter an der «Allgemeinen Dozentenkonferenz» ein Referat über «Die Stellung der Soziologie im Rahmen des Studiums an der Handels-Hochschule St. Gallen» gehalten (Jahresbericht HSG 1958/59, S.12). Inwiefern sich dieses auf die Studienreform auswirkte ist unklar.

[537] Damit setzte man eine Entwicklung fort, die bereits in den vorangegangen Jahren vorgezeichnet worden war. Zunehmend kam der Soziologie im Lehrangebot der HSG eine grössere Rolle zu.

Erstmals besteht damit an der Universität St. Gallen die Möglichkeit einen Abschluss in Soziologie zu erlangen – wenn auch nicht im Hauptfach[538]. Als eine von vier Vertiefungsrichtungen[539] steht die Wirtschaftssoziologie den Studierenden der Volkswirtschaftslehre nach erfolgreich absolvierter Grundstufe[540] offen. In einem Schreiben an den Präsidenten des Hochschulrates äussert Miller die Hoffnung, «dass damit die Grundlage für die weitere Entwicklung der Soziologie als Lehrfach und als Forschungsrichtung geschaffen wurde.» (Miller an Präsident des Hochschulrates, 10. Juli 1967, HSGH 152-058) Ihm bietet sich in diesem Kontext die Gelegenheit, die Vertiefungsrichtung von Grund auf zu konzipieren und gewissermassen einen eigenen Teil-Studiengang frei zu entwerfen.

7.4.3.2.1. St. Gallen: Das «Tour-d'Horizon» Studium

Millers Schwerpunkt an der HSG liegt im Bereich der Lehre. Bis zu seiner Pensionierung unterrichtet er überdurchschnittlich viel, er erfüllte stets anderthalb Lehrdeputate (Interview Eberle 2020).[541] In seinen Lehrveranstaltungen rückt Miller verschiedene theoretische Ansätze in den Fokus und vermittelt den Studierenden einen Überblick über das Feld der Soziologie. Er habe das Ziel verfolgt den Studierenden (primär Betriebs- und Volkswirtschaftler), die später nie mehr von Soziologie hören würden «ein Minimum, ein Vademekum» zu vermitteln. Entsprechend seien seine Vorlesungen zwar durchaus informativ, aber zugleich auf «bescheidenem Niveau» und nicht sehr tiefgehend gewesen (Interview Haesler 2020). Die Breite und die allgemeine Ausrich-

[538] Bis heute ist es nicht möglich an der vormaligen Handelshochschule Soziologie im Hauptfach zu studieren.

[539] Die vier Vertiefungen innerhalb der volkswirtschaftlichen Studienrichtung waren Wirtschaftspolitik, Finanzpolitik, Aussenwirtschaftspolitik u. Entwicklungsländer und Wirtschaftssoziologie

[540] Das heisst ab dem fünften Semester auf der sogenannten Lizenziatsstufe. In der Grundstufe mussten sich alle Studierende der HSG mit den Grundlagen der Soziologie vertraut machen (Hochschulnachrichten HSG SS 1967, S. 5). Beim Übertritt in die Lizenziatsstufe galt es sich dann für eine von gut 20 Vertiefungsmöglichkeiten zu entscheiden, von welchen eine jene der Wirtschaftssoziologie war (Hochschulnachrichten HSG SS 1967, S. 8).

[541] Im Durchschnitt eineinhalb Deputate (Interview Eberle 2020).

tung des Soziologieunterrichts an der Handels-Hochschule St. Gallen lassen sich indes weder allein durch den Status der Soziologie als Nebenfach und noch mit Eigenheiten des Publikums erklären. Vielmehr reflektiert sie auch – wie mehrere Assistierende anmerken – Millers Wissensstand und seinen eigenen Zugang zur Disziplin. Miller sei als Soziologe ein Allrounder gewesen (Interview Haesler 2020). Er habe nicht erkannt, dass sich Miller «irgendeiner Schule oder einem Theorieansatz verschrieben» hätte, bemerkt Hans R. Blumenthal, der von 1969 bis 1971 Millers Assistent war (Interview Blumenthal). Jürg Schatz wiederum nahm Miller als theoretischen Soziologen wahr, den die Praxis nicht interessierte (Interview Schatz 2020), Strehle beschreibt ihn als «Typ Mittelschullehrer», der die Soziologiegeschichte gut kannte und solides Grundwissen vermittelte», «aber nicht unbedingt einen eigenen Ansatz einbrachte.» (Schriftliche Kommunikation Strehle 2020) Einzig Eberle, der als Assistent mit Abstand am längsten mit Miller zusammenarbeitet, führt an, dass Millers Wissenschaftsverständnis vom Logischen Empirismus geprägt gewesen sei, der die Verifikation wissenschaftlicher Aussagen forderte. Vom theoretischen Ansatz her habe Miller am ehesten zum damals vorherrschenden Strukturfunktionalismus[542] geneigt (Schriftliche Kommunikation Eberle 2020).

Während Miller in Lehrveranstaltungen verschiedene theoretische Ansätze und Felder der Soziologie (wie bspw. die Sprachsoziologie) thematisiert, ist die Forschungspraxis nicht Teil des Studiums. Dies hängt wohl nicht zuletzt mit Millers eigener Ausrichtung zusammen. Mangels eigener Forschungsarbeiten sowie einer eindeutigen Verortung in einer bestimmten Theorietradition – und mitunter wohl auch bedingt durch den Status der Soziologie als Nebenfach – konfrontiert Miller die Studierenden nicht etwa mit einem eigenen Zugang zur Soziologie oder gar zur soziologischen Forschung. Im Gegensatz zum Studium in Zürich, das durch die enge Verschränkung von

[542] Dies deckt sich mit der Einschätzung von René Levy, der Andreas Miller Mitte der 1960er Jahre in Zürich als Lehrperson erlebte (vgl. Interview Levy 2017).

Forschung und Lehre charakterisiert ist, klammert Miller empirisches Arbeiten mehrheitlich aus dem Unterricht aus[543]. In den Lehrveranstaltungen sei spürbar gewesen, dass er keine Forschung betrieben habe (Interview Eberle 2020). Weder leitet Miller die Studierenden zu eigenen Forschungsarbeiten an, noch involviert er sie in seine eigene Arbeit. Indes zeigt er sich immer wieder offen für Neues. In aktuelle Theorieansätze arbeitet er sich – vielfach auf Anregung seiner Assistierenden – ein, bevor er sie in Lehrveranstaltungen thematisiert. Generell unterrichtet er primär, was er gerade liest.

> *«Er hat seine Aufgabe einfach darin gesehen, dass er doch viel gelesen hat. Das muss man ihm attestieren. Er war informiert. Er wollte sich wirklich auf dem Laufenden halten, was aktuell ist in der Soziologie. Und das hat er dann gelehrt. So thematisierte er beispielsweise Parsons, dann Luhmann und dann Habermas. Er hat einfach so verschiedene Theorien thematisiert. Am Schluss hat man als Studierender einen ungefähren Überblick darüber gehabt, was es denn eigentlich gibt. Aber es war schwierig sich selber zu orientieren. Und er selber hat einem auch keine Orientierung geben. Man musste irgendwie seinen eigenen Weg finden.»* (Interview Eberle 2020)

7.4.3.2.2. Miller als Lehrer

Andreas Miller verkörpert einen Lehrstil alter Schule. Auf viele Studierenden wirkt er professoral. Beides schafft eine Distanz zwischen Lehrer und Studierenden. Allein schon seine Statur ist imposant. Beinahe zwei Meter gross, etwas korpulent und bereits bei Antritt seines Ordinariats mit schlohweissem Haar, ist er eine regelrechte Erscheinung. Beim Betreten eines Raumes zieht er unvermittelt die Aufmerksamkeit auf sich. Millers Person beschreibt Eberle als einnehmend (vgl. Interview Eberle). Nichtsdestotrotz versteht er es offenbar nur bedingt, die Studierenden für seine Vorlesungen zu begeistern. Dies hängt nicht zuletzt mit seinem Lehrstil zusammen. In

[543] Dass Miller indes empirisches Forschen als Thema durchaus im Unterricht behandelt, lässt sich einem Skriptum mit dem Titel «Einführung in die Soziologie» entnehmen, das er anfangs der 1970er in Vorlesungen verwendet. (Miller 1970).

seine Vorlesungen bindet Miller die Studierenden kaum ein. Im Format des Frontalunterrichts konfrontiert er sie mit Einblicken in verschiedene Theorietraditionen. Den Studierenden kommt dabei vor allem die Rolle passiver Wissensempfängern zu. Zu Diskussionen kommt es nicht. Miller hält sich stets streng an den Stoff, doziert und liest primär vor (Interview Blumenthal, 2020; Interview Haesler, 2020).

> *«Er hat immer ein Vorlesungsmanuskript gehabt. Er ist einfach vorne hin gestanden und hat begonnen vorzulesen. Und wenn er einmal unterbrochen hat, um noch etwas persönlich, frei redend beizufügen, hat er sich immer vom Publikum abgewandt und zum Fenster rausgeschaut bzw. -gesprochen. Nachher hat er sich wieder zum Katheder gewendet und hat dort weitergelesen.»* (Interview Eberle 2020)

Nichtsdestotrotz sei Miller ein umsichtiger, wenn auch kein innovativer Lehrer gewesen, berichtet sein ehemaliger Assistent Blumenthal (Interview Blumenthal 2020). Weder habe er besonderes Talent als Redner gehabt, noch sei er ein bewandter Sprecher gewesen. Entsprechend gelingt es ihm meist auch nicht, seine Zuhörer mitzureissen (Vgl. Interviews Eberle 2020 & Haesler 2020 & Blumenthal 2020).

Miller stützt sich im Lehrbetrieb entscheidend auf seinen jeweiligen Assistenten ab. Diese bereiten Veranstaltungen vor, fertigen Unterlagen für den Unterricht an und halten einzelne Seminare. Dabei prallen immer wieder unterschiedliche Vorstellungen von Unterricht aufeinander. Während Miller es bevorzugt, seine Vorlesungen zu verschriftlichen und vor den Studierenden abzulesen, ist es Eberle beispielsweise wichtig, den Unterricht auf der Höhe der Zeit zu halten.

> *«Das grosse Problem war für mich immer, dass Miller eine Vorlesung hatte, die an und für sich interessant war. Aber er trug sie langweilig vor. Er las einfach immer nur ab. Gleichzeitig schaute er meist über die Köpfe der Leute hinweg. Man hatte das Gefühl, dass er gar nicht richtig da sei. Daher war es mir ein grosses Anliegen, dass er seine Lehre modernisiert.»* (Interview Eberle 2020)

Auf viele Vorschläge seiner Assistierenden geht Miller mit der Zeit ein, die Umsetzung delegiert er hingegen meist. «Er hat sich lange gegen Neuerungen gesträubt. Mit

der Begründung, dass eine Vorlesung doch eine Vorlesung sei. Und dass wir doch an einer Universität seien. Schliesslich hat er sich dann doch überzeugen lassen.» Im Verlauf der 1970er Jahre bewegt Eberle Miller dazu, in seinem Unterricht Hellraumprojektor-Folien zu verwenden (was in jenen Tagen eine Neuigkeit ist), um Aspekte seiner Vorlesungen zu visualisieren und zu veranschaulichen. Fortan erhöht sich dadurch die Arbeitslast für den Assistenten:

> *«Das hat vor allem dazu geführt, dass ich jahrelang als Assistent tageweise pro Woche verwendete, um für ihn Folien zu erstellen. [...] Ein grosser Teil meiner Arbeit war es, seine Lehre aufzumopfen. [...] Er gab mir jeweils während unserer mittäglichen Sitzungen neue Vorlagen, damit ich Folien anfertigen konnte, die er dann am folgenden Montag gebraucht hat.»* (Interview Eberle 2020)

Eberle steckt viel Zeit und Energie in die Lehre. Seine Funktion beschränkt sich mehr und mehr auf jene des Lehrassistenten. Darunter leidet das eigene wissenschaftliche und intellektuelle Vorankommen (Interview Eberle 2020). Miller hingegen ist es dadurch nebst seiner Tätigkeit in der Hochschulpolitik möglich im Alltag eineinhalb Deputate zu stemmen.

7.4.3.3. Zwischenvergleich

Die Konzeption und Anlage der soziologischen Studienrichtungen in Zürich und St. Gallen unterscheidet sich grundlegend. Während den Studierenden in Zürich eine aktive Rolle im forschungsorientierten Studienteil zukommt, sieht die Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie für Studierende die passive Rolle als Wissensempfänger vor. Heintz involviert die Studierenden von Beginn weg in den Institutsbetrieb. Sie werden sukzessive auf eine künftige Karriere als Forscher vorbereitet und wirken an Forschungsprojekten mit. Dadurch eröffnen sich dem SI zusätzliche – über das eigentliche Budget hinausgehende – personelle Ressourcen. Miller hingegen konfrontiert die Studierenden vor allem mit inhaltlichem Wissen, das er ihnen im Frontalunterricht präsentiert. Ausserhalb der Lehrveranstaltungen kommt es kaum zu Kontakt zwischen Ordinarius und Studierenden.

Das Studium in Zürich erscheint konzise und klar strukturiert. Im Zentrum steht sein Verständnis von Soziologie als quantitative hard science sowie ein von ihm erarbeitetes Lehrbuch, aber auch zunehmend das theoretische Modell, welches er in Zürich kontinuierlich weiterentwickelt. Heintz vermittelt in Vorlesungen und Seminaren das nötige Rüstzeug für empirisches Forschen und führt einen klaren theoretischen wie auch methodischen Kompass ein. Beides ist für die Mitarbeit an institutseigenen Forschungsprojekten zentral. Die Studierenden werden gleichsam in einen Zürcher Ansatz der Soziologie eingeführt und sind bald Teil einer intellectual community. Das Soziologiestudium vermittelt damit Orientierung hinsichtlich einer allfälligen künftigen Forschungstätigkeit. Ein möglicher Anwendungskontext des Erlernten wird den Studierenden im Studium unmittelbar verdeutlicht. Sie werden rasch an das Betreiben von Forschung sowie das Publizieren von Texten herangeführt und empfinden sich damit – zumindest die ersten Jahrgänge – von Beginn als Teil des SI. In St. Gallen steht Millers eigenes wissenschaftliches Profil (Strukturfunktionalismus) indes nicht im Vordergrund. Das Studium verfolgt einen anderen Zweck als in Zürich. Miller – selbst nicht forschungsorientiert – führt die Studierenden kaum an konkrete Forschungsarbeiten heran. Vielmehr sensibilisiert er sie für die Vielfalt soziologischer Ansätze. Die Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie ist darauf angelegt interessierten Studierenden einen Überblick über das Feld der Soziologie zu vermitteln. Viele Studierenden sind sich nicht einmal im Klaren, mit welchem Ansatz sich Miller selbst identifiziert. Dieser sensibilisiert zwar für die Vielfalt soziologischer Ansätze, blendet jedoch praktische Anwendungskontexte für das Gelernte mehrheitlich aus. Die Studierenden haben weder an Forschungsaktivitäten teil noch werden sie an das Publizieren wissenschaftlicher Texte herangeführt.

Der Unterschied in der grundlegenden Ausrichtung des Studiums hängt wohl eng mit der jeweiligen Bedeutung von Forschungsaktivitäten zusammen. Während das Studium in Zürich explizit als Forschungsstudium konzipiert ist, hat Forschung in St. Gallen lange keinen Platz im Unterricht. Dieser zentrale Unterschied weist letztlich auf einen weiteren Umstand hin. Die Forschungsorientierung in Zürich zeugt von der Bereitschaft, die Studierenden als ‹Mitarbeiter› in konkrete Projekte zu involvieren. Die konsequente Involvierung der Studierenden in Forschungs- und Publikationsaktivitäten – noch während der Ausbildung – befördert in Zürich eine erhöhte Identifikation

mit der Soziologie als Fach, dem Soziologischen Institut sowie auch dem Studium generell und bisweilen auch ein gesteigertes Selbstvertrauen. Die Anlage des Soziologiestudiums in Zürich scheint damit die Studierenden besser abzuholen, als in St. Gallen. Dadurch mag sich teilweise auch die sehr unterschiedliche Entwicklung der Studierendenzahlen an den beiden Universitäten erklären lassen.

Im Weiteren sind die Lehrstile der beiden Ordinarien insofern vergleichbar, als dass beide vornehmlich frontal unterrichten und in Vorlesung wenig mit den Studierenden interagieren. Während aber in Zürich der Forschungsteil des Studiums und die teilweise enge Zusammenarbeit mit dem Professoren die Distanz zwischen Ordinarius und Studierenden tendenziell zu verringern mag, findet in St. Gallen innerhalb der Lehrveranstaltungen kaum ein interaktiver Austausch mit Miller statt. Studierende und Ordinarius treffen einzig im ‹künstlichen› Unterrichtssetting aufeinander und nicht etwa in der ‹echten› Zusammenarbeit im Rahmen von Forschungsprojekten. Die Distanz im Unterricht befördert eine zentrifugale Dynamik. Anders bei Heintz. Während er ausserhalb des formalen Unterrichts den Kontakt mit der Mehrheit der Studierenden meidet, pflegt er mit jenen, die ihm im Laufe des Studiums auffallen, eine engere Zusammenarbeit. Entsprechend erscheint Heintz für die Mehrheit eher distanziert. Die wenigen ausgewählten Studierenden nehmen ihn hingegen als nahbar und unprätentiös wahr. Dies resultiert in einer hohen Motivation und Identifikation mit der Zürcher Soziologie. Sie empfinden sich gleichsam als «Elite» des Instituts. Viele dieser Studierender werden zu langjährigen Mitarbeitern und einige treten Jahre später als Ordinarien gar in Heintz Fussstapfen.

Doch nicht nur wirkt sich Forschungsorientierung des Studiums in einer gesteigerten Identifikation der Studierenden aus. Vielmehr erweist sie sich als zentraler Treiber der Institutionalisierung der Soziologie. Dank der Mitarbeit der Studierenden an Forschungsprojekten wächst der Forschungsoutput des Soziologischen Instituts innert kurzer Zeit rasch an. In St. Gallen lässt hingegen das Fehlen einer Forschungsorientierung das Fach als vornehmlich theoretisch und einen weiteren Ausbau der Disziplin als wenig vordringlich erscheinen.

7.4.4. Das Aufbauen und Führen eines Instituts

Um Institutionalisierungsprozesse anzustossen, zu befördern oder zu gestalten sind mitunter auch Fähigkeiten und Kompetenzen von Belang, die für das Aufbauen und Führen von Organisationen und damit vor allem auch den unmittelbaren Umgang mit Menschen bedeutsam sind. So müssen bspw. finanzielle Ressourcen beschafft und verwaltet, Personal angestellt als auch ‹geführt›, ein grundlegendes Institutsprofil erdacht, der Lehrbetrieb organisiert und Forschungsprojekte lanciert werden. Bei all diesen Teilaspekten sind die zentralen Akteure mit dem konkreten Alltagsgeschehen, das sich am Institut oder Seminar entfaltet konfrontiert. In diesem treffen unterschiedliche Interessen aufeinander, verfolgen verschiedene Akteure ihre teils gegensätzlichen Ziele und kommt es immer wieder auch zu Konflikten. Inwiefern an einem Institut das nötige Know-how, aber auch die relevanten Sensibilitäten für das zu organisierende soziale Gefüge vorhanden sind, ist mit ausschlaggebend dafür, ob sich positive Institutionalisierungsverläufe einstellen oder nicht.

Vorliegend wird untersucht, auf welche Arten und Weisen am SI in Zürich und am SfS in St. Gallen im untersuchten Zeitraum organisationale Abläufe und Strukturen begründet und ausgestaltet werden (vgl. Preisendörfer 2016, S.3). An beiden Orten bietet sich den Ordinarien bei ihrem Stellenantritt die Möglichkeit, ein Institut von Grund auf neu aufzubauen. Wie sie mit dieser Möglichkeit umgehen und wie andere Akteure (wie Assistierende und Studierende) dabei mitwirken ist entscheidend für den Verlauf der jeweiligen Institutionalisierungsprozesse.

Dabei zeigt sich, dass die Gestaltung und Steuerung von Organisationen voraussetzungsreich ist und keineswegs einfach von oben herab entschieden werden kann. Zwar sind Peter Heintz und Andreas Miller aufgrund ihrer herausgehobenen Position als Ordinarien im Hinblick auf den Aufbau und die Ausgestaltung der jeweiligen Organisationen zentral, indes sind sowohl das SI als auch das SfS keineswegs «one man-shows». An beiden Orten spielen Assistierende und Studierende wichtige Rollen. Die Beleuchtung der lokalen Organisationen bringt nicht einseitige Hierarchiestrukturen zu Tage. Sie verdeutlicht vielmehr wie sehr das jeweilige Alltagsgeschehen von Mustern wechselseitiger Abhängigkeit geprägt ist, die wiederum durch die anfänglich

beiderorts sehr beschränkte Verfügbarkeit an finanziellen und personellen Mittel verstärkt werden.

Die aufgeführten Aspekte betreffen mehrheitlich Wissensbestände soziologischer Wissenskulturen, die sich auf das Organisieren des konkreten Alltagsgeschehens im Kontext von Instituten und Seminaren beziehen. Um diese zu untersuchen sind unter anderem folgende Fragen bedeutsam: Wie werden der Auf- und Ausbau des jeweiligen Instituts oder Seminar durch die Lehrstuhlinhaber, den Lehr- und Forschungskörper und das übrige Personal vorangetrieben? Auf welche Weise werden die nötigen Ressourcen und der Rückhalt bei Akteuren wie Behörden gesichert? Wie wird das Institut/Seminar im Alltag geführt? Welche Akteure sind dabei zentral? Welche Umgangsformen und ‹Führungsstile› lassen sich unterscheiden? Und inwiefern liegt den Aktivitäten eines Ordinarius bzw. Instituts so etwas wie eine klar ausformulierte Strategie zugrunde?

7.4.4.1. Zürich: Der geschickte Organisierer

Bereits bei der Betrachtung der Art und Weise wie Heintz bei seinem Stellenantritt den vorhandenen Spielraum ausreizt, ist deutlich geworden, dass er über Geschick für den Aufbau von Organisationen verfügt (vgl. Kapitel 7.4.1.1.3.). Heintz ist ein gewiefter institution-builder. Innert weniger Jahre gründet er verschiedene Institute, konzipiert und realisiert ein eigenes Publikationsorgan und lanciert mehrere Forschungsprojekte.

Während seiner Anfangsjahre in Zürich stösst Heintz zeitgleich an mehreren Orten Institutionalisierungsprozesse an. Neben dem Aufbau des Instituts in Zürich und den Arbeiten an seinem ambitionierten Forschungsprojekt zur Weltgesellschaft gründet er 1967 die soziologische Abteilung der Fundación Bariloche in Argentinien. Dieser steht er bis in die 1970er Jahre hinein als erster Direktor vor (Comastri 2020, S.39).

In den folgenden Jahren erstreckt sich Heintz Wirkungskreis auf beide Institutionen.[544] Während er das Semester hindurch in Zürich lehrt, verbringt er die Semesterferien in Bariloche.[545] Zeitgleich arbeitet er derweilen an mehreren Forschungsprojekten; publiziert auf Deutsch, Englisch und Spanisch. Ab 1967 gibt er regelmässig ein umfangreiches institutseigenes und -übergreifendes Bulletin mit wissenschaftlichen Beiträgen raus. 1968 kommt die Mitgliedschaft im Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie hinzu, zu deren Präsident Heintz 1969 gewählt wird.[546]

Dass Heintz dies alles zu stemmen vermag, liegt vor allem – so soll vorliegend gezeigt werden – in der Art und Weise begründet, wie er das Soziologische Institut der Universität Zürich organisiert. Eng damit verknüpft sind Heintz' Konzeption des Soziologiestudiums und die Art und Weise wie er die Angestellten des Instituts führt. Insbesondere die Organisation des Soziologiestudiums ist ein Schlüsselelement zum Verständnis der Verstetigung der Soziologie an der Universität Zürich Ende der 1960-er Jahre. Heintz konzipiert das Studium derart, dass es eng mit den anderen Aktivitäten des Soziologischen Instituts verschränkt ist.

Die nachfolgenden Ausführungen zeigen, dass Heintz in seiner Tätigkeit über die Rollen des Universitätslehrers und Forschers hinausgeht. Innert kurzer Zeit stösst er – auf Institutsebene – ein grosses Mass an organisatorischer Innovation an (v.a. hinsichtlich des Rollenverständnis der Studierenden (aber auch der Assistierenden) und dem Verhältnis zwischen Forschung und Lehre)) (vgl. Joyce et al. 1972). Im universitären Alltag beschäftigt sich Heintz – nebst der Lehre und dem zurückgezogenen Arbeiten an eigenen Texten in seinem Büro – vornehmlich mit Führungsaufgaben, der strategischen Ausrichtung des Instituts, der Organisation von Forschungsprojekten, der Pflege der Aussenbeziehungen des Instituts und dem institutionellen Ausbau. Die Organisationsweise, die die Bewältigung all dieser Tätigkeiten ermöglicht gründet im

[544] Eine Zeit lang war Heintz parallel dazu gar noch Direktor der FLACSO, stand also drei Instituten vor.
[545] Vgl. Prerost 1969: «Zusammen mit meiner Frau [reise ich] jedes Jahr während der Semesterferien für etwa 4 Monate nach Bariloche, wo an den gleichen Forschungen gearbeitet wird wie in Zürich.»
[546] Vom Präsidentenamt trat Heintz 1972 zurück, verblieb jedoch bis in die 1980er Jahre hinein im Vorstand der SGS. (Eberle & Reichle 2017). Vorstände der SGS bis 2018 (Holzhauser et. al. 2019 S.61).

Wesentlichen auf dem konsequenten Delegieren von Arbeiten und Kompetenzbereichen an Assistierende und Studierende sowie auf der engen Verschränkung von Lehre und Forschung. Dadurch verschiebt sich ein Grossteil der Arbeitslast zu den Assistierenden und Studierenden. An der operativen Ebene der Forschungsarbeiten hat Heintz wenig Anteil. Die Durchführung delegiert er in der Regel an Assistierende und Studierendengruppen. Sein Führungs- und Unterrichtsstil zeugen vom Vertrauen, das er den Assistierenden und Studierenden entgegenbringt. In regelmässigen Sitzungen lässt er sich über den aktuellen Stand der einzelnen Projekte informieren. Für das Gros der Studierenden ist er derweilen ausserhalb von Lehrveranstaltung kaum verfügbar.

7.4.4.1.1. Erfahrungen in Lateinamerika – das Studium als Katalysator der Institutionalisierung der Soziologie

Als Heintz nach Zürich kommt, verfügt er bereits über profunde Erfahrungen im Aufbau von Instituten[547], der Ausbildung von Soziologen als auch der Leitung von Forschungsprojekten[548]. Die Art und Weise wie er in Zürich das Soziologische Institut und das Soziologiestudium organisiert, gründet im Wesentlichen auf seinen Erfahrungen in Lateinamerika.

1956 nimmt Heintz im Auftrag der UNESCO als Experte in verschiedenen lateinamerikanischen Ländern die Reorganisation des soziologischen Lehr- und Forschungsbetriebes an die Hand. Im Anschluss leitet er von 1960 bis 1965 die Escuela Latinoamericana de Sociología der länderübergreifenden Facultad Latinoamericana de Ciencias Sociales (FLACSO) in Santiago de Chile, unterrichtet dort an der Escuela Latinomericana de Sociología (ELAS) und gründet die soziologische Abteilung der Fundación

---

[547] Als zweiter Direktor der ELAS entwickelte er insbesondere eine Strategie, wie die Soziologie im lateinamerikanischen Raum zu einer eigenständigen Disziplin ‹gemacht› werden könne, die zugleich an die relativ weitentwickelten Traditionen soziologischer Forschung in Europa und den USA anknüpfen sollte (vgl. Fuenzalida 1983).

[548] Während Heintz die ELAS leitet, werden zwei grössere Forschungsprojekte durchgeführt. Das erste im Auftrag des Chilenischen Bildungsministerium über Meinungen und Haltungen der Chilenen gegenüber Arbeit und Bildung. Das zweite Forschungsprojekt über Prozesse individueller Modernisierung unter der Leitung von Alex Inkeles, der als Visiting Professor in Santiago weilte (Fuenzalida 1983, S.102f.).

Bariloche, der er auch noch während seiner Tätigkeit an der Universität Zürich bis 1976 angehört (Geser 1983, S.2). Die Strategie zur besseren Verankerung der Soziologie in Lateinamerika und die damit zusammenhängende, von ihm konzipierte Soziologieausbildung spiegeln sich deutlich erkennbar in der Art und Weise wider, wie er in Zürich den Ausbau der Soziologie vorantreibt. Aus diesem Grund werden an dieser Stelle Heintz' Aktivitäten in Lateinamerika genauer beleuchtet.

Zentral für Heintz' spätere Tätigkeit in Zürich ist insbesondere die Zeit als Direktor an der postgraduierten Universität FLACSO (1960 bis 1965). An dieser befassen sich Absolventen unterschiedlicher Studienrichtungen mit Problemen der Entwicklung Lateinamerikas. Heintz bildet an der FLACSO pro Jahrgang jeweils eine kleine Gruppe von etwa zwanzig Studierenden aus verschiedenen Ländern Lateinamerikas zu Soziologen aus (Fuenzalida 2007, S.2).[549] Die Ausbildung orientiert sich an einem konkreten Idealbild:

> *«What was needed were individuals capable of continuing the task of analysis and planned transfer of scientific sociology once back in their own countries. Therefore, intellectual autonomy, innovative capability, and ability to organize and implement were emphasized as much as a familiarity with the technical side of sociological research.»* (Fuenzalida 1983, S.102)

Fuenzalida (1983, S. 102) beschreibt die von Heintz konzipierte Ausbildung als Teil einer Strategie, die darauf abzielt, die Soziologie in sozialen Kontexten (den Ländern Lateinamerikas) einzuführen, die sich in vielen Belangen deutlich von jenen unterscheiden, in denen sie als Disziplin entstanden ist (Europa und USA) (vgl. hierzu auch Heintz 1962, S.V).[550] Heintz Ausbildungskonzept in Lateinamerika ist auf das Anstossen von Institutionalisierungsprozessen ausgerichtet. Im Zentrum stehen dabei die

[549] Von der FLACOS brachte Heintz 1966 auch seinen Assistenten Edmundo Fuenzalida mit nach Zürich.

[550] Die Zielsetzung, die sich unmittelbar aus der finanziellen Förderung der FLACSO durch die UNESCO ableitet, die damit eine Stärkung der Sozialwissenschaften in Lateinamerika erwirken wollte, versuchte Heintz über die theoretische wie auch empirische Auseinandersetzung mit Entwicklungssoziologie zu erreichen (vgl. Heintz & Fuenzalida 1967).

einzelnen Studienabgänger, die sich während ihres Studiums in der Kleingruppe gemeinsam mit den jungen Assistenzprofessoren mit der Aufgabe des Transfers soziologischen Wissens auseinandersetzen. Nach Erlangen ihres Abschlusses sollen sie in der Lage sein, das Erlernte – einmal zurück in ihren Heimatländern – eigenständig umzusetzen und so der Soziologie zur dortigen Institutionalisierung verhelfen. Entsprechend ist die selbständige Arbeit an Forschungsarbeiten ein Kernanliegen von Heintz. Auch in Zürich ist die Ausbildung ein Stück weit auf Institutionalisierungsprozesse gerichtet. Auch hier ist selbständige Forschungsarbeit zentral. Im Unterschied zu Heintz Studienkonzeption in Lateinamerika sollen die Studierenden in Zürich jedoch nach Abschluss der Ausbildung nicht etwa andernorts ein spezifisches Verständnis von Soziologie etablieren, sondern vielmehr bestenfalls innerhalb des Soziologischen Instituts tätig werden. Im Jubiläumsbericht zum 10-jährigen Bestehen des Instituts wird dies deutlich. Darin thematisiert Heintz die Spannung zwischen zwei Zielsetzungen: 1) die Sicherung der langfristigen Lebensfähigkeit des Instituts und 2) den Institutsangehörigen nach Studienabschluss eine befriedigende Ausgangsbasis für ihre berufliche Tätigkeit mitzugeben. Zwischen den beiden Zielen ergebe sich ein Konflikt: «In dem Masse, in dem ein Institut in dieser Hinsicht [hier bezieht sich Heintz auf das 2. Ziel] Erfolg hat [sprich den Abgängern eine gute Ausgangslage für eine berufliche Tätigkeit schafft], nimmt notwendigerweise das persönliche Interesse der Studenten an der Weiterentwicklung des Instituts erheblich ab oder verschwindet sogar vollkommen. Damit wird dem Institut eine Ressource entzogen, die für seine eigene Weiterentwicklung von erheblicher Bedeutung sein kann. Das heisst, dass der Erfolg selbst Kräfte auslöst, die die Weiterentwicklung erschweren.» (Häuselmann & Heintz 1976, S.12) Das Zitat verdeutlicht die zentrale Rolle, die Heintz den Studierenden hinsichtlich der Institutionalisierung der Soziologie sowie auch hinsichtlich des längerfristigen Bestehens des Soziologischen Instituts beimisst.

Nebst diesem grundlegenden Unterschied finden mehrere Aspekte, die unter Heintz das Studium an der an der FLACSO angesiedelten ELAS ausmachen, später Eingang

in die Konzeption des Soziologiestudiums in Zürich.[551] Allen voran das kollaborative Arbeiten in Kleingruppen bei gleichzeitiger Betonung der Rolle des Einzelnen als eigenständig ‹forschenden› Studierenden. Unter seiner Leitung entsteht an der FLACSO eine lebendige «intellectual community», an der nebst den Studierenden auch die Belegschaft der ELAS teilhat (Fuenzalida 1983, S.102). Am Anfang des Studiums und zugleich im Zentrum von Heintz' Ausbildungsverständnis an der ELAS in Chile steht die «Neudefinition» der Studierendenrolle. Heintz verlangt von den Studierenden eine Abkehr von gewohnten Lernmustern. Sein damaliger Assistent Edmundo Fuenzalida schreibt dazu folgendes: «[they] were invited to participate in this undertaking through an explicit redefinition of their role from that of a passive recipient of knowledge to associate researcher responsible for a project.» (Fuenzalida 1983, S. 102) Eine nahezu identische Formulierung zur Rolle des Studierenden findet sich im Bericht zum 10-Jahres Jubiläum des Soziologischen Instituts der Universität Zürich. Darin beschreibt Heintz den Leitgedanken des Soziologiestudiums in Zürich wie folgt: «Die Studierenden [sollen] so rasch wie möglich die konventionelle Rolle eines Studenten zugunsten der eines zunehmend autonomen Forschers aufgeben.» (Häuselmann & Heintz 1976, S.15) Heintz fordert von den Beteiligten ein grosses Mass an Eigenständigkeit sowie ein aktives und selbständige Tätigsein in Forschungsprojekten. Dies geht auch aus dem Vorwort des Lehrmittels hervor, dass Heintz in Chile an der FLACSO entwickelt (vgl. Heintz 1960) und später auf Deutsch übersetzt auch in Zürich verwendet. Seine «Einführung in die soziologische Theorie» verfolge vor allem «das Ziel, die Ausbildung junger Soziologen auf die wissenschaftliche Forschung zum progressiven Ausbau von Theorien mittlerer Reichweite hinzulenken.» (Heintz 1962, S.V.) Die konsequente Orientierung an der Forschung ist eine zentrale Parallele

[551] Bspw. übersetzt Heintz Anfang der 1960er Jahre das Lehrbuch «Curso de Sociología. Algunos sistemas de hipótesis» (Heintz 1960) auf Deutsch. Er verwendet das Lehrbuch, das er für den Unterricht an der ELAS verfasst hatte, auch an der Universität Zürich als zentrales Lehrmittel (Heintz 1962 und 1968).

zwischen Heintz‘ Tätigkeit in Chile und Zürich.[552] Er verwischt im Soziologiestudium die Grenzen zwischen Forschungstätigkeit und Lehrbetrieb, ja sucht sie gar aufzuheben. Das Eine steht in seinem Lehrverständnis im Dienste des Anderen. Wie der Rollenwechsel zum Forscher erfolgen soll, führt Heintz ebenfalls im Jubiläumsbericht aus:

> *«Die Studenten haben sich mit der Soziologie als einer realen wissenschaftlichen Aktivität zu konfrontieren, um den problematischen Weg über personelle und materielle Lehrmittel und Sandkastenspiele abzukürzen. Die Forschung gilt als Mittel, um sich mit der gesellschaftlichen Realität direkt wissenschaftlich und als Wissenschaftler auseinanderzusetzen. Ein solches Vorgehen verlangt von Studierenden einen doppelten Schritt: Einmal muss er sich mit einem ihm in der Regel völlig fremden Wissensgebiet vertraut machen, und sodann muss er lernen, auch ohne schulische Lehrmittel zu lernen. Dieser doppelte Schritt ist zweifellos schwierig, und das Vorgehen wirkt zumindest so lange stark selektiv, als es nicht gelingt, das Image des Soziologie-Studiums dieser Studienrealität anzupassen».* (Häuselmann & Heintz 1976, S.15)

In Zürich gestaltete sich die Lage jedoch in einem weiteren entscheidenden Aspekt anders als in Santiago de Chile und später in Bariloche: Die Teilnehmer des Studienganges sind hier mehrheitlich Studienanfänger. Im Unterschied zu den Studierenden der ELAS und Heintz' späteren Mitarbeitern in der Fundación Bariloche in Argentinien verfügen sie beim Beginn des Studiums noch über keinen Abschluss (sondern kommen mehrheitlich direkt vom Gymnasium an die Universität). Dies bringt spezifische Herausforderungen mit sich. Für Heintz sei es deutlich angenehmer gewesen, im Rahmen seiner Forschungsarbeiten mit ausgebildeten Soziologien zu arbeiten, wie

[552] Sowohl Levy (Interview 2017) als auch Bornschier (Interview 2019) äusserten die Vermutung, dass Heintz Lehr- und Forschungstätigkeit in Zürich, stark von jener mit seinen bereits doktorierten Studierenden in Südamerika geprägt gewesen sei. Nur seinen ihm in Zürich nicht bereits promovierte Sozialwissenschaftler, sondern Studienanfänger gegenübergestanden.

später an der Fundación Bariloche, als mit Nicht-Soziologen, wie an der FLACSO, oder gar mit Studienanfängern wie in Zürich (Interview Fuenzalida 2020).

7.4.4.1.2. Die Involvierung von Studierenden als Schlüsselelement der Institutionalisierung

Trotz des Umstands, dass Heintz in Zürich ab 1966 mehrheitlich mit Studienanfängern konfrontiert ist, und obwohl er nur über beschränkte Ressourcen verfügt, tritt er seine Professur mit einem mehrjährigen Forschungsprogramm an, das exemplarisch für die von Paul Frehner geforderte, aber auch von ihm selbst postulierte Verschränkung von Forschung und Lehre steht (StAZH MM 3.120 RRB 1967/2979, Regierungsratsbeschluss vom 06.07.1967). Mit dieser Ausrichtung des Studiums verlangt er den Studierenden viel ab. Ihre Ausbildung besteht «zu einem erheblichen Teil [in der] aktive[n] Teilnahme an den Forschungsarbeiten» und nicht etwa im Lernen vermittels «schulischer Lehrmittel» (StAZH MM 3.120 RRB 1967/2979, Regierungsratsbeschluss vom 06.07.1967). Gleich zu Beginn werden die Studierenden ins kalte Wasser geworfen und beginnen mit der Ausbildung zu jungen Forschern (Interview Bornschier 2019). «Sein Grundkonzept war, dass man vom ersten Studienjahr an zur Hälfte forscht und zur Hälfte Vorlesungen besucht.» (Interview Levy 2017) Dabei konstruiert Heintz nicht etwa Übungsfälle oder fiktive Cases, sondern lässt die Studierenden in Kleingruppen an tatsächlichen Forschungsprojekten arbeiten. «Ich habe es sehr wichtig gefunden, dass man nicht zuerst aus Büchern lernt wie man forscht und dann erst versucht das anzuwenden. Wir machten das im Sinne von learning by doing.» (Interview Levy 2017) Gleichzeitig sind die Arbeiten, die im Rahmen von Lehrveranstaltungen entstehen, oftmals keine eigentlichen Semesterarbeiten, sondern direkt in die Forschung eingebunden. Ihre Ergebnisse dürfen die Studierenden unter eigenem Namen publizieren. «Das war ein wichtiger Anreiz zur Mitwirkung an Projekten und hat unheimlich motiviert [...] Heintz sagte ‹Wir schreiben Papers und ihr könnt eure Namen unter diese setzen.» (Interview Hoby 2020) Mit dieser Studienkonzeption sei Heintz in der Schweiz ein Vorreiter gewesen. «Das haben mir ganz wenig Leute abgekauft. Die haben das vollkommen unrealistisch gefunden. Vor allem im Welschland. Die hatten das Gefühl, ich erzähle ihnen ein Märchen. Das hat uns unheimlich mobilisiert.» (Interview Levy 2017)

Das Forschungsstudium macht aus den Studierenden Mitarbeitende von Heintz (wenn auch nur ein Teil der Studierenden entschädigt wird). Der unmittelbare Einbezug in Forschungsprojekte resultiert in einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl. Bald verstehen sich die Studierenden als Teil des noch jungen Instituts.[553] «Mit wenigen Ausnahmen waren wir alle begeisterte Anhänger von Heintz» (Interview Hoby 2020). «Wir hatten das Gefühl wir würden nicht einfach ausgebildet, sondern konnten gleich etwas Produktives tun.» (Interview Wehrli 2020) Viele empfinden es als Privileg an etwas Ernsthaftem mitzuwirken und beginnen sich über den Rahmen des Studiums hinaus in ihrer Freizeit zu engagieren (Interview Wehrli 2020; Interview Hoby 2020; Interview Blancpain 2020).

Bornschier beschreibt die ersten Jahre des Instituts am Zeltweg 69 in Zürich als äusserst arbeitsintensiv und zugleich sehr familiär. «Das Institut war für die meisten auch so eine Art Zuhause.[554] Wir arbeiteten häufig am Wochenende. Und am Abend gingen wir alle in die Pizzeria mit Peter. Das war so das Gefühl der ersten Jahre.» (Interview Bornschier 2019) Ähnlich schildert Werner Obrecht diese Phase: «Wir haben gearbeitet bis zum Umfallen und waren auch samstags und sonntags am Institut.»[555] (Interview Obrecht 2020) Die Studierenden reagieren motiviert auf den Vertrauensvorschuss des Ordinarius: «Was faszinierte war einfach die Lockerheit und vor allen Dingen, dass er uns offensichtlich weiter entwickelt einschätzte als wir tatsächlich waren. Er war ja zuletzt Jahre lang in einer Graduiertenuniversität tätig. Die hatten alle bereits einen Abschluss. Und er nahm uns alle sofort für voll.» (Interview Bornschier 2019)

---

[553] Als konkretes Zeichen der Identifikation der Studierenden kann die Pressekonferenz anlässlich des ersten Jahrestag des Soziologischen Instituts betrachtet werden. Der Anlass an dem das Institut, seine Aktivitäten, aber auch die Soziologie als Disziplin vorgestellt wurde von Studierenden angestossen und organisiert. Heintz habe zwar mitgespielt und sich bereit erklärt ein Referat zu halten, die Initiative sei jedoch nicht von ihm gekommen (Interview Levy 2017).

[554] In ähnlicher Weise erklärt Wehrli (Interview Wehrli 2020), dass das Soziologische Institut von Anfang an für die Studierenden zur Heimat geworden sei. «Man ist viel dort gewesen, man hat dort gearbeitet und wir hatten das Gefühl, auch in den Ferien arbeiten zu müssen.»

[555] In verschiedenen Interviews wurde berichtet, dass die Studierenden oftmals auch bis tief in die Nacht hinein am Institut gearbeitet hätten (z.B. Interview Ficnar 2020, Interview Hoby 2020).

Entsprechend stark identifizieren sich die Studierenden mit der von Heintz geforderten Forscherrolle und betreiben teilweise gar nebst der Institutsforschung eigene Forschungsprojekte. Beispielsweise führt eine Reihe von Studierenden im Nachgang an die Zürcher Globuskrawalle von 1968 in Eigenregie eine Medienanalyse der Berichterstattung über die Jugendproteste durch. «Ein paar Kollegen hatten die Idee, dass wir da als Soziologen etwas machen müssten. [...] Das ist dann eine Art autonomes Zusatzprojekt des Instituts geworden, das Heintz geschehen liess. Das Institut ist sozusagen unsere Arbeitsplattform geworden Tag und Nacht.» (Interview Levy 2017) Nicht nur lässt Heintz das Projekt «geschehen». Den abschliessenden Bericht präsentiert er öffentlich im Rahmen einer Podiumsdiskussion zu den Zürcher Unruhen. «Für das Institut war dieses Projekt sehr wichtig, denn es war noch ganz jung. Es war eine Art, wie die Studenten das Institut selber als Instrument verwendeten und sich dadurch gleichzeitig auch stark mit ihm identifizierten.»[556] (Interview Levy 2017) Wiederholt verteidigt Heintz die politische Integrität seiner Studierenden und Angestellten gegen Aussen; vor allem gegenüber dem Erziehungsdepartement und dessen Direktor Alfred Gilgen. In einem Interview mit der Schweizer Illustrierten führt er an, dass es nicht stimme, «dass das soziologische Institut in Zürich ein Zentrum für politische Agitation [sei], obwohl einige bekanntere FSZ[557]-Mitglieder Soziologiestudenten» seien (Prerost 1969). Während Heintz selbst seine politische Anschauung in den Hintergrund stellt, involviert und verteidigt er gar jene Studierende, die in zentralen Rollen

[556] Im Rahmen einer öffentlichen Diskussion im Gottlieb-Duttweiler-Institut am 8. Juli 1968, die unter dem Motto «Die Zürcher Unruhen – eine sachliche Aussprache» stattfand, stellte Peter Heintz die Studie seiner Studierenden als «Studie des Soziologischen Instituts [vor] in der Zeitungsberichte über die Unruhen inhaltlich analysiert worden sind.» (Lit: Der Zürcher Sommer 1968. Herausgegeben von Joachim Scharloth und Angelika Linke, unter Mitarbeit von Noah Bubenhofer, Susanne Haaf, Céline Jourdain, Monika Schnoz, Ursula Stutz, Peter Zaugg und Angela Zimmermann. Zürich 2008.)

[557] FSZ steht für Fortschrittliche Studentenschaft Zürich.

in der Studentenbewegung aktiv sind[558] (So zum Beispiel Thomas Held, der Sprecher der FSZ ist). In den bewegten Jahren der Studierendenbewegung steht die Soziologie wiederholt in Massenmedien und Politik in der Kritik. Nichtsdestotrotz gerät sie an der Universität Zürich in diesen Jahren nicht explizit in die Schusslinie von Massenmedien und Politik.

Trotz personeller und finanzieller Limitierungen erlaubt es die Verzahnung von Forschung und Studium, die Entwicklung des Instituts kontinuierlich voranzutreiben. Rückblickend erscheine Heintz' «Forschungsstudium», so Hans Geser[559], als Schlüsselelement zur Verfolgung zweier Zielsetzungen. Einerseits «sein Verständnis von Soziologie als einer methodisch rigorosen [...] wissenschaftlichen Disziplin zu verankern» und andererseits «die infrastrukturellen Grundlagen für Lehre und Forschung (in organisatorischer, personeller und finanzieller Hinsicht ständig zu erweitern.» (Geser 1983, S.9) Vor allem der zweite von Geser angesprochene Aspekt führt dazu, dass das Soziologische Institut rasch wächst. Entscheidend für das Gelingen der Institutsforschung ist – angesichts der geringen Kenntnisse und der fehlenden Erfahrungen vieler Studierender – vor allem die Organisation des Forschungsstudiums und eng damit verbunden die Organisation und Struktur des Soziologischen Instituts.

[558] «Er hat Leute angestellt, wie Thomas Held zum Beispiel, die politisch kompromittiert waren und die der Regierungsrat Gilgen nicht am Institut haben wollte. Heintz hat die Anstellung dieser Leute immer mit dem Argument durchgesetzt, dass sie am Institut gegenüber politischen Ideologien indifferente wissenschaftlich qualifizierte Arbeit leisten würden.» (Interview Obrecht 2020)

[559] Hans Geser studierte bei Peter Heintz und wurde 1986 selbst Professor für Soziologie an der Universität Zürich.

7.4.4.1.3. Die Organisation des Forschungsstudiums, die Struktur des Soziologischen Instituts und die Führung durch Peter Heintz

Die Verknüpfung von Forschung und Studium erfolgt anfänglich in der Form sogenannter Forschungszyklen.[560] Im Rahmen dieser Gefässe absolvieren die Studierenden der ersten Jahrgänge den forschungsorientierten Teil ihres Studiums und tragen dabei zugleich entscheidend zum Gelingen der institutseigenen Forschungsprojekte bei. Unter den Begriff Forschungszyklus fällt, das was Heintz als «Institutsforschung» bzw. «autonome Forschung»[561] bezeichnet: vom Soziologischen Institut initiierte Forschungsprojekte, die durch Drittmittel finanziert und unter wesentlicher Beteiligung von Studierenden durchgeführt werden.

Der erste Forschungszyklus (Dauer von 1966-1970) startet kurz nachdem das Institut seine Tätigkeit aufnimmt mit einem grossangelegten, durch den SNF finanzierten Projekt über «Modelle der nationalen Entwicklung im Rahmen des internationalen System, internationale Migration und deren Einfluss auf die interne Sozialstruktur der Einwanderungsländer». (Publikation Institutionalisierung UZH, S.3) Während der ersten Jahren beschränkt sich die Forschungstätigkeit im Wesentlichen auf dieses eine

[560] Aus den ersten zwei Forschungszyklen, die beide aus SNF Projekten bestanden, gingen die Habilitationen von Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny («Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz») sowie von Volker Bornschier («Wachstum, Konzentration und Multinationalisierung von Industrieunternehmen») hervor.

[561] Im Fragebogen «Soziologische Forschung in der Schweiz» der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie wird im Falle des Soziologischen Instituts der Universität Zürich zwischen «autonomer» und «heteronomer» Forschung unterschieden. (Archiv SGS, Aktenstück ohne Signatur, Ordner «Groupe de planification – questionnaires des instituts 1972»)

institutseigene Projekt.[562] In dieser Phase sind Forschungstätigkeit und Forschungsstudium relativ deckungsgleich .[563] Im Fokus des ersten Forschungszyklus liegt die Thematik der internationalen Schichtung bzw. der Ungleichheit zwischen verschiedenen Ländern.[564] Am Projekt wirken etwa 30 bis 40 Studierende mit, darunter auch Volker Bornschier und René Levy.[565] Forschung ist unter Heintz und insbesondere im Forschungsstudium im Wesentlichen ein kollaboratives Unterfangen. Die Studierenden arbeiten gemeinsam in der Gruppe und publizieren vielfach auch kollektiv. In drei Kleingruppen arbeiten sie unter der Leitung von Heintz' Assistierenden an verschiedenen Teilprojekten.[566] Die erste Gruppe, die der Chilene Edmundo Fuenzalida führt, setzt sich mit internationaler Migration auseinander.[567] Die zweite Gruppe arbeitet unter Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny zur Thematik der nationsinternen Migration

---

[562] Abgesehen von einem Forschungsprojekt zur «Fremdarbeiterfrage», welches unter der Leitung von Hoffmann-Nowotny durchgeführt wurde.

[563] Aus den Arbeiten des ersten Forschungszyklus geht der Sammelband «A Macrosociological Theory of Societal Systems with Special Reference to the International System» (Bern, Huber 1972) hervor.

[564] Ein zweiter Forschungszyklus setzte 1970 ein und dauerte bis 1974. In ihm verschob sich der Fokus weg vom internationalen System hin zu interorganisationellen Systemen (Häuselmann & Heintz, S.128). Auch der zweite Forschungszyklus wurde durch Fördermittel des Schweizerischen Nationalfonds finanziert. Jedoch schien er im Gegensatz zum ersten Forschungszyklus nicht mehr im Zentrum der Institutsaktivitäten gestanden zu haben. Entsprechend fehlte auch eine Abschlusspublikation wie sie Heintz 1972 beim ersten Forschungszyklus vorlegte.

[565] Sowie eine Reihe weiterer Personen: Rudolf Bautz, Robert Blancpain, Werner Bornemann, Heinz Buchmann, Heide Birgit Dechmann-Bofinger, Manfred Dechmann, Thomas Held, Jean-Pierre Hoby, Beda Marthy, Ellen Meyrat-Schlee, Werner Obrecht, Balazs Orban, Heinz Ries, Jacques Vontobel, Birgit Wehrli-Schindler, Hans-Peter Wiederkehr, Eric Zbinden (Häuselmann & Heintz 1976, S.3).

[566] Die Ergebnisse des ersten Forschungszyklus erschienen zusammengefasst in der Publikation «A Macrosociological Theory of Societal Systems with Special Reference to the International System» (Bern, Huber 1972) (Häuselmann & Heintz 1976, S.3)

[567] Dr. Edmundo Fuenzalida, war von Oktober 1966 bis März 1970 als Assistent in Forschung und Lehre tätig war. (Quelle: Fragebogen «Soziologische Forschung in der Schweiz», Frage 5, 1972, SGS Archiv, ohne Signatur)

(d.h. zwischen den Kantonen und in die Schweiz hinein), und die dritte Gruppe, die dem Mathematiker Peter Burger[568] zugeordnet ist, beschäftigte sich mit dem Simulieren von Entwicklungsprozessen am Computer und der Erarbeitung der dafür nötigen Daten (Interview Bornschier 2019; Interview Levy 2017).

Die anfängliche Organisation des Forschungsstudiums widerspiegelt zugleich auch jene des Soziologischen Instituts in den betreffenden Jahren. Heintz schafft eine Struktur, die zwischen Ordinarius und die Studierenden seine drei Assistierenden stellt, denen er ein grosses Mass an Autonomie gewährt.[569] Lehre und Forschung organisiert er derart, dass seine Assistierenden einen Grossteil der Aufgaben übernehmen. Er selber ist «vor allem der Ideenlieferant und Theoretiker [...] und [...] der sensible Seismograf für soziale Probleme» (Interview Levy 2017). Während Heintz in seinem Büro an eigenen Arbeiten sitzt, sind die Studierenden unter der Leitung der Assistenten gleichsam «in einem grossen Wissensproduktionsapparat tätig.» (Interview Obrecht 2020)

Ein gewichtiger Teil der studentischen Arbeit im Rahmen des ersten Forschungszyklus besteht im Sammeln, Kompilieren, Aufbereiten und Analysieren von Daten, die Heintz dann für seine Arbeiten nutzt. Das Vorgehen, das Fuenzalida als «characteristic strategy to produce a book» beschreibt, bringt Heintz die Kritik einiger Kollegen ein. Er nutze seine Studierenden aus sei beispielsweise ein Vorwurf gewesen. Die Kritiker hätten jedoch nicht verstanden, so Fuenzalida, dass es sich um ein Modell soziologischer Forschung gehandelt habe, in dem die jungen Studierenden nicht etwa ausgebeutet, sondern sukzessive auf eine eigenständige Forscherrolle vorbereitet worden seien (Interview Fuenzalida 2020). Betrachtet man die grosse Zahl an Publikationen, die in jenen Jahren Studierende ohne Abschluss veröffentlichen, so erscheint der Vorwurf des Ausnutzens wenig plausibel. Heintz nutzt nicht nur die Arbeit seiner

[568] Dipl. ing. ETH Peter Burger war von Juli 1966 bis September 1969 als Assistent im Bereich Forschung tätig. (Quelle: Fragebogen «Soziologische Forschung in der Schweiz», Frage 5, 1972, SGS Archiv, ohne Signatur)

[569] «Heintz gave his assistants autonomy.» (schriftliche Kommunikation Fuenzalida 2020)

Studierenden, sondern führt sie noch während des Studiums an das Ausarbeiten eigener Publikationen heran. Selbst in zentralen Werken, die am Soziologischen Institut entstehen wie dem Sammelband «A Macrosociological Theory of Societal Systems» (Heintz 1972), der in der Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» zu den meist zitierten Quellen gehört, sind studentische Arbeiten vertreten.

7.4.4.1.3.1. Umgang mit Studierenden und Führungsstil

Ansatzweise geben bereits die Ausführungen zu den Forschungszyklen Aufschluss über die Art und Weise wie Heintz Assistierende und Studierende im universitären Alltag anleitet. Betrachtet man Umgang und Führungsstil des Ordinarius indes genauer, so fällt auf, dass zwischen zwei Gruppen von Personen zu unterscheiden ist.

Mit seinen Assistierenden und ausgewählten Studierenden pflegt Heintz ein relativ nahes Verhältnis. Mit dem Gros der Studierenden ist er hingegen wenig im Kontakt. Entsprechend nehmen Mitglieder dieser beiden Gruppen den Ordinarius als Vorgesetzten bzw. im Umgang mit Studierenden unterschiedlich wahr. Als nahbar und egalitär beschreiben ihn vor allem jene Personen, die eng mit ihm zusammenarbeiteten und sich stark mit seinem theoretischen Ansatz identifizieren. Dazu gehören die Mitglieder eines ausgewählten Kreises an Studierenden, die in verschiedenen Projekten direkt mit Heintz zusammenarbeiten (u.a. Bornschier, Levy, Obrecht), sowie die Assistierenden und Heintz' Sekretärin. Ein anderes Schlaglicht auf die Person Peter Heintz werfen hingegen Studierende, die im Universitätsalltag nicht direkt mit diesem im Rahmen von Projekten zusammenarbeiten oder sich für andere theoretische Bezüge oder methodische Vorgehensweisen interessieren als Heintz selbst.

Exemplarisch lässt sich der unprätentiöse[570] Umgang mit jungen Akademikern an einem Brief von Peter Heintz an den Politikwissenschaftler Lawrence R. Alschuler

[570] Heintz unprätentiöser Umgang mit Studierenden spiegelt sich auch in seiner Tätigkeit in der SGS. Dort sei er Anfang der 1970er als einziges Vorstandsmitglied gegenüber der neuen Generation aufgeschlossen

nachvollziehen. Dieser wirkt in Kalifornien entscheidend an der Ausarbeitung mathematischer Simulationen mit, die Heintz später in Zürich einsetzt. 1966 fragt Heintz den damals 25 jährigen Alschuler für die Mitarbeit im besagten Projekt an und betont im Schreiben gegenüber dem jungen Sozialwissenschaftler seine kooperative und relativ egalitäre Grundhaltung: «It is obvious that you will be entitled to co-authorship for any kind of paper which comes out of our cooperative work. I would be very glad to do whatever I can so that this cooperation makes sense to your academic standing and career.» (Brief Heintz an Alschuler vom 11. März 1966, Schweizerisches Sozialarchiv Ar 163.1.34) Heintz ist darauf bedacht, dass die Ergebnisse gemeinsamer Arbeit akkurat ausgewiesen werden. Nicht nur involviert er Alschuler in seine Forschungsarbeit, er lässt ihm auch ihn Publikationen den Raum, der seinem Mitwirken entspricht.

Ähnlich geht Heintz in der Zusammenarbeit mit Studierenden in Zürich vor. Im Falle grösserer Auftragsstudien, für die Heintz das «grundlegende Design, die grossen Richtlinien, Variablen und empirischen als auch methodischen Details» vorgibt, bei deren Durchführung aber Studierende für die Hauptarbeit verantwortlich zeichnen, erscheinen gar einzig die Namen der Studierenden als Autoren (so im Falle der Jugendstudie von Robert Blancpain und Erich Häuselmann oder der Frauenstudie von Thomas Held und René Levy) (Interview Blancpain 2020). In der Ausarbeitung der soziologischen Teilstudie zum Projekt «die Unrast der Jugend» – so Blancpain – seien sie mehrheitlich auf sich allein gestellt gewesen. Heintz habe ihnen völlig frei Hand gelassen, sie gleichsam an der «langen Leine» geführt. Gleichzeitig sei Heintz aber die Kontaktperson zur Auftrag gebenden Kommission gewesen. Sie selber hätten die Studie weder präsentieren, noch vor der Kommission «antraben» müssen (Interview

---

gewesen und sei so zunehmend zu einer Bezugsperson für junge Soziologen aus der Romandie geworden (vgl. Interviews mit Fragnière und Hutmacher, beide 2017). Während viele ältere Mitglieder des Vorstands der SGS sehr professoral aufgetreten seien und hierarchische Beziehungen betont hätten, sei Heintz nahbar gewesen und jüngeren auf Augenhöhe begegnet. «Lui etait tres favorable aux idees de la nouvelle generation» (Interview Hutmacher 2017) «C'était quelqu'un qui, était extrêmement démocrate et il s'intéressait à la pensée de l'autre mais pas son statu social.» (Interview Fragnière 2017) «On allait chez Peter Heintz. Je sais pas quoi dire. Il a eu des contacts personnels, amicaux.» (Interview Fragniere 2017)

Blancpain 2020). Heintz leitet Forschungsprojekten vor allem über das Einholen von Aufträgen bzw. das Sichern der Finanzierung, die Vorgabe des jeweiligen Forschungsdesigns, den organisatorischen Rahmen und die Kommunikation nach aussen. Damit können sich die Assistierenden und Studierenden im Wesentlichen auf die eigentliche Forschungsarbeit konzentrieren.

Die oben thematisierten Forschungszyklen verdeutlichen anschaulich, wie Heintz den Wissensproduktionsapparat des Soziologischen Instituts organisiert und mit was für einer Art Führungsstil er den stetig wachsenden Forschungsbetrieb am Laufen hält. Nebst der Gestaltung der Rahmenbedingungen und der Pflege der Aussenbeziehungen (zu Auftraggebern, Kommissionen, den Medien etc.) führt Heintz kaum explizit im Sinne eines Vorgesetzten. Vielmehr wirkt er in Seminaren und Vorlesungen als Vorbild und geht gleichsam intellektuell voraus (Interview Blancpain 2020). Ähnlich formuliert Fuenzalida: «Heintz never was a leader, he inspired, he gave example, he was available but he didn't lead in a direct way.» (Interview Fuenzalida 2020)

Heintz führt «sanft» über die Organisation des Forschungsprozesses (Interview Obrecht 2020). Seine Konzeption des Forschungsstudiums setzt den organisatorischen Rahmen und legt die Zielsetzungen der Forschung fest. Dabei sind Lehrveranstaltungen und Forschungsarbeiten eng aufeinander abgestimmt. Heintz schafft für die Assistierenden und Studierenden einen organisatorischen Rahmen, innerhalb von welchem sie in Gruppen relativ autonom und selbständig arbeiten können. Das sei eine «Konzeption gewesen, die gar nicht explizit gemacht wurde, sondern etwas das im Hintergrund organisiert worden ist.» (Interview Obrecht 2020) Über die Aufteilung in Gruppen, die Leitung durch die Assistierenden und die Einbindung der Forschungsvorhaben ins Studium hinaus ist die gemeinsame Arbeit kaum reglementiert. «Mehr [habe] es an Formalisierungen nicht gegeben.» (Interview Levy 2017)

> *«Er hat vor allem als Vorbild gewirkt. Und sanft organisiert. Und durch diese theoretische Klammer, die er allem gegeben hat und die Verknüpfung zwischen den einzelnen Forschungsprojekte hat er dem ganzen einen Sinn gegeben, an dem der einzelne Teil nehmen konnte, an einem grösseren Ganzen.»* (Interview Obrecht 2020)

Heintz sanfter Führungsstil ist in mehreren Interviews für diese Arbeit thematisiert worden. Trotz der in der Institutsstruktur angelegten vertikalen Hierarchie (Ordinarius – Assistierende – Studierende) gelingt es ihm offenbar, den (bzw. gewissen) Studierenden im Alltag derart zu begegnen, dass ihnen seine Position im Institut nicht als ausgeprägt übergeordnet oder machtbedingt problematisch erscheint. Dies habe mitunter auch mit seiner Persönlichkeit zu tun gehabt. Heintz' Grundhaltung sei «anarchistisch-egalitär» gewesen (schriftliche Kommunikation Levy 2020). Mehrere Mitarbeiter und Studierenden betonen die Wichtigkeit von Heintz Selbstverständnis als Anarchisten.[571] Er habe gegen Autoritarismus geredet, habe «aber selbst eine natürliche Autorität gehabt.» (Interview Ficnar 2020)

> *«I believe that being an anarchist is a way of being in the world. It is something that goes beyond sociology, or philosophy or religion even. And Heintz was very much that type of person. A person who established horizontal relationships with people but distant. Not close.»* (Interview Fuenzalida 2020)

Während sich die Beziehung zwischen Ordinarius und Studierenden an Universitäten im Vorfeld der 68er Bewegung für gewöhnlich durch eine relativ grosse Distanz im vertikalen Sinne ausgezeichnet habe und dadurch oftmals als hierarchisch und autoritär empfunden worden sei, habe Heintz zwar auch Distanz zu seinen Studierenden gehalten, jedoch nicht im Sinne eines «auf den anderen Herabblickens», sondern vielmehr Distanz im alltäglichen Umgang.

> *«Er hat überhaupt kein Gefälle gegenüber den Studierenden erzeugt. Er war*

[571] Die Prägung von Heintz durch den Anarchismus erwähnen mehrere interviewte Personen wie Fuenzalida, Blancpain, Obrecht und Ficnar. In einer seiner frühen Schriften habe er die Vorstellung eines positiven Anarchismus entwickelt, worunter er eine offene Haltung gegenüber der Vielfalt und der Komplexität der Welt verstanden habe. Als Inbegriff des positiven Anarchismus kann entsprechend etwa die (Grundlangen)Wissenschafterin im Sinne einer Person verstanden werden, die einerseits die Natur und die Folgen von Macht und Herrschaft beforscht und die Ergebnisse dieser Forschung öffentlich macht und andererseits im persönlichen Umgang mit anderen Menschen diese zu vermeiden sucht. (Interview Obrecht 2020)

nahbar, nicht unnahbar. Gleichzeitig war er jedoch kaum verfügbar, weil er einfach immer in seinem Büro war und arbeitete. Er hatte keinen Dünkel, war nicht elitär im Habitus und war sehr freundlich» (Interview Obrecht 2020).

Die obigen – durchwegs positiven – Ausführungen scheinen vornehmlich für den kleinen Kreis der Studierenden, die in engem Kontakt mit Heintz standen (vornehmlich die Mitglieder der Samstagsgruppe) Gültigkeit zu haben. Diesem gehören ausschliesslich männliche Studierende an. Im Unterschied zu Mitgliedern der Samstagsgruppe beschreibt die ehemalige Studierende Ellen Meyrat-Schlee Heintz als unnahbar (Interview Meyrat-Schlee 2020). Sie habe ein starkes Gefälle im Verhältnis zum Ordinarius gespürt. Für gewöhnliche Studierende sei er unzugänglich gewesen.

«Von offener Tür und auf dem Gang ansprechen [kann keine Rede sein]. Das lag überhaupt nicht drin. Wenn man etwas von Heintz wollte, musste man zur Sekretärin und sich anmelden. Der Zugang zu Heintz funktionierte nach einer Art Status- und Rangfolge» (Interview Meyrat-Schlee 2020).

Das Gefälle zwischen Heintz und seinen Studierenden habe jedoch nicht nur mit der Statushierarchie unter den Soziologiestudierenden zu tun gehabt, sondern sei zuletzt vor allem auf sein Charisma und seine weltmännische Art zurückzuführen. Was andere Interviewpartner als Begegnung auf Augenhöhe wahrgenommen hätten, beschreibt Meyrat-Schlee als Grand-Segnieurhaftes Verhalten. Heintz habe «Respekt und Umgangsformen» gehabt, «sich nie angebiedert» und «nicht auf die Leute runtergeschaut.» (Interview Meyrat-Schlee 2020) Auch habe er im Unterschied zu anderen Professoren keine autoritären Züge gehabt. Von verschiedenen Studierenden und Assistierenden wird Heintz ein spezifisches Charisma attestiert (vgl. Interview Bornschier 2020, Wyss 2018), seine langjährige Sekretärin (Interview Ficnar 2020) spricht in diesem Zusammenhang von einer natürlichen Ausstrahlung. Meyrat-Schlee, sieht Heintz Charisma in seiner Unnahbarkeit begründet:

«Charismatische Persönlichkeiten haben immer einen Nimbus von Unnahbarkeit, sonst sind sie einfach frère et cochon. Und das hatte der Heintz. Das erklärt auch die Distanz, die er letztlich doch im Umgang zu den Studierenden hielt.» (Interview Meyrat-Schlee 2020)

Verschiedentlich wird auch die grosse Erwartungshaltung der Studierenden vor Heintz Ankunft in Zürich und der Nimbus des Weltmännischen, der Heintz vorausgeeilt sei, als Quelle der Bewunderung für und damit der Distanz zu Heintz gesehen (Interviews Bornschier 2019; Levy 2017; Wehrli 2020). Mitbedingt durch die Art und Weise wie die Studierenden Heintz bewundern und zu ihm hochschauen[572] – so scheint es – verläuft das Forschungsstudium während der ersten paar Jahre des Instituts sehr produktiv. Durch das ihm zugeschriebene Charisma führt Heintz die Studierenden – die Mehrzahl davon hauptsächlich in Vorlesungen und Seminaren – gleichsam als Vorbild aus der Distanz.

Schliesslich habe die Distanz, die Heintz zu den Studierenden gehalten habe, jedoch auch mit seiner reservierten Art zu tun gehabt. Mit den Studierenden sind im Alltag vor allem die Assistierenden im Kontakt. Diese Organisationsstruktur sei Heintz insofern entgegengekommen, so Fuenzalida (Interview 2020), als dass er vom Naturell her nicht sehr kommunikativ und gesellig gewesen sei.[573] Von ehemaligen Studierenden, und seiner langjährigen Sekretärin wird Heintz als scheuer und zurückhaltender, wenngleich äusserst charismatischer Mensch beschrieben. (vgl. Interview Obrecht 2020, Interview Blancpain 2020, Interview Ficnar 2020, Interview Meyrat-Schlee 2020)[574] Fuenzalida äussert im Interview die Vermutung, dass Heintz ihn nicht zuletzt aufgrund seiner kommunikativen Kompetenzen als Assistent gewählt habe.

---

[572] Dies sei bisweilen gar so weit gegangen, dass Studierenden das ständige Hüsteln von Heintz - ein Tick des Ordinarius – für die eigene Art vorzutragen übernommen hätten (vgl. Interview Hoby 2020).

[573] Edmundo Fuenzalida, der Peter Heintz bereits seit Ende der 1950er Jahre kannte und mit diesem zusammen in Lateinamerika gearbeitet hatte, beschreibt Heintz als introvertierte Person. «My first impression of Heintz was an impression of a very innerdirected man, someone who was very busy with his own ideas, with his own work and the teaching. […]He spoke very well Spanish, but he was not very communicative, not very social.» (Interview Funezalida 2020) «I remember that Peter had trouble getting close to any person. For example, shaking hands or even worse being included in a photo. Several people wanted to have a photo with him and he refused. No no no, I don't want. And there are a few photos of Heintz. I believe this is being in a world in a very special way.» (Interview Fuenzalida 2020)

574 In einem Nachruf, den der damalige Vorsteher des Zürcher Sozialarchivs Dr. Albert Ziegler für Heintz verfasste, beschreibt er diesen als «grossen, stillen und zurückhaltenden Mann, der sich im Umgang mit Menschen und Worten nicht leicht tat» (Ziegler 1983, S.2).

> *«Probably he got to understand that my abilities were not those of a classical student interested in theories. I had my interest in theories but I was also some sort of able teacher. Good to communicate with the students. [...] I was perceived by the students as one of them. A little bit more advanced in a sense. And so, I created a relation that he himself could not create. And I guess ... I was invited to Zurich because of that particular ability of mine. [...] At the time this people were very young. They were 18, 19 years old fresh from high school. So, they could interact better with us than with Heintz.»* (Interview Fuenzalida 2020)

Durch die Zwischenschaltung der Assistierenden gibt Heintz zwar Verantwortung ab, was ihn gewiss entlastet, verzichtet aber zugleich auf Gestaltungsmöglichkeiten und nimmt in Kauf, dass die Arbeit der einzelnen Forschungsgruppen in gewissen Belangen von seinen Vorstellungen divergiert und sich in diesen gleichsam Subwissenskulturen bilden.[575]

7.4.4.1.3.2. Die Subwissenskulturen der Assistierenden als Begleiterscheinung von Heintz Führungsstil

Wie bereits erwähnt ist Heintz Forschungsstudium darauf angelegt, dass die Studierenden möglichst eigenständig und unabhängig arbeiten. Im Alltag steht die Mehrheit der Studierenden vor allem mit den Assistierenden im Austausch. Der Kontakt zum Ordinarius ist hingegen in den meisten Fällen nicht sehr intensiv (Interview Obrecht 2020).

> *«Dies vielleicht weniger, weil er sich für die anderen Studis weniger interessiert hätte (die für damalige Verhältnisse relativ zahlreich waren), als einfach*

[575] Zur Art und Weise wie Heintz seine Assistierenden führte bemerkt Fuenzalida (Interview 2020): «To a certain degree it is to his merit that he knew what I was doing approved what I was doing and let me do it. But at the same time he regretted that I was moving away from the main line of the «Paradigma» (Mit dem Begriff Paradigma zielt Fuenzalida auf Heintz' Publikation «Ein soziologisches Paradigma der Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung Lateinamerikas» erschienen 1969 im Enke Verlag in Stuttgart).

aus der Arbeitslogik heraus, denn die Mitglieder der Samstagsgruppe arbeiteten für ihn, zusätzlich zur Arbeit in den Forschungsgruppen, was auch Kontakt erforderte. Soziologiestudenten, die nur in einer Forschungsgruppe mitarbeiteten [...] die bis zum Schluss durch einen Assistenten geleitet wurden, sahen Heintz praktisch nur in den Lehrveranstaltungen, was an sich schon grössere Distanz schafft». (schriftliche Kommunikation Levy 2020)

Während Heintz ausserhalb der Lehrveranstaltung mehrheitlich in seinem Büro an Forschungsprojekten arbeitet, prägen die Assistierenden das Klima am Soziologischen Institut und damit die dort vorherrschende Wissenskultur entscheidend mit. In vielen Dingen lässt er diesen relativ freie Hand und scheint auf ihre Fähigkeiten zu vertrauen. (vgl. Interviews Fuenzalida 2020; Ficnar 2020) «[It] is true that Heintz maintained distance with the students, and also I understand with us. He was more interested in writing his book … the paradigma.»[576] (Interview Fuenzalida 2020) Die Kommunikation mit den Assistierenden geht Heintz pragmatisch an. Wenn nötig tauscht man sich auf dem Flur und in den Seminaren kurz aus. Formelle Treffen finden bestenfalls alle zwei Wochen statt. Immer wenn eine Teilarbeit abgeschlossen ist, erstatten die Assistierenden Heintz Bericht. Dieser gibt stets Feedback[577] (Schriftliche Kommunikation Fuenzalida 2020).

Indem er die ihm zur Verfügung stehenden personellen Mittel geschickt einsetzt, schafft Heintz Bedingungen, die es ihm erlauben, sich der eigenen Forschung zu widmen. Selber sei er am Institut sehr präsent gewesen, wenn auch überwiegend in seinem Büro.[578] «He used every single minute of his life to advance this project, so we were left with the direct daily contact with the students.» (Interview Fuenzalida 2020)

[576] Hier bezieht sich Fuenzalida auf Heintz (1969). Ein soziologisches Paradigma der Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung Lateinamerikas.

[577] In Heintz Nachlass im Schweizerischen Sozialarchiv finden sich auch schriftliche Berichte von Assistierenden an Heintz. So zum Beispiel eine kurze Notiz zum Ablauf eines Seminars, in dem Fuenzalida Heintz die Leistung der einzelnen Studierenden schildert. (Brief Fuenzalida an Heintz, Sommersemester 1969, 14. Juli 1969, AR 163.12)

[578] Zur Präsenz von Heintz am Soziologischen Institut bemerkt Ficnar (Interview 2020): «Er war immer da. Er kam immer arbeiten.»

Für die Studierenden sei er entsprechend ausserhalb der Lehrveranstaltungen kaum verfügbar gewesen. Insbesondere für jene Studierenden, die Heintz praktisch nur in den Lehrveranstaltungen erleben, sind die Assistierenden daher in vielen Belangen die direkten Bezugspersonen. Ihre Position in der Institutsstruktur erscheint entsprechend zentral für das Verständnis der Wissenskultur am Soziologischen Institut unter Heintz. Im Verhältnis zwischen Heintz und den Studierenden fungieren die Assistierenden je nachdem als Überbrücker von Distanz, oder als Gate-keeper hinsichtlich des Zugangs zum Ordinarius (schriftliche Kommunikation Levy 2020). Im Zusammenspiel zwischen Assistierenden und den ihnen zugeteilten Studierenden entstehen so gleichsam divergierende Kräfte innerhalb der Zürcher Wissenskultur. Diese unterscheiden sich teilweise in zentralen Belangen von der Wissenskultur um Peter Heintz. Während Heintz beispielsweise die Wichtigkeit einer kooperativen Grundstimmung am Institut betont, welche die Grundlage der Zusammenarbeit in den einzelnen Forschungsgruppen darstellt (dies spiegelt sich bspw. in den vielen in Ko-autorenschaft verfassten Arbeiten wieder, die unter Heintz entstehen), habe Hoffmann-Nowotny als einer der Forschungsgruppenleiter, so Fuenzalida, eine kompetitive Orientierung befördert. Darauf sei er vor dem Hintergrund seiner früheren Erfahrungen mit Heintz in Lateinamerika nicht vorbereitet gewesen, schildert er im Interview (Interview Fuenzalida 2020) «I came from FLACSO where we had made cooperation the nucleus of our activity and I was not prepared for a situation of competition.»

Anfänglich habe er sich dennoch um eine positive Beziehung zum betreffenden Forschungsgruppenleiter bemüht. Auch habe Heintz ihn ermutigt, mit den anderen Assistierenden zusammenzuarbeiten und das Herausbilden einer quasi-departementalen Struktur zu vermeiden. «But I failed, because for [Hoffmann-Nowotny] this was a situation of competition rather than a situation of cooperation. […] So, once I understood that I kept my distance and that was it. We were colleagues but we were not friends.» (Interview Fuenzalida 2020) Auch zum dritten Gruppenleiter, der das Institut relativ rasch verlässt, vermag Fuenzalida keine engere Beziehung zu etablieren. Obwohl man sich physisch im Institut in unmittelbarer Nachbarschaft zu einander befindet, arbeiten die drei Gruppenleiter – abgesehen von den gemeinsamen Sitzungen mit dem Ordinarius – relativ isoliert. (Interview Fuenzalida 2020) Fuenzalida zufolge

sei dies nicht im Sinne von Heintz gewesen. «A situation of competition was established at the institute at that time, much to the disgust of Heintz I think. Heintz didn't like competition, he wanted more cooperation.» (Interview Fuenzalida 2020) Die aufkommende kompetitive Orientierung kann also gleichsam als Subversion gegen die Wissenskultur um Heintz verstanden werden.

Doch nicht nur das Momentum der Konkurrenz, das sich zwischen den einzelnen Assistierenden ergibt, scheint im Kontrast zur Wissenskultur wie sie Heintz in seinen Ausführungen beschreibt zu stehen. Die damalige Studierende Brigit Wehrli (Interview 2020) schildert, dass sich um Hoffmann-Nowotny «ein etwas anderes Sondergrüppchen» gebildet habe. In der Auseinandersetzung mit der Thematik der Fremdarbeiter habe man das Gefühl gehabt, im Gegensatz zu den anderen Studenten, die sich vornehmlich mit der «internationalen Gesellschaft und der Rangreihe von Ländern untereinander befasst» hätten, wirklich etwas zu bearbeiten, das politisch interessant sei. Unter Hoffmann-Nowotnys Leitung führt die Gruppe beispielsweise Inhaltsanalysen der medialen Berichterstattung über Ausländer in Schweizer Tageszeitungen durch. «Damals war gerade die Schwarzenbach Initiative aktuell. Es war hochspannend, das von der soziologischen Seite her anzuschauen.» (Interview Wehrli 2020)

Dabei seien auch wesentliche Aspekte von Heintz' Forschungsverständnis in Zweifel gezogen worden. Während dieser beispielsweise in seinen Vorlesungen die Wertfreiheit methodisch streng durchgeführter Forschung betonte, habe man in der Forschungsgruppe «das Gefühl gehabt, dass nicht alles so wertfrei zu untersuchen war» und daher im Zusammenhang mit der Migrationsforschung «auch etwas in die Politik geschaut». Der engere Kreis von Studierenden um Heintz habe dies jedoch nicht wirklich ernst genommen (Interview Wehrli 2020).

Doch nicht nur in der thematischen Ausrichtung, als auch hinsichtlich des Wissenschaftsverständnis lassen sich vermittels der Rückerinnerungen ehemaliger Studierender Unterschiede zwischen den einzelnen Forschungsgruppen, aber auch zur von Heintz beförderten Wissenskultur, wie sie sich beispielsweise besonders ausgeprägt in der – weiter unten thematisierten – Samstagsgruppe manifestiert, ausmachen. Auch die Atmosphäre in den Forschungsgruppen scheint sich zu unterscheiden und bisweilen gar in starkem Kontrast zur Umgangsweise des Ordinarius mit den Studierenden

zu stehen. Dies hängt nicht zuletzt mit den unterschiedlichen Assistierenden zusammen. Hoffmann-Nowotny sei im Vergleich zu Heintz nahbarer, zugänglicher und nicht so entrückt gewesen[579] (vgl. Interviews Waech 2020; Meyrat-Schlee 2020; Wehrli 2020), habe aber im Unterschied zu diesem in seiner Forschungsgruppe teilweise einen autoritären Führungsstil an den Tag gelegt.[580] Er habe bisweilen – so Hoby (Interview 2020) – die Rolle von jenem eingenommen, der nach oben buckle und gegen unten trete. Im alltäglichen Umgang sei Hoffmann-Nowotny – so Meyrat-Schlee (Interview 2020) – den Studierenden nicht mit Wohlwollen und Neugierde begegnet, sondern vielmehr kurz angebunden gewesen und habe primär Anweisungen formuliert und Vorgaben gemacht, die einzuhalten waren. Darüber hinaus habe es kaum Austausch gegeben. (Interview Meyrat-Schlee 2020)[581] Auch habe Hoffmann-Nowotny – so Meyrat-Schlee (Interview 2020) – den Kontakt der Studierenden seiner Gruppe zum Ordinarius erschwert. «Ich kam gar nicht an den Heintz ran. Ich musste

[579] Im Vergleich zu Heintz den sie als eine «Art vornehmer älterer Herr» empfunden habe, sei Hoffmann-Nowotny «volksnäher» gewesen (Interview Waech 2020).

[580] Die Wahrnehmung der Studierenden und Angestellten von Hoffmann-Nowotny variiert diesbezüglich. Meyrat-Schlee (Interview 2020) zufolge habe Hoffmann-Nowotnys autoritäre Züge gehabt. Auch Denise Waech – Hoffmann-Nowotnys langjährige Sekretärin am Soziologischen Institut – schildert dessen Führungsstil als autoritär, wobei er ihr zugleich im Alltag relativ viel Freiheiten gelassen habe und ihr mit Vertrauen begegnet sei (Interview Waech 2020). Blancpain (Interview 2020) erinnert sich an eine gute Zusammenarbeit mit Hoffmann-Nowotny im Rahmen eines Publikationsprojekts. Er könne sich zwar vorstellen, dass dieser autoritär wirken konnte, habe aber persönlich keine negativen Erfahrungen gemacht. Wehrli (Interview 2020) führt an, dass sie es «gut mit ihm gekonnt habe», dass er aber im Umgang nicht mit allen gleich gewesen sei. Auffallend ist weiter, dass Hoffmann-Nowotny offenbar einen anderen Umgang mit den weiblichen Studierenden pflegte. «Er hat uns Frauen etwas machohaft gedünkt» (Interview Wehrli 2020).

[581] Diese Umgangsform habe sich auch in der Art und Weise widerspiegelt wie Hoffmann-Nowotny mündliche Prüfungen durchgeführt habe. Diese seien kaum Gespräche zwischen dem Prüfenden und dem zu Prüfenden gewesen, sondern hätten sich hauptsächlich im einseitigen Abfragen erschöpft (Interview Meyrat-Schlee 2020)

immer über den Nowotny zu ihm»[582]. Auch später als Institutsdirektor habe Hoffmann-Nowotny – so seine langjährige Assistentin Denise Waech – ihrer Ansicht nach Mühe gehabt, andere neben sich zu dulden[583] (Interview Waech 2020). Waech beschreibt ihre Zusammenarbeit mit Hoffmann-Nowotny als an und für sich gut, jedoch nicht immer leicht. Hoffmann-Nowotny habe sowohl von sich als auch den anderen sehr viel gefordert, bisweilen «vor allem ein Arbeitstier hinter einem gesehen» und dabei manchmal «die menschliche Komponente vergessen» (Interview Waech 2020).

Auch in der sogenannten «Modellgruppe», die sich der Simulation von Daten mit mathematischen Modellen widmet, gestaltet sich die Zusammenarbeit zwischen Studierenden und Assistierenden nicht einfach.

> *«Meine Gruppe [...] wurde von einem Mathematiker geleitet, der von der ETH kam und mit dem der Kontakt überhaupt nicht klappte, weil er seine mangelnden Soziologiekenntnisse (und, wie uns zumindest schien, sein mangelndes Interesse für Soziologie) durch Arroganz überspielte.»* (schriftliche Kommunikation Levy 2020)

Nach nur wenigen Monaten wenden sich die Studierenden direkt an den Ordinarius und beklagen sich. Der betreffende Assistent habe die Studierenden relativ willkürlich geleitet und nicht viel zu Gruppenarbeit beigetragen.

> *«Nach einiger Zeit trafen wir Heintz alleine in einem Café und erklärten ihm, dass wir aus diesen Gründen nicht mehr mit diesem Assistenten zusammenarbeiten wollten, sondern mit Heintz direkt. Er akzeptierte dies unter der einzigen Bedingung, dass er nicht mit der ganzen Gruppe zu diskutieren habe, sondern sie einen go-between dafür bestimmen solle».* (schriftliche Kommunikation Levy 2020)

---

[582] Es habe allenfalls im Interesse der Assistenten gelegen, die Distanz zu Heintz auszubauen (schriftliche Kommunikation Levy 2020).

[583] So sei auch während ihrer Tätigkeit am Institut der Mittelbau «nicht so sehr gefördert» worden (Interview Waech 2020).

Heintz reagierte verständnisvoll und pragmatisch. Offenbar erschien ihm angesichts der geschilderten Umstände die direkte Zusammenarbeit mit einem studentischen Vertreter der Forschungsgruppe sinnvoll.

Auch in der dritten Forschungsgruppe, die unter Fuenzalidas Leitung forscht, sind wissenskulturelle Eigenheiten auszumachen. Ihre Aufgabe so Fuenzalidas habe darin bestanden Wissenschaft als Aktivität auf nationaler Ebene im internationalen Vergleich zu untersuchen. Dazu habe man grosse Mengen an Informationen beschaffen und aggregieren müssen, um schliesslich eine Art Index der wissenschaftlichen Performance einzelner Länder zu erstellen. Die Ausganslage dafür sei jedoch unvorteilhaft gewesen, was sich auch im Output der Gruppe widergespiegelt habe:

> *«In order to do this, I had a group of very young students who were not sociologist and who were not very much used to compile statistics. So, our work was slow and painful. And at the end what it produced were indicators that could be cross tabulated with social and economic indicators. But in a way that was not satisfactory. Not for me not for Heintz, not for anybody. So that part of organization of the institute was not successful.»* (Interview Fuenzalida 2020)

Im Laufe seiner Tätigkeit als Leiter der entsprechenden Forschungsgruppe verschob Fuenzalida entsprechend den Fokus auf qualitative Aspekte von Wissenschaft. Heintz habe dies zwar zu einem gewissen Grad bedauert, ihn dennoch gewähren lassen.

7.4.4.1.3.3. Eine engere Zusammenarbeit mit den Studierenden – Die Samstagsgruppe

Während die Studierenden unter der Leitung der Assistierenden im Institutsalltag meist fernab des Ordinarius arbeiten und es dabei immer wieder zu Entwicklungen kommt die diesem nicht behagen, wählt Heintz nach etwa ein bis zwei Jahren ihm vielversprechend erscheinende Einzelpersonen aus den drei Arbeitsgruppen aus. Diese sollen fortan eng – ohne die Vermittlung eines Assistenten – mit ihm zusammenarbeiten. Parallel zur Organisationsstruktur der Forschungszyklen begründet Heintz damit die sogenannte «Samstagsgruppe», die quer zu den drei Arbeitsgruppen steht. «Das waren vielleicht sechs Leute. So ein bisschen das engere Corps rund um

Heintz, in das er wahrscheinlich die Studenten reingenommen hat, bei denen er das Gefühl hatte, dass sie ihm am meisten für die Forschung bringen.» (Interview Levy 2017) Mit der Einführung der Samstagsgruppe stellt sich eine gewisse Prestigehierarchisierung ein. Im Kontext der dezentralisiert organisierten Forschungsgruppen habe nämlich eine gewisse «Konkurrenz um den Zugang zum Chef» bestanden (Interview Bornschier 2020). Nur einer Reihe ausgewählter Studierenden sei es vergönnt gewesen, unmittelbar mit Heintz zusammenarbeiten.[584] Ihre Mitglieder hätten als studentische Elite des Instituts gegolten, die direkt an Peter Heintz rapportierten (Interview Levy 2017; Interview Bornschier 2019). Während Heintz mit den meisten Studierenden wenig Kontakt hatte und bisweilen als distanziert und unnahbar empfunden wurde, pflegte er zu den Mitgliedern der Samstagsgruppe eine engere Beziehung und stand regelmässig mit diesen im Austausch. Zur Gruppe gehörten unter anderem Volker Bornschier, Thomas Held, René Levy und Werner Obrecht (Interview Levy 2017). «Wir sind [...] die persönliche Garde geworden von Heintz und haben uns dadurch geehrt gefühlt und noch stärker motiviert als alle anderen und haben durch das mehr gearbeitet und mehr gelernt.» (Interview Levy 2017) Bald stellt Heintz die Mitglieder der Samstagsgruppe mit kleinen Pensen an, die er fortan sukzessive ausbaut. Zwar sei die Entlohnung anfänglich eher symbolisch gewesen, jedoch hätten sie durch die Anstellung eine Art Hilfsassistenten Status erlangt. Damit steigen die betreffenden Studierenden in der institutsinternen Statushierarchie auf, werden gleichsam zu Mitarbeitern von Heintz. Werner Obrecht berichtet, wie er eineinhalb Jahre nach Studienbeginn sukzessive zum Mitarbeiter von Heintz wird.

> *«Ich habe im Herbst 67 zu studieren begonnen. Und etwa eineinhalb Jahre später hat das begonnen. Es waren ganz kleine Pensen. Zunächst 10%, dann*

[584] «Dies vielleicht weniger, weil er sich für die anderen Studis weniger interessiert hätte [...], als einfach aus der Arbeitslogik heraus, denn die Mitglieder der Samstagsgruppe arbeiteten für ihn, zusätzlich zur Arbeit in den Forschungsgruppen, was auch Kontakt erforderte.» (Schriftliche Kommunikation Levy 2020) Faktisch habe die Mitgliedschaft in der Samstagsgruppe jedoch vor allem Zusatzaufwand zur Arbeit bedeutet, die sie im Rahmen der jeweiligen Arbeitsgruppe zu erledigen hatten.

20%, dann auch eine zeitlang 30% oder gar 40%. Also über die Jahre hinweg. Es hat sehr früh begonnen, weil es im Rahmen dieser Forschungsprogramme einfach Funktionen gab, die Heintz abdeckte, in dem er Leute wie mich anstellte.» (Interview Obrecht 2020)

In der Samstagsgruppe kommen die Studierenden im kleinen Rahmen regelmässig alle zwei Wochen mit dem Ordinarius zusammen. Heintz nutzt die Samstagsgruppe, um in der eigenen Forschung vorwärts zu kommen. Sie arbeitet ihm direkt zu. «Er hat gezielte Mandate vergeben, die er brauchte [...], um das Gesamtprojekt weiterzutreiben.» (Interview Levy 2017) Während die restlichen Studierenden Heintz hauptsächlich in Lehrveranstaltungen erleben, treffen sich die Mitglieder der Samstagsgruppe in Sitzungen mit Heintz. Dort tragen sie Ergebnisse vor und diskutieren. «Das waren richtige Arbeitsgruppensitzungen mit Heintz. Da hat jeder erzählt, was er seit der letzten Sitzung gemacht hat. Dann haben wir diskutiert, wie weiter zu verfahren sei. Auf diese Weise haben wir eine Art Berufslehreverhältnis in der Forschung gehabt.» (Interview Levy 2017) Obrecht erinnert sich, dass in der Samstagsgruppe nicht zuletzt auch «theoretische Fragen im Zusammenhang mit der Forschung im Vordergrund gestanden hätten (Interview Obrecht 2020). «Wir sassen eng gedrängt um einen kleinen runden Tisch im Büro von Heintz und das Wort war frei.» (schriftliche Kommunikation Levy 2020) Heintz habe die Mitglieder der Samstagsgruppe «wie gleichwertige, autonome Forscherinnen» behandelt, sein Verhalten sei nie «durch Autoritätsbetonung (Ordinarius) oder gar Überheblichkeit charakterisiert» gewesen, sondern «durch Ermutigung und sachliche Kritik» (schriftliche Kommunikation Levy 2020). «Ein weiterer Vorteil, zur Samstagsgruppe zu gehören, lag darin, dass dort auch spontane Ideen und Hypothesen ventiliert wurden, nicht nur konsolidiertes Wissen, und wir Heintz nicht nur aus der Nähe als Theoretiker und scharfsinnigen Analytiker funktionieren sahen, sondern auch als sozial sensiblen, sogar intuitiven Beobachter, was auch für unsere Berufsidentität wichtig wurde.» (schriftliche Kommunikation Levy 2020)

Bald etablieren sich zwischen dem engeren Kreis der Studierenden und Heintz persönliche Beziehungen.[585] Womöglich mag dieser Umstand auch erklären, dass die Wahrnehmung von Heintz als Person und Lehrer zwischen den verschiedenen Interviewten deutlich divergieren. Während die befragten Mitglieder der Samstagsgruppe[586] Heintz rückblickend als nahbar und zugänglich beschreiben, schildern ihn Studierende, die nicht dieser Gruppe angehörten, als eher distanziert. Was auf den ersten Blick als Unterschied in der Wahrnehmung erscheint, könnte letztlich mit dem Statusunterschied zwischen den Mitgliedern der Samstagsgruppe und den restlichen Studierenden zusammenhängen (was wiederum ein wichtiges Merkmal der Wissenskultur um Heintz ist). Die Rolle als Hilfsassistent und/oder Mitglied der Samstagsgruppe bringt nämlich eine andere, intensivere Form des Austausches mit sich.[587]

Das grosse Mass an Freiheit und Autonomie, das Heintz seinen Assistierenden gewährt, resultiert in der Ausbildung sehr unterschiedlicher Wissenskulturen in den jeweiligen Kleingruppen, die teilweise im Widerspruch zu jener steht, die er im Rahmen des Instituts zu fördern versucht. Dies habe mitunter auch die Produktivität des Instituts beeinträchtigt (Interview Fuenzalida 2020). Obwohl sich die einzelnen Gruppen in Richtungen bewegen, die ihm offenbar nicht immer vollends behagen, greift Heintz kaum ein (im Falle der Modellgruppe einzig als Reaktion auf eine direkte Anfrage von Studierenden). Hingegen schafft er sich mit der Samstagsgruppe bald ein eigenes Gefäss, im Rahmen dessen er eng mit ausgewählten Studierenden zusammenarbeitet.

---

[585] Volker Bornschier und seine Frau seien häufig bei Heintz zuhause eingeladen gewesen. (Interview Bornschier 2019) Werner Obrecht habe Heintz während des Studiums einmal sein Haus in Zumikon als zwischenzeitliche Unterkunft angeboten, während er selber über den Sommer in Bariloche weilte. «Wir haben relativ lärmig gewohnt. Da hat er gesagt: kommen sie doch zu mir wohnen.» (Interview Obrecht 2020)

[586] Von den interviewten ehemaligen Studierenden gehörten Volker Bornschier, René Levy und Werner Obrecht zur Samstagsgruppe.

[587] «Ganz allgemein existierte am Institut eine relativ starke, aber völlig informelle Schichtungs- bzw. Prestigedynamik aufgrund der Nähe zu Heintz, die mir damals nur gelegentlich aufschien, die aber implizit ständig neu « ausgehandelt » wurde.» (schriftliche Kommunikation Levy 2020)

Vor dem Hintergrund von Heintz' zurückhaltendem Führungsstil erscheint die Wissenskultur am Soziologischen Institut entsprechend vielfältig (dies trifft weniger auf das methodische Verständnis und die verwendeten theoretischen Referenzen zu als auf die Selbstorganisation in Gruppen). Heintz habe die Studierenden und Assistierenden – so Fuenzalida (Interview 2020) – zwar begeistern können, aber gleichzeitig über die Anlage und Strukturierung von Studium, Forschung und Institut sowie über konkrete Seminar-, Vorlesungs- und Sitzungssituationen sowie die Samstagsgruppe nur bedingt geführt.

> *«There are limits to what you can attain, especially if you are not a leader in the sense more drastic of the expression. Heintz never was a leader, he inspired, he gave example, he was available but he didn't lead in direct way.»* (Interview Fuenzalida 2020)

7.4.4.1.4. Schnelles Wachstum und Notwendigkeit der Reorganisation des Soziologiestudiums

In wenigen Jahren wachsen die Studierendenzahlen stark an. 1976 sind 175 Studierende mit Hauptfach Soziologie immatrikuliert. Im Zeitraum von 1966 bis 1976 steigt zudem die Zahl der in Lehre und Forschung tätigen Assistenten auf 19 an. Das rasche Wachstum machte Anpassungen in der Lehre und Forschung bald unabdingbar.

> *«Während sich zu Beginn des Soziologiestudiums an der Universität Zürich eine Differenzierung zwischen Grundstudium und anschliessendem Forschungsstudium nicht aufdrängte, da die meisten Studenten schon mehrere Jahre studiert hatten, ist eine solche Gliederung des Studiums heute notwendig. Die Teilnahme von Studenten der ersten Semester an einem grösseren Forschungsprojekt ist ausgeschlossen. Eine Konsolidierung der Forschungstätigkeit im Interesse der Erhaltung wertvollen Erfahrungsgutes erscheint dringend geboten.»* (StAZH MM 3.135 RRB 1972/4828, 13.09.1972, S. 2227f.)

Die Änderung impliziert, dass die enge Verzahnung von Forschung und Lehre während der ersten Semester aufgebrochen wird. Dies macht eine Reorganisation der For-

schungsaktivitäten des Instituts nötig. Fortan werden diese in fünf Abteilungen verfolgt (1. Untersuchungen über das internationale System; 2. Untersuchungen über interorganisationelle Systeme; 3. Untersuchungen über interindividuelle Systeme; 4. Untersuchungen zu politischen Entscheidungen; 5. Untersuchungen im Bereich von Hilfswissenschaften für die soziologische Forschung), wobei jeder Abteilung ein durch den Kanton Zürich finanzierter Assistent zugeteilt ist. Die Reaktion der Erziehungsdirektion fällt dieses Mal zögerlich aus. Zwar erachtet sie «einen gewissen Ausbau des Soziologischen Instituts als begründet», jedoch stehe die vom Regierungsrat beschlossene Stellenplafonierung einem weiteren Ausbau entgegen. Nichtsdestotrotz wird 1974 schliesslich zusätzlich zu Heintz' Ordinariat ein Extraordinariat ad personam für PD Dr. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny errichtet.

Die Reorganisation des Studiums ist zu einem gewissen Grad ein Kompromiss angesichts der ursprünglich gesetzten Zielsetzung. In der Reflexion wird klar, dass die Ansprüche des Instituts an die Studierenden und deren Fähigkeiten zu Beginn des Studiums auseinanderklaffen:

> *«Das Institut lebt in einer sich immer wieder erneuernden Spannung zwischen dem Ziel der Kombination von Forschung und Forschungsausbildung einerseits und den Studenten mit ihren Erwartungen, ihrer Lernwilligkeit und Lernfähigkeit andererseits. Obwohl die Mittel, die für die Bewältigung dieser Spannung eingesetzt wurden, im Verlaufe der Zeit quantitativ und qualitativ fast stetig zugenommen haben, hat sich die Spannung nicht vermindert. Ein besonders grosser Sprung ist vom ersten Forschungszyklus zu den folgenden eingetreten. Die Forschungsarbeiten, die die Hauptfachstudenten während ihres Forschungsstudiums durchführen, sind in der Regel nicht mehr Teil der Institutsforschung. In dieser Hinsicht sind die dem Forschungsstudium ursprünglich gesteckten Ziele herabgesetzt worden. Die Tatsache hat zu einer gewissen Segregation zwischen Institutsforschung und Forschungsstudium geführt. Dennoch sind immer wieder Anstrengungen unternommen worden, um diesen Graben nicht zu tief zu werden lassen.»* (Häuselmann & Heintz 1976, S.11)

Die Reorganisation des Studiums hängt wohl einerseits mit der zunehmenden Studierendenzahl und der Schwierigkeit diese mit den bestehenden Ressourcen angemessenen zu betreuen zusammen. In einem Gespräch mit der Schweizer Illustrierten im Jahr 1969 führt Heintz hierzu aus:

> *«In jüngster Zeit gehen am Soziologischen Institut in Zürich einige Veränderungen vor: ‹Früher gab es keine Soziologen, und jetzt haben wir plötzlich sehr viele. Das ist mein grösstes Problem. Der persönliche Kontakt zu den Studenten ist nicht mehr möglich – eigentlich müssten mehr Lehrstühle geschaffen werden›»* (Prerost 1969).

Nebst den wachsenden Studierendenzahlen ist wohl aber auch ihre Eignung für das Forschungsstudium mit ein Grund für die Reorganisation. Waren anfänglich unter den Studierenden des ersten Jahrgangs noch einige Personen, die bereits in anderen Studiengängen Erfahrungen sammeln konnten, so ist Heintz Ende der 1960er Jahre nur noch mit Studienanfängern konfrontiert. Die Reorganisation des Studiums unterläuft damit gewissermassen das Kernprinzip von Heintz Institutionalisierungsstrategie. Die steigende Menge der Studierenden und ihre mangelhafte Eignung für die Forschungsarbeit sind Parameter auf die Heintz keinen direkten Einfluss hat.

7.4.4.2. St. Gallen: Der Abwesende Professor

Miller scheint während seiner Zeit in St. Gallen weniger den Ausbau der Soziologie und ihre Organisation in Gestalt eines Instituts als vielmehr die Bewältigung des Lehrbetriebs im Blick zu haben. Trotz überdurchschnittlicher Lehrverpflichtung ist er wenig präsent (vgl. Interview Blumenthal 2020, Interview Eberle 2020, Interview Haesler 2020). Die Mehrzahl der Wochentage weilt er in Zürich, wo er wohnt und in seinem Büro an der Sophienstrasse die Funktionen als Sekretär der Hochschulrektorenkonferenz und als Oberleiter der Schweizerischen Zentralstelle für Hochschulwesen wahrnimmt. Lediglich zwei Tage die Woche kommt er nach St. Gallen, um Vorlesungen zu halten, Seminare durchzuführen und Diplomanden sowie Doktoranden zu treffen. Er reist jeweils am Tag an, an dem die Veranstaltungen stattfinden, und kehrt am Abend desselben Tages nach Zürich zurück. Die Doppelbelastung durch seine Anstellung im Feld der Hochschulpolitik, der Wunsch nach wenig Präsenz in St. Gallen und

der Fokus auf den Lehrbetrieb prägen die Art und Weise wie Miller das Seminar leitet und gestaltet.

Die Art wie er den Seminaralltag organisiert zeugt von seiner Prioritätensetzung zugunsten einer Parallelbelastung durch zwei verschiedene Anstellungen. Miller ist nicht allein Ordinarius, sondern identifiziert sich ebenfalls stark mit seiner Rolle in der Hochschulpolitik. Seine Bemühungen hinsichtlich der Gestaltung des Institutsalltags zielen vor allem darauf ab, mit den vorhandenen Ressourcen die ihm als Ordinarius zugeordneten Aufgaben derart zu bewältigen, dass er selbst möglichst viel Zeit gewinnt.

7.4.4.2.1. Die Bewältigung des Lehrbetriebs als Fokuspunkt der Organisation

Dass Miller seine Verpflichtungen in St. Gallen mit einer Präsenzzeit von lediglich zwei Tagen zu bewältigen vermag, hängt wesentlich mit der Art und Weise zusammen, wie er die verfügbaren personellen Ressourcen einsetzt. Ein Grossteil seiner Arbeit verrichten die Assistierenden, die er aus dem Kreis der Studierenden rekrutiert.[588]

[588] Assistenten von Andreas Miller waren (SS 65 & WS 65/66, WS 66/67 keine Assistenten) SS 66 kein Assistent, SS 1967 Jürg Schatz, WS 1967/68 Jürg Schatz, SS 1968 Jürg Schatz, WS 1968/69 Jürg Schatz, SS 1969 Jürg Schatz & Hans Robert Blumenthal, SS 1970 Hans Ulrich Benz & Hans Robert Blumenthal, WS 1970/71 Hans Robert Blumenthal, SS 1971 Jacques de Preux & Silvio Ronzani, WS 1971/72 Jacques de Preux & Silvio Ronzani, SS 1972 Jacques de Preux & Silvio Ronzani, WS 1972/73 Jacques de Preux & Silvio Ronzani, SS 1973 Silvio Ronzani, WS 1973/74 Silvio Ronzani, SS 1974 Silvio Ronzani & Peter Christian Meier, WS 1974/75 Thomas S. Eberle, SS 1975 Thomas S. Eberle & Andreas Strehle, WS 1975/76 Thomas S. Eberle, SS 1976 Thomas S. Eberle, SS 1977 Thomas S. Eberle, WS 1977/78 Thomas S. Eberle, SS 1978 Thomas S. Eberle, WS SS 1979 Thomas S. Eberle, WS 1979/80 Thomas S. Eberle, SS 1980 (kein Assistent aufgeführt) WS 1980/81 Peter Holderegger & Aldo Jean Haesler, SS 1981 Aldo Jean Haesler, WS 1981/82 kein Assistent, SS 1982 Ralph Henn (Silvio Ronzani Lehrbeauftragter), WS 1982/83 Ralph Henn (Silvio Ronzani Dozent mit Lehrauftrag) SS 1983 Ralph Henn & Annette Hagmann (noch Studentin) (Silvio Ronzani Lehrbeauftragter), WS 1983/84 Annette Hagmann (noch Studentin) (Silvio Ronzani & Thomas S. Eberle Dozenten mit Lehrauftrag), SS 1984 Annette Hagmann, Silvio Ron-

> *«Miller kam am Montag gegen 10 Uhr den Hügel hoch, hielt seine Vorlesung, machte seine Mittagspause und schmiss anschliessend ein paar Seminare. Am Donnerstag das Gleiche. Wir Assistenten mussten praktisch alles drum herum machen: Bücher beschaffen, die Vorlesungen, die er handschriftlich verfasste, abschreiben; ihm Ideen geben, Lehre vorbereiten, mit Studenten diskutieren, die Bibliothek verwalten, also alles, bis hin zum Zubereiten des Kaffees für seine Gäste.»* (Interview Haesler 2020)

Die Möglichkeit am SfS gestaltend zu wirken, ordnet Miller dem praktischen Erfordernis der Bewältigung des Lehrbetriebs unter. Alles scheint darauf ausgerichtet, dass er sich möglichst kurz in St. Gallen aufhalten kann. Diese Prioritätensetzung steht im Widerspruch mit der im Kontext seiner Berufung thematisierten Errichtung eines forschungsorientierten Institutsbetriebs. Millers Entscheidung hinsichtlich der Organisation des SfS zeigt, dass er selbst die Errichtung eines Institutsbetriebs nicht als prioritär erachtet bzw. womöglich gar nicht wirklich anstrebt. Seine Art der Organisation des SfS ist nicht auf den organisatorischen und personellen Ausbau ausgerichtet, sondern beschränkt sich bis in die 1980er Jahre hinein hauptsächlich auf den Einsatz bereits vorhandenen Ressourcen und damit die Bewahrung des Status Quo. Dass er selbst dabei die grösste Zeit abwesend ist, macht sich bald in der lokalen Organisation der Soziologie bemerkbar. Infolge Millers Abwesenheit entstehen Freiräume im organisatorischen Gefüge, mit denen Verschiebungen hinsichtlich der Machtbeziehungen

---

zani Lehrbeauftragter & Thomas S. Eberle Dozenten mit Lehrauftrag, WS 1984/85 (kein Assistent aufgeführt) Thomas S. Eberle (designatus) Lehrbeauftragter, SS 1985 kein Assistent aufgeführt), WS 1985/86 (kein Assistent aufgeführt), Thomas S. Eberle Lehrbeauftragter für Soziologie, SS 1986 Thomas S. Eberle vollamtlicher Dozent, WS 1986/87 Hubert Knoblauch, Thomas S. Eberle vollamtlicher Dozent, Kurt Lüscher Prof. anderer Hochschule, SS 1987 Hubert Knoblauch, Kurt Lüscher Prof. anderer Hochschule, entweder vor oder nach Lüscher war auch einmal Robert Hettlage als Prof. anderer Uni da. WS 1987/88 Hubert Knoblauch, Thomas S. Eberle vollamtlicher Dozent, (Haesler Lehrauftrag für VWL), SS 1988 Markus Bierbaum.

am Seminar einhergehen. Im Alltag nehmen die Assistierenden zunehmend eine zentrale Rolle ein. Sie bereiten die Lehre vor und bewegen Miller immer wieder erfolgreich dazu, sich in neue Themen einzuarbeiten. Teilweise unterrichten sie gar an seiner Stelle.

7.4.4.2.2. Umgang mit Studierenden und Implikationen für die Organisation des SfS

Das weitgehende Delegieren zentraler Aufgabenbereiche und die geringe Präsenz in St. Gallen wirken sich auch auf Millers Verhältnis zu den Studierenden aus. Er ist für diese kaum verfügbar, verschwindet meist gleich aus dem Vorlesungssaal und eilt auf den Zug. Dadurch – aber auch aufgrund seines Lehrstils – erscheint er vielen als unnahbar und professoral.[589] Überhaupt habe Miller im alltäglichen Umgang seine Rolle als Professor betont:

> *«Er konnte nicht einfach so mit normalen Leuten ein gewöhnliches Gespräch führen. Es kam immer von oben herab. Nehmen wir ein Beispiel. Er hat ja ein Zimmer gemietet, fürs Wochenende [...] auf dem Land, in einem Bauernhaus. Dort war er während vieler Jahre übers Wochenende, hat gelesen und sich an der Sonne bräunen lassen. Das war sein Rückzugsort. Und dennoch war er mit den Bauern, denen der Hof gehörte, nie per du. Obwohl man sich so nahe war. Er blieb immer der Herr Professor. Er liess sich immer mit Herr Professor anreden. Da war immer diese Distanz.»*[590] (Interview Eberle 2020)

Das Jahr hindurch sucht Miller keinen Kontakt zu den Studierenden. Nur bei seltenen Gelegenheiten – vornehmlich, wenn die Begegnung ausserhalb des institutionellen Gefüges der Universität stattfindet – kommt es zur Annäherung zwischen Ordinarius

[589] Im Umgang sei Miller zwar korrekt, zugleich aber auch etwas zurückhaltend, unnahbar und professoral gewesen (vgl Interview Schatz 2020; Interview Blumenthal 2020).

[590] Was einige ehemalige Assistierende als Distanziertheit verstehen, interpretiert Hans R. Blumenthal als Zurückhaltung. Er deutet die reservierte Art Millers und die grosse Vorsicht in seinen Äusserungen, mit der biographischen Erfahrung des Totalitarismus in seiner Heimat (Interview Blumenthal 2020).

und Studierenden. Alljährliche Feiern bei Miller zuhause sowie in späteren Jahren Retraiten und Doktorandenseminare in einer alten Villa der Universität Genf in Sils Maria, stehen in einem starken Kontrast zu den distanzierten Lehrveranstaltungen und dem wenigen Kontakt, den der Ordinarius zu Studierenden während des Semesters unterhält. Dabei scheint Miller die Rolle als Gastgeber durchaus zu behagen.

> *«Einmal pro Jahr waren alle Studierenden und Assistierenden bei ihm privat eingeladen. Wir waren jeweils vielleicht so 15 bis 16 Leute Personen. Es gab jeweils Rindsfilet. Miller hat dann die Gäste in drei Brat-Equipen aufgeteilt. In der Gruppe mussten wir dann das Filet auf dem Grill zubereiten. Am Ende wurde abgestimmt, wem dies am besten geglückt war. Dann gab es immer auch polnischen Wodka. Gleich zu Beginn, als man angekommen war, musste man drei Gläschen kippen. Man hat in der Gruppe angestossen, begleitet von einem kurzen Toast vom Professor: ‹Auf die scheenen Frauen› oder ‹auf die Soziologie›. Das war eigentlich noch ein schöner Brauch.»* (Interview Eberle 2020)

Eine ähnliche Stimmung herrscht auf den mehrtägigen Ausflügen nach Sils Maria, die Miller mehrfach durchführt. Im Kontext dieser Zusammenkünfte seien Umgangston und Atmosphäre jeweils vergleichsweise locker gewesen. Miller habe zugänglicher gewirkt als während des Semesters. Trotzdem sei er den Studierenden nicht auf Augenhöhe begegnet. Weiterhin sei ein klares Gefälle zwischen ihm und den restlichen Seminarteilnehmern spürbar gewesen. «Er war ein Patriarch, das war wie seine Familie. Das waren dann seine Studenten, seine Assistenten.» (Interview Eberle 2020) «Er hat das genossen. Er ist am Tischende gesessen – pater familias – und hatte seine Studenten links und rechts gehabt.» (Interview Haesler 2020)

Anfang der 1980er verlegen sich die Aktivitäten unter Miller immer mehr in solche Seminare. Verschiedentlich finden Doktorandenseminare und Retraiten statt. In Sils Maria arbeiten die Studierenden an verschiedenen Projekten. In dieser Phase kommt es auch vermehrt zum Austausch mit Miller.

> *«es ist sehr viel abgelaufen dort. Und das hat alles übertroffen, was an Seminaren und Vorlesungen an der Universität angeboten wurden. Wir sind oft dort hoch ... so oft wie möglich. Und Miller hat das genossen.»* (Interview Haesler 2020)

Fernab der HSG entwickelt sich in Sils Maria eine andere Dynamik als es sich die Studierenden vom Universitätsalltag in St. Gallen gewohnt sind.

> *«Wir waren abgeschnitten von der Welt. Manchmal ist auch der Verkehr unterbrochen worden durch eine Lawine und wir waren gezwungen, länger dort zu bleiben. Wir haben also zusammen gekocht. Also der Miller hat immer ein Thema oder verschiedene Themen vorgegeben für die Arbeitsgruppen. Wir waren da fünfzehn, so zehn fünfzehn Leute in einer Villa. Wirklich so sehr luxuriös. Mit einer Stube, grossen Stube mit einem Billardtisch. Und vielen Räumen ringsherum im Parterre. Und wir haben eigentlich rund um die Uhr gearbeitet. Das war eigentlich extrem intensiv und wirklich auch interessant. Und ab und zu hat Miller gesagt, so jetzt habt ihr genug gearbeitet, jetzt gehen wir zusammen spazieren ... Denn wir haben wirklich gekrampft. Es ist eine ungeheure Dynamik entstanden dort.»* (Interview Haesler 2020)

Die wenigen Berührungspunkte im Alltag, die vornehmlich ausserhalb des institutionellen Kontexts der Universität bei Miller zuhause oder in besagter Villa in Sils Maria stattfinden, bieten Hinweise auf Millers Umgang mit Studierenden und Assistierenden. Selbst in Situationen des informellen Umgangs, in denen die Studierenden eine gewisse Lockerheit empfinden scheint er seine herausgehobene Position sichtlich zu geniessen.

Im Universitätsalltag ist die Beziehung zwischen Ordinarius und Angestellten eher distanziert. Sowohl im Falle von Haesler als auch von Eberle beschränkt sich der Austausch mit dem Ordinarius im Wesentlichen auf die Lehre. Dreh- und Angelpunkt zur Organisation der Lehre und damit für die Zusammenarbeit zwischen Miller und seinen Assistenten ist die Mittagszeit an den Tagen, an denen Miller in St. Gallen unterrichtet.

> *«Wir hatten regelmässig über den Mittag Besprechungen. Er ist nie in die Mensa essen gegangen, sondern hat immer etwas Kleines zum Essen mitgebracht, das er dann im Soziologischen Seminar zu sich nahm. Dort haben wir uns über Mittag getroffen und während seinem Mittagessen alles besprochen, was sein musste.»* (Interview Eberle 2020)

Die mittäglichen Sitzungen drehen sich primär um Vorlesungen und Seminare. Bisweilen treffen grundlegend unterschiedliche Vorstellungen hinsichtlich der Unterrichtsgestaltung aufeinander (Eberle Interview 2020). Zeit zum wissenschaftlichen Austausch oder der Planung einer längerfristigen Strategie des Seminars bleibt hingegen kaum. Einerseits sind Assistierende und Ordinarius vornehmlich mit der Bewältigung des operativen Lehrbetriebs beschäftigt, andererseits scheinen Austausch und Strategieentwicklung auch keine expliziten Bedürfnisse von Miller zu sein.

Der enge Fokus auf die Lehre ist der wissenschaftlichen Entwicklung der Assistierenden nicht immer zuträglich. Von ihrer Beschäftigung her sind sie vor allem Lehrassistenten. In mehreren Fällen zieht sich die Arbeit an der eigenen Dissertation aufgrund einer zeit- und kräfteraubenden Rolle im Lehrbetrieb in die Länge. Der eigenen Forschung müssen sie quasi nebenher nachgehen. Gleichsam im stillen Kämmerchen treiben Haesler und Eberle ihre wissenschaftliche Arbeit voran. Die Besprechungen mit Miller zum Stande der Dissertation empfinden beide als demotivierend.[591] Miller zerpflückt Argument um Argument und will am Ende immer Recht haben. Eberle berichtet, dass er während dieser Zeit «mauseallein» am SfS gewesen sei. Er habe niemanden gehabt, mit dem er sich hätte fachlich austauschen können.

> *«Ich habe dann aufgehört, mit Miller über meine Dissertation zu reden. Ich merkte, dass wir jedes Mal nach eineinhalb Stunden Diskussion wieder genau dort waren, wo wir angefangen hatten. Er erzählte immer das Gleiche. Wir machten keine Fortschritte. Ich lernte auch nichts, wenn er mir immer sagte, dass mein Ansatz falsch sei. Irgendwann habe ich dann nicht mehr mit ihm über die Diss gesprochen.»* (Interview Eberle 2020)

[591] Insgesamt betreut Andreas Miller zwischen 1965 und 1988 fünf Dissertationen. Nebst Thomas S. Eberle und Aldo Haesler doktorieren Silvio Ronzani, Rudolf Gerber und Pierre Stillhart bei Miller. Einzig Haesler und Eberle verfolgen eine wissenschaftliche Karriere. Silvio Ronzani ist bereits verstorben. Über Pierre Stillhart konnte nichts weiter in Erfahrung gebracht werden und Rudolf Gerber war Rektor der Berner Fachhochschulen.

Auch Haesler beschreibt den Austausch mit Miller als ernüchternd und demotivierend. Regelmässig treffen sich die beiden im SfS, um Haeslers Vorankommen im Schreiben der Dissertation zu besprechen.

> *«Alle vierzehn Tage hat er meine Arbeit systematisch zerpflückt. Und er hat wirklich geschwellt. Er hat so einen gewissen sadistischen Zug gehabt, den man gut in der Biographie von seinem Sohn nachlesen kann. Ich bin natürlich voller Wut aus diesem Seminar raus und habe versucht, Gegenargumente zu mobilisieren. Und 14 Tage später habe ich ihm diese serviert und er hat sie wieder zerpflückt.»* (Interview Haesler 2020)

Die Sitzungen mit Miller hemmen Haesler in seiner Arbeit und befördern negative Gefühle. Ähnlich wie Eberle schildert er, dass Miller seiner Fragestellung wenig abgewinnen konnte. «Er hat während fünf Jahren gesagt: ‹Aldo was Sie tun ist Unsinn, es hat keinen Zweck, sie werden das nie schaffen. Ihr Programm ist viel zu ehrgeizig und überhaupt ist die Soziologie am Ende.» (Interview Haesler 2020) Mit seinen Aussagen stellt Miller die Arbeit seines Assistierenden fundamental in Frage. Entsprechend alleine fühlt sich Haesler während des Schreibprozesses. Er habe während der Arbeit an seiner Dissertation kaum Kontakt nach Aussen gehabt (Interview Haesler 2020).

Die beschriebene Art und Weise des Betreuens wissenschaftlicher Arbeiten beschränkt sich nicht allein auf Haesler und Eberle. Auch mit anderen Assistierenden, Diplomanden und Doktoranden geht Miller ähnlich um. Im Regelfall empfängt er diese am SfS.

> *«Dort hat er seine Diplomanden und seine Doktoranden als Advocatus Diaboli zerpflückt. Das war eine schreckliche Sache. [...] Jedes Mal, wenn ein Student mit einer Idee oder mit irgendeiner Aufgabe gekommen ist, hat er diesen als Advocatus Diaboli geprüft. Er liebte es, diese Rolle zu spielen. Ich erinnere mich noch, wie er mir jeweils sagte «Ja lieber Aldo, jetzt lassen Sie mich wieder einmal Advocatus Diaboli sein. Wollen Sie nicht?» Miller war ein hochintelligenter Mensch, er hatte eine ganz vife, logische Art und konnte jedes Argument zerpflücken.»* (Interview Haesler 2020)

Keiner der befragten Assistierenden, die bei Miller doktorierten, empfand den Austausch mit seinem Vorgesetzten als förderlich. Zu sehr habe sich Miller als «Advocatus Diaboli» und nicht etwa als Förderer des wissenschaftlichen Nachwuchses gesehen. Miller sei kein Mentor gewesen, von dem man prägende Ideen bekommen habe, berichtet beispielsweise Blumenthal. Vielmehr sei er dem Vorankommen seiner Doktoranden im Weg gestanden. Zwar habe er gelegentlich nach dem Fortgang der Dissertation gefragt, die nachfolgenden Gesprächen hätten jedoch kaum je substanziell geholfen (Interview Blumenthal 2020). Miller habe seine Aufgabe wohl darin gesehen, die Rolle eines Gegenspielers einzunehmen, der die Argumente und theoretischen Ansätze seiner Doktoranden kritisch prüft.

Weshalb Miller seinen Assistierenden während der Arbeit an ihren Dissertationen derart gegenübertritt, lässt sich rückblickend kaum abschliessend klären. Vielleicht hat er Mühe mit ihrem intellektuellen Vorankommen, findet Genuss am ‹Zerpflücken› von Argumenten oder setzt schlichtweg einen strengen Massstab an.

Auf jeden Fall zeigt sich Miller letztlich trotz anhaltendem Kritisieren von Inhalten und theoretischen Ansätzen bei der Begutachtung von Arbeiten wohlwollend. Nach fünf Jahren «Zerpflücken» habe sich Miller überraschenderweise für ein summa cum laude eingesetzt, berichtet Haesler. Auch Eberle schildert, dass Miller die Grösse gehabt habe, seine Arbeit mit summa cum laude zu bewerten. Dies obwohl er ihm privat zu verstehen gegeben habe, dass er von Wissenssoziologie nicht viel halte (bzw. dass sie «falsch» sei) (Interview Eberle 2020).

Die Art und Weise wie Miller seinen Assistierenden und Studierenden in Besprechungen begegnet, vergrössert die wahrgenommene Distanz zum Ordinarius, die diese bereits aufgrund seiner wenigen Präsenz an der HSG und seines Lehrstils empfinden. Für interessierte Studierende ist Miller kaum erreichbar. Seine Abwesenheit und die distanzierte Art im alltäglichen Umgang schaffen einen Freiraum im organisatorischen Gefüge des SfS, den zunehmend Millers Assistierenden ausfüllen.

7.4.4.3. Die Subkultur und das ‹Parallelstudium› der Assistierenden

Während Miller im Alltag distanziert erscheint und nach seinen Lehrveranstaltungen jeweils gleich auf den Zug eilt, suchen die Assistenten von Beginn weg die Nähe zu

den Studierenden. Sie füllen die Lücke aus, die Miller hinterlässt und fungieren bald als Scharnier zwischen dem Ordinarius und den Studierenden. Gleichzeitig sind sie von ihrer thematischen, aber auch theoretischen Ausrichtung näher bei den Studierenden. Nicht selten ist ihr Unterricht beliebter als jener des Ordinarius.[592]

Der Kontrast zwischen dem professoralen, vielfach als wertkonservativ beschriebenen Ordinarius und seinen progressiven Assistierenden, die mehrheitlich dem Kreis der kritischen Studierenden entstammen ist auffallend. Mehrere der ehemaligen Assistierenden Millers wirken an der Studentenzeitung Prisma mit und engagieren sich in kritischen Studentengruppen.[593]

Als dezidiert linker, in der Studentenbewegung aktiver Student bildet Hans Robert Blumenthal (Assistent zwischen 1969 und 1971) einen Gegenpol zum distanzierten und unnahbaren Ordinarius für Soziologie. Während Miller eher konservativ und zurückhaltend wirkt und umsichtig argumentiert, konfrontiert Blumenthal die Studierenden mit klaren Thesen und macht sie mit aktuell in der Studentenbewegung populärer Literatur wie Max Weber, Karl Marx und Herbert von Marcuse bekannt (Interview Blumenthal 2020). Zugleich schreibt er kritisch in der Studierendenzeitschrift Prisma und ist aktiv in der Gruppe INFORM, die sich zum Ziel setzt, der «denkerische[n und] wissenschaftliche[n] Schmalspur» entgegenzuwirken. Weshalb Millers Wahl auf einen Studierenden fällt, der sich an der HSG stark exponiert ist unklar. Blumenthal ist in jenen Jahren als einer der wenigen 68er an der Hochschule bekannt. Er «war ein ausgesprochener Macher und hat noch ziemlich Radau gemacht an der Hochschule St. Gallen. Er war der Einzige. Sonst hat es diese 68er Generation, die

[592] Seinem ersten Assistierenden – Hans Blumenthal – gegenüber habe sich Miller einmal etwas ironisch, aber zugleich ärgerlich geäussert, dass dessen Seminare bei den Studierenden besser ankämen, als seine eigenen Vorlesungen. (Interview Blumenthal 2020)

[593] So Hans Robert Blumenthal (z.B. Prisma 1969, 11 66 & 12 67, «Anliegen der Studentischen Bewegung» (In zwei Teilen) – Manuskript eines Referates von Hans R. Blumenthal, INFORM), Silvio Ronzani, Thomas S. Eberle, Andreas Strehle und Aldo Haesler.)

langsam aufmüpfig wurde, in St. Gallen ja nicht wirklich gegeben. Blumenthal war eine Ausnahme.» (Interview Schatz 2020) Auch mehrere Nachfolger Blumenthals zeichnen sich durch ein ähnliches Profil aus. Silvio Ronzani, Thomas Eberle, Andreas Strehle[594] und Aldo Haesler schreiben alle relativ kritisch im Prisma. Eberle ist zudem wie Blumenthal Mitglied der Gruppe INFORM.

Mit ihrer progressiven Ausrichtung sind die Assistierenden näher bei den Studierenden, die sich für die Soziologie interessieren, als Miller. Mehrheitlich haben sie einen direkten Draht zu diesen. Während Eberles Studienzeit diskutiert der damalige Assistent Silvio Ronzani ausgiebig mit den Studierenden. Später übernimmt Eberle selber diese Rolle.

> *«Ich bin eigentlich das Scharnier gewesen. Ich habe als Assistent mit den Studierenden engen Kontakt gepflegt – wir haben uns auch privat getroffen. Auf der anderen Seite des Scharniers war Miller. Selber hat er sich nur einmal im Jahr mit den Studierenden getroffen. Ansonsten habe ich ihm jeweils berichtet, was so lief, was die Studenten fanden und wie die Stimmung war. Ja, ich hatte eine Scharnierfunktion. Und Silvio Ronzani zuvor auch. Der hat mit uns Kontakt gehabt, vielleicht nicht so eng wie in meinem Fall, aber er war sehr engagiert. Er hat auch lange mit uns diskutiert, in den Pausen und nach den Lehrveranstaltungen. Es war ein intensiver Kontakt. Miller hingegen ist immer gleich gegangen. Nach der Vorlesung hat er sich verabschiedet, ist rausgelaufen und hat den Zug genommen. Denn er hat ja in Zürich gewohnt.»* (Interview Eberle 2020)

Während Eberles Assistentenzeit etabliert sich so eine kleine Gruppe von Studierenden, die sich ausserhalb der regulären Lehrveranstaltungen zum Diskutieren und in sogenannten Erfahrungsgruppen trifft. Über die Jahre hinweg stellt sich eine Arbeits-

[594] Andreas Strehle wird rückblickend als Teil der 68er Bewegung wahrgenommen. Er war unter anderem Mitgründer der dezidiert linksorientierten WOZ Die Wochenzeitung und schrieb zusammen mit Eugen Sorg das biographische Buch «Mein Leben als 68er», das 2008 im Echtzeit Verlag erschien.

teilung zwischen Miller und Eberle ein, die sich auch in der Wahrnehmung der Studierenden niederschlägt. Als Haesler Mitte der 70er Jahre mit Wirtschaftssoziologie beginnt, fällt ihm dies rasch auf:

> *«Als ich im fünften Semester wieder zurückgekommen bin. [...] und mich in Wirtschaftssoziologie immatrikulierte, stiess ich auf Andreas Miller. Das Schöne war, dass wir ein kleines Grüppchen waren. Damals war Thomas Assistent. Er hat eigentlich das Studium für uns absolviert, denn er war didaktisch sehr begabt, wusste wo es hingeht [...] Marginal haben wir dann auch den Miller genossen. Aber wie gesagt, das meiste haben wir im fünften Semester durch Thomas gelernt. Er war Assistent und hat in dieser Situation versucht das Schlimmste zu vermeiden. Beziehungsweise uns doch ein bisschen mit Soziologie zu familiarisieren.»* (Interview Haesler 2020)

Nebst dem engen Kontakt mit den Studierenden sind die Assistenten zunehmend auch hinsichtlich der Auswahl an Themen wichtig, die Miller im Unterricht behandelt. Auf Anregungen geht er ein, wenn diese «mit genügend Verve» vorgetragen werden (Interview Eberle 2020). Anfangs der 1970er Jahre bewegt Ronzani Miller dazu, ein Seminar über Sprachsoziologie durchzuführen. Obwohl diese Miller nicht bekannt ist, willigt er ein. In den frühen 1970er Jahren interessiert sich Eberle für neuere amerikanische Ansätze der Soziologie. Zwar kann Miller diesen persönlich nicht viel abgewinnen. Dennoch erklärt er sich bereit, ein Doktorandenseminar dazu durchzuführen. Später liest sich Miller auf Anregung Eberles hin auch in Gebiete ein, die ihm selber als Strukturfunktionalisten wenig zusagen (so bspw. in die Ethnomethodologie und die Wissenssoziologie).

Die Ausführungen zeigen, dass die jungen, meist eher progressiven Assistenten in der Lage sind, zu den Studierenden eine Beziehung aufzubauen. Gleichzeitig vermögen sie das Soziologiestudium thematisch mitzugestalten. Sie wirken damit in zwei Richtungen: Einerseits über das Vorschlagen von Themen hin zum Ordinarius. Andererseits über das Vermitteln soziologischer Inhalte hin zu den Studierenden. Miller ist hingegen kaum verfügbar und ausserhalb der Lehrveranstaltungen nicht in St. Gallen präsent. Seine professorale Art und seine konservative Haltung stehen der Entwick-

lung von Beziehungen zu Studierenden im Wege. Im Laufe des Studiums werden daher die Assistenten für die meisten Studierenden zu den zentralen Bezugspersonen. Teilweise treffen sie sich auch ausserhalb der universitären Lehrveranstaltungen. Der relativ enge Austausch und die zentrale Rolle der Assistenten im Unterricht resultieren in einer Subkultur, in der sich das Lernen der Soziologie deutlich von den Vorlesungen Millers unterscheidet. Die Assistenten ergänzen Millers Lehrangebot mit informellen Formaten wie der erwähnten Erfahrungsgruppe. Diese tagt zwar im SfS, gehört jedoch nicht zu den offiziellen Seminar-Lehrveranstaltungen. Die Assistenten betreiben damit gleichsam ein Parallelstudium im Kleinen. Dieses ist interaktiver angelegt als die offiziellen Lehrveranstaltungen des Ordinarius. Im Vordergrund steht der Austausch mit anderen und nicht etwa einseitige Wissensvermittlung, Damit stehen diese Formate in starkem Kontrast zur von Miller beförderten Wissenskultur, die vor allem durch frontalen Unterricht und einen prüfenden, ja bisweilen erniedrigenden Austausch mit den Studierenden geprägt ist.

7.4.4.4. Zwischenvergleich

Die Art und Weise wie Peter Heintz und Andreas Miller die Soziologie in Gestalt lokaler Organisationen aufbauen und führen unterscheidet sich grundlegend. Sie gehen diametral entgegengesetzt mit der Möglichkeit der Begründung eines Instituts um. Während Heintz kurz nach seinem Stellenantritt das SI gründet und kontinuierlich auf dessen Ausbau hinwirkt, verzichtet Miller auf die Gründung einer soziologischen Forschungsstelle, die ihm die kantonale Verwaltung zugesichert hatte. Die unterschiedlichen Vorgehensweisen der beiden Ordinarien zeugen einerseits von den verschiedenen Zielsetzungen, die Heintz und Miller verfolgen, andererseits lassen sie zwei unterschiedliche Herangehensweisen an das Organisieren des Lehr- und Forschungsbetriebs sowie im Umgang mit den verfügbaren Ressourcen erkennen.

Die Ausrichtung auf den Ausbau der Soziologie bzw. auf die Bewahrung des Status Quo hängt mit spezifischen Schwerpunktsetzungen bei der Ausgestaltung der je lokalen Organisation der Soziologie zusammen. Während Heintz das SI konsequent auf Forschungsaktivitäten ausrichtet (selbst das Soziologiestudium ist vornehmlich als Forschungsstudium angelegt), stellt Miller die Bewältigung des operativen Lehrbetriebs ins Zentrum. Beide sind in ihrer Art der Ausgestaltung der lokalen Organisation

auf ihre eigene Weise erfolgreich. Heintz erweitert die Forschungskapazitäten des SI innert weniger Jahre in beachtlichem Ausmass und verwendet selbst viel Zeit für die zurückgezogene Arbeit in seinem Büro. Miller hingegen bewältigt das ihm zugewiesene Deputat mit vergleichsweise wenig Präsenz in St. Gallen und relativ geringem persönlichem Aufwand (da ihn der jeweilige Assistierende tatkräftig unterstützt).

Nebst den Unterschieden hinsichtlich der Zielsetzungen die Heintz und Miller mit ihrem Institut bzw. Seminar und dem Soziologiestudium verfolgen, lassen sich auch Parallelen in der Art und Weise feststellen, wie die beiden Ordinarien mit den verfügbaren personellen Mitteln umgehen. Im Universitätsalltag delegieren sowohl Heintz als auch Miller weite Teile des operativen Institutsbetriebs relativ systematisch an ihre Mitarbeiter. Dadurch schaffen sie sich zeitlichen Raum für andere Tätigkeiten – Heintz für Forschung und strategische Arbeit; Miller vor allem für seine Aktivitäten im Feld der Hochschulpolitik. Während der zentrale Stellenwert des Delegierens als Organisationsinstrument bei beiden Ordinarien vergleichbar ist, unterscheidet sich die Art und Weise, wie Heintz und Miller dieses zur Ausgestaltung der je lokalen Organisation verwenden grundlegend.

Miller setzt seine Assistierenden einseitig im Bereich der Lehre ein. Er delegiert seinen Assistierenden primär Routineaufgaben (wie das Erstellen von Folien und das Vorbereiten von Lehreinheiten). Das Delegieren ist für ihn vornehmlich Mittel zur Bewältigung des operativen Institutsbetriebs bzw. zur Umverteilung der Arbeitslast hin zu seinen Assistierenden. Es ermöglicht ihm, seine Aufgaben in St. Gallen mit möglichst wenig Zeitaufwand und physischer Präsenz zu bewältigen. Für die Assistierenden bedeutet dies umgekehrt, dass der Grossteil ihrer Arbeitszeit in die Lehre fliesst. Millers Art des Delegierens ist relativ einseitig und kaum auf die Bedürfnisse und Entwicklungsperspektiven der betreffenden Personen ausgerichtet. Mehrere Assistierende empfinden die übertragenen Aufgaben und Verantwortung, aber auch die einseitige Rolle als Lehrassistent in die sie sukzessive schlüpfen, zunehmend als Last. Während sie viele Aufgaben von Miller übernehmen, kommen sie nur langsam mit eigenen Qualifikationsarbeiten voran. Bald erkennen sie, dass sie vor allem ihrem Vorgesetzten zuarbeiten, dabei aber in ihrer eigenen wissenschaftlichen Entwicklung gehemmt werden. Die Art und Weise der Organisation der Soziologie resultiert in

einer zentrifugalen Dynamik. Die Mehrheit der Assistierenden bleibt nur kurze Zeit am SfS, um dann weiter zu ziehen.

Heintz hingegen delegiert seinen Assistierenden Aufgaben aus sehr verschiedenen Bereichen. Sie sind in die Lehre eingebunden, leiten Forschungsprojekte und kümmern sich um die Studierendenbetreuung. Heintz setzt Assistierenden und Studierenden damit nicht einfach zu erledigende Aufträge vor, sondern überträgt ihnen anspruchsvolle Aufgaben derart, dass sie im Prozess der Erledigung oft eigenständige Entscheidungen treffen können. Insbesondere die eigene Forschungstätigkeit erlaubt es den Assistierenden ein Stück weit ein eigenes Profil zu entwickeln sowie auch eigene Arbeiten zu publizieren. Im Unterschied zu Miller delegiert Heintz auch an Studierende. Im Vordergrund steht für ihn nicht die blosse Umsetzung von bereits Vorgedachtem, sondern das Übertragen von Verantwortung und damit der Versuch Assistierende, wie auch Studierende in den Institutsbetrieb und die Forschung einzubinden. Er führt dabei sanft über die Organisation der Rahmenbedingungen und nicht etwa über klare und eng gefasste Vorgaben. Auf diese Weise räumt er den betreffenden Personen für die Aufgabenerledigung weitreichende Autonomien ein und eröffnet ihnen Entwicklungspotenziale. Insofern fördert und fordert Heintz über das Delegieren von Aufgaben. Dadurch macht er weitgehend selbständiges Arbeiten möglich. Studierende und Assistierende sollen Herausforderungen relativ eigenständig bewältigen können. Sie sind gewissermassen in den Delegationsprozess eingebunden und bestimmen mit über Weg und Ziel (Strackbein & Strackbein 2002, S.105). In der Konsequenz werden die übertragenen Aufgaben von den Studierenden und Assistierenden – trotz teilweise sehr hoher Arbeitslast – oft grundlegend anders wahrgenommen als in St. Gallen. Einzelne Studierende empfinden die Möglichkeit noch während des Studiums an Forschungsprojekten mitzuarbeiten als Privileg. Sie schätzen, dass ihnen der Ordinarius mit Vertrauen begegnet. Kaum je steht in rückblickenden Schilderungen eine starke Arbeitsbelastung im Vordergrund. Heintz versteht es mit dem Delegieren nicht nur seine eigene Arbeitslast zu reduzieren, sondern befördert dabei zugleich bei Assistierenden und Studierenden eine gewisse Identifikation mit dem Soziologischen Institut. Dadurch bindet er sie stärker an das Institut. Einige Studierende werden gar zu langfristigen Mitarbeitern. Über seine spezifische Art des Delegierens schafft er gleichsam Koalitionen. Es gelingt ihm, dass Assistierende und Studierende motiviert

für die Erreichung der Institutsziele arbeiten. Im Gegenzug gewährt er diesen in sozialen Tauschprozessen Entwicklungsperspektiven. Einige Studierende stellt Heintz bald ein. Ausgewählte Einzelpersonen unterstützt er auf dem Weg bis zur Professur[595]. Dank der Involvierung von Studierenden ist es am Soziologischen Institut bald möglich, mehrere Forschungsprojekte parallel durchzuführen. Dadurch vermehren sich die personellen Ressourcen des Instituts über den eigentlich budgetbedingten Mitarbeiterstab hinaus.

Die grosszügig gewährten Freiheitsgrade resultieren mitunter zwar auch in der Entwicklung gegenläufiger Kräfte innerhalb der Wissenskultur am Soziologischen Institut. Um einzelne Assistierende entwickeln sich beispielsweise subkulturelle Tendenzen. Indes stellen diese die zentrale Wissenskultur nicht entscheidend in Frage. Anders im Falle der Wissenskultur um Miller. Dieser setzt seine Assistierenden vornehmlich als personelle Ressourcen ein. Weder teilt er mit ihnen ein gemeinsames Verständnis von Soziologie noch versucht er mit ihnen in konkreten Projekten bzw. der Arbeit an Publikationen zusammenzuarbeiten. Sitzungen setzt er für gewöhnlich auf Randzeiten (bzw. die Mittagspause), besprochen wird meist nur der operative Lehrbetrieb. Mehrheitlich empfinden die Assistierenden die intensive Einbindung in den Lehrbetrieb und den Umgang mit dem Ordinarius als frustrierend. Vor allem da sie Miller bei der eigenen Forschung kaum unterstützt. Er eröffnet ihnen keine vergleichbaren Möglichkeiten zur Forschung wie Heintz und damit auch keine langfristige Entwicklungsperspektiven. Die jeweiligen Forschungsbestrebungen seiner Assistierenden lässt Miller zwar zu, jedoch begegnet er ihnen im Austausch meist negativ. Bei Besprechungen von Dissertationen äussert er sich in der Regel sehr kritisch, zerpflückt Argumente und wirkt damit demotivierend. Während Heintz die Assistierenden über das Delegieren an sich bindet, entwickeln sich im Falle von Miller eher zentrifugale Kräfte. Nur selten baut er relativ tragfähige mikropolitische Koalitionen auf (wie beispielsweise im Falle von Eberle). Die Mehrheit seiner Assistierenden zieht

[595] Vgl. für das Verständnis betreffender mikropolitischer Konstellationen Bosetzky 2019. Hier Anlehnng an Ausführungen zu Tauschprozessen (Bosetzky 2019, S.2).

nach kurzer Zeit weiter. Das systematische Delegieren und die geringe Präsenz Millers resultieren am SfS in einer gewissen Distanz zwischen Ordinarius und Assistierenden sowie vor allem auch den Studierenden. Den so entstehenden Freiraum im organisatorischen Gefüge reizen einige Assistierende aus. Sie bieten eigene Lehrformate an und etablieren gleichsam ein Parallelstudium. Dieses empfinden die Studierenden bisweilen attraktiver als Millers eigene Lehrveranstaltungen. Bald sind die Assistierenden die zentralen Bezugspersonen vieler Studierenden und gestalten zunehmend auch das Studium inhaltlich mit. Miller rückt dabei in den Hintergrund. Der durch das Delegieren entstehenden Distanz versucht er nicht merklich entgegenzuwirken.

Die unterschiedliche Ausgestaltung des Delegierens verweist auf einen weiteren Unterschied hinsichtlich der Organisation der Soziologie an den beiden Universitäten. Millers Organisationsbemühungen sind wie bereits erwähnt auf den operativen Lehrbetrieb gerichtet. Im Austausch mit Assistierenden sind stets die Lehrveranstaltungen der kommenden Woche im Fokus. Millers Art zu Delegieren zeugt von einer Art die Organisation zu führen, die stark am Tageschgeschäft orientiert ist. Seine Art der Planung ist auf einen relativ kurzfristigen Zeithorizont ausgerichtet. Im Falle von Heintz gründet das Delegieren indes in einer ausgefeilten Struktur des Soziologischen Instituts. Nicht nur die Bewältigung des gerade anstehenden Tagesgeschäft, sondern vielmehr das eigenständige Arbeiten an Aufgaben und Forschungsprojekten im Kontext einer relativ langfristig angelegten Strategie stehen im Vordergrund. Delegiert werden auch relativ grosse Projekte, die sich über längere Zeiträume erstrecken. Heintz Ausgestaltung der Organisation der Soziologie zeugen damit von einer langfristigen Perspektive. Indem Heintz Studium, Forschung und das Publizieren nicht als getrennte Bereiche behandelt, sondern gleichsam organisatorisch miteinander verwebt, gelingt es ihm mit zunächst bescheidenen Ressourcen beachtliche Aktivitäten am SI anzustossen.

Schliesslich schaffen Miller und Heintz auch äusserst unterschiedliche Bedingungen für ihre Mitarbeiter und Studierenden. Am SI steht das kollaborative Arbeiten in Kleingruppen im Vordergrund. Vielfach publizieren mehrere Personen gemeinsam, unterstützt werden sie bspw. bei englischen Artikeln von Institutsangestellten. In St. Gallen hingegen sind insbesondere die Doktorierende auf sich selbst zurückgeworfen.

Miller schafft keinen Raum für Zusammenarbeit und Kooperation. Mehrere Doktorierende beschreiben das Arbeiten an ihrer Dissertation als isolierten Prozess. Auch im Umgang mit Studierenden sind die beiden Ordinarien sehr verschieden. Miller hält während des Semesters mehrheitlich Distanz zu Studierenden. Ein einziger Anlauf zur Zusammenarbeit mit Studierenden in einem Forschungsprojekt scheitert an Unstimmigkeiten. Generell kommuniziert Miller im Umgang mit Studierenden von oben herab, wirkt distanziert und professoral. Heintz hingegen sieht die Studierenden als zentrale Entwicklungsressource des Instituts. Mit vielversprechenden Studierenden pflegt er bald engen Kontakt, mit einem kleinen Kreis von Studierenden arbeitet er gar intensiv zusammen. Indem Heintz die Studierenden als wertvolle Ressource betrachtet, sie gleichsam zu Mitarbeitern macht, ihnen Vertrauen entgegenbringt, und sie in den Institutsbetrieb einbindet, ist es ihm möglich über die budgetbedingten Organisationsgrenzen hinaus Aktivitäten anzustossen.

7.4.5. Die Soziologische Forschung

Ausgeprägte Forschungsaktivitäten sind vielerorts zentrale Treiber für das Wachstum von Instituten und Seminaren. Gleichzeitig erfordern die Ausbildung von Forschungskapazitäten und das systematische Betreiben von Forschungsprojekten selbst bereits Ressourcen und spezifisches organisatorisches Wissen. Beides wird auf den folgenden Seiten im Zusammenhang mit der Entwicklung der Soziologie an der Universität Zürich sowie der HSG in St. Gallen beleuchtet.

7.4.5.1. Zürich: die zentrale Rolle der Forschung für Institut und Studium

Von Anfang an steht die Forschung im Zentrum der Aktivitäten des SI. Dies ist angesichts der praktischen Erfordernisse die der Lehrbetrieb mit einer Vielzahl von Studierenden kurz nach Inbetriebnahme des Instituts mit sich bringt sowie vor dem Hintergrund der knappen personellen Ressourcen über die das SI im Jahr 1966 verfügt keineswegs selbstverständlich. Heintz unterscheidet zwischen autonomen und heteronomen Forschungsprojekten. Mit ersterem bezeichnet er vom Soziologischen Institut initiierte Forschungsprojekte, die durch Drittmittel finanziert werden. Unter letzterem versteht er Auftragsforschung. Während in den ersten Jahren (ca. 1966 bis 1970) die

autonome Forschung im Vordergrund steht, verschiebt sich der Fokus der Institutstätigkeit Anfang der 1970er Jahre zunehmend in den Bereich heteronomer Forschung.

7.4.5.1.1. Forschung als voraussetzungsreicher Tätigkeitsbereich

Eine dezidiert forschungsorientierte Ausrichtung, wie sie Heintz bereits bei seinem Stellenantritt anpeilt und innert Kürze umsetzt, ist voraussetzungsreich. Vor allem da die Aufnahme von Forschungsaktivitäten keineswegs die einzige Herausforderung ist, mit der er sich nach seinem Stellantritt in Zürich konfrontiert sieht. In den Anfangsjahren stehen der Aufbau und die Organisation des Instituts sowie die Entwicklung als auch Umsetzung eines Curriculums für die neu eingeführte Studienrichtung Soziologie im Vordergrund. Nicht ohne Grund dauerte es im Falle anderer in dieser Arbeit untersuchten Wissenskulturen nach dem Stellenantritt des jeweiligen ersten Ordinarius zunächst meist mehrere Jahre, bevor sich mehr oder weniger systematische Forschungstätigkeiten einstellten. Heintz scheint indes gut vorbereitet für den Stellenantritt in Zürich. Sowohl für den Aufbau des Instituts als auch die Konzipierung einer Studienrichtung kann er auf mehrjährige Erfahrungen in Lateinamerika zurückgreifen. Die generelle Anlage der Organisation des SI und sein Grundkonzept für ein Soziologiestudium bringt er im Wesentlichen aus Chile mit. Heintz «Einführung in die Soziologie», die er ab 1966 als Pflichtlektüre für das Studium verwendet, liegt bereits vier Jahre vor seinem Stellenantritt in Zürich in deutscher Sprache vor. Insofern hat Heintz bei seinem Stellenantritt die wesentlichen Elemente für den Aufbau und die Ausrichtung der Soziologie an der Universität Zürich bereits zusammen.

Im Falle des Soziologischen Instituts der Universität Zürich erfordert das Aufnehmen systematischer Forschungsarbeiten zunächst vor allem finanzielle und personelle Ressourcen, die deutlich über die 1966 vom Kanton gesprochenen Mittel hinausgehen. Die nötigen Ressourcen für eine ausgeprägte Forschungstätigkeit beschafft Heintz auf drei Arten und Weisen. Erstens eröffnet ihm das Forschungsstudium über die Involvierung von Studierenden in Forschungsprojekte personelle Ressourcen, die das Budget des SI nicht belasten. Zweitens gelingt es den Soziologen am SI innert kurzer Zeit mittels Anträgen bei Institutionen wie dem SNF Fördergelder zu akquirieren. Drittens versteht es Heintz sich auch ausserhalb des unmittelbaren Kontexts der Universität bestens zu vernetzten, was sich bald in konkreten Aufträgen für Forschungsarbeiten niederschlägt. Im Jubiläumsbericht des SI schliesst Heintz denn auch, dass

«die Geschichte des Instituts [...] zu einem wichtigen Teil [...] die Geschichte seiner Interaktion mit der Aussenwelt» sei (Heintz & Häuselmann 1976, S.16). Man sei auf externe Finanzierungsmittel angewiesen, um die eigene Forschungstätigkeit ausweiten zu können.

7.4.5.1.2. Schwerpunktverschiebung: Von der Grundlagen- zur Auftragsforschung

In den Anfangsjahren des SIs werden indes keine Aufträge an die junge Organisation herangetragen. Im Vordergrund steht anfänglich die drittmittelfinanzierte Grundlagenforschung, die eng mit dem Forschungsstudium verknüpft ist. Ein erstes Projekt wird noch 1966 durch den SNF finanziert. «Als erste Instanz räumt [dieser] dem Institut einen Kredit ein.» (Heintz & Häuselmann 1976, S.16) Von 1966 bis 1969 beschränken sich die Forschungsaktivitäten des Instituts im Wesentlichen auf das betreffende SNF Projekt mit dem Titel «Untersuchungen über das internationale System». Dieses steht exemplarisch für die Verschränkung von Forschung und Lehre, wie sie Heintz ins Zentrum seiner Studienkonzeption stellt.

Ende der 1960er Jahre folgen weitere Drittmittelprojekte. Gleichzeitig wird eine Reihe von Aufträgen an das SI herangetragen. Von der Zunahme an Forschungsprojekten und dem immer grösseren Volumen an Auftragsforschung bleiben das Institut, das Soziologiestudium und damit verbunden die Verschränkung von Studium und Forschung nicht unberührt. Allein 1970 starten vier Forschungsprojekte auf Auftragsbasis. Da es an Mitarbeitern fehlt, sind in dreien davon Studierende die Protagonisten.[596] Bald schnellt die Mitarbeiterzahl indes markant in die Höhe, die Organisationsstruktur des Instituts differenziert sich immer mehr aus. Während der Anteil der

[596] Folgende Forschungsprojekte wurden 1970 gestartet oder durchgeführt: «Der Schweizerische Kaufmännische Verein und seine Mitglieder»; «Die Stellung der Frau in der schweizerischen Gesellschaft»; «Unrast der Jugend»; «Sozialpsychologische Untersuchung des Fluglärms in Zürich, Genf und Basel» (siehe SGS Archiv, Fragebogen «Soziologische Forschung in der Schweiz», 1972, ohne Signatur).

Auftragsforschung an den Institutsaktivitäten zunimmt, rückt die institutseigene Forschung allmählich in den Hintergrund. Heintz konstatiert in diesem Kontext – wohl nicht ohne Bedauern – «eine gewisse Segregation zwischen Institutsforschung und Forschungsstudium» (Häuselmann & Heintz 1976, S. 11).[597] Das stete Wachstum des Soziologischen Instituts macht es zunehmend schwieriger, die ursprüngliche Zielsetzung der Verknüpfung von Forschung und Lehre aufrechtzuerhalten. Mit der Zunahme der Studierenden wird sie stellenweise aufgehoben. Gerade Studierende der ersten Semester wirken bald nicht mehr an Forschungsprojekten mit. In etwa ab Beginn des zweiten Forschungszyklus (1970-1974) sind «die Forschungsarbeiten, die die Hauptfachstudenten während ihres Forschungsstudiums durchführen, [...] in der Regel nicht mehr Teil der Institutsforschung.» (Häuselmann & Heintz 1976, S.11). Derweilen arbeiten fortgeschrittene Studierende zunehmend an Auftragsstudien mit. Dies widerspiegelt sich in der veränderten Organisationsstruktur des Instituts: An die Stelle der drei Arbeitsgruppen, die während des ersten Forschungszyklus zwischen 1966 bis 1970 im Vordergrund standen, treten in den 1979er Jahren zunehmend Kleingruppen, die sich mit je spezifischen Auftragsstudien befassen (Interview Bornschier 2019).

7.4.5.1.3. Hinwendung zur Schweiz als Forschungsgegenstand

Die verstärkte Auftragsforschung wirkt sich auch in der thematischen Ausrichtung des SIs aus. Mit den Auftragsstudien kommt zu Heintz' Fokus auf internationale Schichtung ein neuer Schwerpunkt des Instituts hinzu, der in Zukunft immer wichtiger wird. Nach dem zweiten Forschungszyklus, der von 1970 bis 1974 dauert, hört die Weltgesellschaftsforschung in den drei Arbeitsgruppen auf (Interview Obrecht 2020). Zunehmend beschäftigt sich das Soziologische Institut derweilen auch mit empirischen Phänomenen in der Schweiz. In der ersten Hälfte der 1970er Jahre untersuchen Mitarbeitende, aber auch Studierende die Stellung der Frau in der Schweiz, setzen sich mit der Stimmungslage der Jugend auseinander und führen eine Lärmstudie zum

[597] Dies widerspiegelt sich auch in der begrifflichen Unterscheidung zwischen «autonomer» und «heteronomer» Forschung, welche Heintz im Fragebogen «Soziologische Forschung in der Schweiz» verwendet. Auftragsforschung wird im betreffenden Fragebogen als heteronom bzw. fremdbestimmt umschrieben.

Flugverkehr um den Flughafen Zürich durch. Zwar ist die Hinwendung zu sozialen Phänomenen in der Schweiz ein Stück weit durch die Zunahme an Aufträgen an das Soziologische Institut und damit als Reaktion auf Anfragen von Aussen zu erklären. Jedoch lässt sie sich nicht allein damit erklären. Heintz ist es ein wichtiges Anliegen die Verhältnisse in der Schweiz zu untersuchen bzw. die Gesellschaft in der man lebt und arbeitet zu studieren. Er sei diesbezüglich zwar nicht von Beginn weg initiativ gewesen – zumal sich die institutseigne Forschung anfänglich primär auf eine globale Ebene bezog – jedoch habe er das «Bedürfnis der Schweizer Gesellschaft mehr über sich zu erfahren ernst genommen und das als seine Aufgabe gesehen.» (Interview Bornschier 2019) Die Notwendigkeit der soziologischen Beforschung der Schweiz betont Heintz auch mit Nachdruck in seiner Funktion als Präsident der SGS. Am Kongress der SGS im Jahr 1971 in Lausanne fordert er die verstärkte Beleuchtung der soziologischen *black box* Schweiz (Heintz 1972).

7.4.5.1.4. Die Akquise von Aufträgen

In den 1970er Jahren führt das Soziologische Institut eine Reihe empirischer Untersuchungen durch. Darunter sind mehrere Auftragsstudien von Akteuren wie der Schweizerischen UNESCO Kommission, Stadt und Kanton Zürich, dem Eidgenössischen Luftamt, der Informationsstelle für Steuerfragen der Eidgenössischen Steuerverwaltung oder der Eidgenössische Kommission für die schweizerische Gesamtverkehrskonzeption (Häuselmann & Heintz 1976, S.6f.).[598] Nebst der Förderung durch den SNF[599] tragen diese entscheidend zur Ausweitung des Budgets des Soziologischen Instituts bei. Über das Akquirieren von Aufträgen treibt Heintz den personellen Ausbau des Instituts konsequent voran. Rückblickend erklärt er diesen Umstand im Jubiläumsbericht zum 10-jährigen Bestehen des Instituts: «Will das Institut seine Forschungstätigkeiten ausweiten, so ist es auf externe Finanzierungsmittel angewiesen,

[598] Hinzu später auch ausländische Organisationen wie die Stiftung Volkswagenwerk, die Deutsche Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung oder die Ford-Foundation, die ihrerseits das Institut für Soziologie mit Aufträgen betrauten. An den Forschungsprojekten arbeiteten immer auch Studierende mit.

[599] Während der ersten zehn Jahre des Bestehens des Instituts wurden vier Forschungsprojekte vollumfänglich durch den Schweizerischen Nationalfonds finanziert (Heintz & Häuselmann 1976, S.128f.).

die nicht seinem ordentlichen kantonalen Kredit entnommen werden können.» (ebd., S. 16)

Wie das Institut an die verschiedenen Aufträge gelangt, bleibt im Einzelfall zu klären. Im erwähnten Jubiläumsbericht findet sich ein impliziter Hinweis: Die Geschichte des Instituts – so Heintz – sei «zu einem wichtigen Teil auch die Geschichte seiner Interaktion mit der Aussenwelt» (ebd., S.16). Zwar führt Heintz nicht weiter aus, was genau unter «Interaktion mit der Aussenwelt» zu verstehen ist. Auf jeden Fall scheinen Kontakte in bestimmte Gesellschaftsbereiche und ein Sensorium für aktuelle Themen, die eine breite Bevölkerung bewegen jeweils nicht von untergeordneter Bedeutung zu sein. «Da kamen Anstösse und das hat Heintz immer aufgenommen.» (Interview Bornschier 2019)

7.4.5.1.4.1. Die Auftragserteilung im Fall der Studie «Zur Unrast der Jugend»

Vorliegend werden die Umstände der Auftragserteilung der Untersuchung «Zur Unrast der Jugend» genauer betrachtet. Ausschlaggebend ist in diesem Fall eine Kombination aus aktuellem gesellschaftlichem Ereignis und guten Beziehungen in das Feld der Politik. Der Auftragserteilung gehen die sogenannten «Globuskrawalle» in Zürich voraus. Ende Juni 1968 kommt es im Anschluss an eine Demonstration für ein autonomes Jugendzentrum in der Zürcher Innenstadt zu gewalttätigen Zusammenstössen zwischen Jugendlichen und Polizisten. Für Öffentlichkeit, Politik und Behörden kommt diese Eskalation unerwartet. Es folgt ein Aufschrei der Empörung. Verschiedene Stimmen darunter auch die überparteiliche Gruppe «Zürcher Manifest» fordern die Aufarbeitung der Ereignisse. Es sei eine wissenschaftliche Arbeitsgruppe einzusetzen mit dem Auftrag, die «tieferen Ursachen des Konflikts zu erforschen und praktische Vorschläge auszuarbeiten.» (Zürcher Manifest. In: Volksrecht, Nr.155, 5.7.1968, zit. in Bühler 2019, S. 115)

Als Reaktion auf den öffentlichen Druck setzt der Stadtrat knapp drei Wochen nach den «Globuskrawallen» eine externe Studienkommission für Jugendfragen ein. In dieser sitzt auch Peter Heintz. Weshalb er in die betreffende Kommission gewählt wird, geht aus den vorhandenen Akten nicht hervor. Als möglichen Grund führt Bühler (2019, S.117) gute Beziehungen zum damaligen LdU-Kantonsrat Alfred Gilgen an.

Von der betreffenden Kommission gehen die entscheidenden Impulse aus, die überhaupt erst im Beschluss resultieren, eine Studie durchzuführen. In der ersten Sitzung der Kommission bringt der damalige Stadtpräsident Sigmund Widmer «die Möglichkeit zur Sprache, die ‹Probleme› der Jugendlichen und die Hintergründe ihrer ‹Unruhe› mittels einer wissenschaftlichen Studie zu durchleuchten» (Bühler 2019, S. 119). In einer der nachfolgenden Sitzungen orientiert Peter Heintz die anderen Kommissionsmitglieder «über die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Analyse der Jugendfragen». Nach eingehender Diskussion wird im November 1968 der Beschluss gefasst, dem Stadtrat eine wissenschaftliche Untersuchung zur Thematik «Unrast der Jugend unter besonderer Berücksichtigung politischer Einstellungen und Verhaltensweisen» vorzuschlagen. Im Sommer 1969 erteilen Stadt und Kanton Zürich schliesslich den Auftrag an ein interdisziplinäres Team von Professoren der Universität Zürich. Es entstehen vier separate Untersuchungen, von welchen die soziologische die Hauptstudie ist. Das Beispiel zeigt, dass Heintz auch ausserhalb der Universität wahrgenommen wird, bzw. über Beziehungen zu Behörden bzw. in die Politik verfügt, durch die er als potenzieller Auftragnehmer für Studien erscheint.

7.4.5.1.4.2. Die Involvierung der Studierenden im Falle der Studie «Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft»

Mit den Auftragsstudien, die Heintz Anfang der 1970er Jahre am Soziologischen Institut durchführen lässt, weicht er thematisch, aber auch von der Flughöhe (internationales Weltsystem vs. nationale bzw. regionale Problemstellungen) her, vom bisherigen Forschungsschwerpunkt ab. Bereitwillig nimmt er Anfragen von Aussen an. Dabei ist das Soziologische Institut personell nicht derart dotiert, dass fest angestellte Mitarbeiter die Studien durchführen können. Mehrere Auftragsstudien werden entsprechend an Studierende delegiert. Dieser Umstand wird vorliegend am Beispiel Studie «Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft» betrachtet. Zusammen mit der Untersuchung zur Unrast der Jugend gehört die durch die Schweizerische UNESCO-Kommission angestossenen Untersuchung zu den ersten Aufträgen, die an das Soziologische Institut vergeben werden. Zu diesem Zeitpunkt sind die Arbeiten im Rahmen des ersten Forschungszyklus noch in vollem Gange. Um die Studien durchführen zu können – noch verfügt der neue Ordinarius für Soziologie nur über sehr beschränkte Ressourcen – verteilt Heintz Aufträge an Studierende, die noch mitten im

Studium stecken. «Diese Aufträge, das war spektakulär. Denn es gab keine ausgebildeten Soziologen in Zürich. Und das waren junge Leute, clever meinetwegen, aber die hatten keine Abschlüsse.» (Bornschier 2019) Mit der Studie zur Unrast der Jugend betraut Heintz Robert Blancpain und Erich Häuselmann, mit der sogenannten «Frauenstudie» René Levy und Thomas Held. Die Autoren der Studien befinden sich teils noch im Studium (Interview Bornschier 2019). Plötzlich sehen sie sich mit Herausforderungen konfrontiert, die mit der Durchführung von relativ grossen Forschungsprojekten verbunden sind. Auf «die Realisierung der schweizweiten Studie über die Stellung der Frauen […waren] wir beide weder methodisch noch theoretisch und schon gar nicht erfahrungsmässig vorbereitet.» (Schriftliche Kommunikation Levy 2020, S.2)

> *«Es war ein Mandat, eine Auftragsforschung, die von der nationalen schweizerischen UNESCO-Kommission gekommen ist [...] Wir haben das mit viel Stress gemacht, denn es war die erste grosse Studie, die wir unabhängig, selbständig gemacht haben. Die erste, die wirklich wir gemacht haben. Wir haben uns gewissermassen selber geleitet.»* (Interview Levy 2017)

Im Forschungsprozess und der Verschriftlichung ihrer Ergebnisse sind die Studierenden weitgehend auf sich allein gestellt:

> *«Heintz war [zwar] immer bereit. das mit uns zu diskutieren. Aber er konnte nicht viele Impulse geben, weil das kein Thema war, das er kannte. Und darum war das sehr stressvoll. Denn wir mussten das Thema erarbeiten, wir mussten die ganze Methodik entwickeln. Dabei machten wir ja eigentlich erst zum ersten Mal eine eigene Befragung»* (Interview Levy 2017)

Durch die zusätzliche Arbeitsbelastung verlängert sich für einige Studenten die Studiendauer, während andere ihren Abschluss machen und bald am Institut angestellt werden (Interview Bornschier 2019). «Wir haben unsere Studienzeit absolviert und beendet und in dem Moment wo wir eigentlich eine Liz-Arbeit hätten beginnen sollen, kam diese Studie.» (Interview Levy 2017)

Die Finanzierung durch Auftraggeber ermöglicht es erstmals gross angelegte Erhebungen über die ganze Schweiz hinweg durchzuführen.

> *«Da war klar, dass man diese Studie akzeptieren muss. Das war die Chance für das Institut überhaupt einmal eine schweizweite Befragung zu machen. Das Institut war ja noch jung. Bis dahin hatte man vor allem mit bestehenden statistischen Daten gearbeitet oder aber mit sehr viel gezielteren Befragungen, wie im Falle von Hoffman-Nowotnys Migrationsbefragung.»* (Interview Levy 2017)

Aus den ersten zwei betrachteten Auftragsstudien gehen die ersten beiden Bände der Reihe Soziologie in der Schweiz hervor. Beide werden mehrheitlich von Studierenden erarbeitet, die noch vor dem Abschluss des Studiums stehen. Und beide stossen in der medialen Öffentlichkeit auf breites Echo.

7.4.5.2. St. Gallen: Das Ausbleiben von Forschungsaktivitäten trotz vielversprechender Vorzeichen

Als Andreas Miller 1965 seine Stelle als Extraordinarius an der HSG antritt, erscheinen die Voraussetzungen um zu forschen vergleichsweise günstig – ganz im Unterschied zu den Bedingungen unter denen sein Vorgänger Emil J. Walter während der Jahre zuvor wirkte (siehe Kapitel 5.4). Dennoch stösst Miller während seiner Zeit an der HSG weder systematische Forschungsaktivitäten an, noch errichtet er eine soziologische Forschungsstelle.

7.4.5.2.1. Eine vielversprechende Ausgangslage

Während Walter Anfang der 1960er Jahre noch vornehmlich versucht die Grundlagen für den Ausbau der Soziologie zu schaffen, um ihr einen festen Platz im Disziplinengefüge der HSG zu sichern, sprechen sich im Zeitpunkt von Millers Berufung bereits sämtliche zentralen Akteure von der VWA, über den Rektor der HSG bis hin zum Hochschulrat und der St. Galler Regierung für eine Entwicklung hin zu einer forschungsorientierten Soziologie aus.[600] In ihrem Antrag auf die Schaffung der zweiten

[600] Rektor Kaufmann an den Nationalen Forschungsrat des SNF, Brief vom 23. Februar 1965, HSGH 152-058, Blatt 3; Antrag volkswirtschaftliche Abteilung 1965, HSG 152.02, S.5.

Professur für Soziologie liebäugelt die VWA gar mit dem Fernziel der Gründung eines Instituts für Sozialforschung. Die für die Soziologie vorgezeichnete Entwicklungsrichtung widerspiegelt sich auch in der Finanzierung des zweiten Extraordinariats (das Miller zunächst bekleidet, bevor er 1968 zum Ordinarius befördert wird). Aufgrund der angespannten finanziellen Lage des Kantons kommt diese einzig dank einer Förderung durch den SNF zustande. Millers Extraordinariat wird damit zur «Forschungsprofessur».[601] (vgl. Jahresbericht der HSG 1965/66 S. 6) Bis Anfangs 1973 – und damit mehr als sieben Jahre lang finanziert der SNF die Stelle. In einem Brief an den St. Galler Hochschulrat schreibt der damalige Rektor, dass es entsprechend auch wünschenswert sei, dass sich Miller «vor allem der soziologischen Forschung widme». «Die vom Nationalfonds finanzierten Professoren sollen ja in erster Linie Forschungsprofessoren sein.» (Brief Rektor HSG an den Hochschulrat vom 19. August 1965, HSGH 152-058) Die bereits günstige Ausrichtung erfährt wenige Jahre später eine weitere Steigerung als Miller zum Ordinarius befördert wird. Als Reaktion auf einen Ruf an die Universität Würzburg, sichert ihm 1968 der Rektor der HSG die Errichtung einer «Forschungsstelle für Soziologie» zu.

7.4.5.2.2. Wie Andreas Miller einer verstärkten Forschungsorientierung entgegen wirkt?

Während Millers ersten drei Jahren in St. Gallen deutet alles darauf hin, dass sich das SfS zu einem forschungsstarken Zentrum der Soziologie entwickeln wird. Trotz der vielversprechenden Ausgangslage macht Miller indes alles andere als zu forschen (vgl. Interview Eberle 2020). Sein Tätigkeitsschwerpunkt liegt vor allem auf der Lehre und der Hochschulpolitik. Weder kommt es zur Gründung der betreffenden Forschungsstelle für Soziologie, noch wirkt Miller auf die Errichtung einer eigentli-

[601] Millers Gehalt wurde bis Anfang 1973 vom Schweizerischen Nationalfonds mitgetragen. Insgesamt also mehr als sieben Jahre. Im gesamten Zeitraum betrieb Miller jedoch keinerlei Forschung. (vgl. Brief des Präsidenten des Hochschulrates der Hochschule St. Gallen an den Präsidenten des Nationalen Forschungsrates, 24. März 1971. HSG 152-058). Vgl. hierzu diverse Abrechnungsbelege im Universitätsarchiv der SGS, HSGH 152-058.

chen Forschungsinfrastruktur hin. Auch unternimmt er keine Anläufe um Forschungsprojekte zu lancieren. Schliesslich ist auch der personelle Ausbau – eine wichtige Voraussetzung gerade für grössere Forschungsvorhaben – keine prioritäre Zielsetzung Millers: Auf eine Sekretariatsstelle, die ihm zusteht, verzichtet er, und die Chance, eine zweite Professur für Soziologie zu errichten, lässt er trotz wohlgesinnter Stimmung in der VWA und entgegen dem Drängen seines Assistenten Eberle ungenutzt verstreichen (Interview Eberle 2020). Die personellen Ressourcen die ihm zustehen setzt Miller derweilen einseitig in der Lehre ein. Gemeinsame Forschungsprojekte gibt es bis Ende der 1970er Jahre keine.

Weshalb Miller die vielversprechenden Bedingungen zur Forschung nicht nutzt und Chancen für die weitere Verbesserung der Bedingungen für Forschungsaktivitäten nicht ausschöpft, lässt sich rückblickend kaum abschliessend klären. Jürg Schatz, der bereits Assistent von Professor Walter war und unter diesem miterlebte wie am SfS eine Reihe empirischer soziologischer Arbeiten entstand, führt aus, dass Miller im Gegensatz zu Walter ein ausgeprägter Theoretiker gewesen sei. Die Praxis – und damit auch die empirische Forschung – hätten ihn kaum interessiert (Interview Schatz 2020). Eberle führt Millers zögerliches Handeln im Bereich der Forschung indes auf negative Erfahrungen während der Arbeit an seiner Habilitation «Kultur und menschliche Fruchtbarkeit» zurück. Im Zusammenhang mit der Datenerhebung sei ihm vorgeworfen worden, er habe die Privatsphäre seiner Probanden verletzt. In der Folge kommt es zu politischen Querelen.[602] Miller habe sich fortan als Ausländer in einer schwachen Position gewähnt und sei empirischen Forschungsprojekten mit einer gewissen Skepsis begegnet. Immer wieder betont er gegenüber Eberle, dass man sich bei empirischen Forschungsprojekten leicht die Finger verbrennen könne (Interview Eberle 2020). Auch Blumenthal nimmt Miller als vorsichtige Person wahr. Er habe sich immer gesorgt, irgendetwas zu sagen, das vielleicht als kontrovers aufgefasst

[602] Insbesondere die Frage nach dem Kinderwunsch habe sich als sehr delikat erwiesen.

werden könnte. «Er wollte wohl seine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung in der Schweiz in keiner Weise gefährden.» (Interview Blumenthal 2020)

7.4.5.2.3. Späte Versuche zur Durchführung empirischer Forschungsprojekte

Ende der 1970er Jahre lanciert Miller eine Reihe kleinerer Forschungsprojekte, die sich mit sozialen Phänomenen in Stadt und Kanton St. Gallen befassen.[603] Er habe dies wohl nicht primär aus eigenem Antrieb getan bemerkt Haesler (Interview 2020). Vielmehr sei die Soziologie hochschulintern zunehmend unter Druck geraten. In diesem Zeitraum stellt Haesler (Interview 2020) einen Bruch in der Wissenskultur am SfS fest, im Zuge dessen sich Millers Verhältnis zum empirischen Forschen wandelt. Dieser fällt zeitlich in etwa auf den Weggang seines damaligen Assistenten. Nach mehrjähriger Tätigkeit am SfS fährt Thomas Eberle 1980 für zweieinhalb Jahre mit einem Stipendium des SNF nach Kalifornien, um dort seine Dissertation zu schreiben.

> *«Zu Thomas' Zeiten hatten wir eine relativ grosse Vogelfreiheit. Wir konnten machen was wir wollten. Es war sehr kreativ. In den späten 70er Jahren ist dann aber so eine Notstandszeit aufgekommen» (Interview Haesler 2020) «Irgendwie ist Miller klargeworden, dass er die Ärmel hochkrempeln und empirisch tätig werden musste».* (Interview Haesler 2020)

Plötzlich habe hochschulintern Rechtfertigungsbedarf bestanden. Mit ein Grund hierfür sind die abnehmende Zahl der Studierenden, die sich für die Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie entscheiden. Studierten im Sommersemester 1973 noch 16 Personen Wirtschaftssoziologie, so sind es im Sommersemester 1979 gerade noch sieben (vgl. die entsprechenden Jahresberichte der HSG). Vor diesem Hintergrund stösst

[603] Haesler nennt drei unterschiedliche empirische Studien. Erstens eine Studie zu den Problemen des Multilingualismus bei Kindern von Fremdarbeitern, zweitens eine Arbeit über die Wiederbelebung von Quartieren und schliesslich eine Untersuchung zur Frage der Stimmabstinenz in St. Gallen (Interview Haesler 2020).

Miller notgedrungen einige empirische Arbeiten an. Mit seinen Studierenden untersucht er Probleme des Multilingualismus bei Kindern von Fremdarbeitern und Probleme in städtischen Quartieren St. Gallens (vgl. Interview Haesler 2020). Aus diesen Projekten erwachsen drei Publikationen, die sich primär an ein hochschulinternes Publikum richten, darüber hinaus aber kaum rezipiert werden.

Die erste der drei Arbeiten schreibt der spanische Austauschstudent Amalio Blanco Abarca[604]. Er untersucht den «schulischen Misserfolg der spanischen Gastarbeiterkinder im Kanton St. Gallen». Die Arbeit geht auf eine Erhebung im Jahr 1977 zurück. Sie erscheint 1978 in der Reihe der «Diskussionsbeiträge der Volkswirtschaftlichen Abteilung der Hochschule St. Gallen». Für die Soziologie, die organisatorisch der VWA angehört, ist es der erste Beitrag überhaupt, der in der universitätsintern bedeutsamen Schriftenreihe erscheint. Mit seiner Publikation beeindruckt Blanco Abarcas Miller. Der Umstand, dass ihm dies gelingt, spornt Miller an, ebenfalls einen Beitrag in der Schriftenreihe zu publizieren (Schriftliche Kommunikation Eberle 2020). Hierfür braucht es eine empirische Untersuchung. Wiederholt versucht Miller Eberle zur Durchführung einer kleinen Studie zum Abstimmungsverhalten in St. Gallen zu motivieren. Im Sommersemester 1979 kommt eine solche schliesslich zu Stande. Im Rahmen eines Seminars über «Methoden der empirischen Sozialforschung» und damit als Teil der soziologischen Ausbildung wird die Datenbasis für einen Beitrag zur Schriftenreihe erhoben. (Holderegger & Wenger 1980, S.1). Die rund 15 teilnehmenden Studierenden sollen «im Sinne eines ‹learning by doing› [...] in die Probleme der empirischen Sozialforschung eingeführt werden.» Jedoch handelt es sich bei ihrer Arbeit um keine eigenständig entwickelte Studie, sondern um den «Nachvollzug einer bereits durchgeführten Untersuchung». Grundlage für die Untersuchung am SfS ist eine Studie, die L. Neidhart und J.-P. Hoby 1977 am Soziologischen Institut der Universität Zürich durchführten. Ein anderes Vorgehen sei aus Zeitgründen nicht in Frage gekommen. Vom Umfang und der Flughöhe her fällt die St. Galler Studie einiges bescheidener aus als das Zürcher Vorbild. Während Neidhart und Hoby die «Ursachen der gegenwärtigen Stimmabstinenz in der Schweiz» untersuchen, beschränken sich

[604] Amalio Blanco Abarca studierte an der HSG. Er war zwischen 1975 bis Anfang 1978 in St. Gallen.

die St. Galler Studierenden auf die Stimmabstinenz in der Stadt St. Gallen. Im Laufe der Arbeiten wird die bereits überschaubare Anlage der Untersuchung wegen fehlender Ressourcen weiter eingeschränkt. Die Studierenden reduzieren die Stichprobe, «da es sich bald zeigte, dass [sie die erforderliche] Zahl von Interviews mit den zur Mitarbeit bereiten Studenten nicht bewältigen» konnten (Holderegger & Wenger 1980, S.2). Doch nicht nur fehlen die nötigen Mitarbeiter für die Durchführung der Studie. Millers erster Anlauf zu einer kollaborativen Forschungsarbeit ist über den Mangel an Ressourcen hinaus problembehaftet. Bei der Auswertung des Datenmaterials kommt es zu methodischen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem zuständigen Dreierkollegium (dieses besteht aus seinem Assistenten Thomas Eberle und den Studierenden Peter Holderegger und Urs Wenger). Am Ende entscheiden sich die beiden Parteien in gemeinsamer Absprache «zwei voneinander unabhängige Berichte über die St. Galler Untersuchung zu erarbeiten.» (Holderegger & Wenger 1980, S.1) Holderegger und Wenger[605] publizieren ihren Bericht mit dem Titel «Stimmabstinenz in der Stadt St. Gallen» in den Beiträgen und Berichten der Forschungsstelle für Politikwissenschaft der HSG. Miller veröffentlicht eine Arbeit mit dem Titel «Ursachen der Stimmabstinenz in der Stadt St. Gallen» in der Diskussionsreihe der Volkswirtschaftlichen Abteilung der HSG. Als alleiniger Autor ist Miller aufgeführt. Es soll bis zu seiner Emeritierung 1988 die einzige empirische Arbeit (im Sinne einer Primärerhebung) bleiben, die er in St. Gallen zum Abschluss bringt.

Millers Hinwendung zur empirischen Forschung bleibt ein kurzes Intermezzo. Zu weiteren Forschungsprojekten, die auch in Publikationen münden, kommt es nicht. Bei der Untersuchung zu den «Ursachen der Stimmabstinenz in der Stadt St. Gallen» handelt es sich um seinen einzigen Anlauf zu einer Forschungszusammenarbeit mit Assistierenden und Studierenden während seiner Zeit an der HSG. Sie zeugt von einer Situation in der, die Zusammenarbeit zwischen Ordinarius, Studierenden und Assistenten nicht gelingt.

[605] Eberle war im Nachgang an die Auswertung der Daten an der Ausarbeitung des letztgenannten Berichts nicht weiter beteiligt, da er im Rahmen eines Forschungsaufenthalts in die USA gereist war. (Interview Eberle 2020)

Indes gilt es ein weiteres gescheitertes Projekt zu beleuchten: Mitte der 1980er, wenige Jahre vor seiner Emeritierung, reicht Miller sein erstes und einziges Gesuch beim SNF ein. Im Vordergrund steht die Absicht, Thomas Eberle den Abschluss seiner Habilitation zu ermöglichen und seinem früheren Assistierenden Silvio Ronzani eine Stelle zu beschaffen. Das Gesuch um Projektförderung erfolgt im Zusammenhang mit einem geplanten Forschungsvorhaben zur Computerisierung von Kleinbetrieben in der Schweiz (vgl. Brief Miller an Rektor Alois Riklin vom 18. Juli 1984, HSGH 152-058). Wie schon die Untersuchung zur Stimmabstinenz in St. Gallen, ist auch das SNF Projekt problembehaftet. Bald kommt es zu Unstimmigkeiten, da Ronzani, der bereits über Erfahrungen in der Durchführung empirischer Forschungsprojekte verfügt, aus dem Projekt aussteigt. In der Folge habe man keine wesentlichen Fortschritte mehr erzielt. Eberle bezeichnet das Projekt rückblickend als «Zeitverschwendung», er habe sich nur bedingt für das Thema interessiert und Miller habe ihn in keiner Weise beraten (Interview Eberle 2020). Die Untersuchung bleibt ohne Ergebnisse. Es scheint fast so als habe Miller das SNF Projekt vornehmlich ins Leben gerufen, um seine vormaligen Assistierenden zu unterstützen. Gegen Ende seiner Berufskarriere ist plötzlich die Frage personeller Verstetigung – der er zuvor während Jahren kaum Relevanz beigemessen hat – von grossem Gewicht. Kurz vor seiner Emeritierung setzt sich Miller für die Errichtung einer vollamtlichen Dozentur für Eberle ein.[606] Am 1. April 1986 wird er zum vollamtlichen Dozenten für Soziologie ernannt. Zu diesem Zeitpunkt sei er keine Bedrohung für Miller gewesen – der zuvor stets der Schaffung einer zweiten Professur für Soziologie negativ gegenübergestanden sei – zumal Eberle «aus seinem [Millers] Stall» gekommen sei und gut mit ihm ausgekommen sei (Interview Eberle 2020).

[606] Am 1. April 1986 ernannte der Hochschulrat Thomas S. Berle zum vollamtlichen Dozenten für Soziologie (HSG Jahresbericht 1986/87, S.14).

Während Millers Anläufen in empirischer Forschung in St. Gallen wenig Glück beschieden ist, gehen die übrigen soziologischen Forschungsarbeiten, die während seiner Zeit an der HSG publiziert werden auf die Initiative seiner Studierenden zurück. Die fünf Dissertationen, die Miller an der HSG betreut, fallen in thematischer, wie auch methodischer und theoretischer Hinsicht sehr vielfältig aus.[607] Es sind die einzigen grösseren Forschungsarbeiten die während seiner Zeit in St. Gallen am SfS entstehen. Besonders hervorzuheben sind die Dissertationen von Eberle (1984) und Haesler (1984), die – im Unterschied zu den wenigen Publikationen Millers, die kaum auf Resonanz stiessen – bis heute relativ breit rezipiert werden. Thematisch sowie auch methodisch und theoretisch stehen die beiden Arbeiten in keinem engen Verhältnis zu Miller und seinen eigenen Arbeiten. Während Miller selbst in seinen Lehrveranstaltungen in die unterschiedlichsten Theorietraditionen einführt und in seinem eigenen Soziologieverständnis zum Strukturfunktionalismus neigt, beschäftigt sich Thomas S. Eberle mit der phänomenologischen Begründung der Sozialwissenschaften nach Alfred Schütz. Aldo Haesler knüpfte in seiner Dissertation zum Thema «Tausch und gesellschaftliche[r] Entwicklung» seinerseits an Georg Simmel an (Haesler 1984). Die beiden Arbeiten zeugen von der Heterogenität der Wissenskultur am Seminar für Soziologie der Universität St. Gallen. Eine Heterogenität die Miller zwar nicht aktiv befördert, die er aber auch nicht unterbindet. Im Forschungsprozess fördert Miller seine Doktoranden kaum konstruktiv, steht ihnen jedoch in der thematischen, theoretischen und methodischen Ausrichtung ihrer Dissertationen – abgesehen von teils abfälligen Kommentaren – nicht im Wege – selbst wenn sich die betreffenden Dissertationen vom Vorgehen her und ihrer Ausrichtung stark von seinem eigenen soziologischen Standpunkt unterscheiden. Während Miller seine Doktoranden während der Arbeit an ihren Dissertationen kaum unterstützt, lässt er ihnen inhaltlich

[607] Die Themen reichen – nebst den Arbeiten von Eberle und Haesler – von Bürgerpartizipation in einer Stadt (Gerber 1981), über Migration als individuelle und gesellschaftliche Problemlösungsstrategie (Ronzani 1979) bis hin zur Frage der Mitbestimmung von Arbeitern in schweizerischen Unternehmungen (Stillhart 1978).

in der Wahl der Bestimmung ihres Forschungsgegenstands viel Freiheit. (Interview Eberle 2020).

7.4.5.3. Zwischenvergleich

Sowohl in Zürich als auch in St. Gallen ist die Aufnahme systematischer Forschungsaktivitäten im Zeitpunkt der Berufung von Heintz und Miller zunächst herausfordernd. Während aber Heintz am SI in Zürich noch im Jahr seines Stellenantritts ein erstes Forschungsprojekt startet und fortan die Forschungsaktivitäten kontinuierlich intensiviert, bleibt eine vergleichbare Entwicklung am SfS in St. Gallen aus. Trotz einer günstigen Ausgangslage am SfS kommt es unter Miller kaum zu soziologischer Forschung. Selbst fokussiert der Ordinarius für Soziologie vornehmlich auf Lehre und Hochschulpolitik und betreibt bis weit in die 1970er Jahre hinein keine Forschung. Weder engagierte er sich für den Ausbau einer eigentlichen Forschungsinfrastruktur, noch scheint ihm viel an der Herausbildung eines Forschungsprofils zu liegen. Es erweckt geradezu den Eindruck als habe Miller jedwede Forschungsaktivität zu vermeiden versucht. Mehrere Assistierende zufolge habe er sich kaum für empirische Forschung interessiert bzw. ein schwieriges Verhältnis zu ihr gehabt. Die obigen Ausführungen verdeutlichen jedoch, dass das Auftreten oder Fehlen ausgeprägter Forschungsaktivitäten keineswegs allein eine Frage der Neigung, sondern nicht zuletzt auch eine Folge des Fehlens geeigneter Voraussetzungen ist. In den ersten Jahren nach dem Stellenantritt der beiden Ordinarien in Zürich bzw. St. Gallen, relativieren grundlegende und personalintensive Herausforderungen im Zusammenhang mit der Konzeption und dem Aufbau von Studien- bzw. Vertiefungsrichtungen sowie der Ausgestaltung der lokalen Organisation die Möglichkeiten zur Forschung, welche die vorhandene personelle und finanzielle Ressourcenausstattung des SI bzw. SfS potenziell bieten. Angesichts vielfältiger Aufgaben scheint es unwahrscheinlich, dass die wenigen durch kantonale Budgets finanzierten Assistierendenstellen (eine in St. Gallen, zweieinhalb in Zürich) primär – wenn überhaupt – von Beginn weg für Forschungszwecke eingesetzt werden. Beiderorts ist die Ressourcenausstattung schlichtweg zu knapp, um sowohl einen ausgeprägten Lehrbetrieb aufrechtzuerhalten als auch systematische Forschungsaktivitäten zu betreiben. Heintz ist indes aufgrund seiner mehrjährigen Aufbauarbeit in Lateinamerika gut für die herausfordernde Aufbauarbeit ge-

wappnet und schafft von Beginn weg eine Ausgangslage, die trotz knapper Ressourcen Forschungsaktivitäten möglich macht. Er tritt sein Ordinariat in Zürich mit klaren Vorstellungen, einem ausgeklügelten Konzept für ein Forschungsstudium sowie einem bereits ausgearbeiteten und veröffentlichten Lehrbuch für eine Einführung in die Soziologie an. Zudem begleitet ihn ein Assistent aus Chile, der mit seiner Arbeits- wie auch Organisationsweise und insbesondere seiner Art zu forschen vertraut ist. All dies hilft bei der Bewältigung der intensiven Anfangsphase, so dass Heintz trotz vielfältigen Herausforderungen Raum für den Aufbau gewisser Forschungskapazitäten findet. Miller hingegen scheint die Aufbauarbeit im Zusammenhang mit der Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie mehr in Beschlag zu nehmen. Im Zuge einer Studienreform ist sie von Grund auf zu konzipieren. Passende Lehrmittel sind erst noch zu erarbeiten (davon zeugt beispielsweise ein eigens erarbeitetes Teilskriptum zur Einführung in die Soziologie aus dem Jahr 1970).

Über die Herausforderungen der Aufbauphase hinaus, sind indes weitere Aspekte entscheidend für die Ausprägung der jeweiligen Forschungsorientierung. Vor allem erfordert die Aufnahme von Forschungstätigkeiten personelle Ressourcen. Heintz erschliesst sich diese über die Involvierung von Studierenden in den Forschungsbetrieb, die Akquise von Drittmitteln für Institutsforschung sowie über das Etablieren von Kontakten zu Akteuren ausserhalb der Universität. Die grundlegende und für das SI charakteristische Verschränkung von Lehre und Forschung erleichtert dabei die Durchführung von Forschungsarbeiten. Das SI ist hinsichtlich des Soziologiestudiums organisatorisch konsequent auf Forschungsaktivitäten ausgerichtet, was in der Aufbauphase ausgeprägte Forschungsaktivitäten ermöglicht obwohl die verfügbaren personellen und finanziellen Mittel relativ knapp sind. Miller entscheidet sich hingegen von Beginn weg für eine andere Ausrichtung. Er verzichtet – obwohl ihm dies zusteht – auf die Gründung einer soziologischen Forschungsstelle sowie auf das Ausschöpfen der ihm zugesprochenen personellen Ressourcen. Das SfS ist organisatorisch konsequent auf einen Lehrbetrieb ausgerichtet, in dem Forschung bestenfalls als Lehrinhalt thematisiert wird. Miller involviert die Studierenden kaum, im Unterricht kommt ihnen vornehmlich die Rolle passiver Wissensempfänger zu. Dadurch verschliesst er sich das Potenzial, dank des Einbezugs von Studierenden Forschung betreiben zu können, für die ansonsten finanzielle und personelle Mittel fehlen würden.

Erst spät nimmt Miller einen ersten Anlauf, um gemeinsam mit seinen Studierenden ein Forschungsprojekt durchzuführen. Nach vielen Jahren ohne empirische Forschung stösst er ab Ende der 1970er zwei Forschungsprojekte an. In beiden kommt es zu Komplikationen und Unstimmigkeiten im Forschungsprozess. Miller scheint es nicht zu gelingen, mit den Assistierenden und Studierenden eine gelingende Form der Zusammenarbeit zu etablieren. Sein Versuch die Studierenden zu involvieren scheitert. Das Beispiel bei dem die Studierenden Holderegger und Wenger infolge Uneinigkeit mit Miller einen eigenen Text ausarbeiten und zur Veröffentlichung bringen, zeugt von einer spezifischen mikropolitischen Konstellation, die sich bei der Involvierung von Studierenden in Forschungsarbeiten ergeben kann. Da die Studierenden ohne Entlohnung und weitgehend freiwillig mitwirken hat Miller kaum Möglichkeiten sie zu sanktionieren wie es im Falle von bezahlten Mitarbeitern möglich wäre. Die Involvierung von Studierenden resultiert in gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnissen, welche die grundsätzlich herausgehobene Position des Ordinarius ein Stück weit in Frage stellen.

Schliesslich festigt sich im Zusammenhang mit der systematischen Forschungstätigkeit am SI ein gemeinsames Verständnis von relevanten Forschungsfeldern, Methoden und Theorien. Gleichzeitig wird das SI mit seinen vielfältigen Forschungsprojekten ausserhalb der Universität wahrgenommen, was ihm bald weitere Aufträge einbringt. Beides befördert die Herausbildung denkmässiger Eigenständigkeit. Darüber hinaus werden die ausgeprägten Forschungsaktivitäten bald zum zentralen Treiber des Wachstums des SI. Zeitweise ist gar die Hälfte der Assistierenden, die am SI tätig sind über Auftragsforschung finanziert. (vgl. Heintz & Häuselmann 1976, S.125) Die intensive Forschungstätigkeit macht zudem möglich, dass eine Reihe von Studierenden nach dem Abschluss des Studiums direkt zu Mitarbeitern des Instituts werden, womit ihm wertvolle Ressourcen erhalten bleiben. Die Ausführungen zeigen, dass die Forschungsorientierung einen zentralen Aspekt der Wissenskultur am SI der Universität Zürich darstellt, die sich unmittelbar auf die Ausgestaltung der Organisation von Institut und Studium auswirkt.

7.4.6. Das Publizieren und Kommunizieren soziologischer Inhalte:

Die bisher betrachteten Aspekte der Institutionalisierung der Soziologie, aber auch der Ausprägung der untersuchten Wissenskulturen betreffen mehrheitlich Entwicklungen vor Ort innerhalb der jeweiligen Universität. Institutionalisierung bezieht sich vorliegend jedoch auch auf die Etablierung der Soziologie als eigenständiger Disziplin im Sinne der Möglichkeit zur Teilhabe an Fachdiskursen. Für disziplinäre Eigenständigkeit ist das kommunikative Verbreiten, Austauschen und Diskutieren wissenschaftlicher Arbeiten und Ideen und damit verbunden die soziale Konstruktion geteilter Wissensbestände innerhalb einer scientific community ein Schlüsselmoment. Es geht um die Voraussetzungen des «Gehört bzw. Gelesen-werden». Foren des Austausches und wissenschaftliche Publikationsinstrumente (wie Verlage und Zeitschriften) bestehen im untersuchten Zeitraum nur bedingt (vgl. hierzu das vorangehende Kapitel). Und selbst wenn Texte abgedruckt werden bedeutet der Akt des Veröffentlichens allein noch nicht automatisch, dass es auch zum Austausch, zur Verbreitung oder Diskussion wissenschaftlichen Wissens kommt.[608] Das wirksame und nachhaltige Zugänglichmachen von Forschungsresultaten, erfordert eine bestimmte Infrastruktur. Damit sind einerseits organisatorischen Aspekte bezeichnet, in denen sich Ordinarien, Assistierende und wissenschaftliche Mitarbeiter nur bedingt auskennen: Die Verarbeitung von Manuskripten in Teilschritten wie Redaktion, Lektorat, Drucklegung, Verlagsarbeiten, Bewerbung und Vertrieb erfordert finanzielle Mittel, personelle Ressourcen, Kontakte und spezifisches Know-how, das im Hinblick auf das Konzipieren eines Publikationsinstruments oder einer Schriftenreihe von Nöten ist.

Über organisationale Belange hinaus bedingen Verbreitung, Austausch und Diskussion soziologischen Wissens (in Anlehnung an Ludwik Fleck) andererseits aber auch

[608] Arbeiten, die – sei dies mangels Kontakte oder aufgrund nicht vorhandenen Interessens seitens von Verlagen – in Eigenregie publiziert werden, kommt für gewöhnlich nicht dieselbe Aufmerksamkeit zu wie solchen die als Beiträge in kuratierten Schriftenreihen eines Verlags erscheinen.

bestimmte denkmässige Voraussetzungen.[609] Diese äussern sich u.a. in geteilten Forschungsinteressen und Wissenschaftsverständnissen, aber auch in den innerhalb eines bestimmten Akteurkreis bevorzugten Methoden und theoretischen Perspektiven (vgl. Dreke 2008, S.239). So betrachtet, lassen sich Zeitschriften, Sammelbände und institutseigene Schriftenreihen als Träger eines gemeinsamen Denkstils untersuchen, der sich in kommunikativen Zusammenhängen entwickelt hat und die Grundlage eines Denkkollektivs bzw. einer Wissenskultur darstellt (vgl. Fleck 1980, 129ff. zit. in Dreke 2008, S.293).

Schliesslich sind Publikationen in der akademischen Welt zentral für das Vorankommen des Einzelnen. Wissenschaftliche Karrieren hängen wesentlich von Veröffentlichungen ab. Entsprechend bergen sie das Potenzial, Einzelpersonen stark zu motivieren. Die Art und Weise wie gerade Studierenden an das Publizieren herangeführt werden, ist mitunter entscheidend, um sie für die künftige Mitarbeit am Institut oder Seminar zu gewinnen. Das Involviertsein und das Aufzeigen von Möglichkeiten schaffen den betreffenden Akteuren Perspektiven.

7.4.6.1. Zürich: Publizieren von Beginn weg

Wenige Monate nach Antritt seines Ordinariats für Soziologie an der Universität Zürich begründet Heintz einen Publikationskanal für kleinere Arbeiten von Studierenden und Mitarbeitern des SIs. Das Bulletin des Soziologischen Instituts zeugt von der internationalen Ausrichtung, die Heintz verkörpert. Es widerspiegelt das Organisationsgeschick mit dem er in kurzer Zeit ein Publikationsorgan konzipiert, aber auch den wissenschaftlichen Output des Instituts für Soziologie sowie die zentrale Bedeutung der Involvierung von Studierenden in den Institutsbetrieb. Damit ist es in vielerlei Hinsicht bedeutsam für die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Zürich.

[609] Mit denkmässigen Voraussetzungen zielen wir auf Flecks Begriff des Denkstils ab. Es sind diese «die es den Gruppenmitgliedern unmöglich machen, in anderen ‹Gestalten› als jenen wahrzunehmen und verarbeiten» die ihnen eigen sind. (vgl. Fleck 1980, S.129f. zit. in Dreke 2008, S.289-318)

Während Ordinarien andernorts (wie Behrendt in Bern oder Popitz und Trappe in Basel) erst nach mehreren Jahren instituteigene Publikationsorgane lancieren, beginnt Heintz bereits kurz nach seiner Berufung die Arbeit an der ersten Ausgabe des Bulletins. Sie erscheint im November 1966. Einseitig bedruckt im A4 Format mit einem etwas dickeren, ansprechend gestalteten Deckblatt und einfacher Bindung, ist das Bulletin ohne grossen Aufwand herzustellen und wirkt von Layout und Gestaltung her dennoch wertig. Die Veröffentlichung im Eigenverlag in Form kleiner einfach herstellbarer Broschüren, ermöglicht es dem Soziologischen Institut bereits im Jahr der Betriebsaufnahme ohne grosse Aufbauarbeit, Verhandlungen mit Verlagen und Ressourcenbeschaffung (und damit ganz im Unterschied zu anderen in Kapitel 6 betrachteten Schriftenreihen), flexibel, rasch und kostengünstig eine ansehnliche Zahl an Texten zur Publikationen zu bringen. Dies hat jedoch nicht allein mit der einfachen Herstellung und der Kürze der veröffentlichten Texte zu tun (im Unterschied zu anderen Schriftenreihen, in denen vornehmlich Monografien und Sammelbänder erscheinen, enthalten die einzelnen Nummern des Bulletin jeweils eine Reihe von Aufsätzen), sondern vor allem auch mit der ausgeprägten Publikationsorientierung der Wissenskultur um Heintz. Sobald Arbeiten vorhanden sind, werden diese wenn möglich auch publiziert. Entsprechend pragmatisch geht Heintz mit dem Erscheinen einzelner Heftnummern um. Das Bulletin erscheint nicht in einem regelmässigen Abstand, sondern «whenever the need seems to arise» oder aber abhängig vom verfügbaren Material, das bereitsteht, um kommuniziert zu werden ([«amount of materials which are ready for communication.»]) (Heintz 1966). Trotz seines «do-it-yourself» Charakters ist es als ernst gemeintes Publikationsorgan zu verstehen. Die einfache Machart hat durchaus ihren Grund: Einzelne Nummern sollen schnell herstellbar sein. Das Bulletin habe nämlich, so der Herausgeber in der Einleitung zur ersten Ausgabe den Zweck, die schnelle Kommunikation zwischen einer Reihe von Soziologen zu erleichtern, die am Austausch von Informationen über die Ergebnisse und Erfahrungen der Arbeit innerhalb eines geteilten Bezugsrahmens, interessiert sind (Heintz

1966).[610] Im Fokus liegt der zeitnahe und rasche Austausch mit einem beschränkten Kreis von Soziologen, die sich mit vergleichbaren Fragen vor dem Hintergrund gemeinsamer theoretischer und methodischer Referenzen auseinandersetzen. Dabei fungiere das Bulletin als «channel of communication through which they receive and give pertinent information.» (Heintz 1966)

Die Begründung und Lancierung des Bulletins ist im Kontext einer Publikationslandschaft zu verstehen, in der nebst einigen kleineren meist hinsichtlich des Autorenkreises auf eine Universität beschränkten institutseigenen Schriftenreihen keine Publikationsorgane bestehen, die primär soziologischen Texten offen stünden. Mit einem eigenen ‹Kommunikationskanal› erleichtert Heintz den Mitarbeitenden des Soziologischen Instituts sowie auch Studierenden das Publizieren. In einem Zeitraum in dem die Mehrheit der erscheinenden soziologischen Texte in fachfremden Zeitschriften wie der SZVS unterkommt (vgl. Kap. 6.1), verkleinert Heintz für die Zürcher Soziologen die Hürden, die diese daran hindern an ein interessiertes Publikum zu gelangen. Die Zürcher Soziologen haben die alleinige Kontrolle über das Bulletin, sind nicht abhängig von externen Akteuren. Weder gilt es mit einem Verlag zu verhandeln, noch müssten Finanzen beschafft oder Herausgeber (die bisweilen wohl nur bedingt mit dem Feld der Soziologie vertraut sind) von einzelnen Texten überzeugt werden. Autoren und Herausgeber stammen aus demselben Personenkreis. Die Texte erscheinen in einem dezidiert soziologisch ausgerichteten Publikationsorgan und nicht etwa – wie oft in den Jahren davor – als ‹exotische› Beiträge in primär auf andere Disziplinen ausgerichtete Zeitschriften, wobei immer auch Anpassung hinsichtlich Sprache und Inhalt im Hinblick auf ein nicht primär an Soziologie interessiertes Publikum nötig sind.

[610] Im Original formuliert dies Heintz wie folgt auf Englisch: the goal «of facilitating the rapid communication amongst a number of sociologist who are interested in the exchange of information concerning the results and experiences of work done within the same broad frame of reference they share.»

Heintz (1966) schwebt ein Publikationsinstrument vor, das der Publikation laufender Arbeiten offensteht und sich als internationale Feedback Arena für die Forschungsergebnisse des Soziologischen Instituts etabliert. Das Bulletin zeugt insbesondere von der Orientierung des Soziologischen Instituts nach dem angelsächsischen Raum. Von Beginn an erscheint es auf Englisch.[611] «We intend to publish all or the majority of the manuscripts in English» schreibt Heintz (1966) in der Einleitung zur ersten Ausgabe. Das sei damals eine Besonderheit gewesen erinnert sich Bornschier. (Interview Bornschier 2019). Sprachliche Unzulänglichkeiten und Defizite werden durch Peter Heintz' Ehefrau Suzanne Heintz behoben, die im Bulletin als «editorial assistant» für Übersetzungen aufgeführt ist (Heintz 1966). Sie habe die Texte jeweils «geglättet» und zum Teil auch übersetzt (Interview Bornschier 2019). Das Schreiben auf Englisch sei Teil der «Weltoffenheit» gewesen, welche die Studierenden mit Heintz verbunden hätten (Interview Bornschier 2019). International ist auch das Zielpublikum des Bulletins. Es wird «an alle mögliche Interessenten» – vor allem nach Latein- und Nordamerika – verschickt (Interview Bornschier 2019). Die internationale Orientierung widerspiegelt sich schliesslich auch darin, dass von Band 3 bis 31 das Departamento de Sociología der Fundación Bariloche, dessen Vorsteher der Heintz Schüler Manuel Mora y Araujo von 1969 bis 1971 ist, als Mitherausgeber fungiert

Inhaltlich wird über das Bulletin die Forschungsprogrammatik sowie das Theoriegebäude von Heintz thematisiert. Der erste Beitrag im Bulletin überhaupt stellt das Forschungsprogramm des Soziologischen Instituts der Universität Zürich vor. In dessen Zentrum steht die Erforschung des Wandels der Weltgesellschaft sowie auch nationaler Gesellschaften und die Mobilität sozialer Einheiten innerhalb von diesen (Häuselmann & Heintz 1976, S.1). Thematisch dominieren im Bulletin makrosoziologische

[611] Den ersten Beitrag im Bulletin verfasst Peter Heintz selber. Siehe Heintz (1966). «Theoretical Models and Simulation in Sociology», in: Bulletin des Soziologischen Instituts der Universität Zürich, 1. «Wir schrieben [...], von Anfang an Englisch», erinnert sich auch Volker Bornschier (Interview 2019).

Beiträge zur internationalen Schichtung (Interview Levy 2017). In den frühen Ausgaben finden sich relativ viele Beiträge von Heintz sowie seiner früheren Mitarbeiter in Lateinamerika, aber auch einige Beiträge von Studierenden[612] und Assistierenden[613] aus Zürich. Das Verfassen von Texten für das Bulletin ist für viele Studierende die erste Publikationserfahrung überhaupt, quasi ein Übungsfeld für spätere Veröffentlichungen in internationalen Zeitschriften. Es sei eine Art Institutszeitschrift gewesen, die es Studierenden bereits «sehr früh» erlaubt habe, zum Publizieren zu kommen[614] (Interview Levy 2017; Interview Bornschier 2019). Auch im Feld des Publizierens zeichnet sich die Wissenskultur um Peter Heintz durch einen kooperativen Modus aus. An Publikationen haben meist verschiedene Personen Anteil. Viele Texte entstehen in Ko-Autorenschaft. Wie bereits erwähnt, übersetzt und lektoriert Suzanne Heintz jene, die auf Englisch erscheinen.

Ab 1966 erscheinen gegen vierzig Ausgaben. Das Bulletin dient dem Soziologischen Institut vor allem in einer Phase der Etablierung als wichtiges Instrument, um Publikationen zu realisieren, nach Aussen sichtbar zu werden und sich international zu vernetzen. 1981 – etwa zwei Jahre vor Peter Heintz Tod – wird die letzte Ausgabe gedruckt. Man habe «die Begrenztheit dieses Publikationsorgans realisiert» und fortan vermehrt in soziologischen Zeitschriften publiziert (Interview Bornschier 2019).

Mitte der 1970er Jahre wird das Bulletin durch ein Publikationsorgan ergänzt, in dem längere Arbeiten zur Veröffentlichung kommen (bzw. Monografien und Sammelbände). 1974 erscheint der ersten Band der Schriftenreihe «Soziologie in der

[612] z.B. ein Beitrag mit dem Titel «T As Development Drive» in der vierten Nummer des Bulletins (1967), an dem unter anderem auch Volker Bornschier mitwirkte.

[613] z.B. Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1967). International Migration and Different Types of Structural Tensions. Bulletin des Soziologischen Instituts der Universität Zürich. 4, S.46-68.

[614] Volker Bornschier publizierte beispielsweise noch vor Abschluss seiner Dissertation zwischen 1968 und 1971 vier Beiträge auf Englisch im Bulletin des Instituts für Soziologie (zwei davon in Co-Autorenschaft). Im Interview bezeichnet Bornschier das Bulletin als «sehr wichtige Institution»

Schweiz».[615] Ähnlich wie im Falle des Institutsbulletin zeigt Heintz im Zusammenhang mit der Schriftenreihe organisatorisches Geschick. Er versteht es mit überschaubarem Aufwand relativ viel Wirkung zu erzielen. Zwar begründet die SGS die Schriftenreihe, jedoch wird sie faktisch vom Soziologischen Institut der Universität Zürich dominiert (neun der elf erschienen Bände stammen mehrheitlich von Soziologen der Universität Zürich). Im Unterschied zu anderen in dieser Dissertation betrachteten Schriftenreihen deren Finanzierung vornehmlich durch den jeweiligen Ordinarius sichergestellt werden muss, werden im Falle von «Soziologie in der Schweiz», die Aufbauarbeit, die Finanzierung der einzelnen Bücher als auch die Verhandlungen mit den jeweiligen Verlagen hauptsächlich durch Vertreter der SGS geleistet.[616] Obwohl das Soziologische Institut nicht die organisatorische Hauptlast der Verlagsarbeit trägt, kapert es die Schriftenreihe indem es mit Abstand die meisten Beiträge beisteuert. Dies ist vor allem anfangs mit einer relativ grossen Breitenwirkung verbunden. Die Beiträge zur Schriftenreihe erreichen ein grösseres Publikum als jene, die in den unterschiedlichen Schriftenreihen anderer soziologischer Institute erscheinen. Insbesondere die ersten zwei Bände – beide aus der Feder von Studierenden – finden eine beachtliche mediale Resonanz. Indirekt wird damit die inhaltliche Forschungsprogrammatik von Peter Heintz, sowie auch dessen methodisches und theoretisches Verständnis der Soziologie für die Fachwelt in der Schweiz, aber auch darüber hinaus für ein breiteres Publikum greifbar. Die Präsenz der Zürcher Soziologen in der Öffentlichkeit macht die Disziplin sichtbar und schafft damit wichtige Grundlagen für die Forderung eines weiteren Ausbaus.

---

[615] Für eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Schriftenreihe siehe Kapitel 6.3.5.

[616] Die Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» ist bereits im Kapitel 4 eingehend behandelt worden. An dieser Stelle soll lediglich hervorgehoben werden, dass die Beiträge zur Schriftenreihe zunächst vor allem die Auseinandersetzung der Mitarbeiter des Instituts für Soziologie mit sozialen Phänomenen in der Schweiz widerspiegeln. Insofern erscheinen – vor allem die frühen Bände – von der thematischen Ausrichtung her als Gegenstück zum vornehmlich international ausgerichteten Institutsbulletin. Dies reflektiert nicht zuletzt Heintz' Anliegen, «die Verhältnisse in der Schweiz zu untersuchen» bzw. «auch die Gesellschaft in der man lebt und arbeitet zu studieren» (Interview Bornschier 2019).

Die beiden Publikationsorgane über die die Zürcher Soziologen Forschungsarbeiten zur Publikation bringen, sind derart konzipiert, dass sie dem Soziologischen Institut möglichst wenig Aufwand bereiten und ein breites Publikum erreichen (das Bulletin ist aus diesem Grund auf Englisch gehalten; die Reihe «Soziologie in der Schweiz» erreicht wohl nicht zuletzt aufgrund der Trägerschaft durch die SGS – und damit indirekt die Trägerschaft durch sämtliche soziologischen Institute an Schweizer Universitäten – ein Publikum in verschiedenen Regionen der Schweiz). Gleichzeitig reduzieren die die Hürden für das Publizieren soziologische Arbeiten im Kontext einer ansonsten kargen Publikationslandschaft.

Vor allem das Bulletin ermöglicht es den Studierenden und Mitarbeitern des Soziologischen Instituts relativ früh zu publizieren, zugleich trägt es Heintz Forschungsprogramm zur internationalen Schichtung einem internationalen Publikum zu und führt zur Verstetigung der Kollaboration mit dem Soziologiedepartement der Fundación Bariloche in Argentinien bei. Ermöglicht wird die Publikation des Bulletins durch die einfache und wohl auch kostengünstige Machart, die Mitarbeit von Studierenden als auch der Ehefrauen von Heintz und dessen Assistenten Hans Joachim Hoffmann-Nowotny, die als Redaktionsassistentinnen fungieren. Darüber hinaus scheinen aber vor allem auch die ausgeprägte Publikationsorientierung die Heintz am Soziologischen Institut fördert sowie die Ausgestaltung des Soziologiestudiums als Forschungsstudium entscheidend für die rasche Entwicklung des Bulletins zu sein.

7.4.6.1.1. Das Publizieren im Kontext des Forschungsstudiums

Im Hinblick auf die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Zürich, sowie auch für ein tiefergehendes Verständnis der Wissenskultur um Peter Heintz wird nachfolgend im Zusammenhang der betrachteten Publikationsorgane erneut die Rolle des Forschungsstudiums betrachtet. Die Involvierung von Studierenden (ein Kernelement des Forschungsstudiums) in die Publikationsaktivitäten des Soziologischen Instituts erscheint aus zwei Gründen bedeutsam: Einerseits, da in beiden Publikationsorganen Studierende prominent als Autoren vertreten sind. Andererseits da mehrere der späteren Mitarbeiter von Heintz aus dem Kreis der ersten Studierendengeneration stammen.

Im Rahmen des Forschungsstudiums ermöglicht Heintz den Studierenden von Beginn weg die Mitarbeit an konkreten Forschungsprojekten. Nicht nur können sie dabei erste Erfahrungen in der Datenerhebung und -Analyse, sowie der Durchführung von Simulationen machen. Vielmehr führt sie Heintz auch frühzeitig an das Publizieren wissenschaftlicher Arbeit heran. Das Verfassen von Texten für das Bulletin ist für viele Studierende die erste Publikationserfahrung überhaupt, quasi ein Übungsfeld für spätere Veröffentlichungen in internationalen Zeitschriften. Es sei eine Art Institutszeitschrift gewesen, die es Studierenden bereits «sehr früh» erlaubt habe, zum Publizieren zu kommen[617] (Interview Levy 2017; Interview Bornschier 2019). Die Schaffung einer tragfähigen Infrastruktur für Publikationen aus dem Kreis der Mitarbeitenden des Soziologischen Instituts sowie der Studierenden scheint bereits 1966 eine vordringliche Zielsetzung von Heintz zu sein. Noch im Jahr nach seinem Stellenantritt begründet er mit einem Bulletin einen Publikationskanal für Arbeiten, die im Zusammenhang mit Forschungsprojekten des Soziologischen Instituts der Universität Zürich, aber auch des Departamento de Sociología der Fundación Bariloche entstehen. Mit diesem schafft er die Grundlage, um Studierenden über die Involvierung in die Erhebungs- und Auswertungs- wie auch Analysephase hinaus, die Veröffentlichung kürzerer wissenschaftlicher Arbeiten in Aufsatzform möglich zu machen. Das Bulletin des Soziologischen Instituts stellt ein denkbar geeignetes Gefäss für die Involvierung der Studierenden in die Publikationsaktivitäten des Instituts dar. Die Hürden für eine Publikation sind gering: die Kosten (aufgrund des gewählten Papierformats, der Bindung und des einseitigen Drucks) vergleichsweise tief und über Einzelbeiträge wird nicht in komplizierten Review-Verfahren befunden. Vielmehr entscheidet Heintz editorisch wohl meist alleine bzw. in Absprache mit einem seiner Schüler aus Lateinamerika, der als Mitherausgeber fungiert. In der Konsequenz kommen die Studierenden zu einem frühen Zeitpunkt in ihrer Karriere – gewissermassen en passant während des Studiums – zu ersten Publikationen.

[617] Volker Bornschier publizierte beispielsweise noch vor Abschluss seiner Dissertation zwischen 1968 und 1971 vier Beiträge auf Englisch im Bulletin des Instituts für Soziologie (zwei davon in Co-Autorenschaft). Im Interview bezeichnet Bornschier das Bulletin als «sehr wichtige Institution»

Das Eröffnen von Publikationsmöglichkeiten ist eines von mehreren Beispielen wie Heintz über die Organisation und Ausgestaltung des Studiums die Studierenden an das Institut bindet. Noch während ihrer Ausbildung werden sie gleichsam Teil des Instituts bzw. sehen sich selbst als solchen. Auf diesem Wege werden bereits im Zuge der Sozialisierung ins Feld der Soziologie die Bedingungen für den späteren personellen Ausbau des Instituts (aus ehemaligen Studierenden werden bald Assistierende und später auch Privatdozenten und Professoren) als auch die Festigung eines gemeinsamen Verständnisses von Soziologie geschaffen. Die beiden Publikationskanäle, die Heintz während seiner Zeit in Zürich mitbegründet und für Veröffentlichungen des Soziologischen Instituts offenhält, können entsprechend gleichsam als Scharniere zwischen der Alltagsrealität des Studiums und jener einer breiteren akademischen wie teilweise auch gesellschaftlichen Öffentlichkeit betrachtet werden. Sie symbolisieren damit grundlegende Aspekte der Verschränkung von Forschung und Lehre während Heintz Schaffensphase. Heintz bietet den Studierenden mit dem Bulletin und der Schriftenreihe die Möglichkeit ausserhalb der Alltagsrealität des Studiums als «Forschende» in Erscheinung zu treten. Die Aktivitäten der Studierenden gewinnen damit für diese selbst einen anderen Realitätscharakter – die Ergebnisse ihrer Arbeit werden nicht allein in Heintz Vorlesung thematisiert, sondern als Teil einer Institutszeitschrift an Adressen auf verschiedenen Kontinenten verschickt. Viele reagieren motiviert und fühlen sich involviert. Aufgrund einer frühen Publikation im institutseigenen Bulletin habe man «fast schon das Gefühl [gehabt] akademisch halbwegs anerkannt» zu sein (Interview Hoby 2020). Die Involvierung in tatsächliche Forschungsprojekte und die Aussicht auf Publikationen spornt viele Studierende an. So beispielsweise auch Robert Blancpain:

> *«Ich kann mich an eine Forschungsarbeit erinnern, die wir in einer Dreier-Gruppe durchgeführt hatten*[618]*. Wir haben dafür eigens ein Haus im Maggiatal gemietet. Irgendwann ist auch etwas im Bulletin publiziert worden. Wir waren da nicht sehr prominent drin, haben es aber als faszinierend empfunden. In*

[618] Zusammen mit Ellen Meyrat-Schlee und Balazs Orban.

jener Zeit im Kontext der Universität Zürich als kleiner Studi an einem Projekt mitarbeiten zu können, bei dem man das Gefühl hatte, man beginne die Welt zu erklären, war natürlich aufregend.» (Interview Blancpain 2020)

Indem Heintz den Studierenden noch während des Studiums Möglichkeiten zur Publikation eröffnet, motiviert er diese nachhaltig und schafft sich in Teilen die nötigen Voraussetzungen für die weitere Institutionalisierung der Soziologie. Einerseits bildet er im Studium seine künftigen Mitarbeiter aus, andererseits ermöglicht die Involvierung von Studierenden bis hin zur Stufe der Publikation von Forschungsergebnissen, die Entfaltung ausgeprägter Forschungsaktivität, für die eigentlich am Institut die nötigen personellen Ressourcen fehlen würden.

7.4.6.2. St. Gallen: Das Fehlen von Publikationen

Im Unterschied zum Soziologischen Institut der Universität Zürich verfügt das SfS im Untersuchungszeitraum über keinerlei Publikationsinfrastruktur. Ausserhalb der Universität tritt es kaum in Erscheinung. Die Art und Weise wie das Publizieren am Seminar gehandhabt wird hängt eng mit Millers eigenem Publikationsaktivitäten zusammen. Nach seiner Berufung nach St. Gallen veröffentlicht er weder in wissenschaftlichen Fachzeitschriften noch bringt er Monografien zur Publikation oder wirkt an Sammelbänden mit. In den 1970er veröffentlicht Miller einzig Texte in Festschriften und kürzere Kongressbeiträge. In den 1980er Jahren erscheinen gar nur zwei Texte aus seiner Feder.[619] Rückblickend lässt sich kaum abschliessend klären, weshalb Miller

[619] Der Grossteil der Arbeiten die Miller während seiner Zeit an der HSG zum Abschluss bringt, erscheint in Festschriften, hat mit seiner Tätigkeit in der Hochschulpolitik zu tun, geht auf vereinzelte Teilnahmen an Kongressen zur Bankwirtschaft an der HSG zurück (und erschien in entsprechenden Tagungsbändern) oder basiert auf den Manuskripten seiner Antrittsvorlesungen in Zürich und St. Gallen.Während seiner Zeit in St. Gallen publiziert Miller zu sehr unterschiedlichen Themen – meist lediglich einen Text pro thematischem Feld. Entsprechend lässt sich auch kaum ein thematischer Schwerpunkt erkennen. Einzig die Beschäftigung mit demographischen Fragen – vornehmlich in Entwicklungsländern – scheint über seine

derart wenig publiziert. Ein Assistent berichtet, dass sich Miller dem zunehmenden Publikationsdruck bewusst widersetzt habe (schriftliche Kommunikation Strehle 2020). Ein anderer Assistent spricht von geringer Produktivität. Miller habe kaum Texte geschrieben. Einige Festschriftenbeiträge seien allein deshalb entstanden, weil er nicht habe nein sagen können und sich verpflichtet gefühlt habe (Interview Eberle 2020). Millers geringe Publikationstätigkeit hängt letztlich wohl auch damit zusammen, dass er in St. Gallen kaum forscht. Nach seiner Berufung nach St. Gallen veröffentlicht er lediglich eine empirisch ausgerichtete Arbeit (vgl. Miller 1980). Dies ist insofern auffallend, als dass Miller in den frühen 1960er Jahren während einer kurzen ausgeprägt empirischen Phase relativ produktiv.

Während Miller selbst wenig publiziert, begleitet er seine Assistenten auch kaum auf dem Weg zu eigenen Publikationen bzw. wird von diesen im Schreibprozess bisweilen gar als hinderlich empfunden. Millers Assistenten, Doktoranden und Diplomanden sind im Forschungs- und Schreibprozess hauptsächlich auf sich allein gestellt. Weder bietet Miller einen integrierenden inhaltlichen, theoretischen oder methodischen Orientierungsrahmen, noch schafft er ein eigenes Publikationsorgan (z.B. eine Schriftenreihe) oder hilft bei der Verlagssuche.

Überhaupt besteht am SfS in diesen Jahren keine Wissenskultur, die das Entstehen von Publikationen begünstigt hätte. Das Seminar bietet keinen geeigneten Nährboden für Forschungsaktivitäten geschweige denn eine ausgeprägte Publikationstätigkeit. Es fehlt an geteilten Vorstellungen zu relevanten Forschungsfeldern sowie auch an einem gemeinsamen theoretischen und methodischen Bezugsrahmen. Davon zeugen die sehr

---

Karriere hinweg eine gewisse, wenn auch sehr schwache Kontinuität zu sein. Die Beiträge, die Miller während seiner Zeit an der HSG publiziert, handeln beispielsweise von «Bevölkerungswachstum und Bevölkerungsprognose» (1965), vom «schweizerischen Hochschulwesen» (1967), «Berufe[n] in der modernen Gesellschaft» (1968), der Soziologie als «Wissenschaft vom Menschen» (1969; Antrittsvorlesung an der HSG), von «Gesellschaftsdynamik» (1975), «Ursachen der Stimmabstinenz» (1980) oder «Problemen einer angewandten Entwicklungssoziologie» (1980).

unterschiedliche Ausrichtung der einzelnen Dissertationen, die unter Miller entstehen.[620] Schliesslich ist am SfS auch keine Forschung- und Publikationsorientierung auszumachen. Dies obwohl Miller in der Lehre das Feld der empirischen Forschung durchaus thematisiert (vgl. Miller 1970). Ob überhaupt geforscht und veröffentlicht wird hängt vornehmlich vom Engagement und der Motivation von Einzelpersonen ab. Zwar lässt Miller seinen Studierenden und Assistenten weitgehende Freiheiten in der Wahl des Untersuchungsgegenstands sowie der theoretischen und methodischen Verortung, jedoch steht er den konkreten Forschungsvorhaben im Arbeitsprozess meist skeptisch gegenüber. In Besprechungen zerpflückt er regelmässig die Argumente seines Gegenübers und demotiviert sie damit (Interview Eberle 2020, Interview Haesler 2020, Interview Blumenthal 2020). Nicht zuletzt aufgrund des zwiespältigen Verhältnisses zu ihrem Dissertationsbetreuer ist der Publikationsoutput der Mitarbeitenden des SfS im untersuchten Zeitraum gering. Millers Assistenten veröffentlichen nebst ihren Dissertationen in St. Gallen kaum in Fachzeitschriften oder anderswo. Und wenn sie publizieren sind sie mit der Frage nach einem Verlag oder einer passenden Zeitschrift mehr oder weniger auf sich allein gestellt. Bis auf eine Ausnahme erscheinen alle Dissertation, die Miller betreut, im Eigenverlag als Hochschulschriften der vornehmlich auf Wirtschafts- und Rechtswissenschaften spezialisierten HSG, was nicht unbedingt förderlich ist, um soziologische Fachkreise oder aber ein breites Publikum zu erreichen.[621] Der Sichtbarkeit des Schaffens rund um das SfS ist dies alles andere als zuträglich. Ohne Verlage und geeignete Publikationsorgane finden die betreffenden Arbeiten zunächst nur über Umwege interessierte Publika.

Ähnlich verhält es sich mit den wenigen kürzeren Publikationen, die im untersuchten Zeitraum am SfS entstehen. Sie alle erscheinen in hochschulinternen Schriftenreihen,

[620] Thomas Eberle (1984) setzt sich in seiner Dissertation beispielsweise eingehend mit dem Werk von Alfred Schütz auseinander, während Aldo Haesler (1984) in «Tausch und gesellschaftliche Entwicklung» das alltägliche Phänomen des Tausches untersucht oder Silvio Ronzani (1979) das Phänomen «Migration als individuelle und als gesellschaftliche Problemlösungsstrategie» beleuchtet.

[621] Lediglich jene von Thomas Eberle wurde im Berner Hauptverlag in der «Reihe Kulturwissenschaft» veröffentlicht, in der unter anderem auch zwei Bücher von Emil-Walter Busch erschienen sind (schriftliche Kommunikation Eberle 2020)

die vom Profil her fast ausnahmslos durch volkswirtschaftliche bzw. politikwissenschaftliche Beiträge geprägt sind. Zwei der oben erwähnten empirischen Arbeiten (Blanco Abarca 1978, Miller 1980,) erscheinen als «Diskussionsbeiträge der Volkswirtschaftlichen Abteilung der Hochschule St. Gallen», die dritte wird in der Reihe «Beiträge und Berichte der Forschungsstelle für Politikwissenschaft der Hochschule St. Gallen» veröffentlicht (Holderegger und Wenger 1980). Entsprechend erreichen auch diese Arbeiten nur bedingt ein, an soziologischer Forschung interessiertes Publikum. In einschlägigen Publikationsorganen wie der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie oder der von der SGS herausgegebene Schriftenreihe Soziologie in der Schweiz, die beide Mitte der 1970er Jahre begründet werden, kommen im untersuchten Zeitraum hingegen keine Arbeiten aus St. Gallen zur Veröffentlichung. Auch beteiligen sich die St. Galler Soziologen rund um das SfS lange nicht an nationalen oder internationalen Fachdiskursen. Es fehlen die nötigen Kontakte zu Verlagen, aber auch in die SGS (in der Miller nicht aktiv ist) und in andere Fachgesellschaften. In der Konsequenz werden die St. Galler Soziologen während Millers Wirkungsphase an der HSG auch kaum an anderen Schweizer Universitäten wahrgenommen.

Während aus dem Umkreis des SfS kaum Publikationen entstehen, die über Zeitschriften oder Verlage ein breites Publikum zu erreichen vermögen,[622] ist Emil-Walter Busch – ab 1972 vollamtlicher Dozent für Personalwesen und ab 1977 Titularprofessor für Sozialpsychologie und angewandte Sozialforschung – an der HSG äusserst produktiv. (vgl. St. Galler Hochschulnachrichten Nr. 79, 1974, S.29) Regelmässig veröffentlicht der habilitierte Soziologe in Fachzeitschriften wie *Industrielle Organisation* oder der *Zeitschrift für Soziologie* und verfasst Ende der 1970er Jahren eine Reihe von Monographien. Jedoch versteht sich Walter-Busch nicht mit Miller. Nachdem er kurze Zeit für diesen gearbeitet hat, kommt es zum Konflikt (vgl. Interview Walter-Busch 2018). In der Folge sei Miller einer hochschulinternen Entwicklung von Walter-Busch im Bereich der Soziologie im Wege gestanden. Zunehmend spezialisiert sich Walter-Busch auf das Gebiet der Arbeits- und Organisationspsychologie (Interview Haesler 2020) und wirkt später als Direktor des Forschungsinstituts für

[622] Mit Ausnahme er Dissertationen von Eberle (1984) und Haesler (1984).

Arbeit und Arbeitsrecht. Ironischerweise ist damit genau jene Person, die im untersuchten Zeitraum an der HSG die meisten soziologischen Publikationen veröffentlicht – und wohl am ehesten die Soziologie als Disziplin an der HSG hätte sichtbar machen können – nicht im Kontext des SfS aktiv.

7.4.6.3. Zwischenvergleich

Während Peter Heintz in Zürich mit dem institutseigenen Bulletin rasch eine flexible und kostengünstige Publikationsinfrastruktur aufbaut, die es Studierenden und Mitarbeitenden des Soziologischen Instituts ermöglicht, relativ früh zu publizieren, bleibt in St. Gallen das Erarbeiten und Veröffentlichen von wissenschaftlichen Arbeiten im untersuchten Zeitraum im Wesentlichen dem bzw. der Einzelnen überlassen. Die mit diesen beiden Grundausrichtungen verbundenen Entwicklungen wirken sich beiderorts auch auf die Institutionalisierung der Soziologie aus.

Die Wissenskultur um Peter Heintz in Zürich ist von Beginn weg dezidiert publikationsorientiert. Noch im Jahr seines Stellenantritts ruft Heintz das Bulletin des Soziologischen Instituts ins Leben. Es ist einfach und günstig herzustellen und erlaubte es flexibel und rasch kleinere Arbeiten zu veröffentlichen. Diese Ausrichtung wird durch die ausgeprägten Forschungsaktivitäten des Instituts sowie die grundlegende Verschränkung von Studium und Forschung verstärkt. Mit dem Bulletin schafft sich Heintz innert weniger als einem Jahr nach seiner Berufung einen eigenen Publikationskanal, über den er alleine die verlegerische Hoheit verfügte. Ab Mitte der 1970er-Jahre nutzt er zudem die von der SGS lancierte Buchreihe «Soziologie in der Schweiz» als weitere Plattform für institutseigene Veröffentlichungen. Beides sind ressourcengünstige Möglichkeiten, um rasch Resultate nach aussen sichtbar zu machen. In Zürich entwickelt sich so innert kurzer Zeit eine produktive Wissenskultur, die eine Vielzahl an kleineren Arbeiten, Dissertationen und Habilitationen hervorbringt. Die unkomplizierte Publikationsinfrastruktur (v.a. bedingt durch das Bulletin und ab 1974 mit der Reihe «Soziologie in der Schweiz» auch für Monographien) verringert die – angesichts einer kaum entwickelten Publikationslandschaft für soziologische Arbeiten in der Schweiz – relativ hohen Hürden, um zu Publikationen zu gelangen. Studierende werden in Zürich während des Studiums an das Publizieren wis-

senschaftlicher Texte herangeführt. Die Betrachtung zeigt, dass im untersuchten Zeitraum in Zürich der Weg von einer Forschungsfrage hin zum publizierten Text nicht dem Zufall bzw. dem Engagement Einzelner überlassen, sondern mehr oder weniger systematisch begleitet und ins Studium integriert ist. Unterstützt wird diese Ausrichtung durch eine kooperative Arbeitsweise. Texte werden oft in Gruppen erarbeitet und Bisweilen werden die Studierenden in der Ausarbeitung auch durch Institutsmitarbeiter unterstützt (institutsinternes Lektorieren und Übersetzen von Texten). Dies erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass es zu publikationsfähigen Inhalten von angemessener Qualität kommt.

Im Unterschied dazu fehlt am Seminar für Soziologie in St. Gallen im untersuchten Zeitraum jegliche Publikationsinfrastruktur. Die Wissenskultur um Miller erscheint generell nicht publikationsorientiert. Während Miller selbst kaum publiziert, führt er seine Mitarbeitenden und die Studierenden nicht an den für diese oftmals noch unbekannten Bereich des Verfassens publikationsfähiger Texte heran. Doktoranden und Assistierenden sind in ihrer wissenschaftlichen Arbeit mehrheitlich auf sich allein gestellt. Die wenigen Arbeiten, die am SfS entstehen, kommen lediglich universitätsintern zur Publikation (längere Arbeiten als Hochschulschriften; kürzere Texte in disziplinär nicht soziologisch ausgerichteten Publikationsreihen). Gleichzeitig sind allfällige Publikationsaktivitäten gänzlich vom Studium abgekoppelt und die Assistierenden im Alltag hauptsächlich mit der Lehre beschäftigt. All dies erhöht die ohnehin schon hohen Hürden für das Ausarbeiten und Veröffentlichung eines publikationsfähigen Texts. Entsprechend ist nicht verwunderlich, dass im untersuchten Zeitraum alle Assistierenden nebst ihren Dissertationen keine weiteren wissenschaftlichen Texte veröffentlichen.

Die Wissenskulturen am Soziologischen Institut der Universität Zürich und am Seminar für Soziologie der HSG unterscheiden sich hinsichtlich des Aspekts des Publizierens grundlegend. Während Peter Heintz in Zürich mit dem institutseigenen Bulletin rasch eine flexible und kostengünstige Publikationsinfrastruktur aufbaut, die es Studierenden und Mitarbeitenden des Soziologischen Instituts ermöglicht, relativ früh zu publizieren, bleibt in St. Gallen das Erarbeiten und Veröffentlichen von wissenschaftlichen Arbeiten im untersuchten Zeitraum im Wesentlichen dem bzw. der Einzelnen

überlassen. Die mit diesen beiden Grundausrichtungen verbundenen Entwicklungen wirken sich beiderorts auch auf die Institutionalisierung der Soziologie aus.

Während die St. Galler Soziologie isoliert erscheint und kaum wahrgenommen wird. ist die Zürcher Soziologie ab den ausgehenden 1960er Jahren in Fachdiskursen, aber auch in einer breiteren Öffentlichkeit sichtbar (vor allem aufgrund der Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz»). Im Falle letzterer lässt sich anhand der vielen Publikationen ein klares Profil als quantitativ ausgerichtete Makrosoziologie erkennen, in dessen Zentrum Heintz Theoriegebäude steht. Von den Forschungsthemen erscheint die Wissenskultur um Heintz – anhand der Publikationen beurteilt – einerseits als international ausgerichtet und andererseits vor allem ab Mitte der 1970er Jahre auch auf aktuelle gesellschaftliche Phänomene in der Schweiz fokussiert. Die ausgeprägte Publikationstätigkeit schärft gegen Innen ein gewisses Selbstverständnis der Zürcher Soziologen, während gleichzeitig gegen Aussen ein relativ klares Profil greifbar wird. Beides ist im Hinblick auf die Institutionalisierung denkmässiger Eigenständigkeit bedeutsam (wohl aber auch für die Beauftragung des Soziologischen Instituts mit Auftragsforschung). Im Vergleich dazu sind die wenigen Dissertationen und Aufsätze, die in St. Gallen veröffentlicht werden, sowohl hinsichtlich des untersuchten Gegenstandes, als auch der theoretischen und methodischen Ausrichtung sehr unterschiedlich. Ein klares Profil lässt sich anhand von ihnen nicht erkennen. Die unsystematische, geringe, aber zugleich vielfältige Publikationstätigkeit widerspiegelt, wie wenig sich die Soziologie in St. Gallen im untersuchten Zeitraum im Sinne nachhaltiger denkmässiger Eigenständigkeit zu institutionalisieren vermag. Doch nicht nur ist die Wissenskultur rund um das SfS wenig produktiv und zugleich divers. Gegen Aussen wird sie auch kaum sichtbar. Die wenigen Arbeiten, die am SfS unter Miller entstehen, erscheinen mit Ausnahme der Dissertation von Eberle (1984) weder in Verlagen noch in Fachzeitschriften und fliessen damit wohl meist nicht bzw. mit Verzögerung in Fachdebatten ein. Die relativ zahlreichen Publikationen von Emil Walter-Busch, der ebenfalls an der HSG wirkt und Soziologe ist, dürften hingegen, da dieser ausserhalb des SfS am Institut für Arbeit und Arbeitsrecht wirkt, nur bedingt mit der Soziologie in St. Gallen in Verbindung gebracht worden sein. Der dürftige Output an Publikationen, die fehlende Publikationsinfrastruktur und der Umstand, dass Miller und Walter-Busch verstritten sind, scheinen gewichtige Gründe für die marginale Stellung der

St. Galler Soziologie im Verhältnis zu anderen soziologischen Zentren in der Schweiz jener Jahre zu sein. Gleichzeitig dürften sie die schwache Institutionalisierung der Soziologie an der HSG in jenen Jahren miterklären.

Schliesslich scheint die Publikationstätigkeit auch für den personellen Ausbau der Soziologie bedeutsam. In Zürich begünstigt die pragmatische Publikationsinfrastruktur des Soziologischen Instituts die relativ niederschwellige Involvierung von Studierenden und damit ihre Sozialisierung in eine mögliche künftige Forscherrolle. Sowohl im Bulletin des Soziologischen Instituts als auch in der Schriftenreihe «Soziologie in der Schweiz» sind die Studierenden prominent vertreten, während sie auf dem ‹gewöhnlichen Weg› (eigenständige Erarbeitung von Inhalten und spätere Einreichung eines Manuskripts bei einer Zeitschrift bzw. einem Verlag) derart früh wohl weder die nötigen Kompetenzen entwickelt noch die Chancen geboten bekommen hätten, um überhaupt zu publizieren. Dies wirkt sich motivierend auf die betreffenden Studierenden aus, die sich über die eigene Arbeit mit dem Institut identifizieren. Die Involvierung in das Publizieren von Artikeln und Monographien ist so verstanden auch eine wichtige Grundlage für den personellen Ausbau der Soziologie in Zürich (Einerseits im qualitativen Sinne (bzw. hinsichtlich des Profils künftiger Stelleninhaber) bzw. da ‹vielversprechende› Studierende über Publikationstätigkeit an das Institut gebunden werden und so kontinuierlich in die Rolle von Mitarbeitern hineinwachsen – mehrere ehemalige Studierende von Heintz werden später gar Professoren an der Universität Zürich – Andererseits im quantitativen Sinne, da dank der Involvierung von Studierenden mit relativ bescheidenen personellen Mitteln vergleichsweise viele Publikationen entstehen, die wiederum als Legitimierung für einen weiteren personellen Ausbau dienen oder aber mögliche Auftraggeber von Auftragsstudien für das SI sensibilisieren). In St. Gallen hingegen werden die Studierende weder im Laufe der Ausbildung an eine mögliche künftige Forschungstätigkeit herangeführt, noch wird das Potenzial der Involvierung der Studierenden in Forschung sowie die Ausarbeitung von Publikationen erkannt, um trotz fehlender personeller wie auch finanzieller Mittel einen ansehnlichen wissenschaftlichen Output sicherzustellen. Da kaum Publikationen entstehen, können solche auch nicht als Legitimationsgrundlage für die Forderung eines personellen Ausbaus dienen.

Die Ausführungen zeugen von der Relevanz von Publikationstätigkeiten für die Herausbildung von spezifischen Wissenskulturen, aber auch die lokale Institutionalisierung der Soziologie. Gleichzeitig verdeutlichen sie auch mögliche Konsequenzen ausbleibender Publikationstätigkeiten. In dieser Hinsicht sind die untersuchten Fälle grundverschieden. Es gälte noch vertiefter zu beforschen inwiefern bestehende Publikationen effektiv als Grundlage für den personellen Ausbau der Soziologie dienen. (über vermehrte Auftragsforschung, aber auch die Schaffung weiterer Stellen per Regierungsratsbeschlüsse).

7.4.7. Ergänzung: Die quantitative Ausrichtung der Wissenskultur um Peter Heintz

Die Wissenskultur am Soziologischen Institut in Zürich zeichnet sich von Beginn weg durch einen starken Fokus auf quantitative Forschungsmethoden aus. Befördert wird diese Entwicklung durch das Aufkommen von Computern und den Möglichkeiten zur Datenverarbeitung, die sich dadurch eröffnen. 1962 – gerade mal vier Jahre vor Heintz Stellenantritt – nimmt Hans P. Künzi an der Universität Zürich den ersten Computer in Betrieb und gründet das Rechenzentrum der Universität Zürich (Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Zürich 2020). Innert weniger Jahren wird das Soziologische Institut zum Hauptnutzer des Rechenzentrums (Interview Bornschier 2019). Die Bedeutung der technischen Infrastruktur spiegelt sich auch in der organisatorischen Entwicklung des Soziologischen Instituts: Ende 1969 schafft Heintz eine Stelle für EDV-Beratung und Koordination. 1972 nimmt das Soziologische Institut über ein Terminal eine direkte Verbindung zum Rechenzentrum in Betrieb (Häuselmann & Heintz 1976, S.9). Bereits vor dem Antritt seines Ordinariats arbeitet Heintz in Amerika an einem Computerprogramm zur Simulierung von Entwicklungsprozessen. In Zürich engagiert er von Beginn weg einen Ingenieur als Assistenten, um die reibungslose Weiterarbeit mit der entwickelten Software sicherzustellen. «[Peter Burger] was supposed to be the man with a good grasp of numbers and calculations.» (Interview Fuenzalida 2020)

Heintz hat ein Faible für Zahlen. Seine Ausrichtung tut er bereits in der ersten Vorlesung den Studierenden kund. Davon zeugt der Ausspruch «Meine Damen und Herren,

hier machen wir hard science» (Interview Meyrat-Schlee 2020). Immer wieder unterfüttert er in Lehrveranstaltungen Anekdoten und Geschichten mit Zahlen und Daten (Interview Bornschier 2019). Heintz habe versucht Soziologie «auf eine nahezu naturwissenschaftliche [...] Ebene zu bringen.»[623] (Interview Hoby 2020) Von Beginn weg sind sowohl die Ausbildung als auch die Forschungsarbeit der Studierenden dezidiert quantitativ ausgerichtet. In den Forschungsgruppen tragen die Studierenden Unmengen an statistischem Material aus Jahrbüchern und anderen Publikationen zusammen, die anschliessend über Lochkarten im Rechenzentrum ausgewertet werden. Die mit Fortran programmierten Programme laufen langsam, das Einlesen der Daten erfordert Zeit. «Wir gingen dann anfänglich mit ganzen Kisten von Lochkarten und so ins Rechenzentrum [...] man gab die Lochkarten ab und am nächsten Tag kam man und schaute, ob nicht ein Fehler» passiert sei (Interview Bornschier 2019) Mittels der zusammengetragenen und ausgewerteten Daten versuchen die Studierenden, Heintz' Theorie der sozietalen Systeme zu überprüfen (Interview Hoby 2020). Sie «rechnen wie wild» (Interview Bornschier 2019) und verwenden – so schien es Meyrat-Schlee (Interview 2020) – «Formeln wie bei einem Weltraumprogramm».

Die Arbeit der Studierenden findet Niederschlag in einer Reihe von Studien mit ausgeprägtem quantitativem Charakter. In den verschiedenen Forschungsprojekten analysieren sie entweder statistische Daten oder erheben mittels standardisierter Fragebögen Primärdaten (siehe insbesondere die Bände 1,2,4,7,8,10 und 11 der Schriftenreihe Soziologie in der Schweiz). Für die Datenanalyse und das Durchführen von Simulationen lernen die Soziologiestudierenden derweil in Kursen an der ETH, aber auch eigenständig Programmiersprachen wie Algol und Fortran.

Heintz Lehre zeichnet sich durch eine seltene Kombination der Entwicklung allgemeiner (propositionaler) Theorie und einen «extremen Datenbezug» aus (Interview Obrecht 2020). Was zählt, sind allgemeine soziologische Hypothesen und ihre Prü-

[623] Diesbezüglich spricht Walter-Busch von einem szientistischen Einschlag. Heintz habe seine ganze Theorie mathematisieren wollen (Interview Walter-Busch 2018).

fung und Differenzierung auf dem Wege von Forschung, während Personen oder Theorien im Hintergrund bleiben. «Ausser den Namen der Autoren empirischer Studien gibt es keine Namen in diesem Denken.» (Interview Obrecht 2020) In Seminaren lässt er die Studierenden Daten aus Aufsätzen mit quantitativer Ausrichtung neu interpretieren. In den Vorlesungen bespricht und analysiert er regelmässig die Daten aus empirischen Arbeiten anderer Autoren.

> *«Er machte eigentlich Sekundäranalyse. Zudem war er ein Meister im Bilden und Nutzen von Indikatoren. Er hat enorme Kenntnisse von Indikatoren gehabt, das heisst von Beziehungen zwischen Daten und indizierten Sachverhalten. Wenn er irgendwo einen einschlägigen Variablensatz fand, hat er sofort geschaut, welche Variable er im Rahmen seines theoretischen Codes nutzen kann. Er hat gewissermassen die Forschungsliteratur ausgebeutet mit seinem eigenen theoretischen Apparat. Das hat er in einer stupenden Weise beherrscht. Es war diese Art von Analyse, die er in der Vorlesung vorgemacht hat. Er hat vor unseren Augen allgemeine soziologische Theorie unter strenger Kontrolle durch Daten entwickelt.»* (Interview Obrecht 2020)

Im Rahmen des Forschungsstudiums zeugt insbesondere die sogenannte Modellgruppe von der quantitativen Ausrichtung der Soziologie unter Heintz. Ihr Auftrag geht zurück auf eine Idee, die Heintz in Amerika beschäftigte. Im Rahmen der Zusammenarbeit mit einem Mathematiker in Lateinamerika (Hugo Skolnik) und einem Politologen in den USA (Larry Alschuler) versuchte Heintz, seine theoretischen Ideen in ein Computer-Simulationsprogramm umzusetzen (Interview Levy 2017).

> *«Er wollte auf dem Computer Entwicklungsprozesse simulieren [...] Das war damals [...] 66. Da hat es einen einzigen Computer gegeben in der Uni Zürich. Und das war eine experimentelle IBM Maschine, die nur von einer ganz [...] erlesenen Sekte benutzt worden ist.»* (Interview Levy 2017)

Entsprechend schwierig gestaltet sich anfänglich die Kommunikation mit den Angestellten des Rechenzentrums.

> *«The Rechenzentrum was a group of engineers. And it was very difficult for us social scientists to deal with engineers. It took them forever to understand what*

we had in mind and what kind of product we wanted.» (Interview Fuenzalida 2020)

Methodisch sei Heintz' Simulationsvorhaben sehr innovativ, aber gleichzeitig auch überspitzt gewesen, «denn man hatte weder die Daten, um das umzusetzen, noch eigentlich die methodischen Instrumente, um das zu realisieren.» (Interview Levy 2017) Aus diesen Gründen beschäftigt sich die Modell-Gruppe zunächst mit dem Kreieren der nötigen Daten für die Computersimulation und versucht sich in den in Amerika entstandenen Entwurf für das Simulationsprogramm reinzudenken.

> *«Ich weiss nicht, ob [Heintz] das selber nicht verstanden hat oder ob er sich die Zeit nicht nehmen wollte, er hat uns das einfach mit der kurzen Anweisung übergeben: ‹So sieht das Programm aus, versucht es zu verstehen.› Es war in Fortran programmiert. Um es zu verstehen, mussten wir zuerst Fortran lernen. Die Hauptarbeit der Gruppe bestand dann darin, dass wir die Daten zur Verarbeitung in diesem Programm geschaffen haben»* (Interview Levy 2017).

Die Studenten kämpfen mit der zugeteilten Aufgabe, investieren viel Zeit und beginnen, da keine «statistischen Programme ab Stange» vorhanden sind, selber zu programmieren (Interview Bornschier 2019).

> *«Es gab damals schon internationale Statistikbücher, beispielsweise von der Uno und der UNESCO. Aber die Datenverhältnisse waren fürchterlich. Wir haben uns da ziemlich ohnmächtig abgestrampelt, um an Datensätzen zu kommen über [die] Zeit. [...]Das war ein Riesensteiss mit vielen Problemen und vielen Lücken. Aber immerhin. [...] Wir haben uns da wirklich an der vordersten Front der Soziologie über Entwicklungsprobleme gefühlt»* (Levy 2017, S.4)

Aufgrund der Anlage des Soziologiestudiums als Forschungsausbildung verschwimmt die Grenze zwischen Lernen und forschender Praxis rasch. Die Studierenden nutzen die gewonnenen Daten für eigene Aufsätze. Heintz bindet die Ergebnisse der Auswertung der Modelgruppe in seine Lehrveranstaltungen ein. In der Regel übergibt die Modellgruppe am Dienstag dem Rechenzentrum Lochkarten zur Auswertung. Am

nächsten Morgen erhält Heintz die Resultate als auch die Datenbögen und bespricht sie oft gleich in der Vorlesung. (Interview Obrecht 2020).

7.5. Zusammenhänge zwischen Institutionalisierungsverläufen und Wissenskulturen

Im Anschluss an die aspektweise Gegenüberstellung der beiden untersuchten Wissenskulturen werden nun kurz die Institutionalisierungsverläufe an den beiden Hochschulen skizziert. Anschliessend sollen diese mit den identifizierten wissenskulturellen Eigenheiten in Bezug gesetzt werden, um dadurch Einsichten in grundlegende Zusammenhänge zu gewinnen.

7.5.1. Die Institutionalisierungsverläufe an den beiden Hochschulen im Vergleich

Vergleicht man die untersuchten Institutionalisierungsverläufe der Soziologie an der Universität Zürich und an der HSG, so fallen zwei zentrale Unterschiede auf. Der erste betrifft die lokale Entwicklung der universitären Disziplin Soziologie hin zur organisatorischen Eigenständigkeit und widerspiegelt sich im unterschiedlichen Ausbau der lokalen Infrastruktur sowie ganz generell im verschiedenartigen ‹Wachstum› der Soziologie an den beiden Universitäten. Der zweite Unterschied bezieht sich auf die Herausbildung denkmässiger Eigenständigkeit (siehe dazu Kapitel 2.1.) und äussert sich in geteilten Wissensbeständen hinsichtlich Aspekten wie relevanten Forschungsmethoden, Theorieansätzen oder Forschungsfragen.

Betrachten wir zunächst den unterschiedlichen Ausbau der Soziologie: In Zürich entfaltet sich 1966 eine nachhaltige Entwicklungsdynamik. Mit der Berufung von Peter Heintz wird die Soziologie als eigenständiges Studienfach eingeführt. Kurz nach seinem Stellenantritt gründet Heintz das SI. Wenige Monate später schafft er mit dem Bulletin einen institutseigenen Publikationskanal. Bald laufen am SI mehrere Forschungsprojekte parallel, während regelmässig Texte zur Publikation kommen. Fortan wächst das Institut kontinuierlich. Über den Zeitraum von zehn Jahren vergrössern sich die personellen und finanziellen Ressourcen unablässig. Gleichzeitig steigen die Studierendenzahlen. Und auch räumlich expandiert das SI mehrfach. Mitte der 1970er

Jahre bahnt sich schliesslich mit der Errichtung weiterer Professuren die Entwicklung hin zu einer departementalen Struktur an. Innert zehn Jahren hat sich die Soziologie an der Universität Zürich von einer Disziplin ohne Studienrichtung und Lehrstuhl hin zur organisatorischen Eigenständigkeit entwickelt. 1976 bestehen eine eigene Studienrichtung sowie ausgeprägte Forschungs- und Publikationskapazitäten. Gleichzeitig verfügt das SI über relativ grosszügige personelle Ressourcen.

In St. Gallen hingegen bleibt eine ähnliche Institutionalisierungsdynamik trotz vergleichbarer Vorzeichen aus. Weder gründet Miller nach seiner Berufung zum Ordinarius eine soziologische Forschungsstelle, noch unternimmt er Anstrengungen zur Schaffung eines eigenständigen Publikationskanals. Bis in die späten 1970er Jahre wird am SfS kaum geforscht und auch Publikationen entstehen nur vereinzelt. Gleichzeitig verbleiben die verfügbaren personellen und finanziellen Ressourcen, sowie die Studierendenzahlen auf tiefem Niveau. Erst kurz vor seiner Emeritierung unternimmt Miller gewisse Anstrengungen, um die Soziologie zu verstetigen. Als er 1988 in den Ruhestand tritt, beginnen die letzten Studierenden das Studium der Wirtschaftssoziologie. Kurze Zeit später wird die Vertiefungsrichtung abgeschafft. Anfang der 1990er Jahre besteht an der HSG weder eine Studienrichtung, noch verfügt das SfS über ausgeprägte Forschungs- und Publikationskapazitäten. Schliesslich ist auch die personelle Ausstattung nur marginal besser als im Zeitpunkt von Millers Berufung. Zu diesem Zeitpunkt ist der organisatorische Status der Soziologie weiterhin prekär. In vielen Belangen ist sie weiterhin abhängig von anderen Disziplinen.

Im Kontext des organisatorischen Ausbaus institutionalisiert sich die Soziologie an der Universität Zürich sowie der HSG in St. Gallen auch hinsichtlich der denkmässigen Eigenständigkeit sehr unterschiedlich. In Zürich bilden sich bald klare Konturen einer forschungsorientierten wie auch theoriegeleiteten Wissenskultur heraus. Anhand der vielen Publikationen, die in jenen Jahren am SI entstehen, lässt sich ein klares Profil einer quantitativ ausgerichteten Makrosoziologie erkennen, in dessen Zentrum Heintz Theoriegebäude steht. Dieses ist zentraler Referenzpunkt für viele studentische Arbeiten und Aufsätze sowie auch Monographien, die in jenen Jahren am SI entstehen. Die Wissenskultur um Heintz zeichnet sich durch eine relativ weitgehende theoretische und methodische Kohärenz sowie ein intersubjektiv geteiltes Verständnis

der Soziologie als auch ihrer zentralen Forschungsfelder aus. Dank einer ausgeklügelten Studienarchitektur werden die Studierenden von Beginn weg in diese Wissenskultur hineinsozialisiert, wodurch ein spezifisches theoretisches und methodisches Verständnis der Soziologie an neue Generationen weitergegeben wird. Mehrere Studierende werden später Mitarbeiter des SI und in einigen Fällen gar Ordinarien an der Universität Zürich. Die intensive Sozialisierung in die Soziologie Heintzscher Prägung und die enge Involvierung in Forschungsaktivitäten binden sie eng an das Soziologische Institut. Heintz eigens konzipiertes Lehrbuch befördert diese Tendenz. In der Konsequenz scheinen die Soziologen an der Universität Zürich von den Studierenden bis hin zum Ordinarius über relativ deckungsgleiche Vorstellungen zur Soziologie zu verfügen. Die umfangreichen geteilten Wissensbestände werden im Rahmen von Forschungsprojekten angewandt, weiter erprobt und zunehmend verfeinert. Über zahlreiche Publikationen reproduzieren und erweitern verschiedene Akteure das geteilte Wissen und machen es dadurch einer weiteren Fachwelt und Öffentlichkeit zugänglich. Die ausgeprägte Publikationstätigkeit schärft gegen Innen ein gewisses Selbstverständnis der Zürcher Soziologen, während gleichzeitig gegen Aussen ein relativ klares Profil greifbar wird. Beides scheint im Hinblick auf die Institutionalisierung denkmässiger Eigenständigkeit bedeutsam.

In St. Gallen ist die Wissenskultur um Miller vor allem auf die Vermittlung soziologischer Theorien ausgerichtet. In ihrem Zentrum steht weder ein spezifischer theoretischer Ansatz noch eine gemeinsam geteilte Vorstellung hinsichtlich Forschungsmethoden oder vordringlich zu untersuchenden Gegenständen. Da kaum geforscht und publiziert wird, setzten sich die Studierenden, Doktorierende und Assistenten vornehmlich mit Arbeiten anderer Soziologen auseinander. Ihre jeweiligen Interessen ziehen sie in sehr unterschiedliche Richtung. Sie forschen mehrheitlich alleine, ohne grossen Austausch mit dem Ordinarius. Die wenigen Publikationen (hauptsächlich handelt es sich um Dissertationen), die in jenen Jahren in St. Gallen veröffentlicht werden, sind sowohl hinsichtlich des untersuchten Gegenstandes, als auch der theoretischen und methodischen Ausrichtung sehr unterschiedlich. Sie haben keinen erkennbaren gemeinsamen Referenzpunkt. Ein klares Profil einer Wissenskultur bzw. geteilte Wissensbestände lassen sich anhand von ihnen nicht erkennen. Die unsystematische, geringe, aber zugleich diverse Publikationstätigkeit am SfS widerspiegelt, wie

wenig sich ein spezifisches Verständnis von Soziologie bzw. ein spezifischer Ansatz von Soziologie in St. Gallen im untersuchten Zeitraum im Sinne nachhaltiger denkmässiger Eigenständigkeit zu institutionalisieren vermag. Die St. Galler Soziologie scheint isoliert, wird mangels eines eigenständigen Publikationsorgans, aber ganz generell wegen Fehlens einer ausgeprägten Publikationstätigkeit auch kaum ausserhalb der Universität wahrgenommen. Nichtsdestotrotz entstehen vereinzelt Werke, die in ganz unterschiedlichen Gebieten der Soziologie auf Resonanz stossen (insbesondere Eberle 1984 & Haesler 1983). Diese werden vornehmlich mit den betreffenden Autoren und weniger mit dem SfS oder der Universität St. Gallen geschweige denn eines dortigen Ansatzes rezipiert.

7.5.2. Dichte Beschreibungen der beiden Wissenskulturen

Im Zuge der eingehenden Auseinandersetzung mit den Wissenskulturen um Peter Heintz und Andreas Miller hat sich gezeigt, dass verschiedene Aspekte der Innenwelten der Wissensproduktion und -Vermittlung die lokale Institutionalisierung der Soziologie befördern aber auch hemmen können. Basierend auf dem vorangegangen schrittweisen Vergleich werden nun zwei dichte Beschreibungen der beiden Wissenskulturen skizziert.

7.5.2.1. Die Wissenskultur am SI in Zürich

Die Wissenskultur am Soziologischen Institut der Universität Zürich in den ausgehenden 1960er Jahren zeichnet sich durch eine ausgeprägte Forschungs- und Publikationsorientierung sowie durch eine enge Verschränkung von Studium und Forschung aus. Vor dem Hintergrund der relativ beschränkt vorhandenen Ressourcen schlagen sich diese beiden Eigenheiten im organisatorischen Gefüge des Soziologischen Instituts, im Institutsalltag sowie im Soziologiestudium nieder. Gerade in den Anfangsjahren von Heintz' Ordinariat ist die Ressourcenausstattung des Instituts nicht ausreichend, um ohne Weiteres eigenständige Forschungsprojekte grösseren Massstabs durchzuführen. Mit der Verschränkung von Forschung und Lehre und dem damit verbundenen Einbezug von Studierenden adressiert Heintz dieses grundlegende Ressourcenproblem. Die Mitarbeit der Studierenden erlaubt es Projekte durchzuführen, für die

sonst das nötige Personal fehlen würde, sowie auch parallel verschiedene Auftragsforschungsmandate zu übernehmen. Die Folge dieser strategischen Entscheidung ist eine relativ grosse Zahl an Forschungsprojekten[624] sowie ein beachtlicher Output an Publikationen. In ihrer Rolle als ‹Forschungsmitarbeiter› ermöglichen die Studierenden die frühe Herausbildung von Forschungskapazitäten und fungieren zudem gleichsam als Treiber des personellen Ausbaus. Derart steigen die finanziellen Mittel des Instituts – mehrheitlich bedingt durch Auftragsarbeiten – innert weniger Jahre rasch an. Dies erlaubt es bisweilen anfänglich im Rahmen des Studiums mitwirkende Studierenden zu bezahlten Mitarbeitern zu machen und damit ihre Situation zu verstetigen. Insbesondere eine Reihe von Auftragsforschungsprojekten[625] die Anfang der 1970er Jahre hauptsächlich von Studierenden durchgeführt wird resultiert in einem deutlichen Zuwachs an Stellen.[626] Zeitweise ist gar die Hälfte der Assistierenden, die am SI tätig sind über Auftragsforschung finanziert. (vgl. Heintz & Häuselmann 1976, S.125) Während die Involvierung der Studierende in Forschungs- und Publikationsaktivitäten den Ausbau der Soziologie begünstigt, wirkt sie sich gleichzeitig auch auf das organisatorische Gefüge des Instituts, die Atmosphäre an diesem sowie auch die Herausbildung denkmässiger Eigenständigkeit aus. Vor allem werden die Studieren-

[624] Die Mehrheit der soziologischen Lehrstühle war in jenen Jahren vornehmlich mit Lehre beschäftigt. Nur an wenigen Orten wurde konsequent und kontinuierlich Forschung betrieben. Dies zeigt sich auch im Analyseteil eines Mitte der 1970er Jahre durch die SGS erarbeiten Entwicklungsplan für die Soziologie in der Schweiz, wonach kaum ein Institut über eine genügende Infrastruktur zur Forschung verfügte (vgl. Aebi 1974).

[625] Heintz delegierte mitunter auch grössere Auftragsstudien an Studierende ohne Abschluss. Vgl. beispielsweise Held & Levy 1974 oder Blancpain & Häuselmann 1974.

[626] Von 1969 bis 1972 stieg die Anzahl an Assistierendenstellen hauptsächlich aufgrund von Drittmittelprojekten von 7 ½ auf 13 ½ und damit um 44.4 % an. In den folgenden Jahren war es zudem möglich einen Teil der zeitlich befristeten Drittmittelprojektstellen durch kantonal finanzierte Assistenzstellen zu ersetzen.

den auf intensive Weise mit eine künftigen Forscherrolle konfrontiert und verinnerlichen die von Heintz vermittelten methodischen wie auch theoretischen Inhalte in der Anwendung.

Zentral für den Einbezug der Studierenden in die Forschung ist das von Peter Heintz konzipierte Soziologiestudiums. Dieses gründet auf dem Idealbild des forschenden Lernens.[627] Die Studierenden sollen so rasch als möglich die Rolle des passiven Wissenskonsumenten zugunsten jener eines selbständig und eigenverantwortlich in der Gruppe arbeitenden Forschers hinter sich lassen.[628] Dieses Bild kontrastiert drastisch mit dem in den ausgehenden 1960er Jahren vielfach kritisierten Bild des abhängigen Studierenden, der dem Lehrstuhlinhaber ausgeliefert ist.[629] Das auf Kooperation und frühe Selbständigkeit ausgerichtete Forschungsstudium relativiert zu einem gewissen Grad die durch den Typus der Ordinarienuniversität angelegte hierarchische Struktur universitärer Institute in deren Zentrum Ordinarien stehen, sowie auch den für sie charakteristischen Antagonismus zwischen Studierenden und Lehrstuhlinhaber. Heintz involviert die Studierende früh in seine Forschungsvorhaben. Und zwar nicht allein zur Erledigung relativ trivialer Routinearbeiten oder zeitaufwendiger Tätigkeiten im Forschungsprozess. Vielmehr überantwortet er ihnen die Durchführung ganzer Forschungsprojekte. Nicht nur verschafft er ihnen dadurch die Möglichkeit erste Erfahrungen im Bereich der Forschung zu machen. Vielmehr eröffnet er ihnen die Chance relativ eigenständig zu konkreten Fragestellungen zu forschen und erstmals einen Forschungsprozess von Beginn weg bis zur Veröffentlichung zu durchlaufen. Eine Reihe

[627] Punktell arbeitete Heintz – wohl gerade bei der Festlegung des jeweiligen Forschungsdesigns, der Erarbeitung von Fragebogen und der Datenanalyse – eng mit den Studierenden zusammen. Dazwischen führten die Studierenden eigenständig Interviews durch, sammelten Daten und bereiteten diese auf. (vgl. Interview Blancpain 2020)

[628] Im Kern von Heintz Forschungsstudium – sowohl in Lateinamerika als auch in Zürich – stand eine «explicit redefinition of their [Anmerkung: the students] role from that of a passive recipient of knowledge to an associate researcher responsible for a project.» (vgl. Fuenzalida 1983, S. 102)

[629] Von derartigen Abhängigkeitsverhältnissen berichtete eine Reihe der interviewten Personen. Im Rahmen von Interviews von Soziologen, die ihre Ausbildung in der Westschweiz absolvierten wurde diesbezüglich verschiedentlich der Begriff des Mandarins oder Dinosauriers angeführt (vgl. u.a. Interview Fragnière 2017; Interview Lalive D'Epinay 2017; Interview Levy 2017) .

von Arbeiten verschwindet nicht etwa in der Schublade des Ordinarius, sondern wird publiziert. Hierfür begründet Heintz mit dem Bulletin des Soziologischen Instituts ein geeignetes Publikationsorgan, verfügt er doch über die verlegerische Hoheit. Auf diese Weise ermöglicht es Heintz den Studierenden noch während des Studiums erste Publikationserfahrungen zu machen. Er zeichnet ihnen den Weg von theoretischen Vorlesungen, über Forschungsseminare bis hin zur fertigen Publikation vor und führt sie damit geradezu an eine mögliche künftige Forschungstätigkeit heran.

Die Umsetzung des Einbezugs der Studierenden in die Forschungs- und Publikationstätigkeiten des SI ist indes keineswegs trivial. Sie wird in Zürich mit einer durchdachten Studienarchitektur sowie der Ausrichtung der Organisation des SI auf die enge Verschränkung von Forschung und Lehre angegangen. Die Studierenden werden nicht etwa in die Ideengeschichte der Soziologie oder etwa verschiedene Theorietradition eingeführt, sondern systematisch auf eine künftige Forschungstätigkeit vorbereitet. Dazu wird ihnen ein kohärentes Wissenspaket vermittelt. Im Vordergrund steht Heintz' Verständnis der Disziplin als quantitativer hard science. Für die baldigen Forschungsaktivitäten dient ihnen sein makrosoziologische Theoriegebäude als zentraler Wegweiser. Vermittelt wird ihnen dieses in einer von Heintz verfassten «Einführung in die Soziologie»[630] sowie in den durch ihn gehaltenen Vorlesungen.

Dass die herausfordernde Aufgabe der relativ eigenständigen Durchführung von Forschungsarbeiten relativ gut gelingt, hängt nicht nur mit den klaren theoretischen und methodischen Wegweisern, die im Soziologiestudium vermittelt werden, zusammen, sondern vor allem auch mit der organisatorischen Struktur des Forschungsstudiums und der durch diese begünstigten Arbeitsweise. Die herausfordernde Aufgabe der Durchführung von Forschungsprojekten ist in Zürich im Rahmen des Studiums nicht als Individualleistung ausgestaltet, die gleichsam in einsamer Arbeit am Schreibtisch zu bewältigen ist. Im Vordergrund steht vielmehr die Kooperation in Gruppen. Über die Gestaltung des organisatorischen Rahmens des Forschungsstudiums versucht

[630] v.a. im Kapitel 14 das erst in der zweiten Auflage des Buches enthalten ist, welche 1968 erscheint. Das Kapitel trägt den Titel «Strukturelle und anomische Spannungen»

Heintz eine Atmosphäre der Zusammenarbeit zu befördern, im Kontext derer die Assistierenden und Studierenden in relativ selbständigen Teams zusammenarbeiten. Er setzt den organisatorischen Rahmen, innerhalb von welchem Assistierende und Studierende wirken, vermittelt das nötige Rüstzeug und definiert die grundlegende Richtung der Forschungsaktivitäten. Dabei führt er sanft und überlässt seinen Mitarbeitern viel Verantwortung. Selber ist er vielfach nur am Rande, wenn überhaupt, in die operative Forschungsarbeit involviert.

Das Befördern einer auf Kooperation gerichteten Atmosphäre gelingt oft, aber nicht immer. Die Freiheiten die Heintz seinen Assistierenden zuerkennt resultieren teilweise in divergierenden Dynamiken. In gewissen Forschungsgruppen habe ein Klima der Konkurrenz geherrscht, dass sich mitunter auch auf die Atmosphäre am Institut ausgewirkt habe. (Interview Fuenzalida 2020). Teilweise verfolgen die Assistierenden – wenn auch immer innerhalb des vorgegebenen theoretischen und methodischen Rahmens – auch eigene Forschungsinteressen. Nichtsdestotrotz scheint die Mehrheit der Studierenden und Assistierenden letztlich grösstenteils in die gleiche Richtung zu arbeiten. Im Grossen und Ganzen habe sich die Atmosphäre am Soziologischen Institut Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre – so mehrere Augenzeugen – durch Kooperation und Arbeitsteilung ausgezeichnet, wobei sich Studierende, Assistierende und Ordinarius im Forschungsprozess gleichsam als Partner begegneten. Die Studienkonzeption – insbesondere das Forschungsstudium – resultierten in einem relativ kohärenten Forschungsoutput. Die quantitative Ausrichtung, aber auch der Bezug zu Heintz eigenem Theorieprogramm sind in der Mehrheit der publizierten Arbeiten – vor allem auch den Dissertationen erkennbar. Gleichzeitig erlauben es Heintz die auf Eigenverantwortung und kollaborative Teamarbeit ausgerichtete Organisation und der gezielte Einsatz der Assistierenden für die Leitung der Forschungsgruppen trotz hoher Lehrbelastung und der gleichzeitigen Führungsverantwortung für mehrere – zeitweise drei – Institute vergleichsweise viel Zeit für die Arbeit an eigenen Publikationen in seinem Büro aufzuwenden[631].

[631] Hiervon zeugt nicht zuzletzt Heintz' Publikationsliste (vgl. Obrecht o.D.)

Mit dem Delegieren grösserer Arbeiten an relativ unerfahrene Studierende geht Heintz indes auch ein gewisses Risiko ein. Neben die Abhängigkeit der Studierenden vom Ordinarius (hinsichtlich Qualifikationsarbeiten und Prüfungen) rückt die Abhängigkeit des Ordinarius von den Studierenden (hinsichtlich des Gelingens der Forschungsarbeiten). Gleichzeitig besteht das reelle Risiko, dass die Arbeiten letztlich nicht überzeugen. Jedoch scheint sich das Einlassen auf Abhängigkeit gegenüber den Studierenden mehrheitlich positiv auszuwirken. Der Vertrauensvorschuss, den Heintz den Studierenden entgegenbringt verringert in vielen Fällen die empfundene Distanz zwischen Ordinarius und Studierenden und motiviert letztere. Vor allem jene Studierenden, die enger mit Heintz zusammenarbeiten schmeichelt das entgegengebrachte Vertrauen. Dennoch wird Heintz nicht zum Kollegen, sondern bleibt auf eine gewisse Weise der distanzierte Professor. Am Institut ist er zwar oft präsent, aufgrund einer hohen Arbeitslast jedoch kaum verfügbar. Während ihn der kleine Kreis jener, die relativ eng mit ihm zusammenarbeiten, rasch besser kennen lernt, nehmen ihn Studierende, die im Studienalltag weniger Kontakt zu ihm haben, eher als unnahbar und unzugänglich wahr.[632] Heintz sei im Institutsalltag eher zurückhaltend und wenig kommunikativ ja bisweilen distanziert gewesen, erinnern sich mehrere Studierende im Rückblick. Zu Treffen ausserhalb des Institutsalltags kommt es selten, bei den Studierenden und der Mehrheit der Assistierenden bleibt es beim per Sie. Im Forschungsalltag sind es vor allem die Assistierenden, die im direkten Austausch mit den Studierenden stehen und die Forschungsarbeiten in ihren jeweiligen Gruppen relativ autonom vorantreiben. Trotz der Distanz zu den Studierenden gelingt es Heintz über die bereits erwähnte Involvierung in Forschungsprojekte und Publikationen, sowie den Einbezug von Ergebnissen studentischer Datenauswertung in den Unterricht eine gewisse Identifikation mit dem SI zu befördern. Zudem fasziniert er viele Studierenden mit seinem internationalen Hintergrund und seinem weitreichenden Wissen. Während er die unmittelbare Leitung der Studierenden in der Forschungspraxis an die Assistie-

[632] Diese Studiereden orientierten sich teilweise stärker an Heintz' Assistierende, um die sich wiederum eigene wissenskulturellen Eigenheiten ausbildeten.

renden delegiert habe, sei er intellektuell mit klaren methodischen als auch theoretischen Vorstellungen vorausgegangen, habe als Vorbild gewirkt und die Studierenden inspiriert (Interview Obrecht 2020, Interview Blancpain 2020, Interview Fuenzalida 2020).

Ganz allgemein befördern die konsequente Involvierung der Studierenden in Forschungs- und Publikationsaktivitäten, das Wohlwollen und das Vertrauen das Heinz ihnen entgegenbringt sowie die in vielen Fällen kaum als hierarchisch wahrgenommenen Beziehung zwischen Ordinarius und Studierenden deren Identifikation mit dem Soziologischen Institut. Dies äussert sich in einem Engagement, das weit über das im Rahmen des Studiums erwartbare hinausgeht. Aus eigener Initiative und aus Wertschätzung gegenüber Heintz organisieren einige Studierende beispielsweise zum einjährigen Bestehen des Soziologischen Instituts in Eigenregie eine Pressekonferenz. Heintz, der nicht in die Entwicklung dieser Idee involviert war, habe sie keineswegs abgelehnt, sondern vielmehr «sympathisch geduldet» (vgl. Interview Levy 2017).

Das Selbstverständnis der Studierenden, das Heintz und seine Assistierenden befördern lässt sich gedanklich nur schwerlich mit den hierarchisch angelegten Instituten und Lehrstühlen der Ordinarienuniversitäten jener Tage zusammenbringen. Viele Studierende fühlen sich durch die frühe Involvierung ermächtigt, verstehen sich teilweise gar als «Elite» und «akademisch halbwegs anerkannt». Selbst kritische Studierende, die sich prominent in der Studentenbewegung engagieren, wenden sich nicht etwa – wie an anderen Universitäten– gegen die Person des Ordinarius oder weisen auf vermeintliche Missstände hin, sondern wirken in den Forschungsaktivitäten des Instituts mit. In den ausgehenden von Protesten gezeichneten 1960er Jahren sind die Soziologiestudenten an der Universität Zürich vor allem Mitstreiter und nicht wie etwa in Basel oder Bern Gegenspieler des Lehrstuhlinhabers. Heintz gestaltet die Organisation des Instituts sowie des Studiums derart aus, dass sich die Studierenden, aber auch die Assistierenden möglichst stark mit diesem identifizieren. Mehrere Studierende werden zu langjährigen Mitarbeitern von Heintz. Seine Art der Organisation bindet Studierende langfristig an das SI.

Nebst Anlage und Organisation des Forschungsstudiums, sind aber nicht zuletzt auch Heintz' Persönlichkeit und sein sanfter ‹Führungsstil› sowie die Art und Weise wie sich Ordinarius, Assistierenden und Studierenden im Alltag begegnen entscheidend

für die Ausprägung der Wissenskultur am Soziologischen Institut. Heintz' Grundhaltung beschreiben ehemalige Studierende als «anarchistisch-egalitär». Er habe sich gegen jeglichen Autoritarismus gerichtet (schriftliche Kommunikation Levy 2020). Trotz der in der Organisation Universität angelegten Hierarchie gelingt es ihm offenbar, den Assistierenden und Studierenden derart zu begegnen, dass ihnen seine Position nicht als autoritär, ausgeprägt übergeordnet oder machtbedingt problematisch erscheint. Ungeachtet des eindeutigen Statusunterschieds bemüht sich Heintz um das Etablieren «horizontaler» Beziehungen auf Augenhöhe (Vgl. Interview Blancpain 2020, Interview Obrecht 2020, Interview Fuenzalida 2020).[633] Konkret äussert sich dies beispielsweise im Vertrauen, das er den Studierenden in Forschungsprojekten entgegenbringt. Vielfach lässt er ihnen in der Durchführung «völlig freie Hand» (Interview Blancpain 2020). Viele Studierende sind zunächst überrascht über das ihnen entgegengebrachte Vertrauen, schätzen dieses indes aber sehr. Der «unglaubliche Vertrauensvorschuss» mit dem Heintz ihnen als *bloody beginners* entgegentritt befördert ihre Identifikation mit dem SI weiter (Interview Blancpain 2020). Heintz offene Grundhaltung gegenüber den Studierenden widerspiegelt sich auch im Umstand, dass er diesen die Räumlichkeiten des Soziologischen Instituts für eigene Forschungsvorhaben zur relativ freien Nutzung überlässt. Die Studierenden arbeiten tagsüber sowie auch in der Nacht, teilweise auch am Wochenende am Institut, wodurch dieses gewissermassen zu ihrer «Arbeitsplattform» ja gar einem zweiten «Zuhause» wird (Interview Levy 2017, Interview Bornschier 2019). Nicht nur identifizieren sie sich stark mit diesem, vielmehr wird s gleichsam ein Stück weit zu «ihrem eigenen» Institut. Heintz scheint der Inbeschlagnahme des Instituts durchaus wohl gesinnt. Studentische Initiativen am Institut lässt er geschehen[634], eine von Studierenden in Eigenregie

[633] Wenn ihm dies wohl auch besser im Umgang mit Studierenden glückte, mit denen er direkt in Forschungsprojekten oder der Samstagsgruppe zusammenarbeitete, als mit jenen Studierenden, die über die obligatorischen Lehrveranstaltungen keinen weiteren Kontakt mit ihm hatten.

[634] So beispielsweise die oben erwähnte Pressekonferenz zum ersten Jahrestag des Instituts, die Heintz «sympathisch geduldet» habe, oder die erwähnte Presse- bzw. Medienanalyse der Berichterstattung zum Globuskrawall, die «Heintz geschehen lassen» habe (Interview Levy 2017).

durchgeführte Studie zur medialen Berichterstattung zum Globuskrawall verteidigt er im Rahmen einer Pressekonferenz öffentlich.

Die relativ freie Nutzung der Institutsräumlichkeiten durch die Studierenden zeugt von ihrer engen Beziehung zum Soziologischen Institut. Im Vergleich zum in Falle mehrerer der in dieser Arbeit untersuchten Wissenskulturen vorgefundenen Gegensatz zwischen Ordinarius und Studierenden, der in der idealtypischen Organisation der Ordinarienuniversität angelegt ist, scheinen Studierende, Assistierende und Ordinarius am Soziologischen Institut der Universität Zürich in den ausgehenden 1960er Jahren gleichsam eine lebendige «scientific community» zu bilden.

Die Involvierung der Studierenden in Forschung und Publikationsaktivitäten und damit die Integration von Forschung und Lehre kann also als in vielerlei Hinsicht folgenreich bezeichnet werden. Retrospektiv betrachtet erfüllt sie mehrere Funktionen:

Sie machte einerseits den raschen personellen Ausbau am Institut möglich, begünstigte andererseits eine durch Kooperation geprägte Atmosphäre in der Studierenden und Ordinarius weniger einen Gegensatz, als vielmehr ein Miteinander darstellten. Gleichzeitig resultiert die Involvierung der Studierenden in die Forschungsaktivitäten des Instituts in einer intensiven Sozialisierung in die Rolle als eigenständige Forscher, wobei sie sich konsequent an den methodischen und theoretischen Referenzpunkten orientieren, mit welchen Heintz den Rahmen des Forschungsstudium absteckt. Die Involvierung der Studierenden wirkt sich entsprechend doppelt auf die Ausbildung denkmässiger Eigenständigkeit aus. Einerseits insofern als dass die Studierenden die betreffenden theoretischen und methodischen Inhalte verinnerlichen, andererseits als dass sie in den betreffenden Forschungsprojekten Publikationen erarbeiten, die diese Inhalte nach Aussen transportieren und so die Wahrnehmung der Zürcher Soziologie in Fachdiskursen aber auch der breiteren Öffentlichkeit prägen.

Darüber hinaus erlaubt sie weiter die Durchführung von Forschungsprojekten, für die dem Soziologischen Institut die personellen und bisweilen wohl auch die finanziellen Ressourcen eigentlich fehlen. Schliesslich resultiert sie auch in einer vergleichsweise hohen Identifikation der Studierenden und Assistierenden mit dem Institut und seinen Tätigkeiten. Viele verstehen sich bereits früh als Teil des Instituts. Dadurch erscheint

das –im Kontext der 68er Bewegung – vielfach als von Machtausübung und Abhängigkeiten bestimmt beschriebene Verhältnis zwischen Ordinarius einerseits und Assistierenden sowie auch Studierenden andererseits vergleichsweise ausgeglichen.

Indes hat die enge Orientierung an einem spezifischen Ansatz der Soziologie auch andere Auswirkungen. Studierende, die mit quantitativen Forschungsmethoden wenig anzufangen wissen, oder sich für andere Richtungen der Soziologie interessieren stossen bei Heintz kaum auf Interesse. Für sie fehlt es im stark datenorientierten Studium an einer inhaltlichen wie auch theoretischen Breite. Die Wissenskultur um Peter Heintz und die Art und Weise wie die Soziologie in Zürich institutionalisiert zeugen letztlich von einem engen Blickfeld und einem sehr kohärenten, gleichzeitig aber auch wenig integrativen Verständnis von Soziologie. Bis heute äussert sich das in einer stark quantitativ orientierten Wissenskultur und einer späten Institutionalisierung der qualitativen Soziologie[635].

7.5.2.2. Die Wissenskultur am SfS in St. Gallen

Die Wissenskultur am Seminar für Soziologie der Hochschule St. Gallen zeichnet sich durch einen starken Fokus auf Lehre und Hochschulpolitik aus. Vor dem Hintergrund der relativ beschränkt vorhandenen Ressourcen wirkt sich diese Orientierung folgenreich aus. Zentrale Entscheidungen von Andreas Miller verstärken die durch die strukturellen Bedingungen der Hochschule angelegten Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Ordinarius und Assistierenden wie auch Studierenden.

Andreas Miller ist an der HSG wenig präsent und wenn dann hauptsächlich in Lehrveranstaltungen. Die Beziehung zwischen Ordinarius einerseits und Assistierenden wie auch Studierenden andererseits kennzeichnet sich vornehmlich durch Distanz. Der Austausch mit seinen Assistierenden beschränkt sich auf die Mittagspausen der beiden dicht gedrängten Tage, an denen er jeweils in St. Gallen weilt. Den Rest der

[635] So wurde das Zentrum für Qualitative Sozialforschung, welches die Förderung qualitativer Sozialforschung an der Universität Zürich und in der Schweiz bezweckt erst 2015 gegründet (vgl. Zentrum für Qualitatibe Sozialforschung 2018).

Woche wirkt er im Büro der Zentralstelle für Hochschulwesen in Zürich. Im Seminaralltag steht die Lehre im Vordergrund. Während der Ordinarius die meiste Zeit nicht am Seminar arbeitet, bereiten die Assistierende hauptsächlich Lehrveranstaltungen vor, halten teilweise anstelle von Miller Vorlesungen und etablieren ausserhalb des offiziellen Studiums eigenständige Formate. Für ausgeprägte Forschungsaktivitäten fehlen derweilen das nötige Interesse Millers als auch die erforderlichen Ressourcen. Die Assistierenden sind bereits mit den Aufgaben im Bereich der Lehre ausgelastet. Selbst forscht Andreas Miller lange nicht[636] und fördert auch die Forschungsaktivitäten seiner Assistierenden kaum. Dies obwohl im Zeitpunkt seiner Berufung die Voraussetzungen für eine verstärkte Ausrichtung auf Forschungsaktivitäten als gegeben erscheinen. Nebst dem Durchführen seiner Lehrveranstaltungen ist Miller vornehmlich im Bereich der Hochschulpolitik aktiv. Mit dieser Positionierung bremst er den Ausbau der Soziologie aus, ja wirkt auf die Bewahrung des Status Quo hin. Weder Assistierende noch Studierende kommen im Institutsalltag mit Forschungsaktivitäten in Berührung. Auch werden sie bei eigenen Vorhaben nicht durch den Ordinarius unterstützt. In Ermangelung einer Forschungsprogrammatik, aber auch eines klaren Profils von Andreas Miller, fallen die Forschungsarbeiten seiner Doktoranden sehr heterogen aus. Die wenigen empirischen Gehversuche von Studierenden finden im Rahmen von Lizenziatsarbeiten und Methodenkursen statt, in denen kleinere Untersuchungen durchgeführt werden, die aber kaum je publiziert werden.

Die Berührungspunkte zwischen Studierenden und Ordinarius beschränken sich in der Wissenskultur um Miller hauptsächlich auf Lehrveranstaltungen. Miller referiert frontal und gestaltet seinen Unterricht kaum interaktiv. Die Rolle der Studierenden, die sich ab 1969 für die Vertiefungsrichtung Wirtschaftssoziologie entscheiden, erschöpft sich im passiven Aufnehmen von Wissen. Während des Jahres kommt es ausserhalb von Lehrveranstaltungen kaum zum Kontakt, geschweige denn zum Austausch zwi-

[636] Aus welchen Gründen auch immer, Miller scheint vor allem in den Anfangsjahren seiner Tätigkeit – obwohl er im Rahmen einer Forschungsprofessur angestellt ist – jegliche Forschungstätigkeit zu vermeiden.

schen Ordinarius und Studierenden. Entsprechend nehmen sie den Ordinarius als distanziert und professoral wahr. In der Folge orientieren sich die Studierenden vor allem an den Assistierenden. Da Miller wenig präsent ist, eröffnet sich am SfS Freiräume, welche diese für eigene Aktivitäten nutzen. Bald entfaltet sich um die Assistierende ein lebhafter Austausch. In der Abwesenheit des Ordinarius entstehen inoffizielle Lehrformate wie beispielsweise die sogenannte Erfahrungsgruppe.

Die Abwesenheit Millers, die Art wie er das Studium ausgestaltet und sein professorales Auftreten vergrössern die wahrgenommene Distanz zwischen Studierenden und Ordinarius. Und auch die Beziehung zu den Assistierenden, die im Regelfall nicht promoviert sind, scheint vornehmlich durch einseitige Abhängigkeiten geprägt. Millers Doktoranden sind im Prozess der Erarbeitung ihrer Dissertation mehrheitlich auf sich allein gestellt. Weder steht ihnen Miller während der Forschungsarbeit hilfreich zur Seite, noch unterstützt er sie bei der Verlagssuche bzw. auf dem Weg zur Publikation. Überhaupt besteht am Seminar weder eine soziologische Schriftenreihe, noch scheint der Ordinarius über Kontakte zu Verlagen zu verfügen bzw. – falls denn solche vorhanden sind – diese zu nutzen. Miller leitet seine Assistierenden und Doktoranden nicht zu Publikations- als auch Forschungstätigkeit an. Die Assistierenden, die hauptsächlich mit Aufgaben im Bereich der Lehre beschäftigt sind, kommen selber nur schleppend mit der eigenen Arbeit voran.

In Ermangelung von Forschungsschwerpunkten, eines gemeinsam geteilten Theoriegebäudes oder methodischen Verständnisses oder gemeinsamen Projekten fallen die wenigen Dissertationen, die am SfS unter Miller entstehen sehr heterogen aus. Die Assistierenden forschen – wie auch Millers andere Doktoranden – zu höchst unterschiedlichen Themen und verorten sich in verschiedenen Theorietraditionen. Dabei sind Millers eigenes Verständnis der Soziologie sowie seine wenigen Publikationen keine Referenzen für die Doktoranden. Entsprechend wenig wirkt Miller – der sich vielfach auf den jeweiligen Gebieten nicht gut auskennt – als Betreuer. Er erscheint im Prozess der Ausarbeitung der Dissertationen eher als kritischer Gegenpol, denn als wohlwollender Förderer. Den Austausch mit ihm empfinden die Doktoranden mehrheitlich als frustrierend. Meist habe er die Argumente seines Gegenübers – ob Studierenden oder Doktoranden – kritisch untersucht und bisweilen regelrecht zerpflückt. Mehrere Doktoranden bzw. Assistierende verzichten bald auf Besprechungen zu ihrer

Dissertation. In der Konsequenz arbeiten sie zurückgezogen, ohne Austausch mit Miller an ihren Dissertationen. Nebst der Zusammenarbeit im Bereich der Lehre, scheinen die jeweiligen Assistierenden Miller fast als Antagonisten gegenüberzustehen. All dies resultiert in einer zentrifugalen Tendenz hinsichtlich der Entwicklung des SfS. Die meisten Assistierenden wirken – mangels Perspektiven, da Miller kein Interesse an der Verbesserung ihrer Position zeigt – nur kurze Zeit am Seminar, und verfolgen ihre Karriere andernorts weiter. Die raschen personellen Wechsel führen dazu, dass sich die Organisation des SfS nur bedingt verstetigt und erworbenes Wissen immer wieder verloren geht.

Die Wissenskultur am Seminar für Soziologie erscheint im Rückblick in vielen Belangen inkohärent und heterogen. Die einzelnen Doktoranden arbeiten auf sehr unterschiedlichen Gebieten der Soziologie und verwenden verschiedene theoretische Ansätze. Weder befördert Miller diese Vielfalt aktiv noch unterbindet er sie. Zwar lässt er zu, dass sich seine Doktoranden mit Theorietraditionen und Forschungsinteressen auseinandersetzen, die ihm selbst nicht wirklich zusagen, jedoch lässt er die betreffenden Personen im persönlichen Austausch immer wieder direkt spüren, dass ihm die untersuchten Forschungsfragen und verwendeten theoretischen Ansätze nicht viel sagen. All dies erweckt letztlich den Anschein als seien sowohl der Ordinarius als auch die Assistierenden und Studierenden in ihrer jeweiligen Forschungsarbeit – wenn sie denn erfolgte – relativ isoliert und auf sich allein gestellt vorgegangen.

Dies zeigt sich auch in der schwachen Ausbildung denkmässiger Eigenständigkeit. Die Diversität an Zugängen, theoretischen Bezügen in Dissertationen und das Tour-d'Horizon Studium, weisen darauf hin, dass sich in St. Gallen während jener Jahre kein ausgeprägtes und vor allem auch geteiltes Verständnis von Soziologie festigt. Dies erschwert wohl die Sozialisation der Studierenden in die Disziplin und vor allem auch in eine mögliche spätere Forscherrolle, und lässt gegen aussen (sprich im Verhältnis zu einer breiteren Öffentlichkeit, aber auch anderen Universitätsangehörigen) kaum ein klares Profil der Disziplin erkennen.

Für eine auf kooperative Zusammenarbeit angelegte Wissenskultur mangelte es einerseits wohl an gemeinsamer Praxis, als auch an einem Bestand geteilter Grundannahmen hinsichtlich theoretischer und methodischer Ansätze sowie auch relevanter For-

schungsfragen. Andererseits fehlte wohl die Bereitschaft – vor allem seitens des Ordinarius – mit Assistierenden und Studierenden im Rahmen von Forschungsprojekten auf Augenhöhe zusammenzuarbeiten. Davon zeugt insbesondere das einzige empirisch ausgerichtete Forschungsprojekt Millers aus dem mehrere Publikationen erwachsen. Im Zuge der Arbeit an diesem kommt es zu Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich methodisch Aspekte mit seinem Assistierenden und den involvierten Studierenden, worauf sich in der Folge Miller und die involvierten Studierenden dazu entscheiden separate Texte zu veröffentlichen.

7.6. Zentrale Schlussfolgerungen aus dem Vergleich

In diesem Kapitel näherten wir uns der Meso- und Mikroebene des vergangenen Alltags rund um das Soziologische Institut der Universität Zürich sowie dem Seminar für Soziologie der HSG an. Der Vergleich zwischen den Wissenskulturen um Heintz und Miller hat die grundlegende Bedeutung von Aspekten wie dem sozialen Wechselspiel zwischen Studierenden und Lehrenden, der Forschungsorientierung einer Wissenskultur oder aber den durch Politik, Verwaltung und Universitätsangehörige ausgehandelten Ausgangsbedingungen für das lokale Aufblühen der Soziologie aber auch das Ausbleiben vielversprechender Entwicklungen aufgezeigt. Damit hat er verdeutlicht, dass die Verschiedenartigkeit von Institutionalisierungsverläufen eng mit der formalen Struktur der Organisation Universität, den in Behörden- und Gremienentscheiden festgeschriebenen Ausgangsbedingungen, dem sozialen Gefüge rund um die jeweiligen Institute bzw. Seminare sowie auch spezifischen lokalen wissenskulturellen Eigenheiten zusammenhängt.

Dabei hat sich unter anderem gezeigt, wie folgenreich Entscheidungen über die Organisation von Lehre und Forschung – als getrennte oder aber verschränkte Bereiche – und damit verbunden über die Involvierung von Studierenden in den Instituts- bzw. Seminarbetrieb sein können. Vor allem da sie nicht zuletzt für die Herausbildung ausgeprägter Forschungsaktivitäten sowie die Erarbeitung von Publikationen, aber auch die Beförderung einer kooperativen Atmosphäre, die wiederum für produktive Formen des Zusammenarbeitens wichtig ist – von grundlegender Bedeutung sind. Dergestalt wirken sich diese Entscheidungen letztlich auch hinsichtlich der Institutionalisierung denkmässiger sowie auch organisatorischer Eigenständigkeit aus.

Heintz hält sich eng an die im Berufungsverfahren geäusserten Erwartungen und gestaltet den Aufbau sowie die Institutionalisierung der Soziologie an der Universität Zürich mit einem ausgeprägten Forschungsstudium. Miller hingegen konzentriert sich entgegen der geäusserten Erwartungen vornehmlich auf den Lehrbetrieb. In Zürich führt die rasche Aufnahme von Forschungsaktivitäten und mit diesen verbunden das systematische Involvieren von Studierenden in den Institutsbetrieb sowie eine ausgeprägte Kultur des Publizierens, zum kontinuierlichen Ausbau der personellen, finanziellen als auch räumlichen Ressourcen. In St. Gallen mündet das Ausbleiben zentral angestossener Forschungsaktivitäten in einer heterogenen und publikationsschwachen Wissenskultur (die einzelnen Doktoranden forschen eigenständig, unkoordiniert und ohne grosse Unterstützung in äusserst verschiedenen Gebieten), die in der Tendenz den Status Quo bewahrt. An der Wissenskultur um Andreas Miller haben die Studierenden vornehmlich als passive Wissensempfänger teil, gegen aussen ist sie mangels Publikationen und Vernetzung derweil kaum sichtbar. In der Folge kommt es weder zu einem nennenswerten personellen Ausbau, noch vermag sich die Soziologie an der Universität St. Gallen über ihren anfänglichen Status hinaus zu festigen.

Die Gegenüberstellung der beiden Wissenskulturen eröffnet zwei für das Verständnis von Institutionalisierungsprozessen grundlegende Einsichten. Erstens, dass die Position des Ordinarius im organisatorischen Kontext der Universität und insbesondere vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund des Übergangs von der Ordinarien- zur Massenuniversität an beiden Hochschulen für grundlegende Weichenstellungen entscheidend ist. Heintz und Miller sind bei ihrem Stellenantritt die einzigen Professoren für Soziologie, ja anfänglich überhaupt die einzigen Soziologen mit offizieller Lehrbefähigung an der jeweiligen Universität. Die bereits in der formalen Struktur der Organisation Universität[637] angelegte hervorgehobene Position des Ordinarius wird durch ihre Stellung als einzige Professoren im Feld der Soziologie zusätzlich gesteigert. Grundlegende Entscheidungen zur Entwicklungsrichtung der Soziologie können sie damit weitgehend alleine treffen (bzw. herausschieben oder gar vermeiden). Dies macht die lokale Ausrichtung der Soziologie zu einem gewissen Grad zu einer Frage

[637] v.a. bedingt durch das Lehrstuhlprinzip sowie das Prinzip der universitären Selbstverwaltung.

persönlicher Erwägungen, Präferenzen und letztlich wohl auch individueller «Neigungs- und Fähigkeitsbarrieren». (Walter-Busch 1984, S.33) Entsprechend wurde beim Erarbeiten der dichten Beschreibungen ein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, wie Heintz und Miller in unterschiedlichen Bereichen (Forschung, Lehre, Institutsleitung, etc.) mittels konkreter Entscheide die Position des Ordinarius im Alltag ausfüllen. Die Relevanz und Folgenschwere von Entscheidungen bzw. Handlungen der beiden Ordinarien lässt sich anhand mehrerer Beispiele nachzeichnen. So etwa bei der Frage ob und in welchem Ausmass Forschung betrieben werden solle, oder inwiefern Studierende in den Institutsbetrieb zu involvieren seien.

Die gewählte Vorgehensweise soll für die Bedeutung der zentralen Position des Ordinarius sensibilisieren, ohne damit zu unterstellen, dass einzelne Akteure die Institutionalisierung der Soziologie gleichsam zu steuern vermögen. Es griffe zu kurz, die Entwicklungsrichtung der Soziologie analytisch unmittelbar und unreflektiert an die Entscheidungen Einzelner zu knüpfen. Mit dieser einschränkenden Bemerkung ist die zweite grundlegende Einsicht dieses Kapitels verbunden. Trotz ihrer hervorgehobenen Stellung im universitären Gefüge sind Heintz und Miller als Personen, die an den betreffenden Universitäten die Position des Ordinarius für Soziologie besetzen keineswegs in der Lage durchwegs frei bzw. eigenmächtig zu agieren (auch wenn ihnen formal durch die Organisationsprinzipien der Universität in vielen Belangen die alleinige Entscheidungshoheit zukommt). In verschiedenen sozialen Situationen des universitären Alltags (u.a. in der Lehre und der Forschung) sehen sie sich mit mehr oder weniger konkreten Erwartungen verschiedener Akteure konfrontiert. Und ganz generell sind sie als Vorgesetzte innerhalb des organisatorischen Gefüges der jeweiligen Universität auf die Mitarbeit von Angestellten bzw. die Kooperation von Studierenden angewiesen, um gesetzte Ziele erreichen zu können. Diese Grundkonstellation zeugt von wechselseitigen Abhängigkeiten, die man wohl in den meisten Hochschulen vorfindet. Im vorliegenden Fall ist die bezeichnete Grundkonstellation aufgrund der knappen Ressourcenausstattung der beiden untersuchten Lehrstühle indes besonders ausgeprägt. In Zürich wie auch St. Gallen sind die personellen und finanziellen Mittel, die die kantonale Behörden sprechen – im Vergleich zu den Bedingungen unter denen in den Jahren zuvor Alexander von Schelting (in Zürich) und Emil J. Walter (in

St. Gallen) wirkten zwar vielversprechend – angesichts der umfangreichen Erwartungen aus Politik und Verwaltung jedoch gleichzeitig relativ bescheiden. Die Kombination hoher Erwartungen und beschränkter Ressourcen befördert beiderorts mikropolitische Konstellationen, welche die organisatorisch herausgehobene Position der Ordinarien relativieren. Während diese Position grundsätzlich die alleinige formale Entscheidungsmacht des Ordinarius begründet, hat die geringe Ressourcenausstattung zur Folge, dass Heintz und Miller im ausgeprägten Masse auf die Mitarbeit von Studierenden und Assistierenden angewiesen sind, um die (durch sie zwar entscheidbaren) definierten Zielsetzungen überhaupt erst erreichen zu können. Die effektive Umsetzung der entschiedenen Weichenstellung hin zu einer verstärkten Forschungsorientierung hängt in Zürich beispielsweise – da aufgrund des ressourcenintensiven Lehrbetriebs die nötigen personellen und finanziellen Mittel für eine solche Ausrichtung eigentlich fehlen – grundlegend von der Bereitschaft Assistierender und Studierender ab, sich über das eigentlich im Rahmen eines Anstellungsverhältnisses bzw. eines Studiums Erwartbare hinaus zu engagieren. Die Gestaltungsmöglichkeiten von Heintz und Miller sind entsprechend bereits im Vornerein beschränkt.

Die dürftige Ressourcenausstattung resultiert also – gerade dann wenn sich die Ordinarien dafür entscheiden, den durch Verwaltung, Politik und Fakultäten bzw. Abteilungen geäusserten Erwartungen gerecht zu werden – in besonders ausgeprägten Abhängigkeitsverhältnissen der Ordinarien gegenüber Assistierenden und Studierenden. Je mehr Peter Heintz über die Involvierung von Studierenden (bis hin zur Überantwortung ganzer Forschungsprojekte) die gewünschte Forschungsorientierung zu erreichen versucht, desto mehr stellt er potenziell seine hervorgehobene Position in Frage, während den betreffenden Studierenden gleichzeitig eine gewisse Machtstellung zukommt. Plötzlich sind nicht mehr nur die Studierenden in der Erreichung eines Abschlusses von Heintz abhängig. Vielmehr ist dieser umgekehrt in der Umsetzung von Forschungsprojekten ganz grundlegend auf ihre Bereitschaft mitzuwirken angewiesen.

Die Ausführungen zeugen von der Notwendigkeit tiefergehenden Analysen mikropolitischer Konstellationen für ein besseres Verständnis von Institutionalisierungsverläufen. Eine solche hat vor allem um das bezeichnete Schlüsselproblem zu kreisen,

mit dem Heintz und Miller konfrontiert sind: den Umgang mit den vorgegebenen Ausgangsbedingungen und damit verbunden den relativ beschränkten Ressourcen.

An die Position des Lehrstuhlinhabers ist generell eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Erwartungen geknüpft. Gleichzeitig ist mit ihr die Verantwortung für mehrere Aufgabenbereiche verbunden. Im Kontext universitärer Strukturen, in denen ein Ordinarius allein die Soziologie vertritt, ist Arbeitsteilung unter mehreren Professoren nicht möglich. Entsprechend hat die Person, welche die Position des Ordinarius ausfüllt, sämtliche Aufgabenbereiche zu verantworten, die sich andernorts auf mehrere Professuren verteilen. Der Aufbau eines Instituts, die Führung von Mitarbeitern, die Konzipierung einer Studienrichtung, das Bestreiten des grössten Teils der Lehrtätigkeit, der Aufbau von Forschungsprojekten, die Begründung von Publikationsmöglichkeiten (in einer kargen Publikationslandschaft), das Betreiben von Wissenschaftspolitik sowie das eigene Forschen und Publizieren sind nur einige Aufgabenbereiche, mit denen ein antretender Ordinarius potentiell konfrontiert ist. Die Person, die als einziger Ordinarius eine Disziplin vertritt sieht sich Anforderungen gegenüber, die im Idealfall ein Kompetenzprofil erfordern, das nicht unbedingt mit jenem des versierten Forschers bzw. des routinierten Publizierers übereinstimmt (jenen Aspekten, die für die Beurteilung von wissenschaftlichen Karrieren meist im Vordergrund stehen). Die Sicherstellung der Erledigung einer breiten Palette an Aufgaben ist alles andere als trivial. Insbesondere scheinen dafür ausgeprägte Organisationskompetenzen von Vorteil. Entsprechend weitreichend können sich Berufungsentscheidungen auswirken, bei denen andere Aspekte im Vordergrund stehen. Im vorliegenden Fall zeitigen die sehr unterschiedlichen Profile der beiden Ordinarien denn auch folgenschwere Wirkungen. Die breite Palette an Erwartungen steht besonders im Falle Millers in starkem Kontrast zu dessen relativ engen Profil als Lehrer und Hochschulpolitiker. Miller fokussiert sich während seiner Zeit in St. Gallen vornehmlich auf diese beiden Aspekte und blendet andere Aufgabengebiete lange aus. Heintz scheint im Vergleich dazu als ausgeprägter institution-builder und Organisierer. Er investiert zunächst in den Aufbau einer organisatorischen Infrastruktur, die es bald ermöglicht trotz anfänglich geringer Ressourcenausstattung ein breites Feld an Aufgabenbereichen zu adressieren

Die Art und Weise wie sich die beiden zu den geäusserten Erwartungen stellen, wie sie die verfügbaren Ressourcen einsetzen und wie sie im Alltag mit Studierenden und

Assistierenden umgehen prägt die Stossrichtung der lokalen Entwicklung weitreichend. Von den entsprechenden Entscheidungen bleibt das lokale Interaktionsgefüge mit seinen mikropolitischen Grundkonstellationen nicht unberührt. Als zentraler Brennpunkt des Vergleichs der beiden Wissenskulturen stellt sich im Rückblick die Positionierung der beiden Ordinarien zur Forschung heraus. Diese ist für eine Vielzahl anderer Aspekte bedeutsam (u.a. für die Ausgestaltung des Studiums, die Zusammenarbeit mit den Assistierenden sowie die Involvierung der Studierenden, das Erarbeiten von Publikationen, etc.).

Sowohl Heintz als auch Miller sind bei ihrem Stellenantritt mit der Erwartung konfrontiert, nebst der Lehre auch im Feld der Forschung aktiv zu werden. Das Spannungsfeld zwischen hohen Erwartungen und knappen Ressourcen, relativiert die oben konstatierte Entscheidungsfrei- und -hoheit der beiden Ordinarien und damit zu einem gewissen Grad auch die ‹Freiheit› sich zur Forschung zu positionieren. Denn mit der knappen Ressourcenausstattung der beiden Lehrstühle scheint eine ausgeprägte Forschungsorientierung nicht einfach ohne weiteres entscheid- bzw. umsetzbar. Überhaupt wäre es eine naive Vorstellung eine direkte Linie vom Entscheid Forschung zu betreiben zu effektiver, gelingender empirischer Forschung zu ziehen. Forschung ist keine voraussetzungslose Tätigkeit, über deren Aufnahme einfach so entschieden werden kann. Um ausgeprägte Forschungsaktivitäten zu etablieren, so wurde in diesem Kapitel gezeigt, sind weitergehende Entscheidungen zu treffen, die die organisatorische Struktur der Universität sowie vor allem das in ihr angelegte Verhältnis zwischen Professor und Studierenden grundlegend berühren.

Es stellt sich also ganz grundsätzlich die Frage, wie es zur Festlegung der jeweiligen Ausrichtung des SIs bzw. des SfS kommt. Dabei griffe es zu kurz, die Entscheidungen oder Nicht-Entscheidungen der beiden Ordinarien ausschliesslich mit ihren individuellen Präferenzen in Verbindung zu bringen (bzw. ob sie gerne forschen möchten oder nicht). Es geht nämlich nicht einfach nur darum, ob jemandem das Forschen liegt oder nicht. Vielmehr stellt sich auch die Frage inwiefern diese Personen in der Lage sind, angesichts der eben geschilderten Vielfalt an Anforderungen und Erwartungen sowie der beschränkten verfügbaren Ressourcen überhaupt Zeit und Energie für ausgeprägte Forschungsaktivitäten aufzubringen. Schliesslich erscheint auch das Vorhandensein einer grundlegenden Bereitschaft, Kompromisse hinsichtlich der eigenen Position im

universitären Gefüge einzugehen wichtig. Mit der Entscheidung zugunsten einer ausgeprägten Forschungstätigkeit ist im Falle von Heintz beispielsweise eine grundlegende Veränderung der Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Ordinarius, Assistierenden und Studierenden verbunden. Nebst der Bereitschaft Abstriche an die eigene herausgehobene Position im universitären Gefüge zu machen bzw. zu einem gewissen Grad anderen Akteuren einen Platz an der Sonne zuzubilligen, erfordert eine ausgeprägte Forschungsorientierung schliesslich aber auch grundlegende organisatorische Kompetenzen.

8. Schlussbetrachtung

Der Zeitraum von 1945 bis 1980 ist eine Schlüsselperiode der Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz. Mitte des 20. Jahrhunderts ist der Status der Soziologie hierzulande alles andere als gefestigt. An keiner Schweizer Universität besteht ein Ordinariat, geschweige denn ein Institut für Soziologie. An den Hochschulen, an denen sie unterrichtet wird, hat sie die Stellung eines marginalen Faches. Gleichzeitig verebben in jenen Jahren an mehreren Orten vielversprechenden Entwicklungen. 1952 verlassen mit René König und Jean Piaget jene beiden Personen ihre Wirkungsstätten in Zürich und Genf bzw. Lausanne, die die Entwicklung der Soziologie in der Deutschschweiz und der Romandie seit den späten 1930ern entscheidend prägten. Ihr Weggang markiert einen Tiefpunkt in der Fachgeschichte der Soziologie in der Schweiz. Auf diesen folgt eine rasche Entwicklung, die bereits im Folgejahr ihren Anfang nimmt. Innert knapp dreissig Jahren wandelt sich die Soziologie in der Schweiz zu einer Disziplin, die an den meisten Universitäten mit Lehrstühlen, Instituten, Seminaren und Studiengängen vertreten ist. Trotz ihrer Bedeutung für die Fachgeschichte der Soziologie ist diese Periode bis heute unterbelichtet geblieben.[638]

Ziel dieser Dissertation war es, diese Lücke anzugehen und ein besseres Verständnis der Institutionalisierungsprozesse im skizzierten Zeitraum zu ermöglichen. Darüber hinaus versuchte ich auf den vorangehenden Seiten eine Perspektive auf die Entwicklung der Soziologie zu eröffnen, die bisher weder im Feld der Soziologiegeschichte der Schweiz noch in den gegenwartsorientierten Bestandsaufnahmen von Bedeutung war, nämlich eine Mikroperspektive, die den (vergangenen) Alltag an Universitäten, Instituten, und Seminaren in den Fokus rückt.

Bei einer summarischen Analyse wissenschaftspolitischer Bestandsaufnahmen und Rückblicke aus dem Zeitraum 1945– 1980 fällt auf, wie sehr Fachvertreter das Bild einer unterentwickelten, marginalen und in ihrer Institutionalisierung verzögerten

[638] Dies gilt im Übrigen ganz generell für die Soziologiegeschichte der Schweiz seit 1945. Eine Ausnahme stellt Zürcher (2007) dar.

Wissenschaft zeichneten. Wann immer über die Entwicklung der Soziologie geschrieben oder debattiert wurde, lag der Fokus auf der Frage, woran es fehlte; worin die Hindernisse und Hemmnisse ihrer Institutionalisierung begründet lagen. ‹Schuld› am Malaise der Soziologie – so der Tenor dieser Arbeiten – waren meist ‹äussere Umstände› oder aber Vertreter anderer Disziplinen.[639]

Eine Soziologiegeschichte, die dem Muster bzw. «Klagesyndrom» (vgl. Walter-Busch 1984) dieser Standortbestimmungen verhaftet bleibt und den wissenschaftspolitischen Kontext übersieht, in dem sie entstanden, würde einseitige Analysen vornehmen. Wie diese Arbeit zeigt, greift es ebenso zu kurz, die Soziologie im untersuchten Zeitraum als gleichsam pathologisch unterentwickelt zu betrachten, wie die Hemmnisse ihrer Entwicklung allein in (‹gesamt›-)gesellschaftlichen Phänomenen, politisch vorgegebenen Rahmenbedingungen[640] und inner- bzw. interfakultären Beziehungen zu suchen.[641] Ein Fokus auf Aspekte wie die mediale Berichterstattung zur Soziologie oder etwa Infrastrukturfragen ist für sich allein nur bedingt geeignet, um die Entwicklung der Soziologie in der Schweiz zu erklären. Er bedarf der Ergänzung um eine Perspektive, die den Blick ins Innere der Universität führt.

In der vorliegenden Dissertation habe ich versucht, eine solche Perspektive zu entwickeln. Sie ist als Beitrag zu einer soziologisch konzipierten Soziologiegeschichte zu verstehen, die die Soziologen selbst wie den organisatorischen Kontext, in dem sie handeln, ins Blickfeld rückt.[642] Die bisher vorliegenden soziologiehistorischen Erklärungsversuche zur Entwicklung der Disziplin verorten die entscheidenden Parameter vornehmlich auf der Makroebene und damit oft ausserhalb der Universitäten. Im Vordergrund stehen Aspekte wie das vorherrschende Bild der Soziologie in der Öffent-

[639] Womit unter anderem eine kritische Öffentlichkeit, missgünstige Vertreter anderer Disziplinen oder aber auch die nur mangelhaft an der Soziologie interessierte Verwaltung angeführt wurden.

[640] Gemeint ist hier vor allem der durch politische Akteure vorgegebene finanzielle und personelle Rahmen.

[641] Ebenso ist das pauschale «Schwarzmalen» der Entwicklung der Soziologie im untersuchten Zeitraum angesichts der mancherorts vielversprechenden Entwicklungen verfehlt.

[642] Dazu gehören auch ihre «Neigungs- und Fähigkeitsbarrieren» (Walter-Busch 1984, S.33).

lichkeit, die kulturelle wie auch sprachliche Heterogenität der Schweiz, ihre föderalistische Struktur, das Fehlen einer urbanen Kultur oder aber relativ abstrakte gesellschaftliche Kräfte wie der Liberalismus, die Institutionalisierungsverläufe erklären sollen. Diese Faktoren sind für die Entwicklung der Soziologie in der Schweiz zwar durchaus relevant. Über ihre Untersuchung erschliessen sich der Soziologiehistorikerin konkrete Institutionalisierungsprozesse aber gleichsam nur aus analytischer Distanz. Die sozialen Gefüge, in deren Kontext Institutionalisierung erfolgt, bleiben unscharf oder sogar unsichtbar.

Das Verdikt eines Berichts zur Soziologieausbildung in der Schweiz aus dem Jahr 1976 scheint im Wesentlichen noch heute gültig: «Man gewinnt den Eindruck, dass die Soziologen alles soziologisch untersuchen, sich selbst aber zuletzt» (Röthlin 1976, S.7). Die wissenschaftliche Selbstthematisierung der Soziologen in der Schweiz sei «hauptsächlich auf forschungs- und diffusionspolitische Fragen» beschränkt. Der eigene alltägliche Wirkungskreis, der nicht zuletzt auch die jeweiligen Institutionalisierungsverläufe mitprägte, blieb hingegen meist unterbelichtet. Den wenigen Hinweisen auf den Beitrag der Soziologen zum oftmals konstatierten «Malaise» der eigenen Disziplin[643], aber auch zu positiven lokalen Entwicklungsdynamiken wurde bis heute nur ungenügend nachgegangen. Dies überrascht angesichts der im Vergleich zu anderen Sozialwissenschaften weiten Perspektive der Soziologie. Die empirischen und theoretischen Blicke ihrer Vertreter richten sich auf alle erdenklichen gesellschaftlichen Felder und Nischen, kaum je aber auf sich selbst.[644] Diesen Fokus in einer historischen Arbeit zu setzen, war daher die zentrale Motivation, die am Anfang dieser Arbeit stand.

---

[643] bzw. zur als ungenügend betrachteten Institutionalisierung sowie zur als negativ beschriebenen Wahrnehmung in der Öffentlichkeit

[644] Eine erfrischende Ausnahme stellt eine aktuelle Debatte in der Zeitschrift FQS dar. Diese trägt den vielversprechenden Titel «Von uns selbst sprechen wir! Erkundungen kultur- und sozialwissenschaftlichen Arbeitens».

8.1. Die Arbeit im Überblick

Die vorliegende Dissertation untersuchte die Institutionalisierung der Soziologie in der deutschsprachigen Schweiz zwischen 1945 und 1980.[645] Im Zentrum stand das Verhältnis zwischen Institutionalisierungsverläufen und Wissenskulturen mit der Frage, inwiefern sich Unterschiede in der Verstetigung der Soziologie an verschiedenen Universitäten mit spezifischen Eigenheiten lokaler Wissenskulturen erklären lassen. Für eine zufriedenstellende Antwort galt es zunächst einen passenden theoretischen Rahmen zu entwickeln, der die Untersuchung des konkreten Alltags vergangener Wissenskulturen überhaupt möglich macht. Dazu wurde eine wissenssoziologische Perspektive mit einem alltagsgeschichtlichen Fokus verschränkt. Aus diesem theoretischen Rahmen hervorgehend wurde ein methodisches Vorgehen entwickelt, das einen vermittelten Zugriff auf vergangenen Alltag eröffnet. Die Rekonstruktion vergangener Wissenskulturen erfolgte in drei Schritten, die gleichzeitig die zentralen Analyseteile der Arbeit darstellen. Ausgehend von einer überblickartigen Betrachtung der organisatorischen Verfestigung der Soziologie an Schweizer Universitäten (Kapitel 4 und 5) näherte ich mich schrittweise über eine Auseinandersetzung mit Publikationsmöglichkeiten und Schriftenreihen (Kapitel 6) einer Binnenbetrachtung des Alltags an einzelnen soziologischen Instituten (Kapitel 7) an.

Am Ende dieses Rekonstruktionsprozesses lag die Verschränkung mehrerer Datensorten (Selbstzeugnisse und prozessproduzierte Daten) sowie der Perspektiven verschiedener Zeitzeugen auf den vergangenen Alltag. Die daraus entstandenen dichten Beschreibungen widerspiegeln methodisch vermittelte emische Perspektiven auf die betreffenden Wissenskulturen.

Als zentrales Fallbeispiel der Untersuchung diente die Institutionalisierung der Soziologie in St. Gallen, als Kontrastfall die Institutionalisierung der Soziologie an der

[645] Es wurde indes nicht die Institutionalisierung über den gesamten bezeichneten Zeitraum untersucht. Vielmehr fokussierte ich auf spezifische Episoden, die sich im Kontext bestimmter Wissenskulturen ergaben.

Universität Zürich ab den ausgehenden 1960er Jahren. Darüber hinaus wurden mehrere soziologische Wissenskulturen an anderen Universitäten der Deutschschweiz aspektweise beleuchtet. Aus dem Vergleich der resultierenden dichten Beschreibungen versuchte ich sodann Rückschlüsse auf die Zusammenhänge zwischen Wissenskulturen und Institutionalisierungsverläufen zu ziehen.

8.2. Theoretische Verortung und methodisches Vorgehen

Wissenskulturen und der konkrete Alltag, in dem sich diese manifestieren, werden für gewöhnlich mittels ethnographischer Forschungsmethoden in der Gleichzeitigkeit zwischen untersuchender Praxis und untersuchtem Phänomen beforscht. Eine zeitliche Distanz von mehreren Jahrzehnten verunmöglichte vorliegend einen empirisch direkt registrierenden Zugang auf den Untersuchungsgegenstand. Die zentrale Herausforderung dieser Arbeit bestand daher darin, das jeweils interessierende vergangene Alltagsgeschehen über die Distanz von mehreren Jahrzehnten hinweg zu ‹beobachten› bzw. nachzuzeichnen. Die Verschränkung verschiedener Theorietraditionen und methodischer Zugänge erlaubte es, trotz grosser zeitlicher Distanz, verschiedene Aspekte in den Blick zu rücken. So konnte sehr unterschiedlichen Fragen rund um den vergangenen Alltag soziologischer Wissenskulturen nachgegangen werden, etwa zum Wechselspiel zwischen wissenschaftlichen Mitarbeitenden und Professor, den Auswirkungen auf die Institutionalisierung der Soziologie, oder der Konstitution eines gemeinsamen Verständnisses der Disziplin sowie ihrer zentralen theoretischen als auch methodischen Voraussetzungen in wechselseitigen Typisierungsakten.

Gleichzeitig machte das Zusammenführen verschiedener Theorietraditionen eine genauere Bestimmung des Institutionalisierungsbegriffs nötig. Während der Institutionalisierungsbegriff in soziologiegeschichtlichen Arbeiten bisweilen eher unbestimmt und vage verwendet wird, oft im Hinblick auf eine bestimmte organisatorische Verfestigung einer Disziplin (Institutsgründungen, Lancierung von Studienrichtungen etc.), wurde er in dieser Arbeit mit der Verschiebung hin zur Mikroebene auf das Alltagsgeschehen zurückgebunden. Dazu knüpfte ich an das von Peter L. Berger und Thomas Luckmann geprägte Verständnis von Institutionalisierung an und glich dieses mit den vorhandenen theoretischen Zugängen zur Institutionalisierung der Soziologie im Feld der Soziologiegeschichte ab.

Mit Institutionalisierung sind in dieser Dissertation Prozesse bezeichnet, im Zuge derer sich die Soziologie von anderen Disziplinen ablöste und an hiesigen Hochschulen verstetigte. Diese Entwicklung lässt sich bis zu einem gewissen Grad anhand von Meilensteinen wie der Errichtung von Lehrstühlen, der Gründung von Instituten, Zeitschriften oder Fachgesellschaften nachvollziehen und vermittels Grössen wie Budgets, Personalbestand und Anzahl Forschungsprojekten illustrieren – beides sind wichtige Aspekte von Institutionalisierungsprozessen. Beschränkt man sich aber auf diese Aspekte, so versucht man Institutionalisierung zu verstehen, ohne ihrer Prozesshaftigkeit Rechnung zu tragen. Ablösung und Verselbständigung einer Disziplin, so zeigen die Resultate dieser Arbeit, hängen aber letztendlich nicht allein vom Erreichen organisatorischer Wegmarken und den zur Verfügung stehenden Ressourcen ab. Bei genauerer Betrachtung stellt sich die Frage, was diesen relativ leicht feststellbaren Aspekten vorausgeht bzw. zugrunde liegt. Auf der Suche nach einer Antwort geraten soziale Phänomene in den Blick, die sich nicht so einfach messen lassen. Relevant werden dann Facetten von Entwicklungsprozessen, die sich einer eindeutigen ‹zahlenförmigen› Ermittlung entziehen und sich nicht ohne weiteres aus Publikationen ablesen oder mit einem Datum beziffern lassen.

Der vorliegend entwickelte Zugang betont denn auch die Prozesshaftigkeit der Institutionalisierung der Soziologie und nimmt sie auf der Mikroebene in den Blick. Institutionalisierung erfolgt so verstanden im Zuge konkreter Interaktionen zwischen Akteuren, die sich im akademischen Feld bewegen und an verschiedenen Wissenskulturen teilhaben. Sie gründet im lokalen Interaktionsgeschehen von Instituten, Seminaren oder dem Lehrbetrieb an Universitäten. Inhaltlich bezeichnet sie die Ausdifferenzierung und Ablösung der Soziologie von anderen Disziplinen. Sie ist als Verselbständigungstendenz und damit als eine auf die Erlangung von Eigenständigkeit hin gerichtete Entwicklung zu verstehen. Dabei ist Eigenständigkeit weniger auf die Soziologie als Disziplin generell als vielmehr auf ihre lokale Verstetigung an einzelnen Universitäten – in der Form mehr oder weniger eigenständiger Organisationseinheiten, Ansätze bzw. Zugänge zur Soziologie – bezogen. Den unterschiedlichen Facetten von Institutionalisierungsprozessen trage ich mit der Unterscheidung zwischen organisatorischer (organisationale Verfestigung) und denkmässiger Eigenständigkeit (Verfestigung eines spezifischen Zugangs/Ansatzes) Rechnung.

8.3. Die Hauptergebnisse der Arbeit

Die vergleichende Untersuchung der organisatorischen und denkmässigen Verfestigung der Soziologie im betrachteten Zeitraum zeigt, wie unterschiedlich sich die Soziologie an verschiedenen Universitäten der Schweiz bisweilen entwickelte. Während die Institutionalisierung der Soziologie an gewissen Universitäten relativ rasch erfolgte, stagnierte sie an anderen Hochschulen bald.

Wie die Annäherung an die Vergangenheit über Schriftenreihen, Archivmaterialien und Interviews schnell zeigt, können die von Behörden zugesprochene Ressourcenausstattung, das in den Massenmedien gezeichnete Bild der Disziplin oder die Zahl vorhandener Professuren oder Mitarbeiter zwar potenziell Möglichkeitsfenster eröffnen und Entwicklungsrichtungen prägen. Für sich genommen sind sie jedoch kaum ausschlaggebend für die Entfaltung und Verstetigung, das Verharren im Status Quo oder aber das Verkümmern und Erlahmen der Soziologie als universitärer Disziplin an einer Hochschule. Die Soziologie kam mitunter in Konstellationen zur Blüte, in denen es an Personal und finanziellen Mitteln fehlte, während sie andernorts in ihrer Entwicklung stagnierte, obwohl relativ grosszügige personelle Ressourcen und eine vielversprechende Infrastruktur vorhanden waren. Soziologische Forschung und Ausbildung sind nicht gleichsam mathematische Funktionen, wonach ein Mehr an eingesetzten Forschungsmitteln und ein höherer Bildungsabschluss oder institutioneller Status des angestellten Personals auch zu mehr Qualität und Quantität des erzielten Outputs führt. Die vorliegend entwickelte Mikroperspektive erlaubte es zu zeigen, warum das so ist. Institutionalisierungsprozesse nehmen ihren Anfang in konkreten sozialen Gefügen und Interaktionszusammenhängen. Zugleich ist das ‹Innenleben› soziologischer Institute und Seminare eine zentrale Quelle von Hinder- und Hemmnissen für die je lokale Entwicklung der Soziologie. Was angesichts des Gegenstandsbereich der Soziologie klar sein müsste, ist es in der Soziologiegeschichte längst nicht immer. Das wie auch immer definierte «Soziale» gerät in Rückblicken und Standortbestimmungen im Feld der Soziologie und bisweilen auch in der Soziologiegeschichte aus dem Blick. Im Fokus sind meist grosse Momente bzw. Weichenstellungen wie Berufungen und Institutsgründungen oder aber das leicht Vergleichbare (wie die Grösse der Belegschaft oder die Menge der verfügbaren finanziellen Mittel) und die Produkte soziologischer Arbeit, Bücher und Aufsätze. In dieser Arbeit wurde der

Lichtkegel der Soziologiegeschichte, weg von grossen Momenten, wichtigen Werken und leicht vergleichbaren Grössen auf die jeweiligen sozialen Gefüge und das lokale Interaktionsgeschehen rund um soziologische Ordinarien bzw. Dozierende und Institute an verschiedenen Universitäten der Schweiz in einer zentralen Phase der Institutionalisierung der Disziplin gerichtet.

Dabei zeigte sich, dass sich im Kontext vergleichbarer organisatorischer Strukturen an verschiedenen Universitäten sehr unterschiedliche Wissenskulturen herausbildeten. Diese waren wiederum von grundlegender Bedeutung für die lokale Verstetigung der Soziologie. Die Soziologie institutionalisierte sich in der Tendenz dort rasch und nachhaltig, wo forschungsorientierte Wissenskulturen bestanden, die sich durch eine Atmosphäre der Kooperation und des Miteinanders auszeichneten, in denen Studierende substanziell in den Institutsbetrieb – insb. die Forschung – einbezogen wurden, im Kontext derer sich tragfähige Beziehungsnetzwerke zu ausseruniversitären Akteuren entwickelten, die sich gegenüber Auftragsforschung offen zeigten, und in denen verstärkt Phänomene mit lokalem, regionalem oder gar nationalem Bezug untersucht wurden. Diese Eigenschaften treffen insbesondere auf die Wissenskulturen um Richard F. Behrendt in Bern und Peter Heintz in Zürich zu.[646]

Kaum oder nur sehr langsam institutionalisierte sich die Soziologie hingegen an Universitäten mit soziologischen Wissenskulturen, die wenig bzw. nur sehr bedingt forschungsorientiert waren, sich durch eine Grundstimmung des Nebeneinanders und bisweilen gar Konkurrenz charakterisierten, in denen Studierende für gewöhnlich nicht in den Institutsbetrieb bzw. die Forschung involviert waren, Auftragsforschung eine (wenn überhaupt) geringe Rolle spielte, keine tragfähigen Beziehungsnetzwerke

[646] Auch die Wissenskultur um René König wies diese wissenskulturellen Eigenheiten auf. Indes blieb es in diesem Fall bei vielversprechenden Ansätzen zur Institutionalisierung der Soziologie, die unvermittelt zum Abbruch kamen, als König 1952 Zürich definitiv verliess.

zu ausseruniversitären Akteuren etabliert wurden und das lokale, regionale oder nationale Geschehen nur marginal Gegenstand von Untersuchungen wurde. Diese Eigenschaften treffen weitgehend auf die Wissenskulturen um Paul Trappe in Basel und Andreas Miller in St. Gallen und teilweise auf jene rund um Heinrich Popitz in Basel[647] zu.

Die beschriebenen Zusammenhänge zwischen Wissenskulturen und Institutionalisierungsprozessen verdeutlichen die Rolle von Vorgängen auf der Mikroebene für die Verstetigung der Soziologie. Die identifizierten wissenskulturellen Eigenheiten können Institutionalisierungsprozesse befördern oder hemmen. Indes treten sie kaum je zufällig auf. Ihre Herausbildung hängt massgeblich von Entscheidungen und Handlungen der jeweiligen Lehrstuhlinhaber sowie von den jeweiligen mikropolitischen Konstellationen ab, in denen diese erfolgen. Hinsichtlich der Art und Weise, wie einzelne Ordinarien ihre Position im universitären Gefüge ausfüllten, lässt sich Folgendes konstatieren:

Wissenskulturen, die eine rasche und nachhaltige Institutionalisierung ermöglichten, wurden nicht zuletzt durch Ordinarien geprägt, die geschickt und systematisch Freiräume innerhalb der organisatorischen Struktur der Universität zu nutzen wussten. Mit Freiräumen sind dabei Bereiche gemeint, welche nicht abschliessend oder nur teilweise durch die organisatorische Struktur der Universität reglementiert sind und damit den betreffenden Akteuren Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Konkret wurden

---

[647] Hinsichtlich des Falles Heinrich Popitz ist einschränkend zu bemerken, dass dieser nur fünf Jahre in Basel tätig war, was generell ein sehr kurzer Zeitraum für Institutionalisierungsprozesse darstellt. Zudem zeichnete sich die Wissenskultur um Popitz zwar hinsichtlich der Forschung mehrheitlich durch eine Atmosphäre des «Nebeneinanders» aus, jedoch beförderte er zugleich das informelle Zusammenkommen ausserhalb des institutionellen Kontexts der Universität. Das Miteinander scheint im Falle der Wissenskultur um Popitz weniger auf das unmittelbar schöpferische Produktivwerden im Forschungsprozess gerichtet, als vielmehr auf den lustvollen Austausch im Gespräch sowie das individuelle intellektuelle Vorankommen.
Schliesslich hatte die einzige grössere empirische Untersuchung, die Popitz in Basel durchführte, das kantonale Bildungssystem zum Gegenstand – sprich durchaus eine Thematik mit lokalem bzw. regionalem Bezug.

in der Arbeit folgende Arten der Nutzung von Freiräumen identifiziert: das Schaffen eines organisatorischen Rahmens, der innerhalb der stark hierarchisch ausgestalteten Organisation Universität eine kooperative Grundstimmung beförderte; das Erhöhen der ‹lokalen› und teils ‹nationalen› Sichtbarkeit der Soziologie über das Begründen und Herausgeben von Schriftenreihen; der Einbezug von Studierenden als ‹Mitarbeitenden› in Forschungsprojekten über die spezifische Ausgestaltung des Soziologiestudiums; die Stärkung des inneruniversitären *standings* der Soziologie durch Beziehungspflege mit ausseruniversitären Akteuren und die Erhöhung der verfügbaren Ressourcen über den ordentlichen Etat hinaus durch das Betreiben von Auftragsforschung.

Exemplarisch für das Nutzen von Freiräumen im organisatorischen Gefüge der Universität und wie sich dieses in den betreffenden Wissenskulturen auswirken kann, sei auf das Beispiel von René König verwiesen. Obwohl dessen Stellung an der Universität Zürich in den 1940er Jahren prekär war, er über keinerlei finanzielle oder personelle Ressourcen verfügte und die Studierenden nicht in Soziologie abschliessen konnten, gelang es ihm, eine ausgesprochene Forschungsorientierung zu etablieren und eine vielversprechende Ausgangslage zur Institutionalisierung der Soziologie zu schaffen. Über die Nutzung von Freiräumen realisierte er Aktivitäten, die gewöhnlich – bedingt durch den hohen Ressourcenaufwand – hauptsächlich im Möglichkeitsbereich von Professoren mit Personal und Institut liegen.

Für das Ausreizen bzw. Nutzen von Freiräumen und damit die Ausprägung der jeweiligen Wissenskulturen erscheint vor allem von Bedeutung, wie die jeweiligen Personen im Institutsalltag agierten, wie sie – falls sie einen Lehrstuhl besetzten – die Position des Ordinarius ausfüllten und wie sie sich ganz generell innerhalb soziologischer Institute bzw. des soziologischen Studiums, gegenüber Assistierenden und Studierenden sowie im Aussenverhältnis gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit positionierten. Manifest wird dies im konkreten Interaktionsgeschehen bzw. darin, wie dieses im Rückblick durch beteiligte Akteure geschildert wird.

Vergleicht man die untersuchten Beispiele, so erscheinen verschiedene Handlungsfelder im lokalen Interaktionsgeschehen bedeutsam, in welchen die jeweiligen Ordinarien – bisweilen auch über das Nutzen von Freiräumen – Wissenskulturen und Insti-

tutionalisierungsverläufe prägten. In diesen Handlungsfeldern vermochten die betreffenden Personen im Zusammenwirken mit Assistierenden und Studierenden rasche wie auch vielversprechende Institutionalisierungsverläufe anzustossen oder solche zu verhindern bzw. zu erschweren. Vorliegend seien die zentralen Handlungsfelder kurz beschrieben.

Ein erstes Handlungsfeld betrifft die Führung von bzw. den Umgang mit Mitarbeitern bzw. Assistierenden. Die vorliegende Studie zeigte, dass sich die Soziologie im Kontext jener Wissenskulturen besonders rasch und nachhaltig institutionalisierte, in denen Ordinarien das Delegieren von Aufgaben und Projekten als involvierendes Führungsinstrument nutzten, ihren Mitarbeitern und Assistierenden mit relativ viel Vertrauen gegenübertraten und wesentliche Verantwortungen übertrugen. Als Beispiel sei das Delegieren der Durchführung ganzer Forschungsprojekte genannt. Eine solche Art der Mitarbeiterführung habe sich, so ehemalige Assistierende, motivierend ausgewirkt, individuelle Entwicklungsperspektiven eröffnet und dadurch tendenziell die Identifikation mit der betreffenden Organisation (Institut bzw. Seminar) erhöht. Nicht selten wirkten Assistierende an Instituten und Seminaren, die sich durch eine derartige ‹Führungskultur› auszeichneten, vergleichsweise lange, bevor sie ihre Karriere andernorts fortsetzten. Das gelingende Delegieren und Zusammenarbeiten mit den Assistierenden schien weiter bedeutsam für das Begründen einer kooperativen Atmosphäre an Instituten und Seminaren. Durch eine solche charakterisierte sich vornehmlich der Alltag am Soziologischen Institut der Universität Zürich unter Peter Heintz sowie jener unter Richard F. Behrendt an der Universität Bern. Wurde das Delegieren hingegen primär als auf einen relativ kurzfristigen Zeithorizont ausgerichtetes Instrument zur möglichst effizienten Bewältigung des operativen Lehr- bzw. Institutsbetriebs betrachtet, so resultierte es bisweilen in zentrifugalen Tendenzen. So beispielsweise in St. Gallen, wo die Mehrheit der Assistierenden nach wenigen Semestern das SfS wieder verliess. Das Fehlen von Entwicklungsmöglichkeiten und die Frustration, aufgrund starker Involvierung in die Bewältigung des Lehrbetriebs selbst nicht voranzukommen, bewegte die betreffenden Assistierenden bisweilen dazu, ihre Karriere andernorts fortzusetzen. Teilweise scheiterte das Delegieren auch an fehlendem Vertrauen oder aber an Konkurrenzängsten gegenüber den Assistierenden, was wiederum Grundatmosphären des Gegeneinanders beförderte – so beispielsweise in Basel unter Paul Trappe. Dabei ist anzumerken, dass in der betreffenden Wissenskultur ursprüng-

lich gewährte Freiheiten und Verantwortlichkeiten über die Zeit hinweg zurückgenommen bzw. beschnitten wurden.

Ein zweites Handlungsfeld betrifft das Studium. Die Soziologie kam dort zwischenzeitlich zu überraschenden Blüten, wo Studierende relativ früh während ihrer Ausbildung in Forschungsaktivitäten involviert wurden und an Publikationen mitwirken bzw. diese relativ eigenständig verfassen konnten. Ordinarien wie Richard F. Behrendt in Bern und Peter Heintz in Zürich, aber auch René König als Privatdozent an der Universität Zürich konnten dank des Einbezugs von Studierenden Forschungsprojekte durchführen, für die sonst die nötigen personellen und finanziellen Mittel gefehlt hätten. Gleichzeitig bot sich ihnen derart die Gelegenheit, künftige Mitarbeiter zu rekrutieren und dadurch die Beständigkeit der jeweiligen Wissenskultur zu erhöhen. Die intensive und frühe Involvierung resultierte auf Seiten der Studierenden in einem hohen Mass an Identifikation mit dem jeweiligen Institut bzw. Seminar. Die Studierenden waren dabei – vor dem Hintergrund knapper Ressourcen – gleichsam der Motor der lokalen Institutionalisierung der Soziologie. Durch ihre intensive Beteiligung an Forschungsarbeiten ermöglichten sie es den betreffenden Professoren, ihre Forschungsagenda trotz fehlender finanzieller Mittel voranzutreiben. Gleichzeitig wurden sie grundlegend anders in das Feld der akademischen Soziologie sozialisiert als an Universitäten, an denen die Auseinandersetzung mit verschiedenen theoretischen Ansätzen im Vordergrund stand und wo der Umgang zwischen Ordinarien und Assistierende eher hierarchisch geprägt war. Die intensive Sozialisierung in eine Forscherrolle und in zentrale methodische wie auch theoretische Inhalte resultierte weiter in der Verfestigung geteilter Wissensbestände, welche die Basis für eine gewisse Eigenständigkeit im wissenschaftlichen Denken und Handeln bildeten.

Im Kontext der betreffenden Wissenskulturen verfolgten Studierende, wissenschaftliche Mitarbeiter und Professoren bisweilen dieselben inhaltlichen Zielsetzungen und arbeiteten in kollaborativer Weise an gemeinsamen Projekten. Der starke Stellenwert des Einbezugs in Instituts- bzw. Seminarprojekte zeugt von einer durch Kooperation geprägten Atmosphäre, die grundlegend das Interaktionsgeschehen der betreffenden Wissenskulturen charakterisierte.

Ein drittes Handlungsfeld betrifft die jeweiligen Forschungsaktivitäten eines Instituts bzw. Ordinarius und damit verbunden die Kontakte zu ausseruniversitären Akteuren. Insbesondere soziologische Institute und Seminare, die Forschungsarbeiten zu loka-

len, regionalen und bisweilen auch nationalen Phänomenen durchführten, verstetigten sich vergleichsweise rasch und wiesen bald einen beachtlichen personellen Ausbau auf. Die Auseinandersetzung mit räumlich naheliegenden Themen resultierte in einer gesteigerten lokalen Sichtbarkeit und einer stärkeren Vernetzung mit Akteuren aus Verwaltung, Politik und Wirtschaft. Dies liess die Soziologie vor Ort als relevante Wissenschaft erscheinen. Sowohl in Bern unter Behrendt, der unter anderem im Fernsehen auftrat und vor Organisationen wie dem Handwerker- und Gewerbeverband der Stadt Bern auftrat, als auch in Zürich unter Heintz, der beispielsweise in eine städtische Kommission berufen wurde, half die Zusammenarbeit und das Vernetzen mit ausseruniversitären Akteuren, Forschungsprojekte zu realisieren und einen raschen Ausbau der Infrastruktur zu erwirken. In beiden Fällen traten kantonale Behörden sowie Ämter aus Bundesbern in den folgenden Jahren wiederholt als Auftraggeber oder Kooperationspartner auf. Die gleichzeitig intensive lokale wie auch regionale Vernetzung begünstigte bisweilen die Gründung und den Ausbau soziologischer Institute.

Ein viertes Handlungsfeld betrifft die Publikationstätigkeit rund um die jeweiligen Institute, Seminare oder Ordinarien. Förderlich für rasche Institutionalisierungsprozesse scheint in diesem Handlungsfeld – vor dem Hintergrund der dürftigen Publikationslandschaft für soziologische Texte in der Schweiz nach 1945 – vor allem der Aufbau lokaler, institutseigener Schriftenreihen gewesen zu sein. Über die Lancierung eigener Publikationsorgane und deren systematische Nutzung verbesserten die involvierten Akteure die Publikationsmöglichkeiten für die Mitglieder der betreffenden Wissenskulturen und erhöhten die lokale, regionale und bisweilen auch nationale Sichtbarkeit der jeweiligen Institute. Vielversprechende Institutionalisierungsverläufe gingen vielfach mit der Begründung und Etablierung lokaler Schriftenreihen einher. Über institutseigene Publikationsorgane wurden vielgestaltige Forschungstätigkeiten nach Aussen wahrnehmbar, aber auch im Hinblick auf eine im Entstehen begriffene soziologische scientific community in der Schweiz sichtbar gemacht. In Ermangelung soziologisch ausgerichteter Zeitschriften und Verlage erlaubten es eigenständige und hauptsächlich unter der Kontrolle des jeweiligen Instituts stehende Schriftenreihen, die Publikationstätigkeit der jeweiligen Wissenskultur zu verstetigen. In diesen Publikationskanälen erschienen insbesondere die Arbeiten von Studierenden und Assistierenden. Sie erlaubten es, die institutseigene Forschungstätigkeit

in Form greifbarer Resultate darzustellen. Über diese Schriftenreihen wurden die soziologischen Institute auch im lokalen und regionalen Kontext wahrgenommen. Nicht selten stammen die Vorworte der einzelnen Bände von lokalen, regionalen oder gar nationalen Behördenvertretern. Diese Publikationen verlangten zwar einiges an verlegerischen Kompetenzen, schufen mitunter aber auch die Legitimationsgrundlage für die Gewährung weiterer finanzieller und personeller Mittel durch kantonale Behörden. Und für die Studierenden waren sie ein zusätzlicher Anreiz, sich zu engagieren.

Die beschriebenen Handlungsfelder verdeutlichen, in welchen Bereichen zentrale Akteure die Herausbildung spezifischer Wissenskulturen prägten und wie dadurch bestimmte Institutionalisierungsentwicklungen begünstigt oder aber gehemmt wurden. Dabei hing die Handlungsfähigkeit dieser Akteure letztlich wesentlich von mikropolitischen Konstellationen ab. Man kommt dabei nicht umhin, auch die strukturellen Rahmenbedingungen der Organisation Universität mit zu berücksichtigen. Diese determinieren zwar das soziale Gefüge, welches sich jeweils lokal entfaltet, nicht unmittelbar, prägen es jedoch entscheidend mit. Als besonders bedeutsam stellte sich in dieser Untersuchung die historisch persistente rechtlich festgeschriebene herausragende Stellung der Lehrstuhlinhaber heraus.

8.4. Zusammenhänge zwischen strukturellen Rahmenbedingungen und der Institutionalisierung der Soziologie in der Schweiz

Bedingt durch die organisatorische Struktur der Universitäten sind Position und Person des Ordinarius ungleich entscheidender für die Ausprägungen der jeweiligen Wissenskulturen als andere. Begründet liegt dies einerseits im Lehrstuhlprinzip sowie im Prinzip der universitären Selbstverwaltung, womit die Verwaltung der Professorenschaft im Kollektiv durch sich selbst bezeichnet ist. In der Kombination setzen diese beiden Prinzipien die Lehrstuhlinhaber an die Spitze der universitären Organisation und schaffen eine Ausgangslage, in der alle anderen Mitglieder der Universität grundsätzlich von diesen abhängig sind. Im betrachteten Zeitraum waren Professuren indes wohl die einzigen entfristeten Stellenkategorien des akademischen Personals. Einmal auf eine Professur berufen, blieben Personen wie Trappe, Miller und Heintz bis zur Emeritierung oder bis zum Tod auf ihren Stellen, während Studierende, Assistierende und Dozierende kamen und gingen. Dadurch erstreckte sich auch die Periode einer

möglichen Einflussnahme von Professoren über eine ungleich längere Zeitspanne als bei anderen Universitätsangehörigen.

Die Institutionalisierung der Soziologie zwischen 1945 und 1980 erfolgte im Wesentlichen im Übergang von der Ordinarien- zur Massenuniversität. Dies bringt ein weiteres Spezifikum mit sich: die Einordinarienvertretung der Soziologie. In den ausgehenden 1960er Jahren vertrat an den meisten Schweizer Hochschulen lediglich ein Ordinarius die Soziologie. Die herausgehobene Position der Ordinarien wird dadurch in den vorliegend untersuchten Wissenskulturen zusätzlich verstärkt. Von der Struktur her blieb diese personelle Situation bis in die 1970er Jahre hinein – und teilweise weit darüber hinaus – relativ stabil. In den Stellen der Ordinarien konzentrierte sich dadurch bedingt eine Fülle an Einfluss und Gestaltungsmöglichkeiten und auch die Macht, Entwicklungen zu befördern oder zu behindern. Entsprechend erscheint die Position des Ordinarius in jenen Jahren als potenziell dominant und das soziale Gefüge entscheidend durch diesen geprägt. Dies

Die exponierte und privilegierte Position der Professoren wurde in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder unter dem Stichwort der «Ordinarienuniversität» kritisiert. Dabei wurden einseitige Machtverhältnisse und die Abhängigkeit der restlichen Belegschaft vom Professor gewissermassen als «Systemfehler» bemängelt. In der Tat hat die vorliegende Untersuchung gezeigt, dass den Entscheidungen und Handlungen der Ordinarien eine bedeutende Rolle zukommt, auch wenn ihre Macht natürlich begrenzt ist: Unsere Beschreibung der Wissenskulturen zeigte auch, wie diese von der Kollaborationswilligkeit und -fähigkeit der Assistierenden und Studierenden abhängt. Umso mehr wäre es interessant zu untersuchen, wie sich Wissenschaftskulturen im Kontext anderer Strukturen entwickeln. Es existieren bereits interessante Pilotversuche mit alternativen strukturellen Rahmenbedingungen. Aufgrund der Ergebnisse der vorliegenden Dissertation darf man vermuten, dass sich Wissenskulturen auch in anderen strukturellen Settings verschiedenartig entwickeln können. Es wäre aber interessant herauszufinden, ob dank einer anderen Struktur auch neuartige Formen von Wissenskulturen entstehen können.

8.5. Zusammenfassung, Einschränkungen und Ausblick

Die zentrale Einsicht des Vergleichs der Wissenskulturen bezieht sich auf den Zusammenhang zwischen Strukturen und Kulturen. Innerhalb derselben formalen Universitätsstruktur sind verschiedene Wissenskulturen möglich. Einige sind produktiv, andere nicht. Die Herausbildung dieser Wissenskulturen hängt bedingt durch die organisatorische Struktur der Universität einerseits stark von Entscheidungen des jeweiligen Ordinarius ab, andererseits ist sie in der Realisierung dieser Entscheidungen abhängig von den jeweiligen mikropolitischen Konstellationen und damit von den wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnissen zwischen Professoren, Assistierenden und Studierenden an Universitäten. Spezifische Ausprägungen und Eigenheiten von Wissenskulturen sind also nicht allein das Resultat der Entscheidungen und Handlungen von Einzelpersonen, sondern das Ergebnis des gelebten Alltags und des Interaktionsgeschehens im jeweiligen sozialen Gefüge.

Der gemeinsame Instituts-/ Forschungs-/Lehralltag und das Interaktionsgeschehen entfalten sich vor dem Hintergrund der Interessen und Handlungen verschiedener Akteure, die Freiräume im organisatorischen Gefüge der Universität bzw. der betreffenden Institute nutzen. Entsprechend vielfältig zeigt sich beides denn auch bei näherer Betrachtung. Freiräume wurden in den vorliegend untersuchten Fällen nicht allein – wenn das auch bisweilen im Fokus war – von Ordinarien genutzt. Davon zeugen bspw. die inoffiziellen Lehrangebote, die Assistierenden parallel zum offiziellen Vorlesungsbetrieb anboten, aber auch Ansätze zu mehr oder weniger eigenständigen Subwissenskulturen, in denen Assistierende und Studierende bisweilen andere Fragen stellten und andere Theorien bzw. Methoden beizogen als sonst im Institutsalltag.

Die vorliegenden Beobachtungen sollen nicht suggerieren, dass Wissenskulturen, in deren Kontext sich eine rasche und nachhaltige Institutionalisierung einstellte, generell positiv zu betrachten seien und jene, bei denen dies nicht der Fall war, negativ zu werten sind. Es ist auch nicht meine Absicht den Eindruck zu erwecken, dass ein grosser Output an Forschungsarbeiten oder das personelle Wachstum eines soziologischen Instituts im Vornerein als positive Entwicklung zu betrachten sei und das Ausbleiben von beidem negativ zu beurteilen ist. Dies wäre ein Fehlschluss, dem ein rein quantitatives Verständnis von Institutionalisierung zugrunde liegt (ganz im Sinne von: mehr

ist besser). Die untersuchten Wissenskulturen weisen verschiedene Profile auf, die sich nicht allein im Begriffspaar «forschungsstark – forschungsschwach» erschöpfen. Teilweise liegen die Schwerpunktsetzungen zentraler Akteure auf dem Feld der Lehre, der Herausbildung spezifischer Diskussionskulturen, der Wissenschaftspolitik oder auch dem intellektuellen Vorankommen des Einzelnen. Die verschiedenen Prioritäten haben dabei unterschiedliche Konsequenzen. Während beispielsweise in Basel unter Heinrich Popitz der Fokus auf der Lehre und dem intellektuellen Austausch in Seminaren lag, rückte in Zürich unter Peter Heintz (ähnlich wie in Bern unter Richard F. Behrendt) vor allem die Forschung und das rasche und kontinuierliche Veröffentlichen wissenschaftlicher Arbeiten ins Blickfeld. Im ersten Beispiel war die Wissenskultur vornehmlich auf das intellektuelle Vorankommen des Einzelnen über den Austausch mit anderen, im zweiten Beispiel dreht sie sich vor allem um das kollektive Arbeiten und gemeinsam produktive Tätigsein an bzw. in Forschungsprojekten, das sich bald in einem raschen personellen Ausbau und der zügigen organisatorische Verstetigung der Soziologie auswirkte. Während die Wissenskultur um Peter Heintz nun aber auf Einheitlichkeit in der Anlage von Projekten und Publikationen im Sinne eines gemeinsamen theoretischen wie auch methodischen Bezugsrahmen angelegt war und anders geartete Ansätze auf wenig Gegenliebe stiessen, ergaben sich im Kontext der Wissenskultur um Heinrich Popitz vielfältige Arbeiten, die sich an unterschiedlichen Theorietraditionen und methodischen Vorstellungen orientierten. Die Wissenskultur um Peter Heintz beförderte einen relativ einheitlichen Ansatz. Im Vergleich dazu weisen die Dissertationen und Publikationen um Heinrich Popitz, aber auch jene um Andreas Miller oder Paul Trappe eine bemerkenswerte Vielfalt an Zugängen und Forschungsthemen auf. Unter Heintz institutionalisierte sich in den ausgehenden 1960er Jahren an der Universität Zürich gleichsam geteilte Vorstellungen von der Soziologie und wie sie zu betreiben sei. Die beförderte Einheitlichkeit resultierte in der Ausbildung denkmässiger Eigenständigkeit, die sich in der quantitativen, makrosoziologischen Ausrichtung der Soziologie äusserte. Einerseits schien dies die organisatorische Institutionalisierung zu befördern. Die Kehrseite dieser Ausrichtung war ein verengter soziologischer Blick. Für andere theoretische Perspektiven war dabei wenig Platz. Studierende, denen dies zu einseitig war, wendeten sich bisweilen ab und wechselten zu einer anderen Universität. Demgegenüber ist der Umgang mit Vielfalt wiederum separat zu betrachten. Im Kontext der Wissenskulturen um Trappe und Miller scheint

sie vor allem das Resultat sehr loser Betreuungsverhältnisse zu sein. Vielfalt wurde durch die beiden Ordinarien nicht aktiv befördert, aber gleichwohl zu einem gewissen Grad geduldet. Bei Popitz hingegen schien das Zulassen verschiedenartiger Zugänge – wie auch der sehr offene Austausch mit Studierenden zeigte – durchaus gewollt und damit auch bewusst gefördert worden zu sein.

Die summarischen Skizzen in dieser Zusammenfassung vermitteln vereinzelte Einblicke in die Konturen der untersuchten Wissenskulturen. Die erarbeiteten dichten Beschreibungen sowie der Vergleich der Wissenskulturen in St. Gallen und Zürich leben indes von den Details und nuancierten Ausführungen. In einer inhaltlichen Zusammenfassung geht genau das verloren, was Wissenskulturen ausmacht.

Je mehr wir in die Details eingestiegen sind, desto mehr wurde klar, dass Wissenskulturen hochkomplex sind und viele Aspekte aufweisen. Jede Deskription – auch meine – ist notwendig selektiv, setzt Akzente, betont das Eine mehr und das Andere weniger, stellt das Eine ausführlicher dar als das Andere. Aus jeder Perspektive präsentiert sich die Geschichte etwas anders. Ich habe hier versucht, aus der Vielfalt der Perspektiven eine dichte Beschreibung zu machen. Aber wie eingangs erläutert: Man kann diese Geschichte grundsätzlich auch etwas anders erzählen. Allerdings: An dem hier aufgearbeiteten Datenmaterial kann man nicht vorbeigehen.

Abschliessend ist festzuhalten, dass es wohl keine leichten Erklärungen für spezifische Institutionalisierungsverläufe gibt. In der vorliegenden Dissertation wurden Zusammenhänge auf der Mikroebene untersucht. Diese erhellen bestenfalls Teilaspekte des Rätsels, das die Entwicklung von wissenschaftlichen Disziplinen aufgibt. Für ein umfassendes Bild bedarf die hier eingeführte Herangehensweise an Institutionalisierung der Ergänzung durch andere Perspektiven, die Vorgänge auf der Makro- und Mesoebene in den Blick nehmen. Das Zusammenführen verschiedenartiger soziologiehistorischer Zugänge zu Institutionalisierungsgeschichte ist eine Herausforderung, der sich künftige Arbeiten in diesem Feld zu stellen haben.

9. Epilog – Die Relevanz einer mikrohistorischen Betrachtung vergangener Wissenskulturen für die Gegenwart

Die aufgeworfenen Fragen sind in der vorliegenden Arbeit auf vergangene Geschehnisse gerichtet. Sie haben aber auch einen unmittelbaren Bezug zur Gegenwart. Der aktuelle Status der Soziologie an Hochschulen in der Schweiz ist in vielen Belangen das Ergebnis vergangener Prozesse, andererseits aber auch eng verknüpft mit Handlungen, Strukturen, Akteurskonstellationen und Abhängigkeitsverhältnissen der Gegenwart. Die Arbeit zeigt, dass Disziplinen, wissenschaftliche Praxis und ihr Bild in der breiten Öffentlichkeit keineswegs Spielbälle abstrakter gesellschaftlicher Entwicklungen sind, sondern in Vielem grundlegend vom lokalen Interaktionsgeschehen, spezifischen Akteurskonstellationen und den Handlungen Einzelner abhängen.

Entsprechend ist diese Dissertation als Einladung an Soziologinnen der Gegenwart zu verstehen, den soziologischen Blick auf die eigene Berufskaste, die sozialen Gefüge, in denen sie agieren, und die spezifischen Konstellationen, die diese ausmachen, zu richten. Die Institutionalisierung der Soziologie ist letztlich kein Unterfangen der Vergangenheit, das mit der Errichtung von Instituten und der Begründung von Studienrichtungen abgeschlossen wäre, sondern vielmehr als andauernder stets inhärent instabiler Prozess der sozialen Konstruktion zu verstehen, an dem auch Soziologinnen der Gegenwart mit ihren Lehrveranstaltungen, Forschungsprojekten, Publikationen, Zeitungsinterviews, Teamsitzungen und Fachkongressen beteiligt sind. In diesem Sinne hoffe ich, dass vereinzelt auch Menschen diese Zeilen lesen, deren Interesse nicht vornehmlich auf Vergangenes gerichtet ist.

Aber wozu dieser detaillierte Blick in die vergangenen Innenwelten der Wissensproduktion? Das Interesse an vergangenen Arten und Weisen der Wissensgenerierung und -vermittlung und damit das Interesse an vergangenen Wissenskulturen ist weder nostalgische Schwärmerei noch blosse Kür. Vielmehr zeugt es vom Interesse an den sozialen Grundlagen jeglicher wissenschaftlichen Tätigkeit und damit an den kommunikativen Begründungszusammenhängen, die schliesslich im Erreichen der erwähnten ‹Meilensteine› münden. Damit streift die vorliegende Dissertation weitere Fragen, die nicht zuletzt auch für gegenwärtig an soziologischen Zentren der Schweiz

tätige Personen von Belang sind. Die vertiefte Auseinandersetzung mit dem vergangenen Alltag an soziologischen Instituten bietet einen Fundus an Einblicken, die auch für das Organisieren von Forschungsaktivitäten, den Aufbau soziologischer Zentren, die Gestaltung intellektuellen Austauschs oder das Betreiben von Wissenschaftspolitik in der Gegenwart wertvoll sind. Eine solche Perspektive verspricht Einsichten, die über das blosse Wiedergeben von Vergangenem hinausgehen. Vor allem ermöglicht sie es, vergangene Institutionalisierungsprozesse der Soziologie an einzelnen Universitäten nachvollziehbar und für ihre gegenwärtige Entwicklung fruchtbar zu machen. In einer akademischen Welt, die – seit Hausberufungen unüblich geworden sind – hinsichtlich der universitären Organisation in der Tendenz eher durch Brüche als Kontinuität gezeichnet ist und in welcher der Blick nach vorne meist mehr zählt als jener nach Hinten, droht vielerorts im Nachgang an Emeritierungen wertvolles Handlungswissen verloren zu gehen. Frisch berufene Ordinarien, die auf ein eigenständiges Profil hinarbeiten, versuchen sich nicht selten von ihren Vorgängern abzugrenzen. Dabei wird bisweilen versäumt, nach dem zu fragen, das sich bewährt hat. Wertvolles Wissen zu Finanzierungsquellen und Förderinstitutionen (bspw. die Kompetenz, Anträge auf spezifische Stiftungen zugeschnitten zu verfassen), zur Zusammenarbeit in Teams, hochschulinternen Spezifika, der jeweiligen Institutskultur, aber auch anderen Belangen bleibt dann ungenutzt. Das Desinteresse am Vergangenen widerspiegelt sich exemplarisch im Umstand, dass bis heute keines der soziologischen Institute an Schweizer Universitäten ein eigenes Archiv betreibt. Im Nachgang an Emeritierungen wird das Meiste entsorgt. Dass sich aus dem Vergangenen – jenseits von soziologischer Theorie und konkreten Forschungsinhalten – etwas über die Organisation des konkreten Alltags an soziologischen Instituten oder aber für das Vorantreiben des personellen und institutionellen Ausbaus der Soziologie als Fachdisziplin lernen liesse, scheint kaum jemandem in den Sinn zu kommen.

Dabei gerät schliesslich – gerade angesichts des Umstands, dass in allen untersuchten Fällen die Soziologie im betrachteten Zeitraum durch lediglich eine Professur vertreten war – die Vielfalt an Erwartungen, Verantwortlichkeiten und potenziellen Aufgaben, in den Blick, mit denen sich die betreffenden Personen konfrontiert sahen. Es war gewiss keine leichte Aufgabe, diesen gleichsam im Alleingang zu begegnen bzw. genügen. Aufgrund der knappen verfügbaren Ressourcen liessen sich vielversprechende Institutionalisierungsverläufe kaum ohne die Involvierung von Studierenden erwirken. Die Bereitschaft, sich auf die Zusammenarbeit mit Studierenden im Bereich

von Forschungsprojekten einzulassen, erforderte jedoch, dass die betreffenden Ordinarien dazu bereit waren, sich in stärkere Abhängigkeit von den Studierenden zu begeben. Dort wo die Institutionalisierung besonders rasch erfolgte, war dies einzig vor dem Hintergrund ausgeprägter wechselseitiger Abhängigkeiten zwischen Ordinarius einerseits und Assistierenden sowie auch Studierenden andererseits möglich. Dort wo Ordinarien Studierende nicht involvierten – aus welchen Gründen auch immer – und daher die Abhängigkeit des Ordinarius von diesen weniger ausgeprägt war, verliefen Institutionalisierungsprozesse nur sehr zögerlich.

Was könnten die Gründe für die unterschiedliche Positionierung gegenüber den Studierenden, das intensive Betreiben oder aber Unterlassen von Forschungsbemühungen oder die Begründung von Publikationskanälen gewesen sein? Versucht man diese Fragen zu beantworten gerät man allzu leicht auf das Glatteis individualistischer Erklärungen. Nichtsdestotrotz ist es wichtig genauer hinzuschauen. Es drängt sich nicht zuletzt auch auf, den Blick weg von, «finanziell oder [...] ‹strukturell› bedingten Engpässe[n]» auf die Neigungs- und Fähigkeitsbarrieren der betreffenden Forscher zu richten (Walter-Busch 1984, S.33). Diese Verschiebung bedingt zunächst, sich die vielschichtigen Aufgaben und Erwartungen, die sich im Feld der Universität bis heute nicht nur an die Lehrstuhlinhaber, sondern generell an all jene richtet, die eine wissenschaftliche Karriere verfolgen, zu vergegenwärtigen. Im sozialwissenschaftlichen Kontext hat der oder die Einzelne über eine äusserst umfangreiche Spanne/ Palette an Kompetenzen und Fähigkeiten zu verfügen. Grundlegend für deren Verständnis ist die Betrachtung der jeweiligen Sozialisation in die akademische Welt. Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen, beschriebenen – durch Kooperation über Hierarchiestufen hinweg oder aber durch Kontrollbestrebungen geprägten – Atmosphären stellt sich die Frage, wie folgenreich diese ist. Im deutschsprachigen Raum (nicht nur, aber dieser ist vorliegend im Zentrum der Betrachtung) scheint es während des Studiums bis hin zur Habilitation die Einzelleistung zu sein, die zählt. Man wird meist als Einzelperson bewertet. Von der Ausarbeitung einer Fragestellung, über die Erhebung von Daten, deren Interpretation und die Verschriftlichung der Ergebnisse bis hin zur Präsentation an Kongressen oder der adressatengerechten Vermittlung im Unterricht soll idealerweise – ja muss im Falle von Diplomarbeiten, Dissertation und Habilitation –

alles aus einer Hand stammen. Im späteren Forscheralltag kommen weitere Erfordernisse wie die Fähigkeit, Ressourcen zu akquirieren, Mitarbeiter zu führen und organisatorische Aufgaben (beispielsweise im Zusammenhang eines Studienganges oder eines Instituts) hinzu. Dies alles idealerweise – so scheint es zumindest bisweilen – vereint in einer Person. Zum Problem des dominanten Ordinarius gesellt sich damit jenes des wissenschaftlichen Einzelgängertums. Während sich erstes in hierarchischen Gefällen, Machtausübung und Abhängigkeiten zeigt, manifestiert sich letzteres in der wohl häufig auftretenden – aber kaum je thematisierten Überarbeitung und bisweilen Überforderung – des Einzelnen in der Welt der Akademie. Dass der Ordinarius die Entscheidungshoheit betreffend aller erdenklichen Themen innehat, bedeutet nämlich nicht nur Verfügungsgewalt über andere, vielmehr geht diese exponierte Stellung mit der alleinigen universitätsinternen Verantwortung für die betreffende Disziplin zusammen. Diese spezifische Eigenart der Rolle des Ordinarius stand in den vorliegend betrachteten Fällen der Möglichkeit zur thematischen Spezialisierung entgegen, lag es doch am Lehrstuhlinhaber selbst, eine Grundausbildung in Soziologie sicherzustellen, die doch eben im Regelfall zunächst die Grundlagen der Soziologie zum Gegenstand haben sollte. Dem Lehrstuhlinhaber standen dabei im untersuchten Zeitraum für gewöhnlich nebst Assistierenden und einer Sekretariatsstelle sowie allenfalls weiteren Lehrbeauftragten bzw. Dozierenden keinerlei Fachpersonen bei der Bewältigung einer ansehnlichen Reihe von Aufgaben zur Seite. Die Führung von Personal, das Akquirieren und Verwalten von finanziellen Ressourcen, die Mitwirkung in universitären Gremien (z.B. in der Fakultät/Abteilung oder im Senat), Fachgesellschaften oder der Hochschulpolitik, die Ausgestaltung von Curricula und die Organisation eines Instituts im Alltag waren dabei nur einige der möglichen Aufgabengebiete, auf die ein Ordinarius seine beschränkte Zeit verwenden konnte (für die meisten dieser Aufgaben waren die betreffenden Personen aufgrund ihrer Ausbildung nicht qualifiziert). Rasch bestand dabei die Gefahr, dass die eigentlichen wissenschaftlichen Haupttätigkeiten in den Hintergrund gerieten, die für sich allein genommen bereits äusserst voraussetzungsreich sind. Vom Konzipieren und Halten soziologischen Unterrichts, über das Begleiten und Prüfen von Qualifikationsarbeiten, bis hin zu Forschungsaktivitäten – die ihrerseits wiederum von der Erhebung von Daten, über deren Analyse und die Verschriftlichung von Ergebnissen, bis hin zum Schreiben und Veröffentlichen von Publikationen und der Präsentation in Fachvorträgen reichen – sollte alles ein und

dieselbe Person bewerkstelligen. Das dies nicht immer der Fall war, zeigen verschiedene Episoden der Soziologiegeschichte in der Schweiz. In St. Gallen fällt beispielsweise auf, dass sich Andreas Miller bereits vor seiner Berufung auf das Gebiet der Hochschulpolitik zu spezialisieren begann. Dies ist grundsätzlich weder positiv noch negativ zu werten. Dass nun aber eine Person, die in ihrer Ausrichtung bereits eine entsprechende Spezialisierung erkennen lässt, auf ein Ordinariat berufen wurde mit dem konkrete Hoffnung in eine verstärkte Forschungstätigkeit verbunden waren, zeugt von eben diesem Umstand. Wie verschiedene Assistierenden in Interviews betonten, war Miller offenbar nur bedingt an Forschung interessiert, habe jedoch ein Faible für Hochschulpolitik gehabt.

Noch heute sind vornehmlich der wissenschaftliche Output, die Forschungsstärke und damit am Ende die Liste der Publikationen, welche eine Person vorweisen kann, für eine Berufung ausschlaggebend. Weniger im Blick ist meist, inwiefern die betreffenden Personen über Kompetenzen verfügen, um verlegerisches Know-how aufzubauen, Wissenschaftspolitik zu betreiben, Assistierende zu führen und Studierende auszubilden. Weder die Führungskompetenzen im konkreten Alltag, noch das Bestehen in der Lehre sind zentrale Voraussetzungen, um auf eine Professur berufen zu werden. Entsprechend unsicher scheinen die Auswirkungen und Konsequenzen einer Berufung zu sein. Die untersuchten Beispiele zeigen, dass die jeweiligen Besetzungsentscheide folgenreich waren.

Abkürzungsverzeichnis

BIGA	Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit
EPFL	École polytechnique fédérale in Lausanne
FGN	Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie
HSG	zw. 1963 und 1989 Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften St.Gallen, seit 1989 Hochschule für Wirtschafts-, Rechts- und Sozial-wissenschaften.
IREC	Institut de recherche sur l'environnement construit
ISA	International Sociological Association
ISSP	Institut de sociologie et de science politique
SAGW	Schweizerische Akademie der Geistes- & Sozialwissenschaften
SfS	Seminar für Soziologie (der Universität St. Gallen)
SGS	Schweizerische Gesellschaft für Soziologie
SGVS	Schweizerische Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik
SI	Soziologisches Institut (der Universität Zürich)
SRS	Service de la recherche sociologique
SZVS	Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik
VWA	Volkswirtschaftliche-wirtschaftsgeographische Abteilung der Handels-Hochschule bzw. der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften St. Gallen.

Quellenverzeichnis

Universitätsarchiv der HSG

Behrendt, Richard F. (1954, 23. Juli). [Brief an Walter A. Jöhr]. Universitätsarchiv HSG, HSGN 001/005.

Bachmann, H. (1952, 10. Oktober). [Brief an Prof. Walther Hug zur Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie]. Universitätsarchiv HSG, HSGH 106-002.

Geiger, Willi (1957, 9. Februar). [Brief an PD Emil J. Walter]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Handels-Hochschule St. Gallen (1930, 12. April). [Brief an die Stadt St. Gallischen Zeitungen]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-228.

Hochschulrat (1965, 30. August). [Brief an Regierungsrat des Kantons St. Gallen]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Hochschulrat (1965, 2. September). [Brief an den Regierungsrat des Kantons St. Gallen]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Hochschulrat (1965, 13. September). [Brief an Andreas Miller]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Holzer, Max (1962, 26. Februar). [Brief an Emil J. Walter]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Jöhr, Walter A. (1950, 23. Juni). [Brief an ISA Sekretär Erik Rinde; Absage Teilnahme Weltkongress 1950 in Zürich]. Universitätsarchiv HSG, HSGHN 001/003.

Jöhr, Walter A. (1952a, 6. September). [Brief an Arnold Gehlen]. Universitätsarchiv HSG, HSGHN 001/004.

Jöhr, Walter A. (1952b, 17. Dezember). [«Satzung der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie an der Handels-Hochschule St.Gallen»] Universitätsarchiv HSG, HSGH 106-001.

Jöhr, Walter A. (1952c, 3. November). [«Orientierung über die Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie»]. Universitätsarchiv HSG, HSGH 106-002.

Jöhr, Walter A. (1953, 8. Juli). [Briefe an die Dozenten Gitermann, Steinemann, Walter und Eggenberger] Universitätsarchiv HSG, HSG 152.02.

Jöhr, Walter A. (1954, 4. August). [Brief an Mühlenfels]. HSGHN 001/005. Jöhr, Walter A. (1952a, Juli). [Papier: «Projekt für eine Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie»]. Universitätsarchiv HSG, HSGH 106-002.

Jöhr, Walter A. (1955, 21. Mai). [Brief an die Abteilungsvorstände der Handels-Hochschule] St. Gallen. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Jöhr, Walter A. (1958, 13. August).[Brief an den Hochschulrat] [Als Rektor der HSG]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Jöhr, Walter A. (1958, 13. September). [Brief an Emil J. Walter] [Als Rektor der HSG]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Jöhr, Walter A. (1958, 9. Dezember). [Brief an Emil J. Walter]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Jöhr, Walter A. (1959). [Ankündigung der Antrittsvorlesung von Emil J. Walter] [als Rektor der HSG]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Kaufmann, Otto Konstantin [Rektor] (1965, 23. Februar). [Brief an den Nationalen Forschungsrat des SNF]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Keller, Paul (o.D.). Curriculum Vitae. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-228.

Kneschaurek, Francesco [Rektor] (1967, 15. Februar). [Brief an Hochschulrat]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Kneschaurek, Francesco [Rektor] (1967, 22. März). [Brief an die Mitglieder des Hochschulrats]. HSGH 210-308.

Kneschaurek, Francesco [Rektor] (1967, 15. Februar). [Aktennotiz betreffend Berufung Andreas Miller]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Miller, Andreas (1967, 10. Juli). [Brief an den Präsidenten des Hochschulrates]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Miller, Andreas (1972, 30. Januar). [Brief an H.P. Wiederkehr, Bezugnahme auf Einführung Wirtschaftssoziologie]. Universitätsarchiv HSG, HSGH 152-058.

Miller, Andreas (1978, 30. September). [Brief an Rektor Meier]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-308.

Miller, Andreas (1982, 21. Februar). [Brief an Rektor Meier]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Miller, Andreas (1984, 18. Juli). [Brief an Rektor Meier]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Miller, Andreas (1986, 24. Juni). [Dokument: Meine Forschungstätigkeit, heute und in der nächsten Zukunft]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Ohne Autor (o.D.) [«Abgrenzung der Forschungsgebiete zwischen dem Schweizerischen Institut für Aussenwirtschafts- und Marktforschung und der Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie»]. HSGH 106-002.

Regierungsrat Kanton St. Gallen (1965, 6. September). [Protokoll Regierungsrat-Sitzung Nr. 1262]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Regierungsrat Kanton St. Gallen (1967, 2. Mai). [Protokoll Regierungsrat-Sitzung] Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Rinde, Erik (1950, 5. Juni). [Brief an Walter A. Jöhr, Einladung zum 1. ISA Weltkongress]. HSGHN 001/003.

Schweizerischer Nationalfonds (1960, 21. Januar). [Brief an Rektor Jöhr betreffend Gesuch Nr.: 1707]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Stauffer, Ernst (1954, 25. März). [Brief an W.A. Jöhr bzgl. Gründung SGS]. HSGN 001/005.

Steinemann, Eugen (1953, 10. Juni). [Brief an Walter A. Jöhr]. Universitätsarchiv HSG, HSG 152.02.

Ulrich, Hans (1962, 8. März). [Brief an Rektor Jöhr]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

VWA (1958, 1. Juli). [Antrag auf Schaffung eines Extraordinariats für Soziologie]. Universitätsarchiv HSG, HSG 152.02.

VWA (1963, 2. Mai). [Antrag]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

VWA (1965, o.D.). [Antrag der VWA auf Schaffung einer zweiten a.o. Professur]. Universitätsarchiv HSG, HSG 152.02.

VWA (1967, 15. Februar). [Brief an Andreas Miller]. Universitätsarchiv HSG, HSG-152-058.

Walter, Emil J. (1950, 11. Juni). [Brief an Rektor Keller]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Walter, Emil J. (1958, 19. September). [Brief an den Präsident des Hochschulrates]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Walter, Emil J. (1962, 11. Februar). [Brief an Rektor Jöhr]. Universitätsarchiv HSG, HSG 210-495.

Walter, Emil J. (1963). [Bericht: Die Soziologie in Deutschland]. Universitätsarchiv HSG, HSG 152.02.

Archiv des SfS der Universität St. Gallen

Eberle, Thomas S. (o.D.). [Hellraumprojektor-Folien: Soziologie an der HSG: kurzer historischer Abriss].

Archiv der Universität Zürich:

Universität Zürich (1971-1991). [Studierendenstatistik der Universität Zürich von WS 1971/72 bis SS 1991]. PUB.001.056:

Hochschulkommission Universität Zürich (1955, 29. August). [Protokoll der Hochschulkommission]. ALE 78 A.

Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich (1964a, 23. November). [Brief an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich. «Betrifft: Antrag auf Wiederbesetzung des Lehrstuhles für Soziologie»]. Z_70.978_2.

Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich (1964b, 21. Dezember). [Brief an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich. «Betrifft: Unsere Eingabe vom 23. 11.1964 betr. Antrag auf Wiederbesetzung des Lehrstuhles für Soziologie»]. Z_70.978_1.

Staatsarchiv des Kanton Zürich (StAZH)

Regierungsrat Kanton Zürich (1955, 6. Oktober). [Regierungsratsbeschluss Nr. 3270, Errichtung Extraordinariat für Soziologie]. MM 3.92 RRB 1955/3270.

Regierungsrat Kanton Zürich (1956). [Regierungsratsbeschluss Nr. 2284, Wahl Alexander von Schelting als Extraordinarius ad personam]. MM 3.94 RRB 1956/2284.

Frehner, Paul (1965, 17. Mai). [Motion Paul Frehner]. MM 24.75 KRP 1965/076/0528.

Regierungsrat des Kanton Zürich (1965, 25. November). [Regierungsratsbeschluss Errichtung Ordinariat; Wahl Peter Heintz]. MM 3.115 RRB 1965/4407.

Regierungsrat des Kanton Zürich (1966a, 28. Juli). [Regierungsratsbeschluss Nr. 2802, Errichtung Soziologisches Institut]. MM 3.117 RRB 1966/2802.

Regierungsrat Kanton Zürich (1966b, 18. Mai). [Regierungsratsbeschluss Nr. 1855, Bewilligung Budget Bibliothek SI]. MM 3.116 RRB 1966/1855.

Regierungsrat des Kanton Zürich (1966c, 10. Juni). [Regierungsratsbeschluss Nr. 2078, Bewilligung personeller Ausbau]. MM 3.117 RRB 1966/2078.

Regierungsrat des Kanton Zürich (1967, 6. Juli). [Regierungsratsbeschluss Nr. 2979, Bewilligung personeller Ausbau]. MM 3.120 RRB 1967/2979.

Regierungsrat Kanton Zürich (1972). [Regierungsratsbeschluss über Kredit für die Gründung Konfliktforschungsstelle]. MM 3.135 RRB 1972/4426.

Regierungsrat Kanton Zürich (1972, 13. September). [Regierungsratsbeschluss Nr. 4828, Bewilligung personeller Ausbau]. MM 3.135 RRB 1972/4828.

Condrau, G. & Bachtler, H. (1972). [Interpellation Condrau & Bachtler]. MM 24.84 KRP 1972/083/0594.

Regierungsrat Kanton Zürich (1974). [Regierungsratsbeschluss, Wahl Hoffmann-Nowotny zum Extraordinarius]. MM 3.142 RRB 1974/5887.

Regierungsrat Kanton Zürich (1975, 26. November). [Regierungsratsbeschluss Nr. 5752, Beförderung Hoffmann-Nowotny zum Ordinarius und Bewilligung personeller Ausbau]. MM 3.145 RRB 1975/5752.

Regierungsrat Kanton Zürich (1986). [Regierungsratsbeschluss, Wahl Hans Geser zum Ordinarius] MM 3.180 RRB 1986/2750.

Staatsarchiv des Kantons Bern (STAB):

Behrendt, R. F. (1964). [Jahresbericht des Institut für Soziologie und sozio-ökonomische Entwicklungsfragen] BB 8.2.727.

Regierungsrat des Kanton Bern (1959, 19. Juni). [Regierungsratsprotokoll 3387]. BB 8.2.290.

Moine, V. [Erziehungsdirektor] (1952, 8. September). [Brief an die kantonale Finanzdirektion]. BB 8.2.280.

Waiblinger, M. [Dekan] (1951, 28. November). [Brief an die Erziehungsdirektion des Kanton Bern]. BB 8.2.280.

Waiblinger, M. [Dekan] (1952, 10. Juni). [Brief an die Erziehungsdirektion des Kanton Bern]. BB 8.2.280

Waiblinger, M. [Dekan] (1956, 10. März). [Brief an die Erziehungsdirektion des Kanton Bern]. BB 8.2.280.

Waiblinger, M. [Dekan] (1956, 26. März). [Brief an die Erziehungsdirektion des Kanton Bern]. BB 8.2.280.

Zbinden, H. (1952, 30. Dezember). [Brief an die Erziehungsdirektion des Kanton Bern]. BB 8.2.280.

SGS Archiv [keine Signaturen, nicht systematisierte Bestände]

Blancpain, Robert (1974, 24. Mai). Vorschlag für eine Tagung mit Journalisten (Entwurf). Internes Papier der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie. Archiv der SGS.

Erard, Maurice (1972, 4. Juni). [Antwortschreiben & Ausgefüllter Fragebogen für den Entwicklungsplan der Soziologie in CH].

Heintz, Peter (1970, 8. Juli). [Vortrag anlässlich der Generalversammlung der SGS. Titel: «Dringliche Forschungsbedürfnisse auf dem Gebiete der Soziologie in der Schweiz»].

Heintz, Peter (1969, 15. Oktober). [Ansprache Peter Heintz bei Übernahme des SGS Präsidiums. Titel: «Probleme der Entwicklung der Soziologie in der Schweiz (versendet an die Mitglieder der SGS)].

Höpflinger, François (1977). [Manuskript: Soziologie und Öffentlichkeit: Die Schweiz].

Kellerhals, Jean (1972, 17. Januar). [Antwortschreiben & Ausgefüllter Fragebogen für den Entwicklungsplan der Soziologie in CH].

Mitteilungsblatt SGS, Nr. 1, 1957.

Mitteilungsblatt SGS, Nr. 2, 1957.

Mitteilungsblatt SGS, Nr. 5, 1959.

Mitteilungsblatt SGS, Nr. 15, 1964.

Mitteilungsblatt SGS, Nr. 17, 1965.

Mitteilungsblatt SGS, Nr. 19, 1966.

SGS (1957). Mitgliederverzeichnis. Stand April 1957, *Mitteilungsblatt,* 1*,* 18-19.

SGS (1971a, 8. Mai) [Protokoll der Vorstandssitzung vom 8. Mai 1971].

SGS. (1971b, 19. November) [Protokoll der ordentlichen Mitgliederversammlung vom 19. November 1971].

SGS. (1971c, 25. September). [Protokoll der Vorstandssitzung vom 25. September 1971].

SGS (1974). Bulletin 8.

SGS (1974). Planungskommission: Vorschläge für einen Entwicklungsplan der Soziologie in der Schweiz. *Wissenschaftspolitik*, Beiheft 3, Bern

SGS (1981). Bulletin 32.

SGS (1982, 6. Februar). [Protokoll der Vorstandssitzung vom 6. Februar 1982].

SGS (1988, 21. Juni). [Protokoll der Vorstandssitzung vom 21. Juni 1988].

Tondeur, Edmond (1967). [Diskussionsgrundlage für eine Umwandlung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (SGS). unveröffentlichtes Dokument].

Verbandsarchiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik

SGVS (1953). [Protokoll zur Tagung vom 30. Mai 1953 in Zürich]. CH SWA HS 798 C' 1.

Sozialarchiv Zürich

Briefwechsel zwischen René König und Peter Heintz, Ar 163.1.27.

Archiv der International Sociological Association:

ISA/Z/8 World Congress of Sociologists, Zurich, Switzerland 4-9 September, 1950, Abstracts of papers received for the discussion meetings.

Interviews & Informationsgespräche (chronologisch)

René Levy, 1. Nov. 2017 (gemeinsam mit Thomas S. Eberle), Lausanne.

Jean-Pierre-Fragnière, 2. Nov. 2017 (gemeinsam mit Thomas S. Eberle), Lausanne.

Walo Hutmacher, 2. Nov. 2017 (gemeinsam mit Thomas S. Eberle), Genf.

Christian Lalive d'Epinay, 3. Nov.2017 (gemeinsam mit Thomas S. Eberle), Genf.

Franz-Xaver Kaufmann, 1. Feb. 2018, Telefonisch.

Emil Walter-Busch, 7. Feb. 2018, Zürich.

Kurt Lüscher, 3. April 2018 (gemeinsam mit Thomas S. Eberle), Bern.

Volker Bornschier, 7. Aug. 2019 (gemeinsam mit Thomas S. Eberle), Zürich.

Thomas S. Eberle, 24. Feb. 2020, St. Gallen.

Aldo Haesler, 5. März 2020, via Skype.

Hans R. Blumenthal, 15. März 2020, telefonisch.

Jürg Schatz, 16. März 2020, telefonisch.

Jürg Steiner, 18. März 2020, telefonisch.

Paul Ignaz Vogel, 5. April 2020, telefonisch.

Gerd Spittler, 5. Mai 2020, telefonisch

R. H., 29. Mai 2020, telefonisch

Volker Bornschier, 31. Mai 2020, Telefonisch.

Werner Obrecht, 2. Jun. 2020, telefonisch.

Edmundo Fuenzalida, 3. Jun. 2020, via Zoom.

Ueli Mäder, 3. Jun. 2020, telefonisch.

Ellen Meyrat-Schlee, 8. Jun. 2020, telefonisch.

Robert Blancpain, 15. Jun. 2020, telefonisch

Brigit Wehrli, 16. Jun. 2020, telefonisch.

Denise Waelch, 16. Jun. 2020, telefonisch.

Jean-Pierre Hoby, 17. Jun. 2020, telefonisch.

Marie-Therese Ficnar, 20. Jun. 2020, telefonisch.

Schriftliche Kommunikation (chronologisch)

Emil Walter-Busch, 7. Februar 2018

Andreas Strehle, 11. März 2020 [Email].

Paul Ignaz Vogel, 22. März 2020 [Email].

Andreas Strehle, 23. März 2020 [Email].

Georg Kreis, 2. April 2020 [Email].

Paul Ignaz Vogel, 14. Mai 2020 [Email].

Paul Ignaz Vogel, 16. Mai 2020 [Email].

Thomas S. Eberle, 26. Mai 2020 [Email].

Werner Obrecht, 2. Juni 2020 [Email].

Ueli Mäder, 6. Juni 2020 [Email].

René Levy, 20. Juni 2020 [Email].

Maria Popitz, 19. Februar 2021 [Email].

Literaturverzeichnis

Abels, Heinz (2009). *Einführung in die Soziologie.* Wiesbaden: Springer VS.

Abplanalp, Peter (1978). Marktkommunikation und Konsumentenverhalten. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies Vol.7*, Basel: ohne Verlag.

Adler, Patricia A. & Peter Adler (2012). Tales from the field: reflections on four decades of ethnography. *Qualitative Sociology Review VIII*(1), 10-32.

Adriaansens, Hans et al. (1993). *Revitalizing Swiss Social Science. Evaluation Report.* Bern: Schweizerischer Wissenschaftsrat.

Allgoewer, Elisabeth & Felix Schroeter (o.D.). *Zur Geschichte der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Universität Hamburg.* Zuletzt aufgerufen am 12. Mai 2021 unter https://www.wiso.uni-hamburg.de/fachbereich-vwl/professuren/allgoewer/forschung/universitaetsgeschichte.html

Andina, Rinaldo (1951). Die Stellung des Akademikers in Gesellschaft und Beruf. In René König (Hrsg.), *Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie: Bd. 4.* Zürich: Regio Verlag.

Atteslander, Peter (1956). *Probleme der sozialen Anpassung. Eine soziologische Untersuchung über den Zuzug nach der Stadt Zürich.* Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag.

Atteslander, Peter (1959). Verstädterung als sozialer Prozess. *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 95*(1-6), 101-110.

Atteslander, Peter (1966a). Einleitung. In Peter Atteslander und Roger Girod (Hrsg.), *Soziologische Arbeiten I* (S.9-26). Bern: Huber.

Atteslander, Peter (1966b, 9. September). Die Stellung der Soziologie in der Schweiz. *NZZ.*

Atteslander, Peter & Jörg Oetterli (1966). Bibliographie des soziologischen Schrifttums der Schweiz 1945-1966. In Peter Atteslander & Roger Girod (Hrsg.), *Soziologische Arbeiten I* (S.308-348). Bern: Huber.

Atteslander, Peter & Roger Girod (Hrsg.). (1966). *Soziologische Arbeiten I*. Bern: Huber.

Atteslander, Peter (1992). Einer, der von außen kommt Festvortrag zum 85. Geburtstag René Königs. In Heine von Alemann & Gerhard Kunz (Hrsg.), *René König* (S.170-180). Wiesbaden: Springer VS.

Atteslander, Peter (1996). Bruchstücke. In Christian Fleck (Hrsg.), *Wege zur Soziologie nach 1945. Biographische Notizen* (S.161-183). Opladen: Leske + Budrich.

Atteslander, Peter (2003, 5. Februar). Interview mit Peter Atteslander (Walter Flemmer, Interviewer) [Transkript]. Abgerufen von https://www.br.de/fernsehen/ard-alpha/sendungen/alpha-forum/peter-atteslander-gespraech100~attachment.pdf?

Atteslander, Peter (2006). René König: Zeitzeuge – Anreger – Vernetzer. Gedanken eines Schülers, Mitarbeiters und Freundes zu seinem 100. Geburtstag. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 58*(2), 407-409.

Atteslander, Peter (2010). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (13. Auflage). Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Atteslander, Peter (2011, 7. Februar). Unveröffentlichtes Interview mit Peter Atteslander (Karl-Siegbert Rehberg, Interviewer) [Transkript] (Durchgeführt als Teil des Dokumentationsprojekt Audiovisueller Quellenfundus zur Soziologie in Deutschland, Österreich und der Schweiz seit 1945, von Karl-Siegbert Rehberg, Joachim Fischer und Stephan Moebius).

Aurich, Heli (1976). Partizipation an der Stadtplanung. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies Vol.2*, Basel: ohne Verlag.

Barth, Hans (1964). Professor Alexander von Schelting. *Jahresbericht der Universität Zürich 1963/64*. 94-96.

Bartz, Olaf (2006). *Wissenschaftsrat und Hochschulplanung. Leitbildwandel und Planungsprozesse in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1957 und 1975*. (Dissertation Universität Köln).

Bassand, Michel (1965). La sociologie en Suisse. État et orientation de l'enseignement et de la recherche. *Information sur les sciences sociales, 4*(2), 86-110.

Bastian, Maurice (1951). Les réalisations pratiques de l'UNESCO. *Nachrichten der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare und der Schweizerischen Vereinigung für Dokumentation. 27*(1), 2-17.

Baur, Nina (2008). Was kann die Soziologie methodisch von der Geschichtswissenschaft lernen? *Historical Social Research, 33*(3), 217-248.

Bautz, Rudolf & Claudio Casparis (1975). *Zur Unrast der Jugend.* In SGS (Hrsg.), *Soziologie in der Schweiz: Bd. 3*. Frauenfeld: Huber & Co.

Beaufaÿs, Sandra (2003). *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft.* Bielefeld: Transcript.

Beck, Hansjörg (1952). Der Kulturzusammenstoss zwischen Stadt und Land in einer Vorortsgemeinde. In: René König (Hrsg.), *Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie: Bd. 6.* Zürich: Regio Verlag.

Becker, Howard S. (1986). *Doing Things Together. Selected Papers.* Evanston: Northwestern University Press.

Behrendt, Richard F. (1955). Aktuelle Probleme der soziologischen Forschung. Vortrag vor der Gründungsversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Bern, 5. März 1955. *Schweizerische Hochschulzeitung 28*(2), 123-134.

Behrendt, Richard F. (1957). Die wirtschaftlich unterentwickelten Länder und wir. Referat an der 7. Jahrestagung der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft in Frankfurt am Main vom 18.-19. Januar 1957. *Offene Welt 45*, 25-42.

Behrendt, Richard F. (1959). *Die Sorge um den beruflichen Nachwuchs im Zeitalter des technischen Fortschritts.* Sonderdruck aus: Vorträge 1958/59. Bern: Handwerker- und Gewerbeverband.

Behrendt, Richard F. et. al. (1960). Die schweizerischen Studierenden an der Universität Bern. In Richard Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 4.* Bern: Paul Haupt.

Behrendt, Richard F. (1965). *Soziale Strategie für Entwicklungsländer.* Frankfurt a.M.: S. Fischer.

Benz, Maximilian (2017). Zur Situation der Postdoktorierenden an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich. *Bulletin SAGW 3* (2017), 53-54.

Berger, Peter L., & Thomas Luckmann (1967). *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge.* New York: Anchor Books.

Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (2007[1980]). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (21. Auflage). Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag. (Originalwerk

Bergman, Max M. & Thomas S. Eberle (Hrsg.). (2004). *Qualitative Inquiry. Research, Archiving, and Re-use*. Bern: SAGW. [In einer leicht überarbeiteten Version: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* [On-line Journal], 2005, 6 (2), Art. 45. Verfügbar unter: http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-e/inhalt2-05-e.htm. Zugegriffen: 1. August 2016].

Bergman, Max M., Thomas S. Eberle, Uwe Flick, Till Förster, Eugène Horber, Christoph Maeder, Véronique Mottier, Eva Nadai, Johanna Rolshoven, Clive Seale & Jean Widmer (2010). *Manifest zur Bedeutung, Qualitätsbeurteilung und Lehre der Methoden der qualitativen Sozialforschung* (dreisprachig). Bern: SAGW. (Elektronische Version: qualitative-research.ch, Rubrik ‹News & Aktivitäten›)

Bernsdorf, Wilhelm & Horst Knospe (1984). *Internationales Soziologenlexikon*, Band 2. Stuttgart: Enke Verlag.

Bieri, Hermann G. (1989). Die letzten 25 Jahre der schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft. *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 125*(3-6), 255-261.

Binswanger, Hans Ch. (1990). Einleitung. In Hans Ch. Binswanger, Jean-Pierre Jetzer, Francesco Kneschaurek & Gerhard Schwarz (Hrsg.). *Walter Adolf Jöhr. Der Auftrag der Nationalökonomie. Ausgewählte Schriften* (S.VII-X). Tübingen: Mohr.

Blankenburg, Erhard (1967). Kirchliche Bindung und Wahlverhalten: Die sozialen Faktoren bei der Wahlentscheidung Nordrhein-Westfalen 1961-1966. In Heinrich Popitz (Hrsg.), *Texte und Dokumente zur Soziologie*. Olten: Walter-Verlag.

Blancpain, Robert & Erich Häuselmann (1974). Zur Unrast der Jugend: eine soziologische Untersuchung über Einstellungen, politische Verhaltensweisen und ihre gesellschaftlichen Determinanten. In SGS (Hrsg.), *Soziologie in der Schweiz: Bd. 2.* Frauenfeld & Stuttgart: Verlag Huber.

Blümel, Corinna (1992). Bibliographie der Schriften René Königs. In Heine von Alemann & Gerhard Kunz (Hrsg.), *René König. Gesamtverzeichnis der Schriften. In der Spiegelung von Freunden, Schülern, Kollegen* (S.31-146). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Borgräfe, Henning (2018). Die Ausdifferenzierung der westdeutschen Soziologie nach 1945 im Spiegel der Untergruppen, Fachausschüsse und Sektionen der DGS. In Andrea Ploder & Stephan Moebius (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum)* (S. 867-886). Wiesbaden: Springer VS.

Bornschier, Volker (1971). Industrial Structures. With a Simulation Model of Some Behavioral Characteristics of Large Firms. *Bulletin des Soziologischen Institut Zürich 24*, 1-113.

Bornschier, Volker (1976). Wachstum, Konzentration und Multinationalisierung von Industrieunternehmen. In SGS (Hrsg.), *Soziologie in der Schweiz: Bd. 4.* Frauenfeld & Stuttgart: Verlag Huber.

Bosetzki, Horst (2019). *Mikropolitik. Netzwerke und Karrieren.* Wiesbaden: Springer VS.

Brandt, Ahasver Von (1958). *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften.* Stuttgart: Kohlhammer.

Brosziewski, Achim (2020). Nichtwissen als Grenzsymbol von Wissenskulturen. An den Beispielen von Wissenschaftskulturen, Lehrkulturen und Forschungskulturen. In Tilo Grenz, Michaela Pfadenhauer & Christopher Schlembach (Hrsg.), *Kommunikative Wissenskulturen. Theoretische und empirische Erkundigungen in Gegenwart und Geschichte* (S. 82-96). Weinheim: Beltz Juventa.

Buchholz, Kai, Silke Gülker, Andreas Knie & Dagmar Simon (2009). Attraktivität von Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft im internationalen Vergleich: Wie erfolgreich sind die eingeleiteten wissenschaftspolitischen Initiativen und Programme? *Studien zum deutschen Innovationssystem,* 12 (2009).

Bühler, Rahel (2019). *Jugend Beobachten. Debatten in Öffentlichkeit, Politik und Wissenschaft in der Schweiz, 1945-1979.* Zürich: Chronos.

Bunia, Remigius (2015). Von Häuptlingen und den übrigen Forschern. *MERKUR Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 69*(793)*,* 17-30.

Burke, Peter (1992). Historiker, Anthropologen und Symbole. In Rebekka Habermas & Niels Minkmar (Hrsg.), *Das Schwein des Häuptlings. Beiträge zur Historischen Anthropologie* (S.21-41)*.* Berlin: Wagenbach.

Burkolter, Verena (1976). The Patronage System. Theoretical Remarks. With an Introduction by Prof. Shmuel N. Eisenstadt. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies Vol.4*, Basel: ohne Verlag.

Burri, Regula V. & Martina Merz (2014). Wissenschafts- und Techniksoziologie in der Schweiz – Entwicklung und Bestandsaufnahme eines Feldes. *Bulletin Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden*, *40*(1), 38-47.

Bulletin (SGS), Nr. 77, 1993.

Bulletin (SGS), Nr. 79, 1993.

Busino, Giovanni (1983). La Faculté des SSP: 80 ans déjà! *Bulletin d'information de l'Université de Lausanne*, 37, 21-28.

Caldwell, Bruce (2007). Life Writings: On-the-Job Training with F.A. Hayek. *History of Political Economy,* 39*,* 342-354.

Cattacin, Sandro (2020). Le calvaire des sciences sociales (et humaines) en Suisse. *SAGW Bulletin 2* (2020), 24.

Carnicer, Javier A. (2017). *Bildungsaufstiege mit Migrationshintergrund. Eine biografische Studie mit Eltern und Söhnen türkischer Herkunft.* Wiesbaden: Springer VS.

Carreira da Silva, Filipe (2016). *Sociology in Portugal: A Short History.* Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Clark, Terry N. (1974). Die Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung. In Peter Weingart (Hrsg.), *Wissenschaftssoziologie II – Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung* (S.105-121). Frankfurt am Main: Athenäum Fischer.

Comastri, Hernán (2020). Sistemas de estratificación, migraciones y desarrollo en las publicaciones del Departamento de Sociología de la Fundación Bariloche (1967-1973). *Pasado Abierto,* 11, 33-53.

Crozier, Michel & Erhard Friedberg (1979). *Macht und Organisation. Die Zwänge kollektiven Handelns.* Königstein: Athenäum.

Dahinden, Max B. (1960). Die zahlenmässige Entwicklung des Hochschulstudiums von Schweizern in den letzten zwanzig Jahren. In Richard Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 2.* Bern: Paul Haupt.

Danko, Dagmar (2015). *Zur Aktualität von Howard S. Becker. Einleitung in sein Werk.* Wiesbaden: Springer VS.

Département de l'instruction publique et des cultes (1964). *Compte rendu pour 1964*. Lausanne: Etat de Vaud.

Département de l'instruction publique et des cultes (1969). *Compte rendu pour 1969.* Lausanne: Etat de Vaud.

Doerig, J.A. (1958). Bericht über das Sommersemester 1958. *St. Galler Hochschulnachrichten, 47, SS 1958*, 6-11.

Dreke, Claudia (2008). Irritationen diesseits und jenseits von Disziplinen: Beobachtungen im Forscherfeld. In Joachim Ludwig (Hrsg.), *Interdisziplinarität als Chance. Wissenschaftstransfer und Beratung im lernenden Forschungszusammenhang* (S.289-318). Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag.

Droysen, Johann G. (1960). *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Eberle, Thomas S. (1974). Zur Soziologie an der HSG. *Prisma 102*(15), 10-14.

Eberle, Thomas S. (1988). Soziologie als Praxis. *HSG Information,* 1988 Nr. 6, 4.

Eberle, Thomas S. (1991). Soziologie an der Hochschule St. Gallen: Aufbruchsstimmung. *Bulletin,* 71, 5-9.

Eberle, Thomas S. (1997). Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In Ronald Hitzler & Anne Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (S.245-280). Opladen: Leske + Budrich.

Eberle, Thomas S. (2004). Promoting qualitative research in Switzerland. In Max Bergman & Thomas S. Eberle (Hrsg.), *Qualitative Inquiry. Research, Archiving, and Re-use* (S. 15-26). Bern: SAGW.

Eberle, Thomas S. (Hrsg.). (2005a). *50 Jahre Schweizerische Gesellschaft für Soziologie*. Zürich: Seismo Verlag.

Eberle, Thomas S. (2005b). Professionalität im Milizsystem: Management- und Führungsaufgaben in einer wissenschaftlichen Gesellschaft. In Thomas S. Eberle (Hrsg.), *50 Jahre Schweizerische Gesellschaft für Soziologie* (S.116-131). Zürich: Seismo Verlag.

Eberle, Thomas S. (2007). Der Sonderfall Schweiz aus soziologischer Perspektive. In Thomas S. Eberle & Kurt Imhof (Hrsg.), *Sonderfall Schweiz* (S.7-22). Zürich: Seismo Verlag.

Eberle, Thomas S. & Niklaus Reichle (2017). Geschichte der Soziologie in den Schweizer Archiven. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden)* (S. 367-384). Wiesbaden: Springer VS.

Eberle, Thomas S. & Niklaus Reichle (2018a). Die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie (SGS). In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum)* (S. 895-917). Wiesbaden: Springer VS.

Eberle, Thomas S., & Niklaus Reichle (2018b). Soziologie in der Schweiz seit 1945. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum)* (S. 347-484). Wiesbaden: Springer VS.

École polytechnique fédérale de Lausanne (1993). *Annuaire des Professeurs – Direction – Administration 1993-1994*. Lausanne: École polytechnique fédérale de Lausanne.

Ehret, Rebekka (2017). Unterschiedliche Blicke auf die Welt. Die zweidirektionale emisch-etische Perspektive als zusammenführendes Erklärungsmodell für die Soziokulturelle Animation. *ISE Working Paper Reihe, Nr. 2.*

Eichenberger, Kurt, Walter Buser, Alexandre Métraux & Paul Trappe (Hrsg.). (1978). Grundfragen der Rechtsetzung. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies Vol.11*, Basel: ohne Verlag.

Eidgenössisches Statistisches Amt (1937). Schweizerische Bibliographie für Statistik und Volkswirtschaft. *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 73*(1 42), 629-632.

Endress, Martin (2001). Zur Historizität soziologischer Gegenstände und ihren Implikationen für eine wissenssoziologische Konzeptualisierung von Soziologiegeschichte. In Carsten Klingemann, Michael Neumann, Karl-Siegbert Rehberg, Ilja Srubar & Erhard Stölting (Hrsg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98* (S. 65-90). Opladen: Leske + Budrich.

Endress, Martin (2002). Nachruf auf Heinrich Popitz (1925-2002). *Berliner Journal für Soziologie 12*(3), 406-408.

Endruweit, Günter (1994). La sociologie de la suisse romande – Eindrücke von der französischsprachigen Soziologie der Schweiz. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 20*(1), 241-256.

Engel-Janosi, Friedrich (1974). *...aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation.* Graz: Verlag Styria.

Esch, Arnold (1985). Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers. *Historische Zeitschrift*, *240*(3), 529-570.

ETHZ (Eidgenössische Technische Hochschule Zürich) (2003). *Jahresbericht 2002/03.*

Fink, Alke, Caspar Hirschi, Matthias Hirt, Uta Paszowski, Ingo Mayer & Pascal Maeder (2012). *Vision 2020. Positionspapier junger Forschender.*

Fleck, Christian (1999). Für eine soziologische Geschichte der Soziologie. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 24*(2), 52-65.

Fleck, Christian (2017). Grundlagen der Archivrecherche in der Soziologiegeschichte. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden)* (S. 329-350). Wiesbaden: Springer VS.

Fleck, Christian (2018). Soziologie in Österreich nach 1945. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum)* (S. 315-346). Wiesbaden: Springer VS.

Fleck, Ludwik (2017 [1935]). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache - Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv.* Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Flick, Uwe (2011). *Triangulation: Eine Einführung.* Wiesbaden: Springer VS.

Florian, Michael (2008). Felder und Institutionen. Der soziologische Neo-Institutionalismus und die Perspektiven einer praxistheoretischen Institutionenanalyse. *Berliner Journal für Soziologie*, *18*(1), 129-155.

Fraenkel-Haeberle, Cristina (2014). *Die Universität im Mehrebenensystem. Modernisierungsansätze in Deutschland, Italien und Österreich.* Tübingen: Mohr Siebeck.

Friedberg, Erhard (1994). *Ordnung und Macht. Dynamiken organisierten Handelns.* Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Fritsch, Bruno (1960). Valentin F. Wagner. *Zeitschrift für Nationalökonomie, 20*(1/2), 1-3.

Fuenzalida, Edmundo (2007). *La primera FLACSO (1957-1966): cooperación internacional para la actualización de la sociología en américa latina.* Santiago de Chile: FLACSO.

Fuenzalida, Edmundo (1983). The Reception of «Scientific Sociology» in Chile. *Latin American Research Review*, 18(2), 95-112.

Fux, Beat (2018). Zur Geschichte der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum)* (S. 945-959). Wiesbaden: Springer VS.

Gasser, Adolf (1976). Staatlicher Grossraum und autonome Kleinräume. Gemeindeautonomie und Partizipation. (ausgewählte Aufsätze). In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies Vol.3*, Basel: ohne Verlag.

Gasser, Christian (1966). Vorwort. In Peter Atteslander & Roger Girod (Hrsg.), *Soziologische Arbeiten I* (S.7-8). Bern: Huber.

Geertz, Clifford (1983). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Geertz, Clifford (1973). *The Interpretation of Cultures. Selected Essays.* New York: Basic Books.

Geiger, Robert L. (1981). Die Institutionalisierung soziologischer Paradigmen. In Wolf Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin* (*1*(S. 137-156). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Geser, Hans (1979). Atelier – Berufliche Probleme und Chancen schweizerischer Soziologieabsolventen. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 5(3), 415-416.

Geser, Hans (1983). In Memoriam Professor Peter Heintz. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 9*(1), 1-12.

Giddens, Anthony (1984). *The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration.* Berkeley: University of California Press.

Giddens, Anthony, Christian Fleck & Marianne Egger de Campo (2009). *Soziologie* (3. Auflage). Graz: Nausner & Nausner.

Ginzburg, Carlo (1979). Der Käse und die Würmer: Die Welt eines Müllers um 1600. (Karl F. Hauber, Übersetzung). Frankfurt am Main: Syndikat. (Originalwerk publiziert 1976)

Giordano, Christian & Robert Hettlage (1975). Mobilisierung oder Scheinmobilisierung? In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies Vol.1*, Basel: ohne Verlag.

Giordano, Christian, Robert Hettlage & Paul Trappe (1975). In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies Vol.1* (Klappentext), Basel: ohne Verlag.

Girod, Roger & Ernst Stauffer (1953). Soziologische Forschung in der Schweiz. Aufruf zur Zusammenarbeit der schweizerischen Soziologen. *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 89*(VI 6), 540-541.

Girod, Roger (1954). Sociologie d'aujourd'hui. *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik* 90(1), 75-83.

Girod, Roger & Jean-Fred Rouiller (1961). *Milieu social et orientation de la carrière des adolescents (Vol. 1-3)*. Genf: Centre de recherches de la Faculté des sciences économiques et sociales de l'Université.

Girod, Roger (1975). Contemporary sociology in Switzerland. In Raj P. Mohan & Don Martindale (Hrsg.), *Handbook of contemporary developments in world sociology (contributions in sociology, number 17)* (S. 58-69). Westport Connecticut: Greenwood Press.

Göttlich, Andreas (2017). »Dass in die Nachwelt ragen solle, Dein Erdenweg als Sagenrolle« - Der Nachlass von Heinrich Popitz am Sozialwissenschaftlichen Archiv Konstanz. In: Martin Endress, Karl Lichtblau & Stephan Moebius (Hrsg.), *Zyklos 3.* Wiesbaden: Springer VS.

Gottowik, Volker (2007). Zwischen dichter und dünner Beschreibung: Clifford Geertz' Beitrag zur Writing Culture-Debatte. In Iris Därmann & Christoph Jamme (Hrsg.), *Kulturwissenschaften: Konzepte, Theorien, Autoren* (S.119-142). München: Wilhelm Fink Verlag.

Gottowik, Volker (2010). Fremde (Kon-)Texte. Zum Binnenverhältnis von Ethnographie und Historiographie. In Yvonne Kleinmann (Hrsg.), *Kommunikation durch symbolische Akte. Religiöse Heterogenität und politische Herrschaft in Polen-Litauen* (S.23-36). Stuttgart: Steiner Verlag.

Gramlich-Oka, Bettina (2007). Early Modern Japanese Women and Spacing the Self. In Andreas Bähr, Peter Burschel & Gabriele Jancke (Hrsg.), *Räume des Selbst – Selbstzeugnisforschung transkulturell* (S. 111-130). Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag.

Grathoff von, Richard (1978). Alltag und Lebenswelt als Gegenstand der Phänomenologischen Sozialtheorie. In Kurt Hammerich & Michael Klein (Hrsg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags* (S.67-85). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Gross, Peter (1991). Enge und Flucht. Soziologische Literatur aus der Schweiz. *Soziologische Revue 14*(1), 33-47.

Gross, Peter (1992). Horizons bornés et évasion – de la production sociologique récente en Suisse alémanique. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 18*(1), 129-148.

Grenz, Tilo. (2017a). Spuren der Soziologiegeschichte. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden)* (S. 115-130). Wiesbaden: Springer VS.

Grenz, Tilo (2017b). *Mediatisierung als Handlungsproblem. Eine wissenssoziologische Studie zum Wandel materialer Kultur.* Wiesbaden: Springer VS.

Grenz, Tilo, Michaela Pfadenhauer & Christopher Schlembach (Hrsg.). (2020). *Kommunikative Wissenskulturen. Theoretische und empirische Erkundungen in Gegenwart und Geschichte*. Weinheim: Beltz Juventa.

Grenz, Tilo, Michaela Pfadenhauer, Niklaus Reichle, Christopher Schlembach & Ingeborg Helling (2019, 28. September). *Zwei Wissenskulturen: Zur kommunikativen Konstruktion von Soziologie(n) im Wien der Zwischenkriegszeit.* ÖGS Kongress 2020, Graz. Unveröffentlichter Vortrag.

Grenz, Tilo & Niklaus Reichle (2018, 7. September). *How to grasp the bygone? A sociology of knowledge approach to past communicative knowledge cultures.* Midterm Konferenz des Research Networks «Qualitative Methods» der ESA 2018, St. Gallen. Unveröffentlichter Vortrag.

Grosser Rat des Kanton Bern (1959). Postulat des Herrn Grossrat Winzenried betreffend Schaffung eines volkswirtschaftlichen Institutes an der Universität Bern. *Tagblatt des Grossen Rates des Kanton Bern.* 341-344.

Gukenbiehl, Hermann L. (2016). Institution und Organisation. In: Hermann Korte & Bernhard Schäfers (Hrsg.), *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie. Einführungskurs Soziologie* (S.173-193). Wiesbaden: Springer VS.

Habermas, Rebekka & Nils Minkmar (Hrsg.). (1992). *Das Schwein des Häuptlings. Sechs Aufsätze zur historischen Anthropologie*. Berlin: Wagenbach.

Haesler, Aldo (1978). Tipps für 4 Jahre HSG. Vademecum für Studienanfänger und andere Interessierte. *Prisma Dezember 20*(131), 33-37.

Haesler, Aldo (1984). *Tausch und gesellschaftliche Entwicklung - Zur Prüfung eines liberalen Topos* (Dissertation der Hochschule St. Gallen, Nr. 899).

Hamm, Bernd (1977). Die Organisation der städtischen Umwelt. Ein Beitrag zur sozialökologischen Theorie der Stadt. In SGS (Hrsg.), *Soziologie in der Schweiz: Bd. 6.* Frauenfeld & Stuttgart: Verlag Huber.

Hammerich, Kurt (2006). Nachwort. In: Kurt Hammerich (Hrsg.), *René König Schriften: Bd. 15 Soziologische Studien zu Gruppe und Gemeinde* (S.399-416). Wiesbaden: Springer VS.

Handels-Hochschule St. Gallen (1938). St. Galler Hochschulnachrichten WS 1937/38.

Handels-Hochschule St. Gallen (1952). Jahresbericht 1951/52.

Handels-Hochschule St. Gallen (1962). Jahresbericht 1961/62.

HSG (ohne Datum). Geschichte der HSG. Zuletzt aufgerufen am 3. Juni 2021 unter https://www.unisg.ch/de/universitaet/ueber-uns/portraet/geschichte#:~:text=Geschichte%20der%20HSG&text=Der%20Grundstein%20f%C3%BCr%20unsere%20Universit%C3%A4t,Gallen%20gelegt.&text=Aus%20der%20urspr%C3%BCnglichen%20Handelsschule%20ist,in%20den%201970er%20Jahren)%20entstanden.

HSG (1969). Jahresbericht 1968/69.

HSG (1987). Bericht des Rektors. Akademisches Jahr 1986/87.

HSG (1993). Bericht des Rektors. Akademisches Jahr 1992/93.

HSG (1994). Seminar für Soziologie. In: *Bericht des Rektors. Akademisches Jahr 1993/1994.* S.126-128.

HSG (2010). Jahresbericht 2009/10. Zuletzt aufgerufen am 4. Juni 2021 unter https://shared.unisg.ch/sites/uniarchiv/Publikationsarchiv/Jahresbericht_2009-10.pdf

HSG (2020). Berufung Paula Bialski. Zuletzt aufgerufen am 4. Juni 2021 unter https://www.unisg.ch/de/wissen/newsroom/aktuell/rssnews/leute/2020/april/berufung-paula-bialski-1april2020

Hangartner, Vyo (2015). Wirtschaftsartikel. In Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2021 unter https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013805/2015-02-03/

Hasse, Raimund, & Georg Krücken (2005). *Neo-Institutionalismus* (2. Auflage). Bielefeld: Transcript.

Haumann, Heiko (2012). *Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.

Häuselmann, Erich & Peter Heintz (1976). *Soziologisches Institut der Universität Zürich: Die Forschungs- und Lehrtätigkeit des Instituts seit seiner Gründung 1966*. Zürich: Soziologisches Institut.

Heintz, Peter (1960*). Curso de Sociología. Algunos sistemas de hipótesis*. Santiago de Chile: Andrés Bello.

Heintz, Peter (1962). *Einführung in die Soziologie.* Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

Heintz, Peter (1966). Some Information about the Bulletin. *Bulletin des Soziologischen Instituts der Universität Zürich. 1*.

Heintz, Peter & Edmundo Fuenzalida (1967). Some Relationships between Scientific Sociology and Society. *Bulletin of the Sociological Institute of the University of Zurich,* 1.

Heintz, Peter (1968). *Einführung in die Soziologie* (2. Auflage). Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

Heintz, Peter (1972a). Die Soziologie in der Schweiz – Stand und Einschätzung der Soziologie in der Schweiz. *Revue européenne des sciences sociales, 10*(27), 5-12. Genf: Librairie Droz.

Heintz, Peter (Hrsg.) (1972b). *A Macrosociological Theory of Societal Systems (zwei Bände).* Bern: Hans Huber.

Heintz, Peter. 1975. Problems of developing sociology in Switzerland. *International Social Sciences Journal,* XXVII (4), 777-780.

Heintz, Peter, Thomas Held & René Levy (1975). Family Structure and Society. *Journal of Marriage and the Family 37*(4), 861-870.

Held, Thomas & Levy, René (1974). Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz. In SGS (Hrsg.), *Soziologie in der Schweiz: Bd. 1.* Frauenfeld & Stuttgart: Verlag Huber.

Hernandez, Raul A. (1969). A Model of the Growth of the Province of Tucumán. *Bulletin des Soziologischen Instituts der Universität Zürich und des Departamento de Sociología-Fundación Bariloche 15,* 1-100.

Hess, Franz, Fritz Latscha & Willi Schneider (1966). Die Ungleichheit der Bildungschancen. In: Heinrich Popitz (Hrsg.), *Texte und Dokumente zur Soziologie.* Olten: Walter-Verlag.

Hess, Franz (1966). Die Selektion an den Gymnasien. In: Heinrich Popitz (Hrsg.). *Die Ungleichheit der Bildungschancen* (S.259-271). Olten: Walter Verlag.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1992). René König – aus Zürich. In: Heine von Alemann & Gerhard Kunz (Hrsg.), *René König. Gesamtverzeichnis der Schriften. In der Spiegelung von Freunden, Schülern, Kollegen* (S.218-221). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Holzhauser, Nicole, Andrea Ploder, Stephan Moebius & Oliver Römer (Hrsg.). (2019). *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 3: Zeittafel)*. Wiesbaden: Springer VS.

Holderegger, Peter & Urs Wenger (1980). Stimmabstinenz in der Stadt St. Gallen. *Beiträge und Berichte der Forschungsstelle für Politikwissenschaft der Hochschule St. Gallen,* Nr. 72. Mai 1980.

Honegger, Claudia & Pascal Jurt (2005). Schweizerische Gesellschaft für Soziologie (1955-2005). Zur Geschichte einer nationalen Fachgesellschaft. In Thomas S. Eberle (Hrsg.), *50 Jahre Schweizerische Gesellschaft für Soziologie* (S.11-82). Zürich: Seismo Verlag.

Honegger, Claudia (2007). Konkurrenzverhältnisse: Disziplinen, wissenschaftliche Felder, epistemische Kulturen. In Claudia Honegger, Hans-Ulrich Jost, Susanne Burren & Pascal Jurt (Hrsg.), *Konkurrierende Deutungen des Sozialen: Geschichts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft* (S.19-42). Zürich: Chronos.

Honer, Anne (1993). *Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen.* Wiesbaden: Springer VS.

Höpflinger, François (1978). Schweizer Soziologen und ihre aktuelle Tätigkeit. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie,* 4 (2), 197-202.

HSG (1987). *Jahresbericht 1986/87*.

HSG (1993). *Jahresbericht 1992/93*.

Hülsdünker, Josef & Rolf Schellhase (1986). Zur Aktualität der Soziologiegeschichte. In Josef Hülsdünker & Rolf Schellhase (Hrsg.), *Soziologiegeschichte. Identität und Krisen einer ‹engagierten› Disziplin* (S.9-12). Berlin: Dunckner & Humblot.

Hummel, Hans J. & Heine Von Alemann (1999). Zur Aktualität Rene Königs - 50 Jahre «Soziologie heute». Einleitung. In Hermann Schwengel & Britta Höpken (Hrsg.), *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i. Br. 1998* (S.531-352). Herbolzheim: Centaurus Verlag & Media UG.

Hutmacher, Walo (1975). Pourquoi une revue Suisse de sociologie? *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie,* 1(1), 3-4.

Hutmacher, Walo (1981). Mémoire concernant – La politique de la science et le developpement de la sociologie en Suisse depuis 1970. *Bulletin Soziologie,* 32, 1-30.

Hutmacher, Walo (1992). La Suisse vire à la sociologie. Entre dépendances et interdépandances. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie,* 18(1), 167-180.

Jaccoud, Christophe & Vincent Kaufmann (2010). *Michel Bassand: un sociologue de l'espace et son monde.* Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes.

Jaeggi, Urs (1959). Die manuell ausgebildeten Berufsleute im Gemeindedienst der Stadt Bern. *Berufliche Erziehung* 1959, Nr. 2, 79-112.

Jaeggi, Urs (1960). Die gesellschaftliche Elite. In Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 3.* Bern: Paul Haupt.

Jaeggi, Urs (1963). Sport und Student. Eine empirisch-soziologische Erhebung an der Universität Bern und der Hochschule St. Gallen. In Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 8.* Bern: Paul Haupt.

Jaeggi, Urs (1965). Berggemeinden im Wandel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung in vier Gemeinden des Berner Oberlandes. In Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 11.* Bern: Paul Haupt.

Jaeggi, Urs (ohne Datum). Unveröffentlichtes Interview mit Urs Jaeggi (Karl-Siegbert Rehberg, Interviewer) [Transkript] (Durchgeführt als Teil des Dokumentationsprojekt Audiovisueller Quellenfundus zur Soziologie in Deutschland, Österreich und der Schweiz seit 1945, von Karl-Siegbert Rehberg, Joachim Fischer und Stephan Moebius).

Jäggi, Victoria, Ueli Mäder & Katja Windisch (Hrsg.). (2001). Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel: Festschrift für Paul Trappe. *Social Strategies: Vol. 35.* Bern: Peter Lang.

Jakob, Bettina (2010). *Die Erfolgsgeschichte der Berner Soziologie.* zuletzt aufgerufen am 17. September 2020 unter https://www.uniaktuell.unibe.ch/2010/die_erfolgsgeschichte_der_berner_soziologie/index_ger.html

Jetzer, Jean-Pierre (1990). Einführung zu Teil 2: Zur Konjunkturtheorie und -politik. In Hans Ch. Binswanger, Jean-Pierre Jetzer, Francesco Kneschaurek & Gerhard Schwarz (Hrsg.). *Walter Adolf Jöhr. Der Auftrag der Nationalökonomie. Ausgewählte Schriften* (S.XVIII-XXV). Tübingen: Mohr.

Jöhr, Walter A. (ohne Datum). *Die Bedeutung der Grundlagenforschung in der Nationalökonomie.*

Jöhr, Walter A. (1937a). *Die Ständische Ordnung. Geschichte, Idee und Neuaufbau.* Leipizig/Bern: Felix Meiner Verlag & Paul Haupt Verlag.

Jöhr, Walter A. (1937b). *Amerika und der Faschismus.* Bern: Paul Haupt Verlag.

Jöhr, Walter A. (1942a). Vom Sinn der Dogmengeschichte. *Weltwirtschaftliches Archiv, 56*, 115-142.

Jöhr, Walter A. (1942b). Gedanken zum Lebenswerk von Werner Sombart. *Weltwirtschaftliches Archiv, 55*, 321-342.

Jöhr, Walter A. (1947). *Die Beurteilung konkreter wirtschaftspolitischer Probleme*. Bern: A Francke.

Jöhr, Walter A. (1949a). Der Auftrag der Nationalökonomie in unserer Zeit. *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, *105*(4), 614-638.

Jöhr, Walter A. (1949b) Das Problem der Wirtschaftsordnung. In Handels-Hochschule St. Gallen (Hrsg.), *Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Handels-Hochschule* (S. 231-262), St. Gallen: Verlag der Fehr'schen Buchhandlung

Jöhr, Walter, A. (1953). Nationalökonomie und Soziologie. In: Valentin F. Wagner & Fritz Marbach (Hrsg.), *Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik. Festschrift für Alfred Amonn zum 70. Geburtstag* (S.295-318). Bern: Francke.

Jöhr, Walter Adolf (1955a). Oekonometrie und Soziologie - zwei neue Aufgaben der Handels-Hochschule. *St.Galler Hochschulnachrichten,* 40, 1-3.

Jöhr, Walter A. (1955b). Forschungsaufgaben der Nationalökonomie. *Schweizer Monatshefte, 35*(1), 13-20.

Jöhr, Walter A. (1959). *Bericht des Rektors über das akademische Jahr 1958/59*. St. Gallen: Handels-Hochschule St.Gallen.

Jöhr, Walter A. (1962). Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. *Hochschulnachrichten,* 55, 2-3.

Jöhr, Walter A. (1971). Thesen zum Problemkreis Wissenschaft und Werte. *Schweizerische Zeitschrift für kaufmännisches Bildungswesen*, 65, 93-105.

Jöhr, Walter A. (1973). Zur Erinnerung an Prof. Dr. Paul Keller. *St. Galler Hochschulnachrichten,* 76*,* 11-13.

Jöhr, Walter A. & Schwarz, Gerhard (1980). Wirtschaft und Politik: II. Ursachen - und Gestaltungsprobleme. In: Willi Albers et al. (Hrsg.). *Handwörterbuch der*

Wirtschaftswissenschaft: Bd. 9 (S.12-33). Stuttgart, Tübingen und Göttingen: Gustav Fischer, Mohr Siebeck & Ruprecht.

Jonas, Friedrich (1969). *Geschichte der Soziologie*. Bd. III: *Französische und italienische Soziologie.* Bd. IV: *Deutsche und amerikanische Soziologie*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.

Jordan, Stefan (2018). *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft* (4. Auflage). Stuttgart: utb.

Joyce, Bruce, Katie O'Donnell, Clark Brown, Mike Apple, Rhoada Wald, John O'Neal & Steve Lehane (1972). The Student Teacher as Institution-Builder. *The Journal of Teacher Education*, *XXIII*(3), 348-351.

Kamer, Armin (1963). Assimilation in einer wachsenden Industriestadt, dargestellt am Beispiel der Zuzüger in der zweisprachigen Gemeinde Biel. In Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 9.* Bern: Paul Haupt.

Kaufmann, Franz-Xaver (1980). Nationalökonomie und Soziologie. Zum Problem der Interdisziplinarität in den Sozialwissenschaften. In: Emil Küng (Hrsg.). *Wandlungen in Wirtschaft und Gesellschaft: Die Wirtschafts- und die Sozialwissenschaften vor neuen Aufgaben: Festschrift für Walter Adolf Jöhr zum 70. Geburtstag* (S.31-49). Tübingen: J.C.B. Mohr.

Kaufmann, Franz-Xaver (1995). Die Institutionalisierung der Fakultät für Soziologie. In Franz-Xaver Kaufmann & Rüdiger Korff (Hrsg.), *Soziologie in Bielefeld: Ein Rückblick nach 25 Jahren* (S.12-37). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte.

Kaufmann, Franz-Xaver (2014). *Zwischen Wissenschaft und Glauben. Persönliche Texte.* Freiburg im Breisgau: Herder.

Kaufmann, Vincent (2014). La sociologie urbaine et la Suisse. *Bulletin Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden*, *40*(1), 31-37.

Kaufmann, Vincent (2012). La sociologie urbaine en Suisse: histoire, développement, débats actuels. *SociologieS,* Dossiers, Actualité de la sociologie urbaine

dans des pays francophones et non anglophones, zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2021 unter http://journals.openedition.org/sociologies/4189

Keller, Paul (1930). *Die Auswanderung schweizerischer Industrien.* Zürich: Verlag Dr. H. Gisberger & Cie.

Keller, Paul (1931). Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. *Zeitschrift für schweizerische Geschichte,* 11(4), 477-486.

Keller, Paul (1934). Die korporative Idee in der Schweiz. *Veröffentlichungen der Handels-Hochschule St. Gallen, Heft 5*. St. Gallen: Verlag der Fehr'schen Buchhandlung.

Keller, Rainer & Angelika Poferl (2017). Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation: zur Entwicklung qualitativer und interpretativer Sozialforschung in der deutschen und französischen Soziologie seit den 1960er Jahren. *Historical Social Research, 42*(4), 301-357.

Keller, Theo (1961). Die wirtschaftswissenschaftliche Ausbildung in der Schweiz. *Weltwirtschaftliches Archiv,* 85, 353-362.

Kielholz, Paul (1977). Vorwort. In Max Weidmann. *Das Drogenverhalten von Basler Schülern*. III.

Kleimann, Bernd (2015). *Universitätsorganisation und präsidiale Leitung. Führungspraktiken in einer multiplen Hybridorganisation.* Wiesbaden: Springer VS.

Kneschaurek, Francesco (1990). Einführung zu Teil 3: Zur Dogmengeschichte und Ordnungspolitik. In Hans Ch. Binswanger, Jean-Pierre Jetzer, Francesco Kneschaurek & Gerhard Schwarz (Hrsg.), *Walter Adolf Jöhr. Der Auftrag der Nationalökonomie. Ausgewählte Schriften* (S.XXVI-XXXIII). Tübingen: Mohr.

Knoll, Reinhold (1992). Für Robert H. Reichardt. In Wolfgang Lipp (Hrsg.), *Wege zur Musiksoziologie; Festgabe für Robert H. Reichardt zum 65. Geburtstag* (S.21-24). Berlin: Duncker und Humblot.

Knorr-Cetina, Karin (1991). Epistemic Cultures: Forms of Reason in Science. *History of Political Economy,* 23, 105-122.

Knorr-Cetina, Karin (1999). *Epistemic cultures. How the sciences make knowledge*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Knorr-Cetina, Karin (2002). *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Knorr-Cetina, Karin (2018). Wissenskulturen. Von der Naturwissenschaft zur Musik. In Brabec de Mori B. & Martin Winter (Hrsg.), *Auditive Wissenskulturen: Das Wissen klanglicher Praxis* (S.31-51). Wiesbaden: Springer VS.

Koch, Sascha (2018). *Die Legitimität der Organisation. Eine Untersuchung von Legitimationsmythen des Zweiten Bildungswegs.* Wiesbaden: Springer VS.

Kohli, Martin (1981). «Von uns selber schweigen wir». In Wolf Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin: Bd 1* (S.428-465). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

König, René (1946). Materialien zur Soziologie der Familie. In René König (Hrsg.), *Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie: Bd. 1.* Bern: A. Francke.

König, René (1949). *La situation actuelle de la sociologie en Suisse.* [Unpublizierter Bericht]. (Auffindbar in der «Library of the Czech Academy of Sciences» in Prag)

König, René (1950). Social Sciences Abstracts with particular reference to sociology. *International Social Sciences Bulletin., 1* (1), 123-128.

König, René (1951). Social Sciences Abstracts, with Particular Reference to Sociology. (Dokument Unesco/SS/AB/2 vom 30. Juni 1949). In Unesco (Hrsg.), *Bibliographies in the Social Sciences. A Selected Inventory of Periodical Publications* (S.24-27). Paris: Unesco.

König, René (1958). Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

König, René (1966). Das Lehren der Soziologie und seine Wandlungen. In Peter Atteslander & Roger Girod (Hrsg.), *Soziologische Arbeiten I* (S.33-54). Bern: Huber.

König, René (1980). *Leben im Widerspruch*. München: Carl Hanser Verlag.

König, René (1987). Soziologie in Deutschland: Begründer - Verächter - Verfechter. München: Carl Hanser Verlag.

König, René (1999). Autobiographische Schriften. *Schriften Bd. 18, Hrsg. von Mario und Oliver König, mit einem Nachwort von Oliver König.* Opladen: Leske & Budrich.

König, René (2000). Briefwechsel. *Band I, Schriften Bd. 19, Hrsg. von Mario und Oliver König*. Opladen: Leske & Budrich.

Koubek, Norbert (2010). *Jenseits und Diesseits der Betriebswirtschaftslehre. Institutionen - Unternehmenstheorien - Globale Strukturen.* Wiesbaden: Gabler Verlag.

Kreis, Georg (1986). *Die Universität Basel 1960-1985*. Basel: Helbling & Lichtenhahn.

Kreis, Georg (2012). Staatsschutz. In *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS*). Zuletzt aufgerufen am 19. Februar 2021 unter https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017352/2012-02-27/

Kreis, Georg (2017). Vorgeschichten der Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze Band 4, Teil 3: Der Aufbruch der 1960er Jahre. Basel: Schwabe Verlag.

Krusenstjern von, Benigna (1994). Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. *Historische Anthropologie, 2*(3), 462-471.

Kuhn, Thomas S. (1962). *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago: University of Chicago Press.

Küsters, Ivonne (2014). Narratives Interview. In: Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S.575-580). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Kuzucular, Erdem (2018). *Der erste Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Basel. Eine Aufarbeitung der Gründungsgeschichte im Staatsarchiv Basel-Stadt.* Seminararbeit an der Universität Basel.

Latscha, Fritz (1966). Der Einfluss des Primarlehrers. In Heinrich Popitz (Hrsg.), *Die Ungleichheit der Bildungschancen* (S.183-258). Olten: Walter Verlag.

Lenger, Alexander & Philipp Rhein (2018). *Die Wissenschaftssoziologie Pierre Bourdieus*. Wiesbaden: Springer VS.

Lengwiler, Martin (2010). Der lange Schatten der Historischen Schule. Die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Basel. *Uni Nova 114,* 20-23.f

Lepenies, Wolf (1981). Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie. In: ders. (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven sozialen und historischen Identität einer Disziplin: Bd.1* (I–XXXV). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Lepenies, Wolf (1985). *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München: Hanser.

Lepsius, Rainer M. (2017). *Soziologie und Soziologen. Aufsätze zur Institutionalisierung der Soziologie in Deutschland*. Tübingen: Mohr Siebeck.

Leutenegger, Max (1953). *Untersuchungen zur Soziologie der Grossstadt, unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Zürich* (Dissertation Universität Zürich).

Leutenegger, Max (1954). Die Sozialstruktur der Zürcher Innenstadt. *Zürcher Statistische Nachrichten 31*(4), 171-206.

Levy, René & Rolf Ritschard (1979). Hauptresultate der Absolventenbefragung am Soziologischen Institut der Universität Zürich. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie,* 5(3), 422-436.

Levy, René (1989). Weshalb gibt es (k)eine Schweizer Soziologie? *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie,* 15(3): 453-487.

Levy, René (2005). A quoi bon la SSS? In Thomas S. Eberle (Hrsg.), *50 Jahre Schweizerische Gesellschaft für Soziologie* (S.98-109). Zürich: Seismo Verlag.

Ley, Katharina (1979). Frauen in der Emigration: eine soziologische Untersuchung der Lebens- und Arbeitssituation italienischer Frauen in der Schweiz. In SGS (Hrsg.), *Soziologie in der Schweiz: Bd. 8*. Frauenfeld & Stuttgart: Verlag Huber.

Lienemann, Wolfgang (2014). Editorial. *VSH-Bulletin,* Nr.1, 3-4.

Lienhard, Richard (1978). Salut für Emil J. Walter. *Profil: sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur. 57*(1), 24-26.

Lindenberger, Thomas, Inge Marszolek & Dorothee Wierling (2005). Editorial. *WerkstattGeschichte,* 40.

Lindenberger, Thomas (2019). Nachruf: Alf Lüdtke (18. Oktober 1943 - 29. Januar 2019). *WerkstattGeschichte,* 80, 9.-15.

Linz, Gertraud (1965). Literarische Prominenz in der Bundesrepublik. In Heinrich Popitz (Hrsg.), *Texte und Dokumente zur Soziologie.* Olten: Walter Verlag.

Lucchini, Riccardo. 2007. Nachruf auf Jean Widmer. Zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2016 unter http://www.unifr.ch/sociomedia/2007/Jean/index.htm

Lüdtke, Alf (1997). Alltagsgeschichte: Aneignung und Akteure. Oder - es hat noch kaum begonnen! *WerkstattGeschichte,* 17*,* 83-92.

Lüdtke, Alf (1998). Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), *Geschichte. Ein Grundkurs* (S565-567). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Luhmann, Niklas (2015). *Ausdifferenzierung des Rechts. Beiträge zur Rechtssoziologie und Rechtstheorie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Lüscher, Kurt (1961). Junge Auslandschweizer zwischen Ursprungs- und Wohnland. In Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 6.* Bern: Paul Haupt.

Lüscher, Kurt (1965). Der Beruf des Gymnasiallehrers. In: Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 10.* Bern: Paul Haupt.

Lüscher, Kurt (2014). Richard F. Behrendt und das Berner Institut für Soziologie - Skizze einer persönlichen Würdigung. *Bulletin Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden*, *40*(1), 16-21.

Lüscher, Kurt (2018). *Gedanken zur «Geschichte des Instituts für Soziologie Bern»,* [unpubliziertes Memo vom 2. April 2018].

Maeder, Pascal (2012). Valentin F. Wagner. In *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2021 unter https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/029921/2012-06-27/

Mäder, Felix (2006). *Hochschulautonomie. Sieben Universitäten und Fachhochschulen im Vergleich.* Diplomarbeit Berner Fachhochschule.

Mäder, Ueli & Haumann, Heiko (2009). Die eigene Geschichte erzählen. *Schweizer Monatshefte 89*(968), 29-30.

Mäder, Ueli (2018). *68 - was bleibt?* Zürich: Rotpunktverlag.

Masé, Aline (2019). Stephan Moebius & Gabriele Siegert (2016). Weltbürger in soziologischer Absicht. *Soziopolis.* Zugriff am 12. Mai 2021 unter: https://www.soziopolis.de/erinnern/nachrufe/artikel/weltbuerger-in-soziologischer-absicht/

Maurer Andrea (2003). Normen: das Fundament der Gesellschaft. Die Normkonzeption von Heinrich Popitz und neuere Theorieentwicklungen. In Jutta Almendinger (Hrsg.). *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002* (S.1173-1187). Opladen: Leske + Budrich.

Miller, Andreas (1970). *Einführung in die Soziologie - Teilskriptum.* St. Gallen: Studentenschaft der Hochschule St. Gallen.

Miller, Andreas (1980). Ursachen der Stimmabstinenz in der Stadt St. Gallen. *Diskussionsbeiträge der volkswirtschaftlichen Abteilung der Hochschule St. Gallen*, 17.

Moebius, Stephan & Martin Griesbacher (2019). Gab es eine «Kölner Schule» der bundesrepublikanischen Soziologie? Zu René Königs Professionalisierung der Soziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* 71, 553-592.

Moebius, Stephan (2015a). *René König und die »Kölner Schule« - Eine soziologiegeschichtliche Annäherung.* Wiesbaden: Springer VS.

Moebius, Stephan (2015b). René Königs Züricher Vorlesungen (1938-1952). In Martin Endress, Klaus Lichtblau & Stephan Moebius (Hrsg.). *Zyklos 1*, 252-282.

Morandi, Pietro (2006). Soziologie in der Schweiz – Anmerkungen zu ihrer historischen Entwicklung im 19. Und 20. Jahrhundert. In Karl Acham, Knut W. Nörr & Bertram Schefold (Hrsg.), *Der Gestaltungsanspruch der Wissenschaft. Aufbruch und Ernüchterung in den Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften auf dem Weg von den 1960er zu den 1980er Jahren* (S. 259–292). Stuttgart: Steiner.

Morandi, Pietro (2014). Soziologie in der Schweiz – Anmerkungen zu ihrer historischen Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. *Bulletin Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden, 40*(1), 5-15.

Müller, Johann Baptist (1988). Der Korporatismus im Spannungsfeld von Konservatismus, Liberalismus und Sozialismus. *Zeitschrift für Politik 35*(1), 57-51.

Nave-Herz, Rosemarie (2006). René Königs Familiensoziologie aus heutiger Sicht. In Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München* (S. 1696-1702). Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Neuberger, Oswald (1995). Mikropolitik. Der alltägliche Aufbau und Einsatz von Macht in Organisationen. In derselbe (Hrsg.), *Basistexte Personalwesen: Bd. 7*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

Neumann, Michael, & Gerhard Schäfer (1990). «Blick nach vorn»: Ein Gespräch mit René König. In Heinz-Jürgen Dahme, Carsten Klingemann, Michael Neumann, Karl-Siegbert Rehberg, & Ilja Srubar (Hrsg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1990* (S. 219-238). Opladen: Leske + Budrich.

Niethammer, Lutz (1980). Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, *Geschichtsdidaktik 5*(3), 231-232.

Oberndörfer, Dieter (1990). Die Anfänge der Wissenschaftlichen Politik und Soziologie an der Universität Freiburg im Seminar Arnold Bergstraessers - Begegnungen mit Heinrich Popitz. In Hans Oswald (Hrsg.), *Macht und Recht. Festschrift für Heinrich Popitz zum 65. Geburtstag* (S.29-42). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Obrecht, Werner (o.D.). Bibliographie - Peter Heintz 1944-1983. Zuletzt aufgerufen am 19. Mai 2021 unter https://www.worldsociety.ch/lib/exe/fetch.php?media=about_wsf:founder:heintz_bibliografie_wo_rl.pdf

Ohly, Peter H. (2010). Zitationsanalyse: Beschreibung und Evaluation von Wissenschaft. In: Christian Stegbauer & Roger Häußling (Hrsg.), *Handbuch Netzwerkforschung* s.785-797). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ortmann, Alexandra (2009). *Kann die Demokratisierung der Hochschule grundgesetzwidrig sein? Die Gruppenhochschule und die Wissenschaftsfreiheit.* Zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2018 unter https://www.studis-online.de/HoPo/Hintergrund/demokratisierung.php

Oswald, Hans (1966). Die überschätzte Stadt. In Heinrich Popitz (Hrsg.), *Texte und Dokumente zur Soziologie.* Olten: Walter Verlag.

Oswald, Hans (1990). Vorwort: Heinrich Popitz zum 65. Geburtstag. In derselbe (Hrsg.). *Macht und Recht. Festschrift für Heinrich Popitz zum 65 Geburtstag* (S.9-16). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Ott, Marion (2012). Ethnographische Zugänge zum Forschungsfeld - Machtverhältnisse in Forschungspraktiken. In Elke Schimpf & Johannes Stehr (Hrsg.), *Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit* (S.165-180). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Paul, Axel T. (2018). *Begrüssungsansprache anlässlich der Feier des 50jährigen Bestehens des Soziologischen Seminars der Universität Basel, 12. Oktober 2018.* Zuletzt aufgerufen am 15. Februar 2021 unter https://soziologie.phil-hist.unibas.ch/fileadmin/user_upload/soziologie/Paul_Begruessung.pdf

Peter, Lothar (2001). Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte. In Carsten Klingemann et. al (Hrsg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/1998* (S. 9-64). Opladen: Leske + Budrich.

Petitpierre, Max (1961). Vorwort. In: Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Die wirtschaftlich und gesellschaftlich unterentwickelten Länder und wir*. Bern: Paul Haupt.

Pfadenhauer, Michaela & Tilo Grenz (2016). *Alfred Schütz und die Wiener Kreise: Zur Kommunikativen Vereinbarung des Unvereinbaren.* Antrag auf Förderung eines Forschungsprojekts bei der Fritz-Thyssen-Stiftung.

Pinker, Steven (2004) How we may have become what we are. In John Brockman (Hrsg.), *Curious Minds. How a Child Becomes a Scientist* (S.81-90). New York: Pantheon Books.

Platt, Jennifer (1998). *A brief history of the ISA: 1948-1997.* International Sociological Association.

Platt, Jennifer (2017). (Auto)biographies as Data for the History of Sociology. In: Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden)* (S.155-165). Wiesbaden: Springer VS.

Poferl, Angelika & Rainer Keller (2017). Wissenskulturen und Soziologiegeschichte. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden)* (S. 81-98). Wiesbaden: Springer VS.

Popitz, Heinrich (1966). Vorwort. In Franz Hess, Fritz Latscha und Willy Schneider (1966).

Preisendörfer, Peter (2016). *Organisationssoziologie. Grundlagen, Theorien und Problemstellungen* (4. überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS.

Principe, Clemens (1965). *Wirtschaftliche Entwicklung und Sozialstruktur. Eine soziologische Untersuchung am Beispiel der Industriegemeinde Degersheim* (Dissertation der Hochschule St.Gallen, Nr. 200). Winterthur: Verlag P. G. Keller.

Queloz, Nicolas (1986). Aperçu biographique et bibliographique du Professeur Maurice Erard. In Université de Neuchâtel (Hrsg.), *Sociologie pluraliste et pluralisme sociologique – Mélanges publiés en l'honneur du Professeur Maurice Erard* (S.11-18). Neuchâtel: Université de Neuchâtel EDES.

Raehlmann, Irene (1988). Individuum und Organisation: Das sozialisationstheoretische Defizit der Organisationssoziologie und die Möglichkeiten seiner Überwindung. *Sociología internationalis: europäische Zeitschrift für Kulturforschung, 26*(1), 53-70.

Ratcliff, Marc J. & Paloma Borella (2013). «Voilà donc une chaire désaxée»: la nomination de Jean Piaget à l'Université de Genève. *Revue suisse d'histoire 63*(1), 1-18.

Raufelder, Diana (2008). Die Methode der ‹Dichten Beschreibung› in der qualitativen Schulforschung - Ergebnisse einer Feldstudie zum Lehrer-Schüler-Verhältnis. In Angela Ittel, Ludwig Stecher, Hans Merkens und Jürgen Zinnecker (Hrsg.), *Jahrbuch Jugendforschung 7* (S.143-161). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rauh, Christoph (1969). Lehrer und Berufsberatung: eine soziologische Untersuchung zur Rolle des Lehrers. In Kurt B. Mayer (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 13.* Bern: Paul Haupt.

Regio-Verlag (1951). Verlagsankündigungen. In Rinaldo Andina (1951), S.190.

Rehberg, Karl-Siegbert (2010). Der Mensch als Kulturwesen. Perspektiven der Philosophischen Anthropologie. In: Wohlrab-Sahr M. (Hrsg.), *Kultursoziologie* (S.25-51). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Reichardt, Robert (1978). Oskar Morgenstern zum Gedenken - Werk und Persönlichkeit eines grossen Sozialwissenschaftlers. *Zeitschrift für Nationalökonomie, 38*(1-2), 161-179.

Reichel, Karin (2010). *Reorganisation als politische Arena. Eine Fallstudie an der Schnittstelle zwischen öffentlichem und privatwirtschaftlichem Sektor.* Wiesbaden: Gabler Verlag.

Reitmayer, Morten (2009). *Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik.* München: R. Oldenbourg Verlag.

Rieker, Peter, Giovanna Hartmann Schaelli & Silke Jakob (2020). Access is not the Same as Access - Processes, Conditions, and Levels of Access to the Field in Ethnographic Research. *FQS, 21*(2).

Riklin, Alois (1970). Politikwissenschaft an der Hochschule St. Gallen. *St. Galler Hochschulnachrichten,* 71*,* 51-57.

Rol, Cécile (2015). La Société de Sociologie de Paris: un continent méconnu (1895-1952). *Les Études sociales,* Nr. 161-162*,* 119-173.

Roth, Klaus (2005). Die Erforschung der sozialistischen und postsozialistischen Alltagskultur: der Blick von innen und der Blick von aussen. In Derselbe (Hrsg.), *Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 24)*(S.223-241). Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie.

Rothfels, Hans (1953). Zeitgeschichte als Aufgabe. *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1*(1), 1-8.

Röthlin, Bruno (1976). *Zur Soziologieausbildung an den schweizerischen Hochschulen. Bestandsaufnahme - Entwicklungsperspektiven - Probleme*. Verfasst im Auftrag der Kommission für Studienreform und der SGS. Zürich.

Ruffieux, Roland (1967). La Science Politique En Suisse Durant L'Année 1966 – Enseignement, recherches et travaux. In Schweizerische Vereinigung für Politische Wissenschaft (Hrsg.), *Annuaire suisse de science politique: Bd.7* (S.107-120). Bern: Verlag Paul Haupt.

Rusterholz, Peter (1992). Vorwort. In SGS (Hrsg.), *Laufende Soziologische Forschungen 1991*, S.VII. Zürich: Seismo Verlag.

Ryffel, Hans (1957). Zur Stellung der Soziologie im Kreis der Wissenschaften vom Menschen. *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 93*(II-2), 143-158.

Saldern, Adelheid von (2005). »Schwere Geburten.« Neue Forschungsrichtungen in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft (1960-2000). *Werkstatt-Geschichte,* 40*,* 5-30.

Sarasin, Philipp (1996). Arbeit, Sprache - Alltag. Wozu noch »Alltagsgeschichte«? *WerkstattGeschichte,* 15, 72-85.

Schäfers, Bernhard (2002). Soziologie in Deutschland. Historischer Überblick zu ihrer Entwicklung und Institutionalisierung. In Reinhard Stockmann, Wolfgang Meyer & Thomas Knoll (Hrsg.), *Soziologie im Wandel. Universitäre Ausbildung und Arbeitsmarktchancen in Deutschland* (S. 25-44). Opladen: Leske + Budrich.

Schäfer, Lothar, & Thomas Schnelle (2017). Ludwik Flecks Begründung der soziologischen Betrachtungsweise in der Wissenschaftstheorie. In dieselben (Hrsg.), *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache - Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* (S. VII-XLIX). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Schatz, Jürg (1970). *Der Alternde Mensch. Theoretische und empirische Informationsgrundlagen für eine schweizerische Alterssozialpolitik* (Dissertation der Hochschule St.Gallen, Nr. 368). Fürstentum Liechtenstein: Hilti AG.

Schelsky, Helmut (1969). *Abschied von der Hochschulpolitik oder die Universität im Fadenkreuz des Versagens.* Bielefeld: Bertelsmann Universitätsverlag.

Schellhammer, Barbara (2015). *»Dichte Beschreibung« in der Arktis. Clifford Geertz und die Kulturrevolution der Inuit in Nordkanada.* Bielefeld: Transcript.

Schlembach, Christopher (2019). Grundlegung aus dem Du als demokratischer Gedankenstil: Die kommunikative Wissenskultur der Wiener Kreise und Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. In Martin Endress und Stephan Moebius (Hrsg.), *Zyklos 5, Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie* (S.373-403). Wiesbaden: Springer VS.

Schlögl, Rudolf (ohne Datum). *Historische Anthropologie.* Zuletzt aufgerufen am 14. Januar 2021 unter: https://www.uni-konstanz.de/FuF/Philo/Geschichte/Tutorium/Themenkomplexe/Grundlagen/Forschungsrichtungen/Historische_Anthropologie/historische_anthropologie.html#:~:text=Die%20Historische%20Anthropologie%20ist%20eine,des%20Einzelmenschen%2C%20des%20historischen%20Akteurs.

Schneider, Willi (1966). Die Entscheidung der Eltern. In Heinrich Popitz (Hrsg.), *Die Ungleichheit der Bildungschancen* (S.91-181). Olten: Walter Verlag.

Schnettler, Bernt (2006). Thomas Luckmann: Kultur zwischen Konstitution, Konstruktion und Kommunikation. In Stephan Moebius & Dirk Quadflieg (Hrsg.), *Kultur. Theorien der Gegenwart* (s.170-184). Wiesbaden: Springer VS.

Schrape, Klaus (1977). Theorien normativer Strukturen und ihres Wandels, Teil 1: Theoretische Einführung, Rekonstruktion und Kritik der Theorie von Jürgen Habermas. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies: Vol. 8*. Basel: ohne Verlag.

Schrape, Klaus (1978). Theorien normativer Strukturen und ihres Wandels, Teil 2: Zur Rekonstruktion und Kritik der Theorien von Talcott Parsons, Ralf Dahrendorf und Niklas Luhmann. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies: Vol. 9*. Basel: ohne Verlag.

Schrape, Klaus (1979). Theorien normativer Strukturen und ihres Wandels, Teil 3: Ein eigener Ansatz. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies: Vol. 10*. Basel: ohne Verlag.

Schumacher, Yves (2019) *Nazis! Fascistes! Fascisti!: Faschismus in der Schweiz – 1918-1945.* Zürich: Orell Füssli Verlag

Schultheis, Franz, Paul Frantz Cousin und Marta Roca i Escoda (2008). *Humboldts Albtraum. Der Bologna-Prozess und seine Folgen.* Konstanz: UVK-Verlags-Gesellschaft.

Schultheis, Franz (2015). Wirtschaft und Gesellschaft. *HSG Focus 2*.

Schulze, Winfried (1996). Ego-Dokumente: Annäherungen an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung ‹Ego-Dokumente›. In Winfried Schulze (Hrsg.), *Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte* (S.11-30). Berlin: Akademie Verlag.

Schütz, Alfred (1945). On Multiple Realities. *Philosophy and Phenomenological Research,* 5(4), 533-576.

Schütze, Fritz (1973). Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit - Teil 1 - Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie* (S.11-53). Rheinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

Schwarz, Gerhard (1990). Einführung zu Teil I: Ausgewählte Fragen der allgemeinen und speziellen Wirtschaftspolitik. In: Hans Ch. Binswanger, Jean-Pierre Jetzer, Francesco Kneschaurek & Gerhard Schwarz (Hrsg.). *Walter Adolf Jöhr. Der Auftrag der Nationalökonomie. Ausgewählte Schriften* (S.XI-XVII). Tübingen: Mohr.

Schweizer, Karl (1963). *Das Freizeitverhalten der Bevölkerung von St. Gallen in wirtschaftlicher und soziologischer Sicht* (Dissertation der Hochschule St. Gallen, Nr. 172). Basel: Kirschgarten-Druckerei AG.

Schweizerischer Wissenschafts- und Innovationsrat (2015). Akteurskonstellationen im Schweizer Bildungs-, Forschungs- und Innovationssystem. *SWIR-Schrift* 3/2015.

Senge, Konstanze (2011). *Das Neue am Neo-Institutionalismus. Der Neo-Institutionalismus im Kontext der Organisationswissenschaft.* Wiesbaden: Springer VS.

Siebeck, Cornelia (2019). *«Grabe, wo du stehst!» Motive der Neuen Geschichtsbewegung in der Bundesrepublik der 1980er Jahre.* Zuletzt aufgerufen am 16. Mai 2021 unter http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/14353

Siegrist, Christian (1967). Regulierte Anarchie: Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas. In Heinrich Popitz (Hrsg.), *Texte und Dokumente zur Soziologie.* Olten: Walter Verlag.

Siegrist, Christian (2011, 2. Mai). Interview mit Christian Siegrist [Tranksript]. Zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2021 unter http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e53c31888fd9/interview_4f06f3b397399.pdf

Simon, Dagmar (2017). Alles nur eine Frage des Departments? Ein Plädoyer für Vielfalt in der Personalstruktur. In: Jule Specht, Christian Hof, Julia Tjus, Wolfram Pernice und Ulrike Endesfelder (Hrsg.), *Departements statt Lehrstühle: Moderne Personalstruktur für eine zukunftsfähige Wissenschaft* (S.39-40). Berlin: Die junge Akademie.

Soziologisches Institut der Universität Zürich (1966). Research Program. *Bulletin des Soziologischen Instituts der Universität Zürich,* 1, 1-2.

Specht, Jule, Christian Hof, Julia Tjus, Wolfram Pernice & Ulrike Endesfelder (2017). Departements statt Lehrstühle. Moderne Personalstruktur für eine zukunftsfähige Wissenschaft. In: dieselben (Hrsg.), *Departements statt Lehrstühle: Moderne Personalstruktur für eine zukunftsfähige Wissenschaft* (S.1-15). Berlin: Die junge Akademie.

Spittler, Gerd (1967). *Norm und Sanktion. Untersuchungen zum Sanktionsmechanismus. Texte und Dokumente zur Soziologie.* In Heinrich Popitz (Hrsg.), *Texte und Dokumente zur Soziologie.* Olten: Walter Verlag.

Spittler, Gerd (2009, 6. November). Interview mit Gerd Spittler [Transkript]. Abgerufen von http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e3ab2628f4ee/interview_4e3ab27ddf235.pdf

Spittler, Gerd (2014, 25. April). Interview mit Gerd Spittler. [Video-Interview]. Institut für Soziologie der Universität Freiburg. Abgerufen von https://video-portal.uni-freiburg.de/video/Gerd-Spittler-50-Jahre-Institut-fuer-Soziologie/e1623c01203649ec38c8b565c17b9d54

Spori, Melanie (2012). *Die 68er an der Universität Bern. Die Professorenschaft und ihre Herausforderungen während den studentischen Unruhen von 1968-1975.* Masterarbeit Universität Bern.

Stämpfli, Lucie (1951). Die unvollständige Familie. In René König (Hrsg.), *Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie: Bd. 5.* Zürich: Regio Verlag.

Stauffer, Ernst (1952). Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, *53*(5), 570-571.

Steinacker, Sven (2010). Historische Ethnographie: Der Forscher im Staub der Aktendeckel. In: Friederike Heinzel, Werner Thole, Peter Cloos & Stefan Köngeter (Hrsg), *«Auf unsicherem Terrain» - Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens* (S.67-81). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Steiner, Jürg (1959). Die Beziehungen zwischen den Stimmberechtigten und den Gewählten in ländlichem und städtischem Milieu. In Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 1.* Bern: Paul Haupt.

Steiner, Jürg (1961). Die Anteilnahme der Stimmbürger am politischen Leben ihrer Gemeinde: eine staatssoziologische Untersuchung am Beispiel der Gemeinde Belp im Kanton Bern. In Richard F. Behrendt (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie: Bd. 5.* Bern: Paul Haupt.

Steinlin, Uli W. (1962). *Hochschule wohin?* Zürich: EVZ-Verlag.

Stephan, Anke (2004). *Erinnertes Leben: Autobiographien, Memoiren und Oral-History-Interviews als historische Quellen.* Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas, Band 10, zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2021 unter https://epub.ub.uni-muenchen.de/627/

Stichweh, Rudolf (1979). Differenzierung der Wissenschaft. *Zeitschrift für Soziologie*, *8*(1), 82-101.

Stichweh, Rudolf (1984). *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Stichweh, Rudolf (1994). *Wissenschaft, Universität, Professionen: Soziologische Analysen.* Bielefeld: Transcript.

Stolz, Jörg & Emmanuelle Buchard (2014). Religionssoziologie. *Bulletin Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden, 40*(1), 54-62.

Stolz, Peter (1968). Politische Entscheidungen in der Versammlungsdemokratie. In Kurt B. Mayer (Hrsg.), *Berner Beiträge zur Soziologie Bd. 12*. Bern: Paul Haupt Verlag.

Stotzer, Helen (2002). Die Geschichte des Instituts für Soziologie an der Universität Bern von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. *Schriftenreihe Kultursoziologie.* Bern: Institut für Soziologie.

Strackbein, Rita & Strackbein, Dirk (2002). *Ergebnisorientiert delegieren. Engagement fordern, Selbstverantwortung fördern*. Wiesbaden: Dr. Th. Gabler Verlag

Strobel, Alexandra & Alexander Koch (2003). Einführung. *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, 60*(1-2), 3.

Thurn, Hans-Peter (1999). Nachwort. In: Hans-Peter Thurn (Hrsg.), *René König Schriften, Band 6. Menschheit auf dem Laufsteg. Die Mode im Zivilisationsprozess* (S.258-262). Opladen: Leske + Budrich.

Trappe, Paul (1975). Einführung: Aspekte der Massenmobilisierung. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies: Vol. 1* (S.VII-XVI). Basel: ohne Verlag.

Trappe, Paul (1978). Development from Blow as an Alternative. A Case Study in Karamoja/Uganda. With a Preface by Donald V. McGranahan and Prince Sadruddin Aga Khan. In: Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies: Vol. 6*. Basel: ohne Verlag.

Treiber, Hubert (2002). Zum Tode des Soziologen Heinrich Popitz (1925-2002). *Zeitschrift für Soziologie* 31(5), 349-353.

Tresch, Tibor Szvircsev (2010). Forschung Lehre an der Dozentur Militärsoziologie der MILAK / ETHZ. *Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift*, 8, 2-3.

Tschannen, Olivier (1992). Enquête sur la situation de la recherche en sciences sociales en Suisse. Rapport pour la sociologie. *Politique de la recherche*/*Forschungspolitik,* 4. Bern: Schweizer Wissenschaftsrat.

Kommission für bernische Hochschulgeschichte (1984). *Hochschulgeschichte Berns 1528-1984.* Bern: Universität Bern.

Universität Basel (o.D.). *Von der Ordinarien- zur Massenuniversität? Beschleunigter Ausbau ab 1960.* Zuletzt aufgerufen am 3. März 2021 unter https://unigeschichte.unibas.ch/akteure/lehrkoerper/ab-1960-unterwegs-zur-massenuniversitaet

Universität Basel (2010). *Unigeschichte Basel «Ein ‹muffig-verstaubter Turmbau›: Die Mitbestimmungsfrage vor und nach 1968.* Zuletzt aufgerufen am 20. Juni 2020 unter https://unigeschichte.unibas.ch/akteure/kampf-um-mitbestimmung/index.html

Universität Bern (2016). *Institut für Politikwissenschaft – Institutsgeschichte.* Zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2016 unter http://www.ipw.unibe.ch/ueber_uns/institutsgeschichte/index_ger.html

Universität Freiburg (1989). *Universität Freiburg 1889-1989.* Freiburg im Breisgau: Universitätsverlag.

Universität Freiburg (2003). Wechsel beim Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft. Zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2016 unter http://www.unifr.ch/scm/de/news?nid=2872

Universität Zürich (1966). *Jahresbericht 1965/66.* Zuletzt aufgerufen am 19. August 2016 unter http://www.archiv.uzh.ch/dam/jcr:ffffffff-92dc-1ae4-ffff-ffffb1e2af0f/Jahresbericht_UZH_1965_1966.pdf.

Universität Zürich (1984). *Jahresbericht 1983/84.* Zuletzt aufgerufen am 19. August 2016 unter https://www.archiv.uzh.ch/dam/jcr:ffffffff-92dc-1ae4-ffff-fffff666b48f/Jahresbericht_UZH_1983_1984.pdf

Universität Zürich (2013). *Erste Frauen an der Universität Zürich, die studiert und promoviert haben. 1864-1946.* Zuletzt aufgerufen am 12. Mai 2021 unter https://www.gleichstellung.uzh.ch/dam/jcr:ffffffff-ff72-97ab-0000-00005017b279/190115_erste_studierte_promovierte_FrauenUZH_tbf.pdf

Universität Luzern (2001) Jahresbericht 2000/2001. https://www.unilu.ch/fileadmin/universitaet/verwaltung/oea/dokumente/jahresbericht/jahresbericht_2000-2001.pdf. Zugegriffen: 28. Mai 2016.

Université de Lausanne (1967). *Rapport Annuel – 1965-1966.* Lausanne: Université de Lausanne.

Verein Schweizerischer Hochschuldozenten (2014). Soziologie in der Schweiz. *Bulletin Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden,* 40(1).

Villiger, Armin (1967). *Entwicklung und soziale Probleme der industriellen Schichtarbeit insbesondere in der Schweiz* (Dissertation an der Hochschule St.Gallen, Nr. 254). Winterthur: Verlag Hans Schellenberg.

Voegelin, Eric (1994). *Autobiographische Reflexionen.* München: Wilhelm Fink Verlag.

Von Alemann, Heine (1981) *Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung Bd. 24 Sozialwissenschaftliche Institute.* Opladen: Westdeutscher Verlag.

Von Alemann, Heine (1992). Leben im Werk. Stichworte zur Bibliographie René Königs. In: Heine von Alemann & Gerhard Kunz (Hrsg.). *René König: Gesamtverzeichnis der Schriften. In der Spiegelung von Freunden, Schülern und Kollegen* (S.17-25). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Von Thadden, Ernst-Ludwig (2017). Kommentar. In: Jule Specht, Christian Hof, Julia Tjus, Wolfram Pernice und Ulrike Endesfelder (Hrsg.), *Departements statt Lehrstühle: Moderne Personalstruktur für eine zukunftsfähige Wissenschaft* (S.16-18). Berlin: Die junge Akademie.

Von Wiese, Leopold (1951). *Abhängigkeit und Selbständigkeit im sozialen Leben.* Köln: Westdeutscher Verlag.

Vontobel, Klara (1946). Das Arbeitsethos des deutschen Protestantismus von der nachreformatorischen Zeit bis zur Aufklärung. In R. König (Hrsg.), *Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie: Bd. 2.* Bern: Francke Verlag.

Wächter, Lars (2020). *Ökonomen auf einen Blick.* Wiesbaden: Springer.

Wagner, Beat (1975). Ansprache des Präsidenten der Studentenschaft cand. rer. publ. Beat Wagner. *St. Galler Hochschulnachrichten SS 1975*, S.6.

Walter, Emil J. (1930). *Der Kapitalismus. Einführung in die marxistische Wirtschaftstheorie.* Zürich: Oprecht & Helbling.

Walter, Emil J. (1934). Das System der Wissenschaften. *Vierteljahresschrift der Naturf. Gesellschaft in Zürich*, 209-219.

Walter, Emil J. (1938). Einheitswissenschaft als Basis der Wissenschaftsgeschichte. *Erkenntnis,* 7, 232-236.

Walter, Emil J. (1942a). Der Weg zum Sozialismus. *Rote Revue. Sozialistische Monatsschrift. 21*(8), 257-261.

Walter, Emil J. (1942b). *Europäischer Sozialismus. Rückblick und Ausblick.* Zürich: Verlag Der Aufbruch.

Walter, Emil J. (1948/9). Anwendung der Logistik und analytischen Sozialpsychologie in der Grundlagenforschung der Sozialwissenschaft. *Synthese,* 7, 536-549.

Walter, Emil J. (1955). Die soziologische Struktur der politischen Parteien der Stadt Zürich. *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 91*(VI-5), 495-498.

Walter, Emil J. (1960). Soziologie in der Schweiz. *Schweizerische Zeitschrift für Kaufmännisches Bildungswesen*, *54*, 21-32.

Walter, Emil J. (1966). *Soziologie der Alten Eidgenossenschaft. Eine Analyse ihrer Sozial- und Berufsstruktur von der Reformation bis zur Französischen Revolution.* Bern: Francke Verlag.

Walter, Emil J. (1972). Soziologische Randbemerkungen. *Profil: sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur. 51*(5), 129-133.

Walter, Emil J. (1973). Technologische, wirtschaftliche und soziale Aspekte der wachsenden Bedeutung der Schichtarbeit. *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik*, *109*(I-4) 1, 69-89.

Walter, Emil J. (1974). Soziologie. *Profil: sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur, 53*(6), 170-173.

Walter, Emil J. (1978). Soziologie der Alten und der Neuen Schweiz. *Profil: sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur*, 57(10), 284-288.

Walter-Busch, Emil (1975). Diskussion Wiederbeleben! Anmerkungen zur gegenwärtigen Studiensituation an der HSG. *Prisma, 105*(16), 9-12.

Walter-Busch, Emil (1984). Die Förderung soziologischer Forschung durch den Schweizerischen Nationalfonds, 1970-1987. *Bulletin Soziologie / Politische Wissenschaft* 44, 20-37.

Weber, Karl (2008). *Forschungspolitische Optionen für die Sozialwissenschaften 2008–2011.* (Bericht zuhanden des Conseil de politique des sciences sociales (CPS)). Abgerufen von SAGW - Website: http://www.sagw.ch/de/sagw/die-akademie/kommissionen/sonderaufgaben/wrs.html, agenda2008_2011.

Weber, Wolfgang E.J. (2002). *Geschichte der europäischen Universität.* Stuttgart: Kohlhammer.

Weidmann, Max (1977a). Das Drogenverhalten von Basler Schülern. Eine Studie zur Epidemologie und Soziogenese des jugendlichen Drogenkonsums. In Paul Trappe (Hrsg.), *Social Strategies*: *Vol. 5.* Basel: ohne Verlag.

Weidmann, Max (1977b). Curriculum Vitae. Beilage zu Weidmann 1977a.

Weischer, Christoph (2004). *Das Unternehmen ‹Empirische Sozialforschung›. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland.* München: R. Oldenbourg Verlag.

Weyer, Johannes (1986). Soziologie - ein Phantomfach? Einige Konsequenzen der 1945 erfolgten Weichenstellungen für die Identität der heutigen Soziologie. In Josef Hülsdünker & Rolf Schellhase (Hrsg.), *Soziologiegeschichte. Identität und Krisen einer «engagierten» Disziplin* (S. 87-104). Berlin: Duncker & Humblot.

Weiss, Hans. (1957). *Vom Bauernhof zum Industriedorf. Einige soziologische Aspekte der industriell bedingten Veränderung einer Bauerngemeinde* (Dissertation Universität Zürich).

Werz, Nikolaus (2004). Der Beitrag Chiles zur Entwicklung der Sozialwissenschaften in Lateinamerika. In: Peter Imbusch, Dirk Messner & Detlef Nolte (Hrsg.), *Chile heute: Politik, Wirtschaft, Kultur* (S. 605-619). Frankfurt am Main: Vervuert Verlag.

Weyrauch, Erdmann (1977). Datenverarbeitung als Quellenkritik? In Paul J. Müller (Hrsg.), *Die Analyse Prozess-produzierter Daten* (S. 141-178). Klett-Cotta: Stuttgart.

Windisch, Katja (2005). Gestalten sozialen Wandels. Die Entwicklungssoziologie Richard F. Behrendts. *Social Strategies: Vol. 39*. Bern: Peter Lang.

Windisch, Uli. (1992). Quelle place et quelles questions pour la sociologie en Suisse? *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 18*(1),155-166.

Wolf, Walter (2006). Frontenbewegung. In *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2021 unter https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017405/2006-12-01/

Wolff, Stephan (1992). Die Anatomie der Dichten Beschreibung. *Soziale Welt: Zeitschrift für Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis. Sonderband 8*, 339-362.

Wüthrich, Peter (1979). Alkohol in der Schweiz: kulturelle Gebrauchsmuster und Definitionen. In SGS (Hrsg.), *Soziologie in der Schweiz: Bd. 7.* Frauenfeld & Stuttgart: Verlag Huber.

Wyss, Kurt (2018). *Zur «Randpersönlichkeit» von Peter Heintz (1968). Teil 1: Bestimmung des Begriffs.* [Blogeintrag vom 31. März 2018]. Zuletzt aufgerufen am 13. Mai 2021 unter http://www.wyss-sozialforschung.ch/kommentare/kkk-kommentare/k0171/k0171_randpersoenlichkeit.html

Wyssmann, Nils (2018). *1968 an der Uni Bern.* Zuletzt aufgerufen am 21. Februar 2021 unter https://www.journal-b.ch/de/082013/alltag/3039/1968-an-der-Uni-Bern.htm

Zahn, Ernest (1992). Zwischen Zürich und Amsterdam: René König und mein eigener Weg. In: Heine von Alemann & Gerhard Kunz (Hrsg.), *René König: Gesamtverzeichnis der Schriften. In der Spiegelung von Freunden, Schülern und Kollegen* (S.278-283). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Zeugin, Peter (1979). Soziologie – ein Studium mit schlechten Berufschancen? *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 5*(3), 416-422.

Ziegler, Albert (1983). *Worte des Gedenken bei der Beerdigung von Herrn Professor Peter Heintz.*

Zimmermann, Philip (2007). *Zum Werdegang des Schweizer Nationalökonomen Walter Adolf Jöhr: die Berufung eines Frontisten an eine Schweizer Hochschule zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung.* (unveröffentlichte Lizenziatsarbeit Universität Zürich).

Zuckmayer, Carl (2002). *Als wär's ein Stück von mir* (31. Auflage). Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.

Zürcher, Markus (1995a). *Unterbrochene Tradition - Die Anfänge der Soziologie in der Schweiz.* Zürich: Chronos.

Zürcher, Markus (1995a). Der Mythos der Gemeinschaft. Rene König als Emigrant in der Schweiz. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 47*(1), 157-165.

Zürcher, Markus (2007). Die Genese eines Malaise: Die Schweizerische Soziologie in der Nachkriegszeit. In Carline Arni, Andrea Glauser, Charlotte Müller, Marianne Rychner & Peter Schallberger (Hrsg.), *Der Eigensinn des Materials. Erkundungen sozialer Wirklichkeit. Festschrift für Claudia Honegger zum 60.*

Geburtstag (S. 243-261). Frankfurt am Main/Basel: Stroemfeld Verlag.

Zürcher, Markus (2018a). Anfänge der Soziologie in der Schweiz. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum)* (S. 65-85). Wiesbaden: Springer VS.

Zürcher, Markus (2018b). Soziologie in der Schweiz 1918-1945. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie (Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum)* (S. 207-227). Wiesbaden: Springer VS.

Zeitungsartikel:

Bunia, Remigius (2016, 24. Mai). Der Sonderweg des Ordinariats. *Frankfurter Allgemeine*. Abgerufen von https://www.faz.net/aktuell/

Die Tat (1974a, 12. Juni). Verzerrtes Bild der Schweizerfrau, S.2. Abgerufen von https://www.e-newspaperarchives.ch/

Die Tat (1974b, 26. Juni). Soziologisches Institut wehrt sich, S.2. Abgerufen von https://www.e-newspaperarchives.ch/

Auer, Felix (1974, 15. Juli). Den Soziologen ins Stammbuch: Mehr Verständlichkeit und mehr Menschlichkeit! *Der Landbote*.

Heintz, Peter (1974, 24. Februar). Strukturwandel der Weltgesellschaft. Soziologische Mutmassungen über neue Entwicklungstrends. *Neue Zürcher Zeitung*, S.37.

Berner Zeitung (2007). Uni Bern - Ja zur Soziologie. S.36.

Der Bund (1937a, 24. September). Der Fall Dr. Jöhr.

Der Bund (1937b, 26. Mai). Die Ständische Ordnung.

Ehret, Joseph (1968, 11. September). Neue Hoffnung für die Soziologie: Zur Berufung von Professor Paul Trappe. *National-Zeitung. Nr. 419*.

Freie Aargauer Zeitung (1974, 26. Juni). Bundeshaussplitter.

Geissler, Rainer (1975, 15. März). Team-Arbeit. National Zeitung.

Heintz, Peter & Walo Hutmacher (1974, 6. August 1974). Wissenschaft und Wissenschaftspolitik. Anmerkungen aus der Sicht der Soziologie. *Neue Zürcher Zeitung*.

Hirschi, Caspar (2011, 7. Februar). Es ist Zeit für eine Universitätsreform. *Neue Zürcher Zeitung*, S.31.

Höpli, Gottlieb F. (1974, 26. Oktober). Umstrittene Soziologie - Kritik unter der Lupe. *Luzerner Neueste Nachrichten.*

Hutmacher, Walo (1974, 29. September). La sociologie en Suisse est une science jeune qui n'a pas encore trouvé sa place. *Journal de Genève*.

König, Mario (1996, 12. April). René König und die verhinderte Soziologie in Zürich. *WOZ. Die Wochenzeitung,* S.22-23.

Lasch, Hendrik (2017). Sägen am Lehrstuhlbein. *Neues Deutschland*. Abgerufen von https://www.neues-deutschland.de/

Meister, Franziska (2019, 20. Juni). Ein Königreich für einen Lehrstuhl. *WOZ. Die Wochenzeitung*.

Nebelspalter (1974, 19 Juni). Soziologisches.

NZZ (Neue Zürcher Zeitung). (1950, 2. September). Weltkongress für Soziologie und Staatswissenschaften in Zürich.

NZZ. (1952, 22. September). Waadt. 22. September.

NZZ. (1955, 15. November) (Mittagsausgabe), Blatt 6

NZZ. (1959, 2. Juli). Kantone.

NZZ. (1963). Prof. Dr. von Schelting gestorben. Nummer 259, 7. Ausgabe 3.

NZZ. (1974, 6. August). Die aktuelle Lage der Soziologie in der Schweiz.

NZZ. (1975, 8. August). Die ETH Zürich angesichts der Finanzrestriktionen – Informationen aus Jahresbericht und Pressegespräch.

NZZ. (1982, 19. August). Beförderung und Titelverleihung an der ETH Lausanne.

NZZ. (1994, 3. Mai). Neuerungen und Wahlen an der Universität.

NZZ. (2013, 7. September) «Was für ein Leben» – Zum Tod des Wirtschaftshistorikers Albert Hauser.

Prerost, Irene (1969, 25. August). Professor Dr. Peter Heintz: Soziologie als strenge Wissenschaft. *Schweizer Illustrierte 35*(58), S.4.

Schmid, Hans-Bernhard (2006, 1. Juli). Sein vor Sinn. NZZ.

Schultz, Hans (1972, 25. Oktober). Richard F. Behrendt 1908-1972. *Der Bund,* S.15.

Schweizer Metall- und Uhrenarbeiter-Zeitung (1974, 28. Juni). Die Sommersession der eidgenössischen Räte: Bildung – Forschung und Viehhalterbeiträge.

St. Galler Tagblatt (1959, 16. Juni). Von der Sozialphilosophie zur empirischen Sozialforschung.

Tagblatt der Stadt Zürich (1974, 8. Juni). Soziologische Forschung bedarf der Institutionalisierung.

Weltwoche (1945, 7. Dezember). «Die Schweizer haben kein Recht, unglücklich zu sein» - Interview mit dem Soziologen Dr. René König. *13*(630), S.2.

Wettler, Peter M. (1974, 19. Juni). Soziologen. *National Zeitung.*

Websites:

Base de données des élites suisses (o.D.). Zuletzt aufgerufen am 12. Mai 2021 unter https://www2.unil.ch/elitessuisses/index.php?page=accueil

Bundesamt für Statistik (2019). *Sprachen*. Zuletzt aufgerufen am 16. Mai 2021 unter https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/sprachen-religionen/sprachen.html

Département de sociologie (2014). Développement de la sociologie à l'Université de Genève. Zuletzt aufgerufen am 30. Mai 2016. http://www.unige.ch/sciences-societe/socio/fr/bienvenue/sociologie-ge/develop/

Département de sociologie (o.D.). Institut de recherches sociologiques (IRS). Zuletzt

aufgerufen am 30. Mai 2016 unter http://www.unige.ch/sciences-societe/socio/fr/recherche/irs/index/.

Duden (o.D.) Synthese. Zuletzt aufgerufen am 12. Mai 2021 unter https://www.duden.de/rechtschreibung/Synthese

ETHZ. (2005). Liste aller Professoren. Zuletzt aufgerufen am 30. Mai 2016 unter http://www.ethistory.ethz.ch/materialien/professoren/listen/alle_profs/

ETHZ (2016a). Dozentur Soziologie. Zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2016 unter http://www.soziologie.arch.ethz.ch/de/

ETHZ (2016b). Geschichte – Zur Entstehungsgeschichte des ETH Wohnforum – ETH Case. Zuletzt aufgerufen am 15. Mai 2016 unter http://www.wohnforum.arch.ethz.ch/de/ueber-uns/geschichte

Fragnière, Jean-Pierre (o.D.). Internetseite von Jean-Pierre Fragnière. Zuletzt aufgerufen am 12. Mai 2021 unter: https://www.jpfragniere.ch/curriculum.html

Geschichte der sozialen Sicherheit (ohne Datum). *Familienpolitik unter konservativen Vorzeichen.* Zuletzt aufgerufen am 28. Januar 2021 unter https://www.geschichtedersozialensicherheit.ch/synthese#c76

Institut für Soziologie der Universität Freiburg (2015). *50 Jahre Institut für Soziologie.* Zuletzt aufgerufen am 17. Februar 2021 unter https://www.soziologie.uni-freiburg.de/50-jahre-institut-fuer-soziologie

Institut de Sciences Sociales (Ohne Datum). *Recherche.* Zuletzt aufgerufen am 1. August 2016 unter http://www.unil.ch/iss/fr/home/menuinst/recherche.html

Interculturel (o.D.). *Curriculum Vitae von Prof. Dr. Christian Giordano.* Zuletzt aufgerufen am 13. Mai 2021 unter http://www.interculturel.org/cv/cv_giordano.pdf

LEURE (o.D.). *IREC/INTER/REME – Institut de recherche sur l'environnement construit (1971-2001).* Zuletzt aufgerufen am 26. Mai 2016 unter http://leure.epfl.ch/page-74742-fr.html

Oskar Morgenstern Tagebuchedition (o.D.). Zuletzt aufgerufen am 12. Mai 2021 unter http://gams.uni-graz.at/context:ome

Schweizerische Nationalbank (o.D. a). *Paul Keller (Lebenslauf)*. Zuletzt aufgerufen am 18. Dezember 2019 unter https://www.snb.ch/de/mmr/reference/hist_bios_dm_keller/source/hist_bios_dm_keller.de.pdf

Schweizerische Nationalbank (o.D. b). *Adolf Jöhr (Lebenslauf)*. Zuletzt aufgerufen am 18. Dezember 2019 unter https://www.snb.ch/de/mmr/reference/hist_bios_dm_joehr/source/hist_bios_dm_joehr.de.pdf

Schweizerischer Nationalfonds (o.D.). *Nationale Forschungsschwerpunkte (NFS)*. Zuletzt aufgerufen am 1. August 2016 unter http://www.snf.ch/de/fokusForschung/nationale-forschungsschwerpunkte/Seiten/default.aspx.

Seminar für Soziologie (o.D.). Team. Zuletzt aufgerufen am 16. Mai 2021 unter https://sfs.unisg.ch/de/ueber-uns/sfs-team

Soziologisches Institut der Universität Zürich (o.D.). Zuletzt aufgerufen am 13. Mai 2021 unter https://www.suz.uzh.ch/de/institut.html

Universität Regensburg (o.D.). *Ehemalige Mitarbeiter.* Zuletzt aufgerufen am 13. Mai 2021 unter https://www.uni-regensburg.de/philosophie-kunst-geschichte-gesellschaft/soziologie/institutsmitglieder-mitarbeitende/lehrende/ehemalige/index.html

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Zürich (2020). Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät – eine Erfolgsgeschichte. Zuletzt aufgerufen am 20. Juni 2020 unter https://www.oec.uzh.ch/de/aboutus/organization/history.html

Zentrum für qualitative Sozialforschung (2018). Zuletzt aufgerufen am 19. Mai 2021 unter https://www.zqf.uzh.ch/de.html#:~:text=Das%20Zentrum%20wurde%202015%20gegr%C3%BCndet,F%C3%B6rderung%20der%20Methodenkompetenz&text=St%C3%A4rkung%20der%20qualitativen%20Sozialforschung%20an%20der%20Universit%C3%A4t%20Z%C3%BCrich%20und%20in%20der%20Schweiz

Lebenslauf

Niklaus Reichle ist 1986 in Jegenstorf im Kanton Bern zur Welt gekommen. Aufgewachsen in Rorschach am Bodensee absolvierte er nach dem Gymnasium in Heerbrugg das Studium der Internationalen Beziehung an der Universität St. Gallen (2006 bis 2014; Bachelor 2009 und Master 2014).

Seit seiner Jugend ist Reichle in verschiedenen Nischen im Kulturbereich aktiv. Er wirkte als Mitbegründer und -Betreiber von Kulturlokalen, veranstaltete Konzerte, spielt in verschiedenen Bands, stiess mehrere Filmprojekte an und betreibt bis heute gemeinsam mit Ronny Hunger das Schallplattenlabel «La Suisse Primitive».

Während des Studiums arbeitete Reichle als Lehrkraft an Berufsschulen, führte im Empfangs- und Verfahrenszentrum des Schweizerischen Bundesamt für Migration in Altstätten Asylverfahren durch (2009-2014) und begleitete als Projektmitarbeiter der Max Havelaar Stiftung die Einführung einer Software zur Reduktion des Pestizidverbrauchs in der Rosenproduktion in Ecuador, Kenya, Uganda und Äthiopien (2011-2018). Nach Abschluss des Bachelorstudium war Reichle erst studentischer und dann wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Soziologie der HSG bei Thomas S. Eberle (2011-2016). Sukzessive bewegte er sich weg von seinem Studienfach hin zur Soziologie und der qualitativen Sozialforschung. Gemeinsam mit Eberle führte Reichle von 2015-2016 ein Forschungsprojekt zur Geschichte der Soziologie in der Schweiz durch. In diesem gründet die vorliegende Dissertation.

Auf das Masterstudium folgte die Mitarbeit in soziologischen Forschungsprojekten an der Universität Wien (2017-2019) und der Universität St. Gallen (2017-2022). Reichle ist heute aktiv im Research Network Qualitative Methods der European Sociological Association und leitet gemeinsam mit Dr. Florian Elliker seit Januar 2018 an der Universität St. Gallen den Forschungsverbund Unexplored Realities.

Aktuell wirkt er als Lehrbeauftragter an der Fachhochschule OST (seit Juni 2016) sowie an der Universität St. Gallen (seit September 2020) tätig. Reichle ist verheiratet und Vater zweier Kinder. Gemeinsam mit seiner Familie wohnt er in St. Gallen.